Die Bueke

Ratinger und Angerländer Heimatblätter

Nr. 76 | Herausgegeben vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ | Dezember 2006

Das Rathaus des Amtes Angerland in Lintorf wurde am 9. Juli 1956 eingeweiht

Abschied

(Im Walde bei Lubowitz)

O Täler weit, o Höhen,
O schöner, grüner Wald,
Du meiner Lust und Wehen
Andächt'ger Aufenthalt!
Da draußen, stets betrogen,
Saust die geschäft'ge Welt,
Schlag noch einmal die Bogen
Um mich, du grünes Zelt!

Wenn es beginnt zu tagen,
Die Erde dampft und blinkt,
Die Vögel lustig schlagen,
Daß dir dein Herz erklingt:
Da mag vergehn, verwehen
Das trübe Erdenleid,
Da sollst du auferstehen
In junger Herrlichkeit!

Da steht im Wald geschrieben
Ein stilles, ernstes Wort
Von rechtem Tun und Lieben,
Und was des Menschen Hort.
Ich habe treu gelesen
Die Worte, schlicht und wahr,
Und durch mein ganzes Wesen
Ward' s unaussprechlich klar.

Bald werd' ich dich verlassen,
Fremd in der Fremde gehn,
Auf buntbewegten Gassen
Des Lebens Schauspiel sehn;
Und mitten in dem Leben
Wird deines Ernsts Gewalt
Mich Einsamen erheben,
So wird mein Herz nicht alt.

Joseph Freiherr von Eichendorff

Schloss Lubowitz bei Ratibor in Schlesien, der Stammsitz der Familie von Eichendorff, wurde in den letzten Kriegstagen durch Kampfhandlungen zerstört und nicht wieder aufgebaut

„Die Quecke" Begründet 1950 von Theo Volmert.
Herausgeber: Verein Lintorfer Heimatfreunde e. V.
info@lintorf-die-quecke.de · www.lintorf-die-quecke.de

Verantwortlich für die Schriftleitung: Manfred Buer, Am Speckamp 5, Ratingen-Lintorf
Für den Anzeigenteil verantwortlich: Monika Buer
Gesamtherstellung: Druckerei Preuß GmbH, Ratingen-Lintorf
Die Quecke erscheint einmal jährlich.
Nachdruck, auch auszugsweise, ist nur mit besonderer Genehmigung der Schriftleitung gestattet.
Der Druck dieses Jahrbuches wurde gefördert durch die Stadt Ratingen und
die Kulturstiftung der Sparkasse Ratingen.
Einzelpreis: € 5,00

ISSN 0930-6560

Inhaltsverzeichnis

Joseph Freiherr von Eichendorff
Abschied

Manfred Buer
Die Katastrophe im Osten
Vor 60 Jahren wurden 12 Millionen Deutsche
aus ihrer Heimat vertrieben 3

Charlotte Frohnhoff
Vertreibung aus unserer Heimatstadt Schweidnitz in
Niederschlesien im Sommer 1946 7

Frank Wächtershäuser/Martin Mende/Gotthardt Scholz
„Wir kamen alle aus einem Ort“
Ehemalige Obergörisseiffener berichten
über ihre Vertreibung aus Niederschlesien 12

Frank Wächtershäuser/Klaus Kahler
„Ich fahre sicher nie mehr dorthin“
Klaus Kahler wurde mit seiner Familie aus
Oberschlesien vertrieben 14

Gerhart Hauptmann
Trost 15

Busso Prillwitz
Eine Flucht von Ostpreußen nach Lintorf 16

Manfred Buer
„Wir sind aus der Zips“
Elisabeth Tittel berichtet von der Vertreibung ihrer
Familie aus der Slowakei und dem Sudetenland 20

Marianne Baiowa
Kindheitstage im DP-Lager Lintorf (1951 - 1955) 27

Anke Jensen-Giehler
Wo ist Heimat?
Eine Ausstellung des „Forums Fotografie“
im Medienzentrum der Stadt Ratingen 29

Hans Müskens
Homo Viator oder: Im Schatten der Rotbuche 37

Heinrich Heine
Wo? 39

Josef Schwaab/Bernhard Schwaab
Lebenserinnerungen (Schluss) 40

Manfred Buer
Von Afrika nach Texas
Ein Lintorfer als Kriegsgefangener
in den Vereinigten Staaten 51

Margot Boerakker
Brief an meinen früheren Lehrer
Friedrich Wagner in Lintorf 54

Helga Middendorf
Meine Erinnerungen an unsere ersten Jahre in
Lintorf nach der Flucht im Jahre 1946 56

Joachim Zeletzki
Die große Wohnungsnot in der Nachkriegszeit
Oder: Das Ende einer Wohnungssuche.
Ein 17-Jähriger findet seine neue Heimat: Lintorf 62

Karl Schmidt
Vor 60 Jahren 67

Ewald Dietz
Dor Knolli-Bolli, dor Knolli-Brandy odder:
De twedde Währung 69

Karl Berbuer
Trizonesien-Song 75

Michael Buhlmann
Quellen zur mittelalterlichen Geschichte
Ratingens und seiner Stadtteile:
XXI Kaiserswerther Besitz in Hasselbeck (1194) 76

Hans Müskens
Ein Kloster mitten in der Stadt
Vor 350 Jahren bezogen die Minoriten ihr
Kloster an der Lintorfer Straße 78

Lore Schmidt
Das Hexenkind 80

Bastian Fleermann
Ein rheinischer Modellstaat nach französischem Vorbild
Vor 200 Jahren entstand das Großherzogtum Berg
(1806 - 1813) 81

Bernd Bastisch
Ratingen „Rheinisch“
Vor 130 Jahren wurde auf der „Westbahn“ der
Personenverkehr aufgenommen 86

Hildegard Pollheim/Manfred Buer
Ehrung für Hanni Schorn 91

Hanni Schorn
Aus meiner Schulzeit in Ratingen
während des Hitler-Regimes 92

Tom Kannmacher
Heimat ist ein altes Wort 94

Maria Molitor
De aule Has 94

Maria Molitor
Das Thuneser Haus 95

Monika Degenhard
Die Vorfahren der Lintorfer Familien Frohnhoff
Eine Ergänzung zu dem Aufsatz in der
„Quecke“ Nr. 75 (2005), S. 115 98

Jürgen Steingen
Von Lintorfer Christen, ihren Pfarrern
und Kirchen (1. Teil) 100

Michael Lumer
Der letzte Kreuzherr aus dem Erzbistum Köln
geht in den Ruhestand
Zur Verabschiedung als Pfarrer von Lintorf und zum
Goldenen Ordensjubiläum von Pater Chris Aarts 113

Wolfgang Kannengießer
Unser Kaplan Werner Koch ist 80 Jahre geworden 120

Dietrich Bonhoeffer
Einige Glaubenssätze über das Walten
Gottes in der Geschichte 122

Hans Müskens
Den Himmel auf die Erde holen
Der Ratinger Kirchenarchitekt
Kurt Schweflinghaus (Teil 1) 123

Ursula Leffers
Eine Vision wird Wirklichkeit
Von der Heimschule zum
Franz-Rath-Weiterbildungskolleg (1956 - 2006) 128

Hans-Otto Wetzel
Sie kommen …
Kirmes in Ratingen von 1930 bis 1950 134

Maria Molitor
Kermesjeld 140

Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann
Eine deutsch-französische Freundschaft
Die Anfänge der Städtepartnerschaft Ratingens
mit der französischen Stadt Maubeuge 144

Erika Münster-Schröer
„Stolpersteine“ zur Erinnerung an ermordete
jüdische Bürger Ratingens 151

Franz Naber
Wie weit sind wir 2006 mit der Integration?
Ein Rückblick 154

Manfred Buer
„Skulptur des Dialogs“
Die Großplastik des Ratinger Künstlers
Yıldırım Denizli in Duisburg-Marxloh 156

Michael Baaske
Neu auf dem Ratinger Büchermarkt:
Es grüßen die platten Daumen –
Stadtführer nach Schülerzeichnungen 158

Gottfried Bohumil
Die „GfBH“ (Gemeinschaft für Bild Er Halt)
Der Dialog bestimmt die Gangart, oder:
ein Künstlerpaar als siamesischer Zwilling? 162

Andrea Niewerth
Ein Kulturschatz im Rheinland
Der Ratinger Poensgenpark wird 100 Jahre 166

Manfred Buer
„Ein großartiges Beispiel bürgerschaftlichen
Engagements“ – Ferdinand Trimborn
wurde Ehrenbürger der Stadt Ratingen 168

Wolfgang Amadeus Mozart
Brief an seine Frau Constanze vom 7./8. Oktober 1791 170

Julia Tillmann
Lintorf im Wandel der Zeit
Strukturwandel in Lintorf bis zur Eingemeindung
nach Ratingen (1945 - 1975) 171

Richard Baumann
Friedrich Wagner: Er hatte wahrlich eine große Seele … 185

Corinna Beck
Laudatio auf Dr. Richard Baumann zur
Verleihung des Rheinlandtalers 190

Wilma Fink
Erinnerungen an das alte Lintorf 192

Hans Lumer
50 Jahre Reitercorps Lintorf 1956 e.V. 194

Dorothee Brandenstein
30. Geburtstag der Stadtteilbibliothek Lintorf 200

Walburga Fleermann-Dörrenberg/Karin Rothenbusch
Haus Salem – das neue Altenzentrum in Lintorf 201

Maria Molitor
Dat Hus an de Böscherstroot 10 202

Hartmut Krämer
Der Himmel über Lintorf am Morgen
des 28. Oktober 2005 203

Uta Asher
Wie ein Paradies (Schluss) 204

Erhard Tittel
100 Jahre Naturschutz in Deutschland und Europa 209

Gerhard Watzel
Der Ratinger geologische Wanderweg
und andere Naturdenkmäler 214

Maria Molitor
Die „Golden Girls“ 222

Lorenz Herdt
Lengtörper Kall 224

Eva-Valentina Reinstädtler
Nachtrag zum Artikel „Essener Straße 5 –
Eine vergessene Adresse in Breitscheid“
in der „Quecke“ Nr. 75 (Dezember 2005) 228

Helmut Kuwertz
Aus den Aufzeichnungen des Höseler
Lehrers Peter Vogel
Der fünfte Lernausflug 229

Edi Tinschus
Das Kämpchen in Hösel 237

Thomas von der Bey
Motorsport in Ratingen und Umgebung (Fortsetzung) 238

Wolfgang Diedrich
Ratingen – Deutsches Mekka für die
Königsklasse der Leichtathletik
Mehrkampfmeeting schon seit 10 Jahren
sportliches Highlight im Stadion 244

Walburga Fleermann-Dörrenberg
„Hammer“ Juskowiak
Zur Erinnerung an den großen
Fußballer Erich Juskowiak 245

Harald Birkenkamp
Laudatio auf Eckhard Franken zur Verleihung
der Dumeklemmerplakette 2005 248

Bastian Fleermann
Die Ratinger Schützen trauern um ihren
Ehrenvorsitzenden Josef Keusen 250

Andreas Preuß/Peter Quack
Wie die „Quecke“ entsteht 252

Manfred Buer
In eigener Sache 258

Manfred Buer
Denkmalschutz für Haus Bethesda 262

Buchbesprechungen:

Hans Müskens
Von Aadelskar bes Zoppemetz.
Ratinger Mundartwörterbuch 267

Klaus Wisotzky
Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt-
und Regionalgeschichte, Band 9 268

Joachim Schulz-Hönerlage
Flughafenstreit.
Die Kontroverse um den Ausbau des
Düsseldorfer Flughafens von 1952
bis zum Angerland-Vergleich (1965) 269

Bastian Fleermann
Kaffeesätze.
Gedichte von Barbara Ming
mit Zeichnungen von Roswitha Riebe-Beicht 270

Bastian Fleermann
Ratingen im Jahreskreis.
Sagen, Legenden und Volksbräuche 270

* * *

Theodor Fontane
Wieder hier draußen 271

Bildnachweis 272

Die Katastrophe im Osten

Vor 60 Jahren wurden 12 Millionen Deutsche aus ihrer Heimat vertrieben

Mit dem Beginn des Zweiten Weltkrieges setzte im Osten Europas eine Flucht- und Vertreibungswelle ein, die bis dahin nicht bekannte Ausmaße annahm und bei der Millionen von Menschen ihre angestammte Heimat für immer verlassen mussten. Erfolgte diese Vertreibungswelle zunächst in west-östlicher Richtung, so endete der Zweite Weltkrieg mit der Vertreibung der Deutschen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, aus dem Sudetenland und aus anderen osteuropäischen Ländern in den Westen. Aber auch 1,7 Millionen Polen wurden aus ihren von den Sowjets annektierten Gebieten östlich des Bugs in den Westen, in die von den Deutschen verlassenen Provinzen Ostpreußen, Schlesien, Pommern und Ostbrandenburg zwangsumgesiedelt. Der Großteil dieser Vertreibungen erfolgte im Jahr 1946, also genau vor 60 Jahren.

In Presse, Rundfunk und Fernsehen wurde im Jahr 2006 an diese größte territoriale und ethnische Verschiebung in Europa und an das damit verbundene menschliche Elend erinnert. In Ausstellungen wurden die Vertreibung und das Schicksal der betroffenen Menschen dokumentiert, in Gottesdiensten gedachten die Kirchen der Opfer. Auch der traditionelle Ökumenische Friedensgottesdienst in Lintorf am 8. Mai, dem Jahrestag des Kriegsendes, stand in diesem Jahr unter dem Thema „Vertreibung". Er wurde diesmal gemeinsam mit dem Lintorfer Heimatverein vorbereitet, denn viele Flüchtlinge oder Vertriebene fanden nach dem Krieg auch in Lintorf eine neue Heimat. Einige von ihnen kamen in dem Gottesdienst zu Wort, dessen Motto lautete: „Versöhnung bringt Frieden". **Pfarrer Frank Wächtershäuser** bemerkte zum Anliegen des Gottesdienstes: „Lange Zeit war das Thema „Vertreibung" besetzt durch die Forderung nach Rückgabe oder Rückerstattung von Land und Besitz. Vor diesen Karren wollen wir uns nicht spannen lassen. Uns bewegt das Schicksal der betroffenen Menschen."

Wie konnte es zu dieser ungeheuren Katastrophe im Osten Europas kommen? Im Folgenden soll versucht werden, die historischen Fakten zu schildern und eine mögliche Erklärung zu finden für den Kreislauf aus Rassenwahn, Völkerhass und Menschenverachtung, der durch den Zweiten Weltkrieg ausgelöst wurde und alle Beteiligten dazu brachte, ungeheure Verbrechen gegen die Menschlichkeit zu begehen.

Ökumenischer
Friedensgottesdienst

Montag, 8. Mai 2006
um 19.30 Uhr

Versöhnung
bringt Frieden

60 Jahre Vertreibung

Evangelische Kirche
Lintorf, Konrad-Adenauer-Platz

Der Ökumenische Friedensgottesdienst in Lintorf wurde vor 20 Jahren von Pater Chris Aarts O.S.C. und Pfarrer Frank Wächtershäuser aus der Taufe gehoben und findet jedes Jahr am 8. Mai, dem Jahrestag des Kriegsendes statt

Am 30. September 1938 unterzeichneten in München der britische Premierminister Chamberlain, der französische Ministerpräsident Daladier, der italienische Diktator Mussolini und Hitler ein Abkommen, das die Abtretung der gesamten von Deutschen besiedelten Gebiete der Tschechoslowakei an das Deutsche Reich vorsah. Vertreter der tschechoslowakischen Regierung waren bei der Vertragsunterzeichnung nicht anwesend, sie waren auch zu den Beratungen nicht eingeladen, geschweige denn um ihre Meinung gefragt worden. Nach der Besetzung der von Deutschen bewohnten Gebiete durch die Wehrmacht verließen viele der 719.000 Bürgerinnen und Bürger tschechischer und slowakischer Nationalität, die dort gelebt hatten, erzwungenermaßen oder aus Furcht vor Unterdrückung ihre Heimat.

Unter Bruch des Münchener Abkommens ließ Hitler am 15. März 1939 den politisch und wirtschaftlich gar nicht mehr lebensfähigen Rumpfstaat der Tschechoslowakei besetzen. Der nördliche tschechische Teil wurde dem Deutschen Reich als Protektorat Böhmen und Mähren einverleibt, die Slowakei wurde zu einem deut-

Der britische Premierminister Sir Neville Chamberlain am 30. September 1938 bei seiner Ankunft auf dem Londoner Flughafen: „Und hier ist das Papier, das Hitlers Namen ebenso trägt wie den meinen.“ Chamberlain dachte, das „Münchener Abkommen“ garantiere den Frieden

schen Satellitenstaat. Jeder Widerstand der tschechischen Bevölkerung wurde mit Gewalt unterdrückt.

Als Folge der deutschen Besatzung verloren 36.000 Menschen ihr Leben.

Am 23. August 1939 schlossen Hitler und der sowjetische Diktator Stalin einen Nichtangriffspakt auf zehn Jahre. In einem geheimen Zusatzprotokoll steckten die Vertragspartner ihre künftigen Interessengebiete ab: Polen sollte geteilt, die baltischen Staaten und Finnland den Sowjets, Südosteuropa mit Ausnahme von Bessarabien den Deutschen überlassen werden.

Nach dem Überfall auf Polen am 1. September 1939 wurden der westliche Teil des Landes und der Freistaat Danzig unmittelbar mit dem Reich vereinigt. In diesen Gebieten lebten 8,6 Millionen Polen, aber nur 640.000 Deutsche. Der Mittelteil Polens wurde als „Generalgouvernement” ein Nebenland des Deutschen Reiches. Sofort nach dem Sieg der Deutschen wurde mit Umsiedlungsaktionen begonnen. 1,2 Millionen Polen aus den neuen deutschen Gebieten wurden in das Generalgouvernement abgeschoben, in ihren Höfen und auf ihrem Land wurden „Volksdeutsche” aus den baltischen Ländern, aus Ostpolen und aus Rumänien angesiedelt. 20.000 Angehörige der polnischen Führungsschicht wurden umgebracht, die Polen wurden in ihrem eigenen Land als Sklavenvolk behandelt, ihr Grundeigentum wurde konfisziert, viele wurden zur Zwangsarbeit nach Deutschland geschickt.

Ähnlich verfuhren die Sowjets, nachdem sie Ostpolen bis zum Bug besetzt hatten. Auch hier wurde die Führungsschicht ermordet oder nach Sibirien deportiert. Von den 13 Millionen Einwohnern Ostpolens waren über fünf Millionen Menschen mit polnischer Muttersprache.

Schon auf der Konferenz von Teheran Ende 1943 hatten die Alliierten beschlossen, die polnischen Grenzen nach dem gewonnenen Krieg zugunsten der UdSSR und zu Lasten Deutschlands zu verschieben. Das „Potsdamer Abkommen” vom August 1945 legte dann endgültig fest, dass Nord-Ostpreußen unter sowjetische und alle anderen deutschen Gebiete östlich der Oder-Neiße-Linie unter polnische Verwaltung kommen sollten. Ferner wurde die Ausweisung, genauer: Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus Osteuropa und aus den deutschen Ostgebieten verfügt, und zwar „in geordneter und humaner Weise”. Diese Umsiedlung sollte innerhalb der neuen Grenzen Frieden stiften und Minderheitenprobleme ein für allemal bereinigen.

Kaum jemand hatte in den östlichen Nachbarländern Mitleid mit den von der Vertreibung betroffenen Deutschen. Zu groß waren die Leiden, die ihnen nationalsozialistischer Germanisierungswahn und deutsche Besatzungspolitik in den Jahren des Zweiten Weltkriegs zugefügt hatten. Die tschechische und die polnische Bevölkerung übten Rache. So war vor allem die erste Welle der Vertreibung bis zum „Potsdamer Abkommen” in beiden Ländern von großem Leid gekennzeichnet. Es

Der sowjetische Außenminister Molotow zeigt Stalin den unterschriebenen Nichtangriffspakt mit dem Deutschen Reich. In der Mitte Reichsaußenminister von Ribbentrop, links daneben der sowjetische Generalstabschef Schaposchnikow

Etwa zwei Millionen Deutsche verloren bei Flucht und Vertreibung ihr Leben.

Insgesamt wurden bis 1947 etwa 2,9 Millionen Deutsche aus der Tschechoslowakei ausgesiedelt. In der Regel durften sie pro Person 30 bis 50 Kilogramm Gepäck und Nahrungsmittel für drei bis sieben Tage mitnehmen. 220.000 Deutsche blieben nach dem Ende der Vertreibung im Lande, vor allem Deutsche in Mischehen mit Tschechen und produktionswichtige Arbeitskräfte.

Aus den deutschen Ostgebieten waren viele Menschen schon im Herbst 1944 vor der herannahenden Roten Armee geflohen. Ein großer Teil war jedoch nach Beendigung der Kampfhandlungen wieder in die früheren Wohngemeinden zurückgekehrt. Im Sommer 1945 befanden sich noch 5,6 Millionen Deutsche im polnischen Herrschaftsbereich.

Die erste große Vertreibungswelle im Juni/Juli 1945, also noch vor dem „Potsdamer Abkommen" betraf zwischen 200.000 bis 300.000 Menschen. Innerhalb kürzester Frist wurden sie zum Abmarsch befohlen und in Marschkolonnen zu den Grenzflüssen Oder und Neiße getrieben. Dabei kam es zu brutalen Übergriffen und katastrophalen Verhältnissen an den

Die Vertreibung der Sudetendeutschen. *Bericht einer Frau aus Freiwald (Fryvaldóv, Tschechische Republik):*

Am 26. Juli 1945 kamen plötzlich drei bewaffnete tschechische Soldaten und ein Polizist in meine Wohnung, und ich musste dieselbe binnen einer Stunde verlassen. Ich durfte gar nichts mitnehmen. Wir wurden auf einen Sammelplatz getrieben. (…) Unter starker Bewachung mussten wir (…) viele Stunden warten, gegen Abend wurden wir unter grässlichen Beschimpfungen und Peitschenschlägen aus dem Heimatort fortgeführt. (…) Es wurde uns (…) nicht gesagt, was mit uns geschehen soll, bis wir am 2. 8. 45 zum Bahnhof mussten und auf offene Kohlenwagen (…) verladen wurden. Während der Fahrt regnete es in Strömen. (…) Die Kinder wurden krank und ich wusste mir vor Verzweiflung keinen Rat. Nach zwei Tagen wurden wir in Teschen ausgeladen.

gab Lynchmorde und grausame Exekutionen, allein aufgrund des Vorwurfs, deutsch zu sein. Brutale Misshandlungen, Vergewaltigungen und Raub der ohnehin schon wenigen Dinge aus persönlichem Besitz, die einem gelassen wurden, waren an der Tagesordnung.

Der britische Premierminister Sir Winston Churchill, der amerikanische Präsident Harry S. Truman und Josef Stalin im Juli 1945 vor dem Eingang von Schloss Cecilienhof in Potsdam

Grenzübergangsstellen in die sowjetisch besetzte Zone Deutschlands. Bis Ende des Jahres 1945 hatten die polnischen Behörden weitere 400.000 Menschen über die Oder-Neiße-Linie geschickt. Im Laufe des Jahres 1946 erfasste die Vertreibung etwa zwei Millionen Deutsche. Im Winter 1946/47 folgte dann noch eine vierte Welle. Die 500.000 Betroffenen waren bis dahin zur Zwangsarbeit in polnischen bzw. sowjetischen Lagern eingesetzt. Etwa 1,2 Millionen ehemals deutsche Staatsbürger blieben im Land, zumeist wertvolle Arbeitskräfte, der größte Teil davon in Oberschlesien. In die von den Deutschen verlassenen Städte und Dörfer in Schlesien, Pommern und Ostpreußen wurden fast zwei Millionen Polen umgesiedelt, die von den Sowjets aus dem ehemaligen Ostpolen vertrieben worden waren. So leben in Breslau und Umgebung viele Nachkommen von vertriebenen Polen aus Lemberg in Galizien (heute: Ukraine). Sie werden genauso unter dem Verlust ihrer Heimat gelitten haben wie die vertriebenen Deutschen. Mehr als drei Millionen Menschen wurden aus Zentralpolen in die ehemaligen deutschen Ostgebiete umgesetzt. Auch sie kamen jetzt in eine fremde Umgebung und sie wussten nicht, wie lange sie dort bleiben konnten.

Zu den Vertriebenen aus den früheren deutschen Gebieten in Polen, dem Sudetenland und der Slowakei kamen 200.000 Deutsche aus Ungarn, 300.000 Deutsche aus Jugoslawien und 250.000 Deutsche, die aus Rumänien vertrieben wurden.

Es war ein großes organisatorisches Problem, die Vertriebenen in den vier Besatzungszonen aufzunehmen. Ein Großteil der Häuser und Wohnungen war im Krieg zerstört worden, und die Ernährungslage war katastrophal. Am 20. November 1945 beschloss der Alliierte Kontrollrat folgende Aufteilung der Vertriebenen auf die Besatzungszonen:

Von den 3,5 Millionen Deutschen aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten sollten 2 Millionen in der sowjetischen und 1,5 Millionen in der britischen Zone Aufnahme finden. Die 3,15 Millionen Vertriebenen aus der Tschechoslowakei, aus Ungarn und anderen Ländern sollten in der sowjetischen (750.000), der amerikanischen (2,25 Millionen) und der französischen Zone (150.000) angesiedelt werden.

Bei der ersten Volkszählung am 29. Oktober 1946 befanden sich in den vier Besatzungszonen über 9,5 Millionen aus ihrer Heimat vertriebene Deutsche. Bis zum 1.September 1950 hatte sich allein in den drei Westzonen diese Zahl noch einmal um 2 Millionen erhöht. Das entsprach einem Anteil von 16,5 Prozent der Gesamtbevölkerung.

Auch in Lintorf fanden viele Vertriebene nach dem Krieg eine neue Heimat. Sie kamen vor allem aus Schlesien, aber auch aus Ostpreußen und dem Sudetenland.

Nicht immer wurden sie von der einheimischen Bevölkerung freundlich aufgenommen. So wurde Rektor Friedrich Wagner, als er im November 1950 die Leitung der Evangelischen Schule (heute: Eduard-Dietrich-Schule) übernahm, als Erstes gefragt: „Sie sind doch hoffentlich kein Ostler?"

Manfred Buer

Im Jahre 1950 hatte Lintorf 6.263 Einwohner. Davon waren 688 Heimatvertriebene. Das entspricht einem Bevölkerungsanteil von etwa 11%.

(Aus „Der Landkreis Düsseldorf-Mettmann", Aloys Henn Verlag, Ratingen 1952)

Der Zweite Weltkrieg und die Westverschiebung Polens *führte auch zur Vertreibung polnischer Bürger. Ein Pole aus Lemberg berichtet, wie er in Danzig ein Haus zugewiesen bekam, in dem sich die deutsche Besitzerin noch aufhielt.*

„Ich wollte etwas zu der Deutschen sagen, aber die Sprache versagte mir ihren Dienst. Ich bemerkte, dass die Deutsche weinte, etwas zu mir oder auch zu sich selbst sagte und ihre Sachen packte. Ich sah ihr zu, wie sie von der Wand kleine Porträts von Jungen und Mädchen und eines älteren Mannes abnahm. Sie wischte sie ab, sprach etwas zu ihnen und presste sie an ihre Brust.

In diesem Moment brauchte ich kein Deutsch zu verstehen, denn ich empfand ihr Weinen und Tun sehr deutlich. Niemand musste mir erklären, was ich sah. Ich fühlte, was diese unbekannte Frau durchmachte. Sie erlebte das, was ich schon hinter mir hatte."

Quellen:

1) „Das Dritte Reich - Seine Geschichte in Texten, Bildern und Dokumenten", Band I, Kurt Desch-Verlag 1964
2) „Entdecken und Verstehen", Geschichtsbuch für Realschulen, Band III, Cornelsen 1996
3) „Unsere Heimat ist uns ein fremdes Land geworden - Die Deutschen östlich von Oder und Neiße 1945 - 1950", herausgegeben von Wlodzimierz Borodziej und Hans Lemberg, Marburg 2000
4) „Informationen zur politischen Bildung", herausgegeben von der Bundeszentrale für politische Bildung:
   Heft 56/57 (1957) „Die Sudetendeutschen"
   Heft 273 (2001) „Polen"
   Heft 276 (2002) „Tschechien"

Deutschland 1948

Adresse an die Großmächte

Man kann ganz ruhig drüber sprechen:
Auch wenn ihr die Kausalitäten verehrt
und wenn ihr der krassen Gerechtigkeit huldigt, –
neue Dummheiten werden durch alte Verbrechen höchstens erklärt,
bestimmt nicht entschuldigt.

Erich Kästner

Die Vertreibung aus unserer Heimatstadt Schweidnitz in Niederschlesien im Sommer 1946

Ich wurde 1931 im niederschlesischen Schweidnitz (heute: Świdnica) an der Weistritz geboren und bin dort auch aufgewachsen. Schweidnitz liegt ca. 45 km südwestlich von Breslau in der weiten Ebene des Sudetenvorlandes. Vor dem Krieg war es eine bedeutende Kreis- und Garnisonstadt mit etwa 50.000 Einwohnern. Obwohl die Stadt im Zweiten Weltkrieg unversehrt blieb, ist vieles von der alten Bausubstanz heute in schlechtem Zustand. Beträchtliche Schäden verursachte die sowjetische Besatzung. Außer dem sehenswerten Rathaus von 1720 gibt es in Schweidnitz zwei wunderschöne alte Kirchen. Die evangelische Friedenskirche wurde in den Jahren 1656/57 erbaut, als Schweidnitz noch zu Österreich gehörte. Nach außen als schlichtes Fachwerkhaus errichtet, befindet sich im Inneren eine riesige, prächtige Barockkirche mit 3.000 Sitz- und 4.500 Stehplätzen. Im katholischen Österreich durften evangelische Kirchen damals nur außerhalb der Stadtmauern, ohne Turm und ohne Glocken errichtet werden. Als Baumaterial mussten Holz, Lehm, Sand und Stroh verwendet werden, Steine waren verboten. Seit 2001 gehört die Friedenskirche zum UNESCO-Weltkulturerbe. Ich wurde in dieser herrlichen Kirche getauft und konfirmiert.

Im Innern der Friedenskirche verbirgt sich ein pächtiger Barockbau

Die evangelische Friedenskirche in Schweidnitz (Südseite). Auf dem Friedhof sind noch einige deutsche Grabsteine vorhanden

Wahrzeichen der Stadt ist die katholische Pfarrkirche Sankt Stanislaus und Wenzeslaus. Mit 103 Metern hat sie den höchsten Kirchturm Schlesiens. Er befindet sich an der Südecke der gewaltigen Westfassade des Kirchenschiffes und trägt eine Renaissance-Haube. Mit dem Bau des Kirchenschiffes wurde um 1330 begonnen. Von der Mitte des 16. Jahrhunderts bis 1644 war die Kirche protestantisch. Berühmt ist der spätgotische Marienaltar. Er zeigt den Tod Mariens und wurde von einem Veit Stoß-Schüler geschnitzt.

Meine Großeltern besaßen in Schweidnitz ein Fahrradgeschäft. Im gleichen Haus befand sich auch die Wohnung meiner Eltern, in der ich groß wurde.

Ostern 1938 wurde ich eingeschult. Gleich in den ersten Monaten nach der Einschulung wurden in der Schule Luftschutzübungen durchgeführt. Erst gab es einen riesigen Knall, als ob eine Bombe einschlägt. Wir mussten sehr schnell, aber ohne Panik, die Klassenräume verlassen und die Kellerräume aufsuchen. Diese waren alle abgedunkelt. Jede Klasse hatte einen bestimmten Platz einzunehmen. Wir hatten alle Angst, wir waren ja doch im ersten Schuljahr. Man hat uns auch gezeigt, wie man Brandbomben löschen kann. Wahrscheinlich war der Krieg, der 1939 anfing, 1938 schon in Vorbereitung.

Blick von Osten auf die katholische Pfarrkirche St. Stanislaus und Wenzeslaus mit dem höchsten Kirchturm Schlesiens (103 m)

Ich kann mich auch noch gut an den 9. November 1938 erinnern. Es war ein herrlicher Sonnentag, sehr kalt, Frost, aber kein Schnee. Wir hörten von Nachbarn, dass die Synagoge brennt. Von uns aus waren es vielleicht nur 150 Meter zu gehen. Mein Vater ging mit mir hin. Als wir dort waren, brannte die Synagoge schon lichterloh. Die Feuerwehr war da, gelöscht wurde aber nicht, nur die großen Bäume wurden nass gespritzt. Ich sagte zu meinem Vater: „Die löschen ja gar nicht!" Aber er hat nicht geantwortet. Es waren noch viele Menschen dort. Es war trotzdem ganz still, niemand hat etwas dazu gesagt. Als Kind in meinem Alter versteht man solch eine Situation sowieso nicht. Man hörte zu dieser Zeit schon mal Gespräche von Erwachsenen mit, in denen gesagt wurde, verschiedene jüdische Geschäftsleute hätten die Stadt verlassen oder auch jüdische Ärzte. Öffentlich wurde nie darüber gesprochen.

An den 1. September 1939 kann ich mich auch noch gut erinnern. Als ich mittags aus der Schule kam, sagte meine Mutter zu mir: „Ab heute haben wir Krieg, da wird sicher manches anders werden." Es wurde täglich in den Nachrichten davon gesprochen, wie viele Soldaten gefallen waren. Ich habe erst gar nicht begriffen, dass „gefallen" eben den Tod meint. Mein Vater wurde auch eingezogen, meine Mutter wurde Briefträgerin. Ich war Schlüsselkind, jetzt war der Krieg in vollem Gange. Ab 1943 wurde unser Schulgebäude als Lazarett gebraucht. So hatten wir Schüler im Wechsel mal vormittags und die andere Schule nachmittags Unterricht. Es kam jeden Tag ein langer Lazarettzug in Schweidnitz an.

Statt Schulunterricht hatten wir oft Ernteeinsätze auf großen Gütern.

In der Bildmitte das Haus, in dem unsere Autorin aufwuchs, mit dem Fahrradgeschäft der Großeltern

Bei einem Einsatz bei der Kartoffelernte wurden wir von einem Flugzeug mit Bordwaffen beschossen. Die Flieger waren einfach da, ohne Alarm. Wir haben uns unter die Wagen verkrochen, es ging gut. Bei der Zuckerrübenernte wurden wir auch eingesetzt, das war schwere Arbeit. Zuckerrüben sitzen sehr fest, man sollte die Rüben ja vollständig herausheben und nicht abreißen.

In der Handarbeitsstunde in der Schule stopften wir ganze Säcke von Strümpfen für die Soldaten. Nadel und Schere mussten wir von zuhause mitbringen. Es gab ja im Krieg eben fast nichts. Die Strümpfe, die ganz große Löcher hatten, haben wir aufgeribbelt und die anderen damit gestopft.

Im November 1944 war es mit der Schule vorbei, es gab kein Lehrpersonal mehr. Das Kriegsende war ja schon fast zu ahnen. Die Ostfront war nicht mehr zu halten. Im Dezember 1944 kamen die ersten Trecks aus Ostpreußen durch Schlesien. Im Januar 1945 kamen dann auch immer mehr Flüchtlinge aus dem Warthegau. Die Stadtverwaltung von Schweidnitz prüfte, wer Flüchtlinge aufnehmen konnte. Wir bekamen eine Frau mit fünf Kindern, das sechste sollte bald geboren werden. Diese Frau hatte gar nichts außer ihrer Handtasche. Wo sie herkam, war die Front in Auflösung geraten, die Familie wurde einfach auf ein Auto verladen, ohne irgendein Gepäck, und nach Schlesien gebracht. Schule hatte ich ja keine mehr, so konnte ich helfen, auch bei Behörden usw. Aber es dauerte nur ein paar Wochen. Ende Januar oder Anfang Februar wurden diese Flüchtlinge aufgefordert, die Stadt wieder zu verlassen. Es wurden Züge bereit gestellt, und die Flüchtlinge wurden in das Sudetenland gebracht. Die meisten Züge hatten Komotau als Ziel.

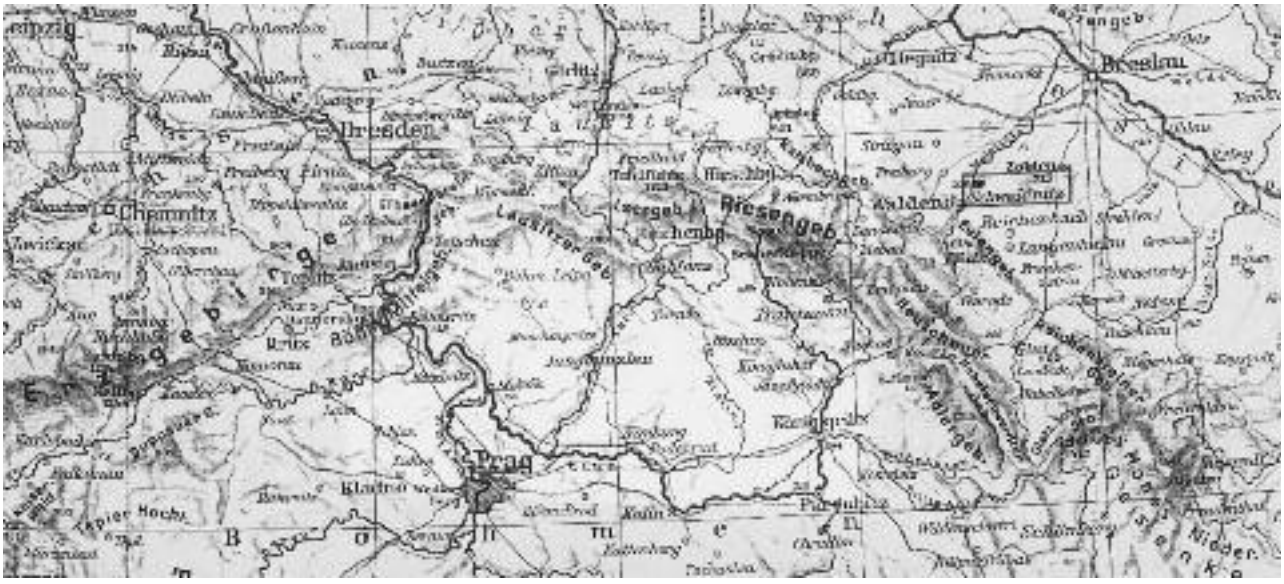
Als die Flüchtlinge fast alle weg waren, wurden auch wir aufgefordert, die Stadt zu verlassen. Lautsprecherwagen sind durch die Straßen gefahren und haben darauf hingewiesen, dass an bestimmten Stellen Busse bereit gestellt würden und auch Züge. Die Züge bestanden aus offenen Güterwaggons. Zu dieser Zeit war Breslau schon zur Festung erklärt

worden. Von Schweidnitz war die Kampflinie etwa 20 km entfernt, das wurde durch den Rundfunk bekannt gegeben. Meine Mutter hatte sich entschlossen, Schweidnitz mit der Familie zu verlassen. Wir hatten Verwandte in Dresden, dort sollte der Treffpunkt für die Familie sein, falls man getrennt wurde. Eine Schwester meiner Mutter mit zwei Kindern und deren Schwiegereltern hatten sich mit uns verabredet, gemeinsam mit dem Zug nach Dresden zu unseren Verwandten zu fahren. Es war der 12. Februar 1945 und es war sehr kalt. Als wir gegen 16 Uhr zum Bahnhof kamen, stand dort ein Zug mit offenen Güterwaggons. Wir waren nicht allein, es kamen noch viele andere Menschen. Als wir etwa eine Stunde in den Wagen gehockt hatten, kam eine Durchsage, dass der Zug wegen dauernder Luftangriffe auf der Strecke nach Dresden nicht fahren konnte. Dem Schwiegervater meiner Tante ging es gesundheitlich schlecht, und wir entschieden uns, gemeinsam wieder auszusteigen. Wir sind dann alle in die Wohnung der Schwiegereltern gegangen. Schlafen konnten wir nicht. Artilleriefeuer hatte eingesetzt, die Abschüsse waren die ganze Nacht zu hören. Fenster und Türen vibrierten ständig. Meine Mutter entschloss sich in der Nacht, mit uns am nächsten Tag den Bus zu nehmen und in Richtung Riesengebirge zu fahren, wo mein Vater mit seiner Einheit stationiert war. Gegen 14 Uhr sind wir dann zur Bushaltestelle gegangen, es waren schon viele Menschen dort. Als wir gerade unser Handgepäck abgestellt hatten, kamen ganz plötzlich Tiefflieger. Sie warfen Bomben und schossen mit ihren Bordwaffen. Ein großes Haus auf der anderen Straßenseite fiel in sich zusammen. Steine und Dreck flogen durch die Luft, Menschen schrien. Jemand rief: „In den Keller vor dem Landgerichtsgebäude!" Viele rannten, es waren noch 30 bis 40 Meter bis zum Keller. Ich konnte nicht, ich hatte einen Schock. Als ich wieder gehen konnte, krachte es immer noch. Als ich die Kellertür erreicht hatte, fiel wieder eine Bombe. Ich bekam einen Stoß von der Druckwelle, dann war ich drin im Keller. Die Tür war gerade zu, da wurde sie von draußen wieder aufgerissen. Es rief jemand Krankenschwestern und Sanitäter heraus. Auf der Straße lagen viele Verletzte. Wir blieben im Keller, bis man nichts mehr hörte. Entwarnung gab es nicht. Unser Gepäck stand noch auf der Straße, auch das von allen anderen. Dann sahen wir, dass mein Großvater (der Vater meiner Mutter) dort stand. Er wusste, dass wir von dort abfahren wollten, und hielt wegen des Angriffs Ausschau nach uns. Er nahm uns mit nach Schönbrunn, drei Kilometer von Schweidnitz entfernt. Die gesamte Dorfgemeinschaft wollte am nächsten Tag mit Pferd und Planwagen aufbrechen in Richtung Waldenburg. Als wir in Schönbrunn ankamen, wo meine Großeltern wohnten, war das Nachbargrundstück meiner Großeltern als Hauptverbandsplatz eingerichtet worden. Die Front kam immer näher.

Wir sind dann alle am nächsten Tag losgetreckt. Zwei Tage brauchten wir bis Reussendorf bei Waldenburg, es ist eine Bergstrecke. Die Planwagen waren voll beladen. Meine Großmutter hatte auch Ziegen und Hühner mitgenommen. Wir lebten in Reussendorf bei einem Bauern, bis der Krieg zu Ende war. Einen Tag vor Kriegsende kam ein Trupp deutscher Soldaten durch den Ort, etwa 100 Mann, ohne Waffen, zum Teil mit kleineren Verletzungen. Sie wollten über die Grenze in das Sudetenland und forderten uns auf mitzukommen. Der Russe sei in ein paar Stunden da. Aber niemand ist mitgegangen.

Das waren meine Erlebnisse im Krieg. Wir waren ja in Deutschland zu dieser Zeit fast alle betroffen. Man kann nur für die Zukunft hoffen, dass es keine Kriege mehr geben wird.

Als der Krieg beendet war, kamen wir von Reussendorf bei Waldenburg zurück in unsere Wohnung nach Schweidnitz. Alle Wohnungen im Haus waren geplündert worden, der Inhalt sämtlicher Schränke und Schubladen lag auf dem Fußboden. Wir wurden jetzt von Polen verwaltet. Alle Deutschen mussten eine acht Zentimeter breite weiße Binde am linken Oberarm tragen. Man war zuhause, wurde aber nur noch geduldet. Die Stadt hatte am Ende des Krieges etwa 40.000 Einwohner. Viele



Viele Schlesier flohen im Frühjahr 1945 vor den herannahenden sowjetischen Truppen

Bewohner waren ja noch vor Kriegsende geflüchtet und nicht mehr zurückgekommen. Schulunterricht für deutsche Kinder gab es nicht. Deutsches Geld war kein Zahlungsmittel mehr, nur noch Zloty. Es wurden immer mehr polnische Familien in der Stadt angesiedelt. Sie zogen zunächst in die Wohnungen, die von den Deutschen verlassen worden waren. Auch die Geschäfte wurden von Polen neu eröffnet. Die Stadt wurde wieder lebendig. Für uns war es schwer, auch wegen der Sprache. Es waren ja nicht nur Polen in der Stadt, sondern auch viele russische Soldaten mit ihren Familien. Wir Deutschen waren in der Minderheit. Wir wussten gar nicht, ob wir dort bleiben konnten, wir waren vom übrigen Deutschland abgeschnitten. Deutsche Zeitungen oder Radiosendungen gab es auch nicht. Im Jahre 1946 gab es immer wieder Gerüchte, wir kämen woanders hin, aber niemand wusste etwas Genaues. Mitte Juli 1946 wurde dann plötzlich ohne Vorankündigung der erste Transport zusammengestellt und auf die Reise geschickt. Unsere Straße und noch einige andere Schweidnitzer waren zwei Tage später an der Reihe. Einen Tag vorher wurde ein Plakat an die Haustüren geklebt. Darauf stand, dass wir am nächsten Tag um 8 Uhr mit Handgepäck auf der Straße zu stehen hätten, sonst keine näheren Angaben. Als es dann losging, war es 9 Uhr. Voran gingen einige Polen, es war ein langer Treck, ungefähr 1.700 Menschen. Es ging in Richtung Bahnhof Schweidnitz-Niederstadt, das liegt von der Stadtmitte, in der wir wohnten, etwa vier Kilometer entfernt. Es waren auch kleine Kinder dabei. Wir hatten den 20. oder 21. Juli 1946, und es war sehr heiß. Als wir am Bahnhof angekommen waren, schickte man uns alle zusammen in eine leere Halle. Dort mussten wir den Rest des Tages und die Nacht verbringen. Zu essen gab es nichts. Vor der Halle war ein Wasserhahn, dort haben wir unser Wasser geholt. Meine Mutter hatte während der letzten Kriegszeit Brot in Scheiben geschnitten, gewürfelt und dann getrocknet. Dieses Brot haben wir, mit Wasser angefeuchtet, gegessen. Das ist ein Genuss, wenn man gar nichts anderes hat.

Am nächsten Morgen mussten wir dann einzeln durch die Kontrolle, man wurde registriert mit Namen und Adresse. Das Gepäck wurde auch kontrolliert, manches wurde noch herausgenommen. Es standen schon Güterwaggons für uns bereit. Nach der Kontrolle mussten wir einsteigen, 36 Personen mit Handgepäck je Waggon. Es hat den ganzen Tag gedauert, bis wir alle verladen waren. Während der nächsten Nacht stand der Zug auch noch. Es ging erst am nächsten Tag los. Pro Tag fuhren wir dann etwa 100 Kilometer. Nachts stand der Zug, er wurde außerhalb von Ortschaften in einer ländlichen Gegend abgestellt. So ging das sieben Nächte lang. Fast in jeder Nacht gab es Überfälle von Banden. Die stiegen in die Waggons und haben geplündert. Wir hatten Glück, in unseren Waggon ist keiner reingekommen. Es fielen auch Schüsse. Am achten Tag vormittags sah ich, dass wir durch den Bahnhof von Magdeburg fuhren. Ich dachte, jetzt müssten wir doch bald am Ziel sein. An diesem Tag erreichten wir dann unser erstes Ziel: Marienborn. Wir durften aussteigen. Wir wurden entlaust, ein Pulver wurde auf den Kopf und unter die Kleidung geblasen, und wir hatten alle graue Haare. Wieder wurden wir registriert, bekamen etwas zu essen, und es ging auch noch am selben Tag weiter. Wir wurden nach verschiedenen Zielen aufgeteilt. Jetzt fuhren wir in Personenwagen ohne Sitzbänke, auch viele Scheiben waren kaputt. Es war ja erst 1946, und vieles war noch vom Krieg zerstört. Es ging nach Stadthagen in Niedersachsen. Dort wurden wir in kleinere Gruppen aufgeteilt und mit Autos weiterbefördert. Wir kamen mit 25 anderen Personen nach Röcke bei Bückeburg. Zunächst wurden wir in einem Gasthaus-Saal mit Strohlager untergebracht. Wir wurden auch verpflegt. Draußen im Hof war eine Pumpe, da konnten wir uns waschen. Die Gemeindeverwaltung musste uns dann irgendwo unterbringen. Das war gar nicht so einfach, denn die Familien, die uns aufnehmen sollten, waren ja gezwungen, ein Zimmer abzutreten. Bis wir alle verteilt waren, dauerte es eine Zeit.

Sonderbefehl

für die deutsche Bevölkerung der Stadt Bad Salzbrunn einschliesslich Ortsteil Sandberg

Auf Befehl der Polnischen Regierung wird befohlen:

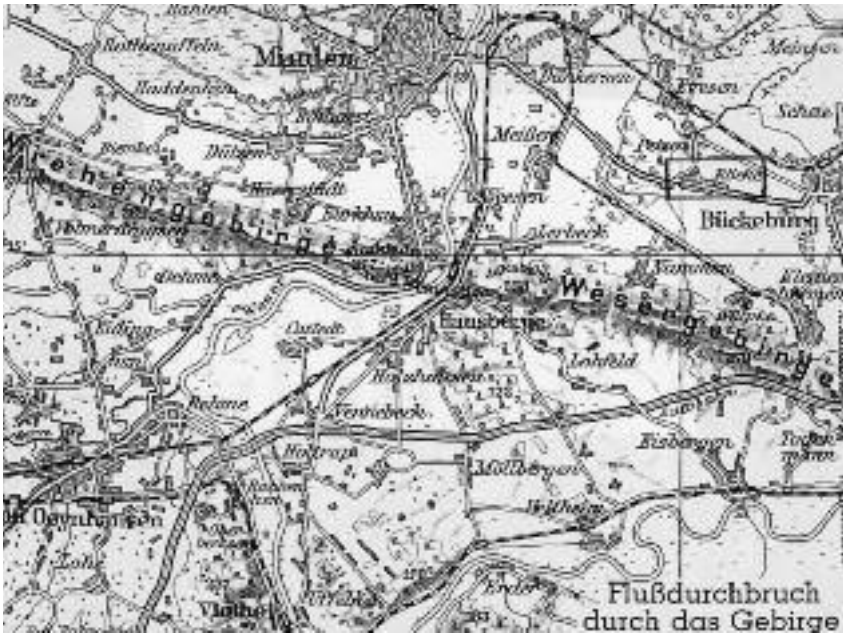
Der an die Haustüren geklebte Ausweisungsbefehl aus Bad Salzbrunn bei Waldenburg in Niederschlesien. Es ist der Geburtsort Gerhart Hauptmanns

Nach ungefähr zwei Wochen bekamen meine Mutter und ich eine Adresse, wo wir uns melden sollten. Es war ein landwirtschaftlicher Betrieb mit Gärtnerei für Gemüseanbau. Als wir dort hinkamen, sagte man uns, es würden keine Flüchtlinge aufgenommen. Wir gingen zu unserem Strohlager zurück. Nach ein paar Tagen bekamen wir die gleiche Adresse noch einmal. Diesmal sagte uns die Frau des Hauses: „Wir wollen zwar keine Flüchtlinge, aber man hat uns gezwungen". Meine Mutter und ich bekamen einen ganz kleinen Raum von 3,5 x 3,5 Metern. Es war ein ehemaliger Verkaufsraum für Fleischwaren. An der einen Wand waren noch die Fleischerhaken, und die Wand war feucht, das Wasser lief an ihr herunter. Es gab ein Fenster. Im Raum standen ein Bett, ein Nachttisch, ein eintüriger Kleiderschrank, ein Tisch und zwei Stühle. Gegenüber der Wand mit den Fleischerhaken stand noch die Verkaufstheke. In den ersten Monaten hatten wir keinen Ofen zum Kochen. Es gab in dem Haus einen Raum, in dem die Kartoffeln für das Schweinefutter gekocht wurden. Auf diesem Ofen durften wir unser Essen auch kochen.

Mein Vater kam 1949 aus russischer Kriegsgefangenschaft zurück. Ich habe dann Arbeit in Bückeburg gefunden. 1950 oder 1951 wurde dann umgesiedelt. Man konnte sich melden, wenn man innerhalb der Bundesrepublik

Für Heimatvertriebene errichtetes Mietshaus am Gratenpoet in Tiefenbroich

in ein anderes Bundesland oder in die Nähe von Verwandten umgesiedelt werden wollte. Meine Eltern und ich, wir haben uns gemeldet. Wir wollten in die Nähe einer größeren Stadt. Es hat dann noch bis Ostern 1953 gedauert, bis es soweit war. Wir wurden mit Auto und Bahn nach Hannover-Laatzen gebracht, dort war Sammelpunkt. Als wir ankamen, waren schon viele Menschen da von Holstein und auch von Bayern. Wir wurden verpflegt, dann wurden Gruppen gebildet für die jeweilige Richtung. Wir wussten ja schon, dass wir nach Ratingen kamen. Etwa 20 bis 25 Personen hatten das gleiche Ziel. Am Abend wurden wir in den Zug gesetzt und sollten bis Hamm in Westfalen fahren. Dort sollten wir im Wartesaal übernachten und morgens mit dem ersten Zug um 5 Uhr bis Ratingen-West fahren. Der Zug wurde in Hamm eingesetzt. Wir stiegen ein, bevor die anderen Fahrgäste kamen. Als sie später sahen, dass wir ihre Plätze bereits belegt hatten, murmelten sie: „ Flüchtlinge!"



Als wir in Ratingen-West ankamen, war niemand von der Stadtverwaltung am Bahnhof. Man hatte uns gesagt, wir würden abgeholt und gleich in die für uns vorgesehenen Wohnungen gebracht. Wir sind dann zum Rathaus gegangen. Dort sagte man uns, wir seien zu früh gekommen, die Wohnungen seien noch nicht fertig. Wir wurden dann zur Jugendherberge gebracht und haben dort gewohnt, bis die Wohnungen fertig waren.

Die Wohnungen für die Umsiedlerfamilien waren am Gratenpoet in Tiefenbroich errichtet worden, gegenüber vom alten Sportplatz. Unsere neuen Nachbarn hatten wir ja schon in der Jugendherberge kennengelernt.

Inzwischen lebe ich seit 53 Jahren hier in Ratingen, ich bin schon lange eingebürgert und ich fühle mich wohl hier. Aber man erinnert sich gerne mal an die alte Heimat.

Charlotte Frohnhoff

Im ökumenischen Friedensgottesdienst, der am 8. Mai 2006 in der Evangelischen Kirche am Konrad-Adenauer-Platz in Lintorf stattfand, wurden auch mehrere Zeitzeugenberichte von Vertriebenen verlesen, die 1945 oder 1946 aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten nach Lintorf gekommen waren. Zwei dieser Berichte wurden von ***Pfarrer Frank Wächtershäuser*** *aufgezeichnet. Im ersten der beiden Berichte schildern* ***Martin Mende*** *und* ***Gotthardt Scholz*** *aus* ***Obergörisseiffen,*** *einem kleinen Ort in der Nähe der Kreisstadt Löwenberg in Niederschlesien, die Flucht ihrer Familien, die Rückkehr in den Heimatort und die endgültige Vertreibung im Jahre 1946. Etwa 15 Familien aus Obergörisseiffen fanden ihre neue Heimat in Lintorf. Sie wohnten zunächst im Haus Bethesda und in stehen gebliebenen Baracken der Organisation Todt hinter dem Haus Siloah.[1)] Im zweiten von Pfarrer Wächtershäuser aufgezeichneten Bericht erzählt der Oberschlesier* ***Klaus Kahler****, wie er als Kind Flucht und Vertreibung aus seinem Heimatort Leobschütz bei Ratibor erleben musste. Wir geben die beiden Berichte hier im Wortlaut wieder:*

„Wir kamen alle aus einem Ort“

Ehemalige Obergörisseiffener berichten über ihre Vertreibung aus Niederschlesien

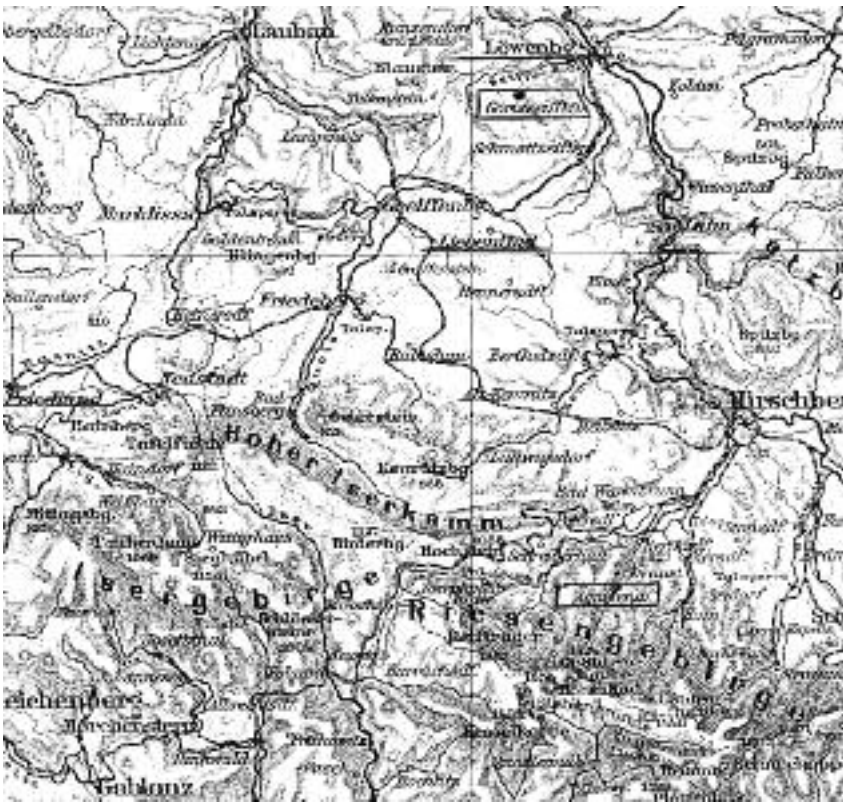
Obergörisseiffen ist ein sieben Kilometer langes Dorf in Niederschlesien, Kreis Löwenberg. 1939 lebten dort 1.347 Menschen in 355 Haushalten.

Martin Mende erzählt: „Dreimal sind wir raus. Das erste Mal haben uns die Deutschen rausgeworfen, weil ja die Front durch unser Dorf lief. Wir kamen nach Liebenthal, sind dann aber wieder zurück. Beim zweiten Mal haben uns die Polen vertrieben. An der Neiße wurden wir alle geplündert und kamen bis Görlitz. Dort gab es aber nichts zum Leben. Und so sind wir auf einen Zug aufgesprungen und bis Bunzlau gefahren, und ein russischer LKW hat uns wieder nach Hause mitgenommen. Wenn es uns so ergangen wäre wie den Leuten in der DDR, wären wir geblieben. Es war ja die Heimat.“

Gotthardt Scholz kommt aus dem gleichen Ort. Er erzählt: „Wir hatten zu Hause ein großes Haus und eine Landwirtschaft mit vielen Maschinen. Wir sind auch geflohen und wieder zurückgekommen. Als wir in unser Haus kamen, waren schon Polen da, die das Haus in Besitz genommen hatten. Die stammten aus Galizien und waren selbst Vertriebene. Wir hatten in unserem eigenen Haus nur noch ein Kämmerchen, in dem wir unsere Sachen hatten. Wir durften uns aber frei bewegen, die Küche benutzen und so. Das ging alles. Ich war damals 9 Jahre alt. Einmal kamen die Polen mit ganz langen Stangen. Sie gingen auf die Tenne und stocherten in dem tiefen Heu. Dort fanden sie ein Fahrrad. Das Fahrrad hätten wir abgeben müssen. Alle Wertgegenstände sollten wir abgeben. Aber die meisten haben ihre Sachen vergraben: Wäsche. Und Schmuck und Geld sowieso. Die Polen suchten danach, und als sie das Fahrrad fanden, wurden sie sehr ärgerlich. Meine Mutter wurde abkommandiert und musste Schützengräben zuschütten. Uns ging es noch einigermaßen gut. Wir hatten vorher Polen, die bei uns gearbeitet hatten. Und weil wir sie immer gut behandelt haben, haben sie für uns ausgesagt. Andere, die sich nicht so gut verhalten hatten und haben die Polen hungern lassen (das gab es auch!), die wurden nun von den Polen gepiesackt und auch geschlagen.

Martin Mende als Kind mit seinem Großvater Bruno Enge vor dem großelterlichen Haus in Obergörisseiffen

1) Siehe dazu den Artikel „Krieg und Kriegsende im Lintorfer Männerasyl und im Haus Bethesda – Lydia Wüst erinnert sich“ von Manfred Buer in der „Quecke“ Nr. 75 (2005)



Ich habe eine Art Tagebuchaufzeichnung von meinem Vater, Erich Scholz, gefunden, wo er von der endgültigen Vertreibung erzählt. Das war am 6. Juli 1946:

Am 20. September 1945 kam ein Pole und meldete sich mit den Worten: „Es ist alles meins“. Am anderen Tag kamen vier Polen von halb neun bis nachts halb zwei und durchsuchten und plünderten alles […] Anfang November kam die ganze Familie mit Brüdern und Verwandten, Frau und Kind, und beschlagnahmte die große Stube, die Schlafstube und die gute Stube mit sämtlichen Möbeln. Im April kam der zweite Pole und blieb dort endgültig wohnen. Wir wurden laufend kontrolliert und geplündert. Mussten in der kleinen Kammer schlafen und unter dem Druck der beiden Polen mühselig unsere Arbeit verrichten. […] Sonnabend den 6. Juli 1946 wurden wir endgültig aus unserer lieben Heimat von den Polen vertrieben. Es durften nur 40 Pfund mitgenommen werden. Zunächst ging es bis Plagnitz, wo wir am 7. Juli restlos geplündert wurden und bei anhaltendem Regenwetter, als wir fast die ganze Nacht an der Bahn gestanden hatten, endlich am 8. morgens verladen wurden in Viehwaggons. Die Fahrt ging zunächst über Görlitz bis Marienthal. Hier wurden wir ausgeladen, beköstigt und entlaust und es ging am selben Tag wieder weiter bis Wipperfürth ins Auffanglager. Hier erhielten wir ebenfalls Verpflegung und wurden wieder entlaust und blieben eine Nacht in einer großen Schule. Von hier aus ging es dann wieder zum Verladen in Personenwagen, Gepäck in Viehwagen und wir kamen am 14. Juli 1946 in Mettmann an, wo wir mit Lastwagen nach Lintorf gefahren wurden. Hier erhielten wir drei Stuben, alle zusammen: Lina, Erich, Siegfried, Gotthardt, Tante Klose, Mutter Martel, Dieter, Käthe, Klaus, Peter. Ich bekam am 23. Juli Arbeit in der Fahrradfabrik in Lintorf. […] Untergebracht wurden wir in Betesda 150 Personen, die anderen kamen nach Siloa nebenan in Baracken. Gekocht wurde hier zunächst im Freien, da kein Ofen vorhanden war.

Wir haben über 60 Namen von Menschen aus Obergörisseiffen gefunden, die 1946 vertrieben wurden und dann in Lintorf ankamen, die meisten im Haus Bethesda, z.B. die Familien Mende, Ludwig, Paul Scholz, Erich Scholz, Stahn, Rothmann, Basilius, Runge, Daniel, Elsel, Sommer, Wehner, Flade, John, Hübner. Einige davon wohnten später in der heutigen Rankestraße. Aus Schlesien kamen natürlich noch sehr viel mehr.

Nein, wir wollen nicht mehr zurück in die alte Heimat. Wir waren dort zu Besuch und wir wissen ja, wie es jetzt dort aussieht. Wir leben hier, unsere Kinder arbeiten hier und Rückkehr ist für uns kein Thema mehr.

Haus Bethesda

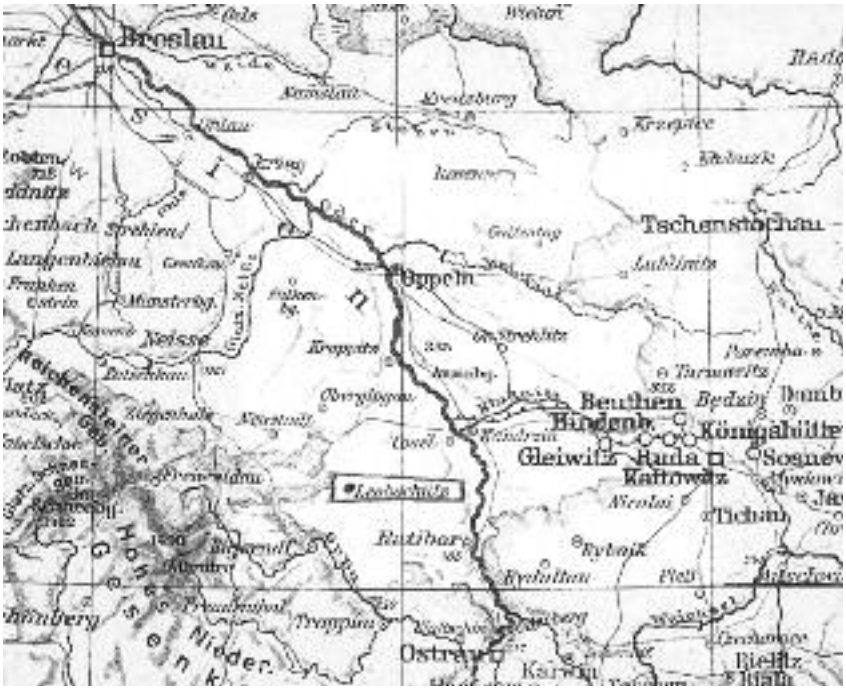
„Ich fahre sicher nie mehr dorthin“

Klaus Kahler wurde mit seiner Familie aus Oberschlesien vertrieben

Klaus Kahler stammt aus Leobschütz in Oberschlesien. Die Großeltern besaßen ein Sägewerk, das sein Vater und sein Onkel nach deren Tod übernahmen. Sein Vater jedoch bekam eine gute Anstellung bei der IG-Farbenindustrie in Heydebreck, ganz in der Nähe des Konzentrationslagers Auschwitz-Birkenau und bekam dort das Elend der Zwangsarbeiter mit. Bei Kriegsende 1945 war Klaus Kahler 10 Jahre alt. Er erzählt:

„Ich habe noch gesehen, wie Anfang 1945 die Menschen aus Auschwitz bei uns vorbeigetrieben wurden. Die, die vor Erschöpfung hinfielen, wurden sterbend zurückgelassen und später von Militärfahrzeugen abtransportiert. Bald darauf kam die Rote Armee nach Leobschütz. Wir sind, nur mit einigen wenigen Sachen, geflohen. Mein Vater und mein Onkel hatten ein Jagdhaus nahe der tschechischen Grenze, doch da wurden wir auch bald von den Russen eingeholt. Wir sind dann über die Grenze nach Mährisch-Ostrau. Da wurde es auch zu gefährlich, und wir wurden gewarnt. Eine Schwester meiner Mutter hatte ein Haus in Krummhübel im Riesengebirge, in das wir zogen und in dem wir das Kriegsende erlebten. Zufälligerweise kannte mein Vater den dort eingesetzten Kommandanten. Der ließ uns in Frieden. Da mein Vater etwas von Holz verstand, konnte man ihn dort gut gebrauchen. Doch es gab nichts zu essen. Da half halt nur „organisieren“.

Leider kam der Kommandant bei einem Verkehrsunfall ums Leben. Der neue Kommandant wies uns sofort aus. Von einem Tag auf den anderen mussten wir weg. Das war im August 1945. Es begann eine schreckliche Irrfahrt: mein Vater, meine Mutter und wir zwei Kinder. Zu Fuß sind wir los mit kaum mehr als den Kleidern auf dem Leib. Ein großes Problem waren die herumstreunenden polnischen und russischen Soldaten, die die Flüchtlinge ausraubten. Meine Mutter, ein Meter fünfzig groß, hat wie eine Löwin um das letzte Stück Brot, was wir hatten, gekämpft. Wir hatten nichts



zu essen, und die Soldaten vermutlich auch nicht.

Die Grenzübergänge waren sehr gefährlich. Zunächst von der polnischen in die russische Zone. Ich erinnere mich noch an die vielen Flüchtlinge auf dem Dresdener Bahnhof, wo wir durchkamen. Immer weiter und weiter. Hinter Gardelegen, das liegt zwischen Magdeburg und Wolfsburg, mussten wir von der russischen in die britische Zone, was meinen Vater die ererbte Taschenuhr kostete, als Bestechung. Aber irgendetwas hat nicht geklappt, und als wir im Niemandsland waren, schossen sie hinter uns her. Ein britisches Militärfahrzeug kam uns zu Hilfe und bot uns Deckung. Über Celle kamen wir nach Cordingen in der Lüneburger Heide, wo wir ein kleines Zimmer zugewiesen bekamen, vielleicht 15 m² für vier Personen. Kein Ofen, kein Wasser und fast nichts zu essen. Heute habe ich keine Angst mehr vor Hunger und Kälte. Man kann fast alles überleben.

1991 bin ich noch mal nach Leobschütz gefahren. Die evangelische Kirche war abgerissen, und aus dem Friedhof hatte man einen Fußballplatz gemacht. Der einst so schöne Stadtpark war zu einer Müllkippe verkommen. Die heutigen Bewohner waren ja selbst Flüchtlinge oder „Umsiedler“ aus Galizien oder der Ukraine, und ihnen meine Heimat wieder wegzunehmen, würde erneutes Unrecht bedeuten. Was ich nicht verstehe, ist, wie man etwas, was man bekommt, so verkommen lassen kann. Ich fahre sicher nie mehr dorthin.

Ich habe mir hier ein neues, gutes Leben aufgebaut und bin zufrieden und dankbar.

Möge es hier nie, nie wieder einen Krieg mit all seinen schrecklichen Folgen geben. Wir müssen alle daran arbeiten.“

BUNDESREPUBLIK
DEUTSCHLAND

AUSWEIS
für Vertriebene und Flüchtlinge

A

Nummer des Ausweises

=5132/01-102=

Gerhart Hauptmann

** 15. November 1862*
Bad Salzbrunn

† 6. Juni 1946
Agnetendorf
(Riesengebirge)

TROST

Es ist ein Trost,
der fest besteht,
daß beides, gut und schlimm, vergeht.
Nun gut: Erinnerung bau' ich an,
sie ist nur Wahrheit und kein Wahn.
Ein anderer Sturm
weht heut ums Haus,
als der vor vielen tausend Jahren:
wir bleiben immer unerfahren
inmitten des Daseins unendlichem Graus.
Allein, wir wissen in aller Not
den ewigen Jugendfreund: den Tod.

Agnetendorf, 3. April 1945

Im April 1945 war Agnetendorf bereits von sowjetischen Truppen besetzt

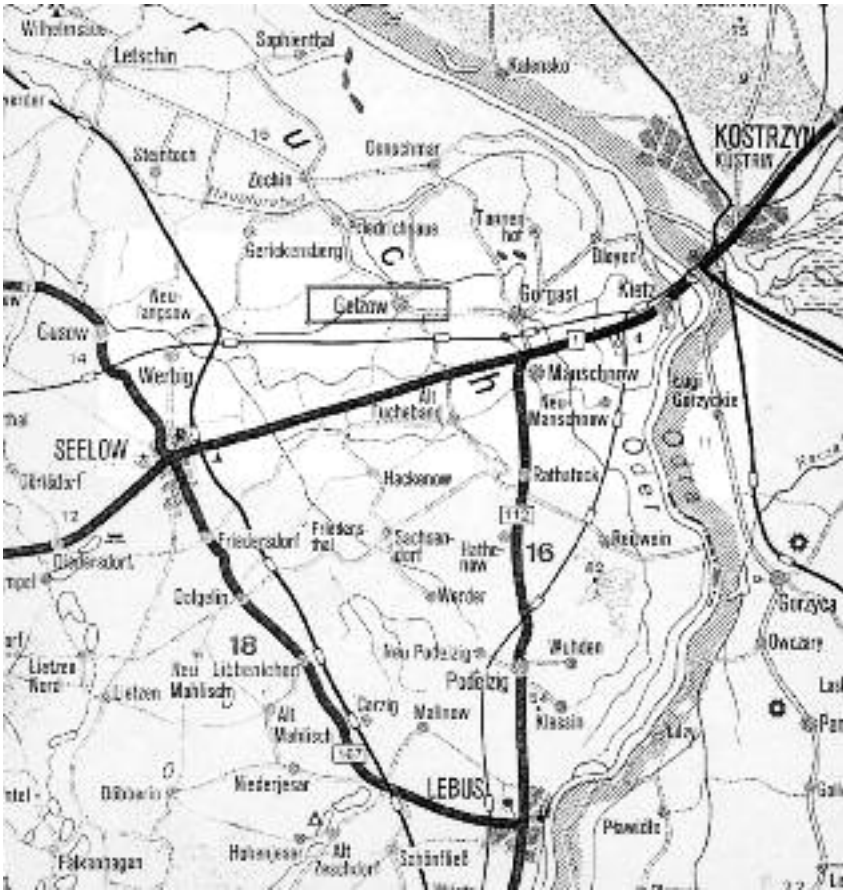
Eine Flucht von Ostpreußen nach Lintorf

Wir sind am 6. Mai 1946 nach Lintorf gekommen, die Lehrerin Eva Prillwitz, meine Mutter, damals 43 Jahre alt, und ich mit knapp fünf Jahren. Es war das Ende einer über eineinhalbjährigen Flucht von Ostpreußen über das Oderbruch, Potsdam und Brandenburg ins Rheinland.

Zu Kriegsbeginn wohnten meine Eltern in Ortelsburg/Ostpreußen, wohin mein Vater als junger Assessor und später Amtsgerichtsrat versetzt worden war. Meine Mutter war hier schon seit 1934 als Lehrerin tätig. (Auch damals war ein Arbeitsplatz nicht hoch genug zu schätzen: nach dem Abschluss ihrer Ausbildung 1923 lebte meine Mutter drei Jahre bei ihrem Vater, bevor sie nach mehr oder weniger kurzen Tätigkeiten z.B. als Hauslehrerin bei einer Familie von Zitzewitz in Pommern und verschiedenen Hilfslehrerinnen-Jobs in den Kreisen Johannisburg und Lyck in Ostpreußen nach Ortelsburg kam.

Bei meiner Geburt im Juni 1941 in Ortelsburg war mein Vater als Soldat in Russland. Er fiel vor Moskau im März 1942 noch vor meinem ersten Geburtstag. Meine Mutter hatte den Schuldienst nach meiner Geburt verlassen.

Allmählich kamen die Front und damit die russischen Truppen immer näher an Ostpreußen heran. Mein Großvater Gustav Ehmke (78), Bäckermeister in Insterburg, schrieb uns am 17.7.1944: „… Ob wir uns noch mal wiedersehen, ist eine große Frage … hier wurden allerhand Gerüchte verbreitet, einer wusste immer mehr wie der andere. Ich habe mir keine Sorgen gemacht, zuerst muß doch unser Militär durch Insterburg zurückkommen solange ist keine Gefahr ebenso wie es im Weltkrieg war ... Sollte doch der Bolschewist kommen so habe ich (die) Absicht, in den Pregel (Fluß) zu gehen. Onkel Haugwitz sagt, er hat noch eine Waffe und Patronen für sich…“. (Am 17.10.1944 machte auch er sich auf die Flucht.)



Das war für uns das Signal, unsere Heimat zu verlassen. Am 19.9.1944 brachen wir ins Oderbruch zu Tante Lene auf, die dort in Golzow (> TV-Serie: „Die Kinder von Golzow“) an der Eisenbahnstrecke Berlin-Küstrin ein kleines Haus mit Garten hatte.

Einen Monat später stieß auch mein Großvater mit seiner Haushälterin zu uns. Er war zunächst nach Nordenburg/Ostpreußen gefahren, um von dort mit seiner zweiten Tochter (die dritte Tochter kam später nach dem Einmarsch der Russen in Königsberg um) und deren beiden Kindern mit der Kleinbahn nach Königsberg, dann weiter mit dem Berliner Nachtzug bis Küstrin und mit dem Personenzug schließlich auch nach Golzow zu fahren, wo wir uns alle bei Tante Lene trafen, die dort mit einem Rittmeister von Franquet verheiratet war.

Mit vier Jahren gibt es nicht viel, an das man sich heute noch erinnert: Unter anderem daran, dass Tante Lene Hühner hatte und an eine Ziege „Möckchen“, die Milch gab, an das Schlachtfest beim benachbarten Bauern und an die Güterwaggons mit Zuckerrüben, die im Bahnhof Golzow hielten, auf die dann die größeren Kinder kletterten und die Rüben herunter warfen: Daraus wurde dann Sirup gemacht bzw. sogar mit Mohn eine Art Konfekt.

Am 29.11.1944 verließ uns die Schwester meiner Mutter wieder, um mit ihrer Familie noch mal zurück nach Nordenburg zu fahren und dort nach dem Rechten zu sehen. Eine, wie sich später herausstellte, fatale Entscheidung, denn dort wurde die Familie von den Russen überrascht… Mein Großvater ging mit seiner Haushälterin weiter nach Kagar in Mecklenburg, wo er noch bis zum 17.1.1946 lebte.

Als die russischen Truppen weiter näher rückten und man schon den Kanonendonner hörte, flüchteten wir am 8.2.1945 weiter nach Jahnsfelde, Kreis Lebus, bei Müncheberg. Hier erinnere ich mich noch an die Nächte, die wir in warmen Gewächshäusern verbrachten, aber über uns sahen wir die zahllosen Bomber Richtung Berlin fliegen. „Auf Grund angeordneter Evakuierungsmaßnahmen“ mussten wir von dort am 29.3.1945 schon wieder weiterziehen nach Potsdam-Babelsberg zu meinen Großeltern väterlicherseits, wo wir

STADT BERLIN
BEZIRKSAMT TIERGARTEN

Berlin den 12. April 1945

Flüchtlings-Bescheinigung

Nur für Transport

Frau - Frau - Fräulein

geboren 5.3.03 in Insterburg

aus Ortelsburg

ist auf der Durchreise in Berlin und befindet sich auf dem Wege in ihre - seine Heimat nach

Lindorf Bez. Düsseldorf

Es wird gebeten, sie - ihn mit der Bahn - dem Fahrrad - dem Auto ungehindert

passieren zu lassen.

Der Bezirksbürgermeister
des Verwaltungsbezirks Tiergarten

Удостоверение о выезде

Гр./Гр-ка Ева Трилльч

рожд.: 5.3.03 г. в г. Инстербург

находится проездом из Ортельсбурга

в Берлине и имеет право проехать на свою родину в

Линдорф/Дюссельдорф.

Не чинить/ей препятствий в предоставлении железной дороги/
велосипедом/автомашиной пропускать.

Certificate for refugees

Mr. - Mrs. - Miss Eva Trillitz

born 5.3.03 in Insterburg

comes from Ortelsburg

passes Berlin and is on his - her way home to

Lindorf (Düsseldorf)

It is requested to let him - her pass with the railway - the bicycle - the car without hindrance.

N.S.D.A.P. Kreisleitung
Frankfurt/Oder - Lebus
Amt für Volkswohlfahrt
Frankfurt/O., Richtstr. 72

Frankfurt/Oder, den 29. 4. 45

Abmeldung-Bescheinigung.

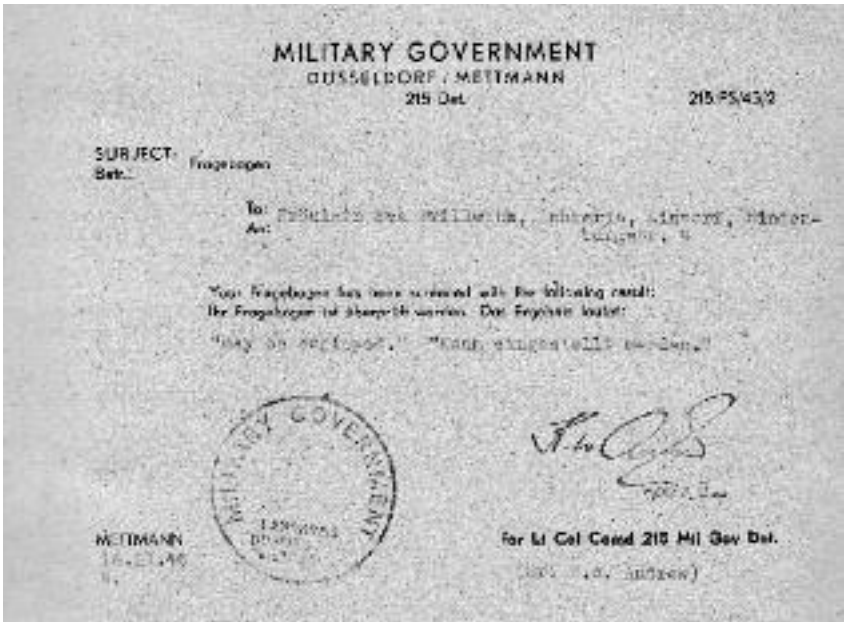
Auf Grund angeordneter Evakuierungs-Maßnahmen erhält hiermit die
Fgn./Ngn. Eva Trillwitz mit ..... Kindern die Genehmigung
aus dem Räumungsgebiet der Ortsgruppe Ortelsburg-Ost
nach Potsdam-Babelsberg abzureisen.

Der Kreisamtsleiter

(Stempel)

Abschnittsleiter.

für einen knappen Monat bei der Familie Lipp – Cousin meines Vaters – wohnten. Aber auch hier blieben wir im Hinblick auf die vormarschierenden Russen und die täglichen Luftangriffe auf Berlin und Potsdam nur bis zum 17.4. 1945: In Leest, einem kleinen Dorf im Westen Potsdams, nahmen uns entfernte Verwandte meines Vaters auf, und hier erlebten wir den Einmarsch der Russen. Zu uns Kindern waren die Russen nett, sie brachten uns Milch und wir durften auf ihren Motorrädern sitzen. Ansonsten mussten wir zum Überleben noch die letzten Wertsachen bei Bauern eintauschen, die wir bis hierher über die Flucht gerettet



MILITARY GOVERNMENT
DÜSSELDORF / METTMANN
215 Det. 215-PS/43/2

SUBJECT: Betr.: Fragebogen

To: An:

Your Fragebogen has been reviewed with the following result:
Ihr Fragebogen ist überprüft worden. Das Ergebnis lautet:

"May be employed." "Kann eingestellt werden."

MILITARY GOVERNMENT

METTMANN

For Lt Col Comd 215 Mil Gov Det.

hatten, z.B. eine Leica meines Vaters, einen Knirps u.s.w.

Bei den Überlegungen, wie es nun weitergehen sollte (bei den Russen wollten wir nicht bleiben), erinnerte sich meine Mutter an ihre Cousine Ida Seidenberg in Lintorf. Diese erklärte sich auch gleich bereit, uns aufzunehmen, und so erhielten wir die Einreisegenehmigung in die „britische Zone“ nach Lintorf . Auf dem „Certificate for refugees“ wurde uns bescheinigt, „dass wir uns auf der Durchreise in Berlin auf dem Wege in unsere Heimat Lintorf befänden und man darum bitte, uns mit der Bahn, dem Fahrrad oder dem Auto ungehindert passieren zu lassen“. Seit dem 2.5.1946 wohnten wir in der Hindenburgstr.4 (heute Eichendorffstraße) bei unseren Verwandten.

Welche Probleme die Familien damals hatten, nach ihrer Flucht wieder zusammenzufinden, zeigt eine Suchkarte der zweiten Schwester meiner Mutter, die in Königsberg geblieben war: Am 31.8.1946 schrieb sie von dort eine Karte, abgestempelt am 12.10.1946 in Moskau, an das Pfarramt in Golzow, von wo wir aber schon vor eineinhalb Jahren weitergezogen waren, um unseren Verbleib zu erfahren. Irgendwie hat uns diese Karte noch erreicht, aber da war sie schon gestorben, verhungert am 14.3.1947 auf Grund der schlimmen Verhältnisse in Königsberg, wie wir später 1951 auf Grund eines eigenen Suchantrags erfuhren.

Wichtigstes Ziel war es jetzt für meine Mutter, wieder eine Arbeit zu finden. Nachdem ihr die Militärregierung „May be employed“ bescheinigt hatte, erhielt sie zunächst ab 7.12.1946 eine Stelle als Hilfslehrerin an der evangelischen Schule an der Duisburger Straße in Lintorf. Am 30.10.1947 folgte dann auch das „Clearance Certificate“ der Denazifizierungskammer, und damit war der Weg frei für die Übernahme in das Beamtenverhältnis im Mai 1948. Erst sehr viel später nach vielen Weiterbildungsmaßnahmen erfolgte dann 1964 endlich die Übernahme als „Lehrerin auf Lebenszeit“.

Der Zufall wollte es, dass ausgerechnet im Schuljahr 1946/47, als ich mit ca. 60 (!) Gleichaltrigen ins Schulleben eintrat (das Schuljahr begann damals Ostern 1947), meine Mutter die Leitung der 1. Grundschulklasse hatte und diese auch in den folgenden vier Jahren behalten sollte. Dies hatte beileibe nicht nur Vorteile: Natürlich sollte ausgerechnet ich – sehr zu meinem Leidwesen – immer mit gutem Beispiel vorangehen und, da die Klasse eine ungerade Zahl Mädchen und Jungen aufwies, als einziger mit einem Mädchen zusammensitzen, und das noch in der Mitte der ersten Reihe. Bei den Mädchen traf es Dorle Lewin, geb. Wüst. Rückblickend verstehe ich meinen damaligen Kummer nicht.

In unserer Klasse waren natürlich sehr viele Flüchtlingskinder, von denen viele in Bethesda wohnten. Unser Klassenraum im Erdgeschoss wurde von einem großen Kanonenofen in der Mitte des Raumes beheizt, und am Montag roch es immer besonders intensiv nach den geölten Fußbodendielen. Täglich gab es eine Schulspeisung, die in Containern aus der katholischen alten Johann-Peter-Melchior-Schule geholt werden musste, die aber nur Kindern von Eltern vorbehalten war, die nicht Selbstversorger waren.

Besonders erwähnenswert war eine „Theatervorstellung“ im Klassenzimmer zum Geburtstag mei-

Die evangelische Schule an der Duisburger Straße (heute: Eduard-Dietrich-Schule)
Ende der 1940er Jahre vor den Erweiterungen

ner Mutter: Hierzu gehörte sogar ein Pony, das dank der ebenerdigen Lage bis ins Klassenzimmer kam. Auf dem Pony ritt Schneewittchen alias Dorle Wüst, einer der Zwerge war ich. Das Pony war aus dem benachbarten Männerasyl entliehen.

Dort verbrachten wir auch so manchen Nachmittag einschließlich Mittagessen und durften während der Ernte mit aufs Feld zum Kartoffeln Stoppeln und Helfen.

Auch privat war der Neuanfang schwer: Waren wir doch mit nichts als dem, was wir auf dem Leib trugen und einigen Habseligkeiten, die wir tragen konnten, in Lintorf angekommen. Doch mit Hilfe von Bekannten und hilfsbereiten Menschen in der Verwaltung ging es langsam aufwärts: Bald zierte ein ausrangierter Kar-

Eva Prillwitz
(1903 – 1993)

teischrank aus der Praxis von Dr. Maisel unsere Küche, und etlicher Hausrat kam durch Sachspenden von fremden Menschen zusammen. Für die ersten Möbel von der Firma Molitor gab es ein Darlehen von der Regierung über 1500,- DM, sonst hätten wir noch länger improvisieren müssen.

Von der Eichendorffstraße zogen wir 1959 in das Haus Goethestraße 10, das meine Mutter später kaufte.

Am 31.3.1965 schied meine Mutter nach 26 Dienstjahren aus dem Schuldienst aus. Sie wohnte noch bis 1977 in Lintorf und zog dann – im Hinblick auf viele Freundschaften und Bindungen schweren Herzens - in unsere Nähe nach Augsburg. Hier starb sie 1993.

Busso Prillwitz

„Wir sind aus der Zips“

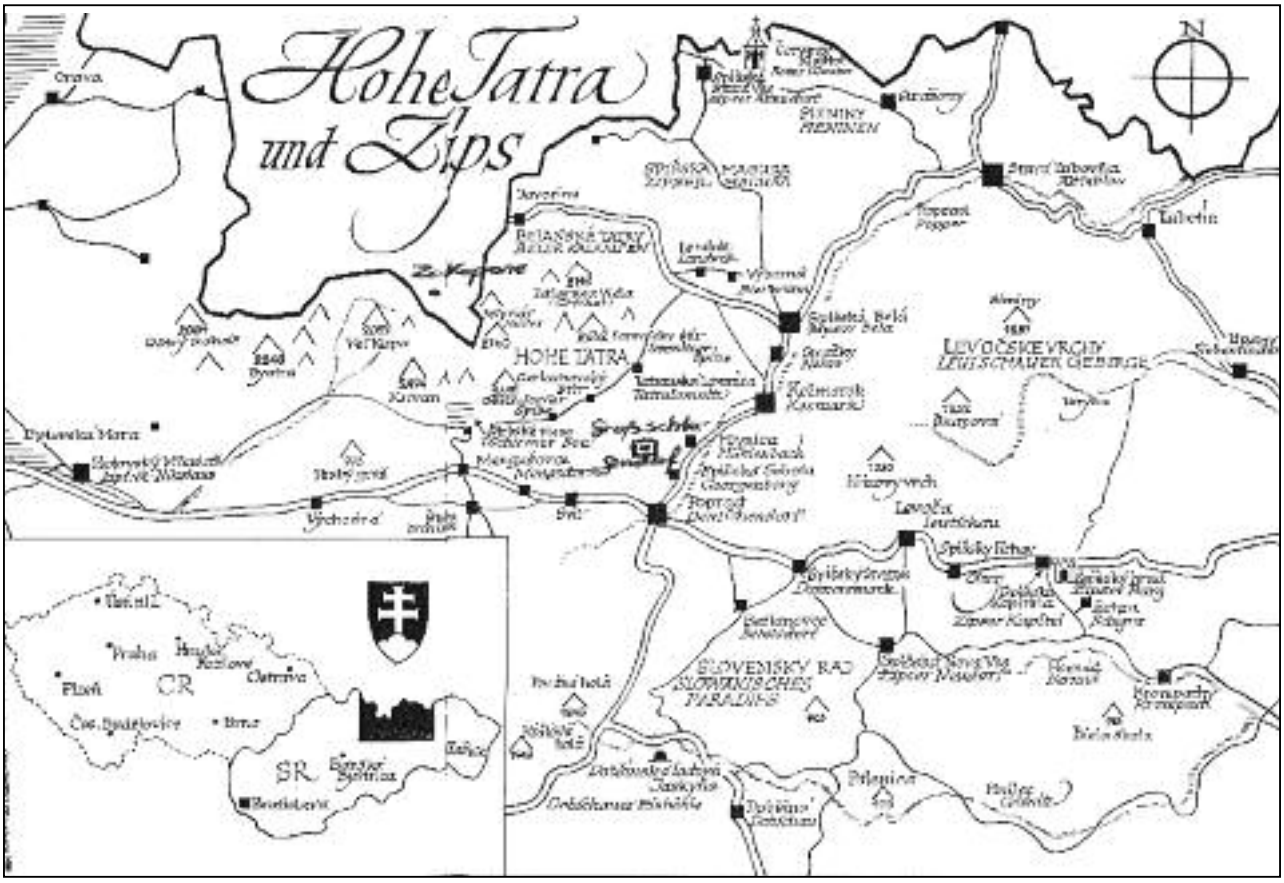
Elisabeth Tittel berichtet von der Vertreibung ihrer Familie aus der Slowakei und dem Sudetenland

Elisabeth Tittel, geb. Forberger, wurde am 17. Februar 1915 in Großschlagendorf in der Zips, einem deutschsprachigen Gebiet im Nordosten der Slowakei, am Fuße der Hohen Tatra, geboren.

Die Hohe Tatra erhebt sich majestätisch aus der Landschaft, und ihre wildzerklüfteten Granitriesen bilden eine gewaltige steile Wand, welche die Zips vor den kalten nördlichen Winden schützt. Durch das mächtige Gebirge verläuft die Grenze zwischen Polen und der Slowakei. Auf der Nordseite liegt der polnische Teil des „Nationalparks Hohe Tatra“ mit dem Wintersportgebiet um Zakopane. In der wundervollen Landschaft auf der Südseite lagen einst die deutschen Dörfer zwischen den Städten Deutschendorf (Poprad), Kesmark (Kežmarok) und Lublau (Lubovňa). Im 13.Jahrhundert hatte der ungarische König Bela IV. (1235-1270) die Vorfahren der deutschen Zipser, die vor allem aus Sachsen und Schlesien kamen, in diese Gegend geholt, um das von den Tataren verwüstete Land neu zu besiedeln.

Großschlagendorf mit der katholischen Kirche und der evangelischen Schule (rechts). Im Hintergrund die Spitzen der Hohen Tatra

Die Gemeinde Großschlagendorf (slowakisch: Velky Slavkov) wird 1326 erstmals urkundlich erwähnt. Bis 1945 lebten dort fast ausschließlich Deutsche, die meisten von ihnen waren Bauern. Auch Elisabeth Forberger wuchs mit zehn Geschwistern auf dem elterlichen Bauernhof auf. Es war ein großer landwirtschaftlicher Betrieb

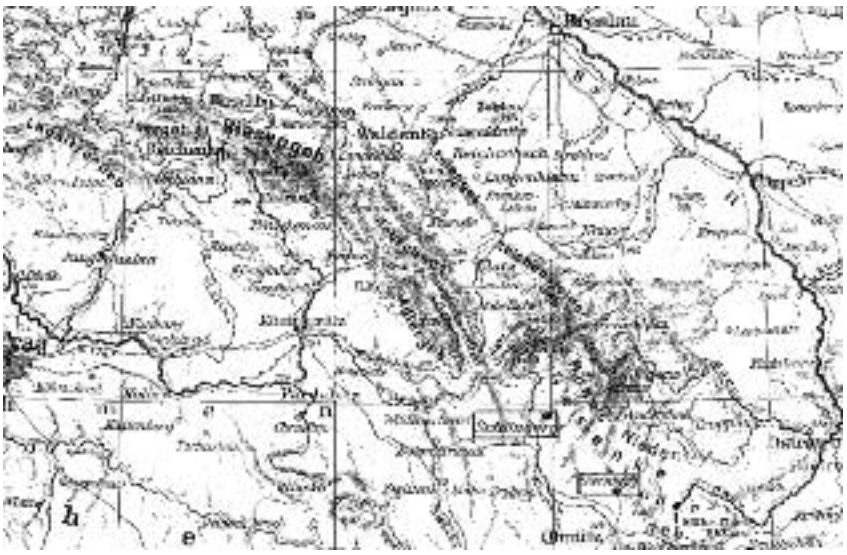


Die 1786 bis 1788 erbaute evangelisch-lutherische Kirche

mit etwa 50 Joch (= 116 Morgen oder etwa 29 ha) Land, vielen Rindern und Kühen und vier bis sechs Pferden. Ihr Vater war lange Jahre Presbyter der evangelischen Kirchengemeinde. In der in den Jahren 1786 bis 1788 im barock-klassizistischen Stil erbauten evangelisch-lutherischen Kirche von Großschlagendorf wurde Elisabeth Forberger getauft und konfirmiert. Ihr ältester Bruder Robert fiel, so kann man es auf einer Gedenktafel in der Kirche heute noch lesen, bereits als 18-Jähriger im Ersten Weltkrieg. Damals war die Slowakei als „Oberungarn“ noch ein Teil des Kaiserreiches Österreich-Ungarn.

Nach fünfjährigem Besuch der evangelischen Volksschule in Großschlagendorf absolvierte Elisabeth Forberger die Mädchen-Bürgerschule und die einjährige Handelsschule im nahe gelegenen Städtchen Kesmark. Im Winter brachte sie der Großvater morgens in der Dunkelheit mit dem Pferdeschlitten zur Schule. Dabei hielt er stets ein Gewehr griffbereit auf dem Schoß wegen der vielen Wölfe und Bären, die es in der Gegend gab. Im Jahre 1933 war ihre Schulausbildung beendet. Danach arbeitete sie eine Zeit lang in einem Notariat.

Im November 1939 heiratete sie den Sudetendeutschen Dr. Karl Tittel aus Sternberg in Mähren. Karl Tittels Vetter war als Ökonom auf einem großen Gut in Großschlagendorf beschäftigt. Er heiratete später eine von Elisabeth Forbergers Schwestern. Durch ihn lernte sie ihren späteren Mann kennen. Dr. Tittel hatte zunächst bis 1926 an der Wiener Universität ein Studium der Ökonomie mit dem Abschluss „Diplomkaufmann“ absolviert, anschließend studierte er bis 1931 Jura in Prag, wo er schließlich auch promovierte.

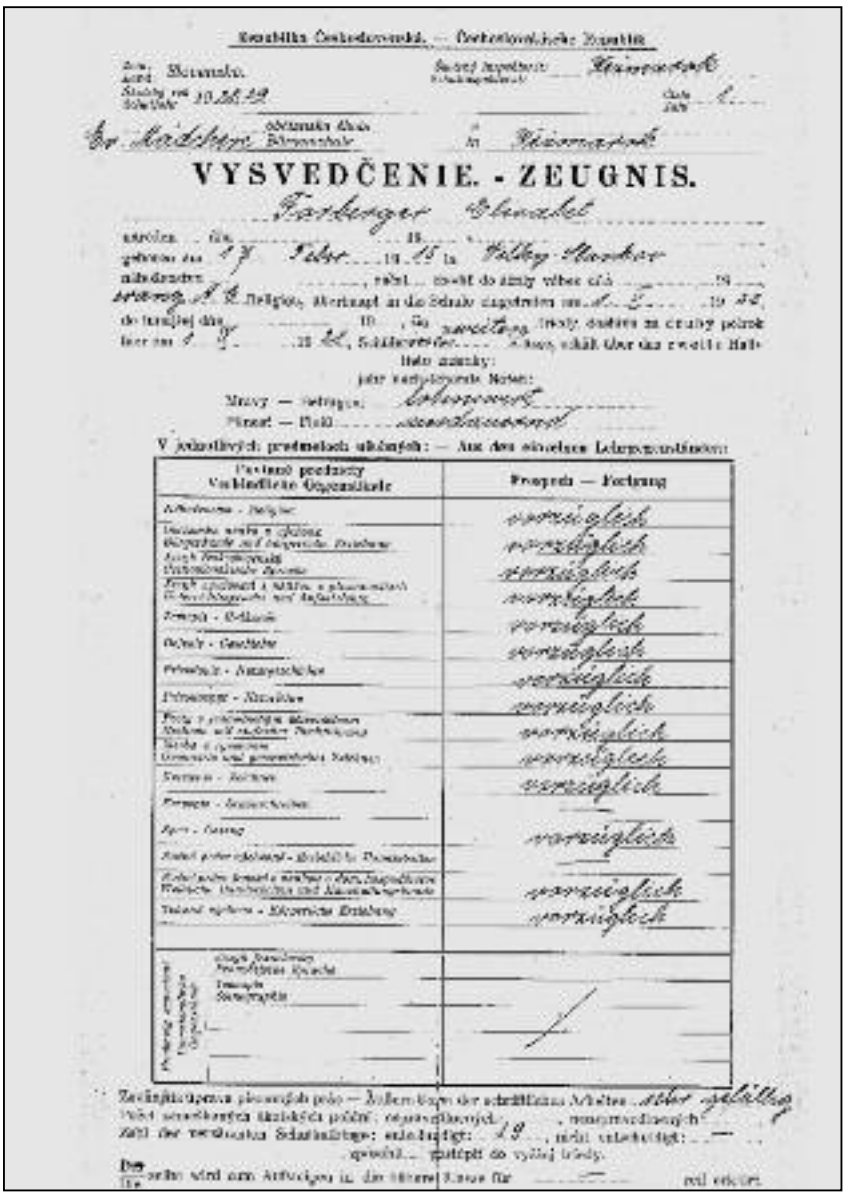


Das jung vermählte Paar zog nach der Heirat in die Stadt Mährisch-Schönberg, weil Dr. Tittel dort eine Anwaltskanzlei übernehmen konnte. Zu diesem Zeitpunkt gehörte Mährisch-Schönberg bereits zum Deutschen Reich, während die sogenannte „Rest-Tschechei“ zum Reichsprotektorat Böhmen und Mähren und die Slowakei, die Heimat Elisabeth Tittels, zu einem von Deutschland abhängigen Satellitenstaat geworden war. In Mährisch-Schönberg wurden auch die beiden Söhne Karl-Martin (1940) und Erhard (1943) geboren.

Aus Gefälligkeit beteiligte sich Dr. Tittel als Anwalt mit einer 25-prozentigen Einlage an der Firma eines tschechischen Süßwarenfabrikanten. Tschechen hatten es damals in ihrem eigenen Land schwer, eine Firma zu führen. Durch die deutsche Beteiligung (außer Dr. Tittel hatten auch andere Deutsche Anteile) war es möglich, der Firma einen Wehrmachtsauftrag zu verschaffen. Die etwa 100 Beschäftigten konnten so ihre Arbeitsplätze behalten und brauchten nicht in der Rüstungsindustrie oder gar in Deutschland zu arbeiten. Zum Dank unterstützte der tschechische Fabrikant die Familie Tittel in der schlimmen Zeit zwischen dem Ende des Krieges und der endgültigen Vertreibung mit Lebensmitteln. Nach dem kommunistischen Umsturz in der Tschechoslowakei im Jahre 1948 und nach der Währungsreform in Westdeutschland halfen dann die Tittels wieder gelegentlich ihren tschechischen Freunden.

Im Jahre 1941 wurde Dr. Tittel zum Kriegsdienst eingezogen. Er wurde in Jugoslawien und in Griechenland eingesetzt. Bis zum Kriegsende lebte Elisabeth Tittel mit ihren Söhnen in der bescheidenen Wohnung in Mährisch-Schönberg. Nachdem die Verwaltung der sudetendeutschen Reichsgebiete und des Protektorates Böhmen und Mähren wieder in tschechische Hände übergegangen war, wurde sie aus ihrer Wohnung ausgewiesen.

Schon im September 1944 war es ihr gelungen, ihre Mutter und ihre älteste Schwester aus Großschlagendorf nach Mährisch-Schönberg zu holen. Dabei waren ihr die



VYSVEDČENIE. - ZEUNGNIS.

guten Sprachkenntnisse – sie sprach außer deutsch auch tschechisch, slowakisch und ungarisch – eine große Hilfe. Im Oktober 1945 holte Elisabeth Tittels Schwester ihre beiden Töchter und einige Zeit später auch ihre Schwägerin mit zwei Kindern aus einem Lager in der Nähe von Preßburg (Bratislava) nach Mährisch-Schönberg, so dass dort nun eine größere Zahl von Verwandten zusammengekommen war.

Nach der Ausweisung aus der Wohnung mussten jetzt allerdings zeitweise sieben Personen fast ein Jahr lang in einem einzigen Raum leben. Ein Wasserkran befand sich draußen auf dem Hof. Alle Deutschen mussten nun auf der Brust ein aufgenähtes „N“ tragen – Anfang des tschechischen Wortes für Deutscher (Němec).

Dr. Tittel war am Ende des Krieges zunächst in französische, dann in englische Gefangenschaft geraten. Im August 1945 wurde er in die britische Besatzungszone entlassen, da er in Lintorf Verwandte hatte, die bereit waren ihn aufzunehmen. Sein Bruder, der Kirchenmusiker Professor Dr. Ernst Tittel, der in Wien lebte, hatte die Lintorferin Fränzi Füsgen geheiratet.[1)]

[1)] Siehe dazu den Aufsatz „Die Parfümerie Füsgen in Lintorf und der Professor aus Wien“ von Karl-Martin Tittel in der „Quecke“ Nr. 61 (1991)

Das Rathaus von Mährisch-Schönberg vor dem Zweiten Weltkrieg

Der „Wedenhof“, das 1832 erbaute katholische Pfarrhaus, lag auf dem heutigen Konrad-Adenauer-Platz. Er wurde 1972 niedergerissen

Frau Tittel kam mit ihren Söhnen zunächst in ein Sammellager in Mährisch-Schönberg. Von dort erfolgte dann die Ausweisung aus der Tschechoslowakei. Nur 35 kg Gepäck und etwas Verpflegung durften pro Person mitgenommen werden. In Viehwaggons ging es tagelang von Lager zu Lager, bis der Zug endlich bei Furth im Wald die deutsch-tschechische Grenze erreichte. Bei jedem Halt wurden die Vertriebenen eingehend untersucht. Sie mussten sich dazu entkleiden. Von den wenigen Sachen, die sie auf dem Transport mitführen durften, wurde ihnen bei diesen Überprüfungen vieles abgenommen. Frau Tittel hatte ihrer Mutter Julie persönliche Andenken und Papiere in Stoffbeuteln auf den Körper geklebt. Da Julie Forberger über 70 Jahre alt war, brauchte sie sich bei den Filzungen nicht zu entkleiden. Noch heute hat Frau Tittel die vorwurfsvollen Blicke ihrer Mutter vor Augen, denn diese fürchtete natürlich entdeckt und bestraft zu werden. Ihren Ehering und andere Schmuckstücke hatte Frau Tittel in der Zahnpastatube versteckt. Manchmal gab sie freiwillig etwas heraus, um Ruhe vor den Bewachern zu haben.

Von der Grenze bei Furth im Wald ging es zunächst in das Auffanglager Gießen, wo alle Angehörigen des Transportes einer Entlausung unterzogen wurden.

Zwei Wochen lang lebte Frau Tittel mit ihren Söhnen in einer Notwohnung bei Verwandten aus Großschlagendorf, die schon vorher dort angekommen waren. Geschlafen wurde in einem Schuppen.

Frau Tittels Mutter und die meisten Verwandten blieben in Hessen und bauten sich dort eine neue Existenz auf. Sie selbst versuchte, mit ihren Söhnen möglichst schnell zu ihrem Mann nach Lintorf zu kommen, was Anfang 1946 nicht so einfach war. Zunächst ging es auf einem mit Kohle beladenen LKW bis Köln. Der Fahrer war mit Zigaretten bezahlt worden. Auf einem Leichenwagen ging es dann weiter bis ins Angerland. Am 11. April kam Frau Tittel mit ihren Söhnen in Lintorf an, wo sie ihr Mann schon sehnlichst erwartete. Nachdem die Familie einige Zeit bei den Lintorfer Verwandten, der Familie Fritz Füsgen, gewohnt hatte, wurde sie in das katholische Pfarrhaus, den „Wedenhof“ (heute Konrad-Adenauer-Platz), eingewiesen. Dechant Veiders musste ihnen ein großes Zimmer abtreten, das durch einen Vorhang in zwei Räume geteilt wurde. Obwohl Dechant Veiders grundsätzliche Bedenken gegen die Einweisung von Flüchtlingen in sein Pfarrhaus hatte, nahm er die einmal zugeteilte Familie freundlich auf. Allerdings konnte er sich als Geistlicher nur schwer damit abfinden, dass Dr. Tittel bisweilen auch als Anwalt in Scheidungssachen tätig wurde.

Die Haltung der eingesessenen Lintorfer war dagegen, wie überall im Westen, den Flüchtlingen und Vertriebenen gegenüber eher ablehnend.

Im Jahre 1949 zogen die Tittels in eine Wohnung an der Schillerstraße (heute Hölderlinstraße). Mit Hilfe seiner Verwandten war es Dr. Tittel mittlerweile gelungen, im Wilhelm-Marx-Haus in Düsseldorf eine Anwaltskanzlei zu eröffnen. Es war damals sehr schwierig, eine Zulassung von der britischen Militärbehörde zu erhalten. Das Wilhelm-Marx-Haus war durch Bomben teilweise zerstört. Bei Regen saß Dr. Tittel im Anfang so manches Mal mit einem Schirm an seinem Schreibtisch.

Kanzleischild Dr. Tittels am Wilhelm-Marx-Haus in Düsseldorf

Die Familie Tittel im Jahre 1963.
Von links: Karl-Martin Tittel, Erhard Tittel, Dr. Karl Tittel, Elisabeth Tittel

Im Jahre 1957 baute sich die Familie ein Einfamilienhaus in der Straße Am Speckamp, die damals noch ein Weg war.

Frau Tittels Verwandte und Bekannte, die bei Kriegsende noch in der Zips in der heutigen Slowakei lebten, verloren ebenfalls ihren ganzen Besitz und mussten ihre Heimat verlassen, in der ihre Vorfahren Jahrhunderte lang gelebt hatten.

Partisanenüberfälle und das Herannahen der Ostfront hatten schon im November 1944 dazu geführt, dass die ersten Deutschen die Zips verließen. Zunächst wurden die Frauen und alten Leute mit Bahntransporten in die Gegend von Saaz im Sudetenland gebracht, die Kinder kamen zur Kinderlandverschickung (KLV), zunächst nach Mönichkirchen am Semmering südlich von Wien, später nach Kufstein in Tirol. Am 23. Januar 1945 verließ ein letzter großer Treck mit 45 voll bepackten Wagen Großschlagendorf und erreichte nach sechs Wochen die Gegend von Marienbad im Egerland. Alle Flüchtlinge hofften, bald in ihre Heimat zurückkehren zu können. Die Rückkehr im Sommer 1945 war für viele Zipser eine Katastrophe. Bei Prerau (Přerov) in Mähren wurden 267 Deutsche – Männer, Frauen und Kinder – aus einem Transportzug geholt und in der Nacht vom 18. auf den 19. Juni 1945 von tschechischen Soldaten erschossen. Die Leichen wurden in einem Massengrab beigesetzt. Auch zwei Familien aus Großschlagendorf waren unter den Opfern.

Der größte Teil der Zipser Deutschen wurde in Internierungslager in Kesmark, Poprad, Sillein, Nováky und Engerau gebracht. Aus diesen Lagern wurden Transporte mit Güterwagen nach Deutschland zusammengestellt. Ende August 1946 ging der letzte Transport aus Poprad nach Bayern in die amerikanische Zone. Nur wenige Familien blieben in der Zips zurück. Sie durften aber nicht länger zeigen, dass sie Deutsche waren. Fünf Männer aus Großschlagendorf wurden nach Russland verschleppt. Sie kehrten nicht wieder zurück.

Die deutschen Zipser sind aber bis heute in ihrer alten Heimat nicht ganz vergessen. Als Dr. Erhard Tittel vor einigen Jahren den Geburtsort seiner Mutter aufsuchte, stellte er fest, dass die deutschen Gräber auf dem alten Friedhof noch erhalten waren. Das Grab seiner Urgroßeltern wurde von einer Slowakin regelmäßig in Ordnung gehalten.

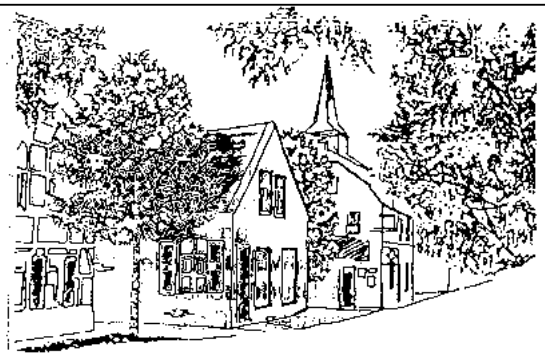
Quellen:

Gespräche mit Elisabeth und Dr. Erhard Tittel

„Großschlagendorf. Geschichte einer deutschen Gemeinde am Fuße der Hohen Tatra“ von Julius Alexy. Herausgegeben vom Hilfskomitee für die evangelisch-lutherischen Slowakeideutschen, Stuttgart, 2001

„Staatsbürgerliche Informationen“, Heft 56/57, „Die Sudetendeutschen“, herausgegeben von der Bundeszentrale für Heimatdienst, Bonn, 1957

Manfred Buer



Füsgen
seit 1921

Wir für Sie
PARFÜMERIE

Kosmetik · Parfümerie
Paßbilder und Fotoarbeiten
Duft und Pflege internationaler Kosmetikfirmen

Konrad-Adenauer-Platz 5, 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/93394, Telefax 02102/93395
Internet: www.wir-fuer-sie-parfuemerie.de/fuesgen

... wie Höchstleistung.

Schalungs- und Gerüstsysteme
für hervorragende Bauwerke.

Besuchen Sie uns im Internet:
www.huennebeck.de

Hünnebeck GmbH
Postfach 10 44 61 · 40855 Ratingen
Telefon (02102) 937-1 · Fax (02102) 37651 · info@huennebeck.com

HÜNNEBECK

Blumberg
SYSTEMPAPIERE

Blumberg GmbH & Co KG
Gegründet 1885
Kalkumer Str. 46
40885 Ratingen - Lintorf
Telefon: 0 21 02 - 38 03-0
Telefax: 0 21 02 - 380 380
e-mail: info@blumberg.de
Internet: www.blumberg.de

Diagramm-Papiere
für Medizin und Industrie
Meßtechnisches Zubehör
Thermo-Papiere
EG-Tachographenscheiben
Fax- und Telexrollen
Tabellier-Papiere
Additions- und Kassenrollen
Etiketten
Parkschein- und Ticketpapiere
Fahrscheinpapiere
als Rollen oder Faltlagen

Giegling Zuhmann
GmbH + Co. KG

Fliesenleger-Meisterbetrieb

Bäder **Fliesen**
Balkone **Marmor**
Küchen **Granit**

Siemensstraße 20
40885 Ratingen-Lintorf
Tel.: (0 21 02) 3 12 86
Fax: (0 21 02) 3 47 98
Mobil: (0171) 7 92 36 76

FENSTER · TÜREN · SICHERHEIT

FRIEDO ECKERT
BAUELEMENTE GmbH

Unser Lieferprogramm:
- Fenster und Türen aus Kömmerling-Kunststoff, Holz, Aluminium
- Rollläden und Vorsatzrollläden aus Kunststoff, Aluminium
- Rollladenantriebe, Garagentorantriebe
- Beschläge, Zylinder, Schließanlagen
- Mechanische Sicherheitssysteme
- Verglasungen aller Art
- Insektenschutzgitter, Markisen, Safes

Unser Dienstleistungsprogramm:
- Reparatur aller Fensterfabrikate
- Wartung von Fenstern und Türen
- Beseitigung von Einbruchschäden
- Kostenlose Sicherheitsberatung vor Ort
- Umrüsten auf Sicherheitsbeschläge
- Nachrüsten von mechanischen Sicherungen

Angebote erstellen wir kostenlos!

Und was können wir für Sie tun?

Alle o.g. Bauelemnte werden geliefert und durch unsere kompetenten Mitarbeiter montiert, einschließlich aller erforderlichen Nebenarbeiten.

Büro + Ausstellung:
Krummenweger Straße 21 · 40885 Ratingen
Tel.: (0 21 02) 3 48 78 · Fax: (0 21 02) 3 73 26
E-Mail: friedoeck@aol.com

Kindheitsjahre im DP-Lager Lintorf (1951 – 1955)

1951 kam ich mit meinen Eltern in das DP-Lager an der Rehhecke in Lintorf bei Düsseldorf. Wir waren heimatlose Ausländer. Ich wurde in Bensberg, Rheinisch-Bergischer-Kreis, 1944 geboren. Meine Mutter wurde aus ihrer Heimat Ukraine zwangsverschleppt und war als Zwangsarbeiterin in Deutschland während des Zweiten Weltkrieges. Nach dem Krieg musste sie vor den sowjetischen Besatzern flüchten, um in ihrem Heimatland nicht als Vaterlandsverräterin in ein Arbeitslager deportiert zu werden. Zusammen mit mir natürlich. So kamen wir nach vielen Stationen des Umherziehens durch das zerbombte Deutschland wie viele andere auch nach Lintorf. Ich war sieben Jahre alt. Endlich die „eigenen“ vier kleinen Wände! Wir wohnten in einer Baracke. Aus dem Küchenfenster schauten wir in einen kleinen Garten mit Blumen, Sträuchern und Gemüse. Ostern sollte ich den Hasen suchen, der für mich Eier versteckt hatte. Dieses Bild habe ich voll Sonnenlicht in Erinnerung. Wir hatten auch ein Radio „Loewe-Opta“. Das grüne Auge faszinierte mich, und ich hörte bei den Schulaufgaben oft das Lied: „Guten

Die polnische Trachten- und Volkstanzgruppe des Lagers im Jahre 1953. Ganz links Lagerleiter Widrinka, neben ihm die polnische Kindergärtnerin Kaszimiera Dlugosz. Ganz rechts der polnische Pfarrer Kubica aus Essen. Maria(nne) Baiowa (damals: Pawlica) ist das kleine blonde Mädchen mit der hohen Trachtenkrone rechts neben der Kindergärtnerin

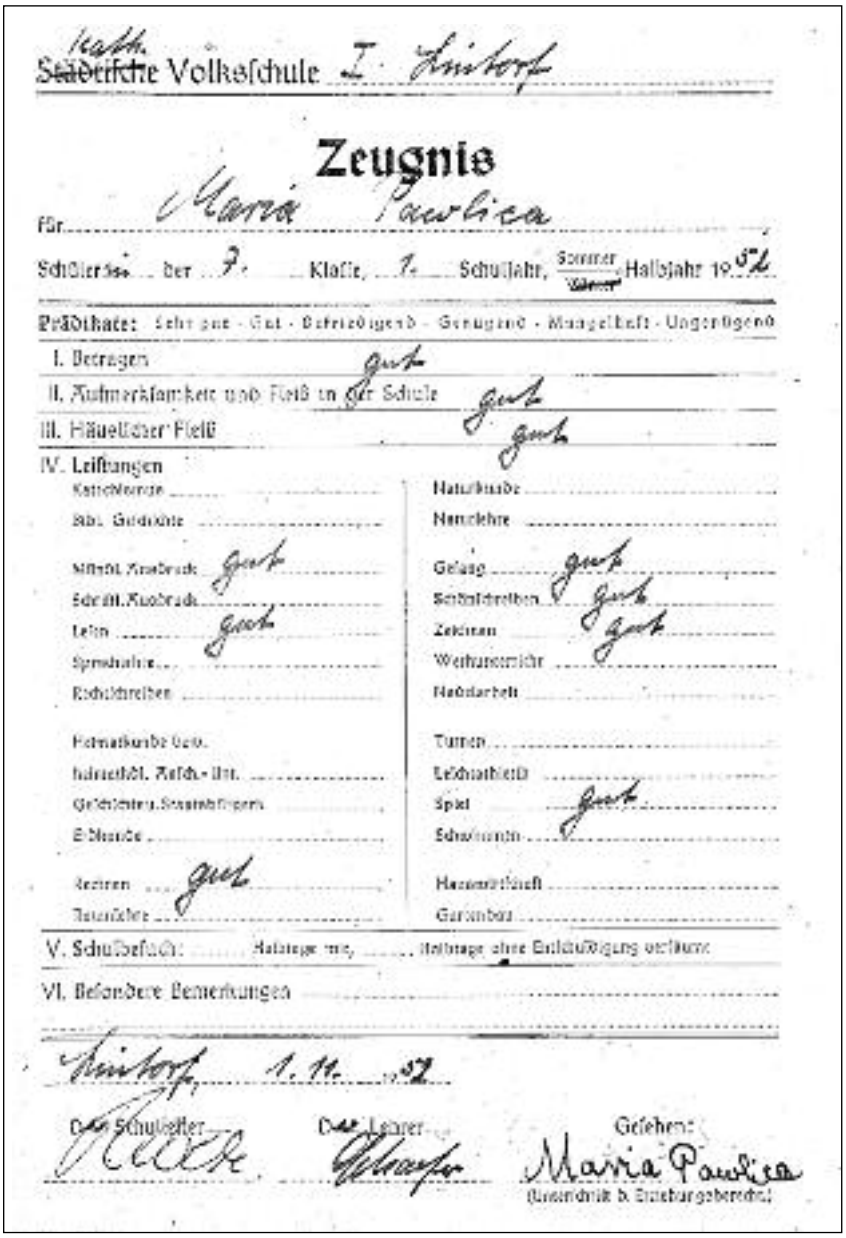
Abend, gute Nacht, mit Rosen bedacht.“ Ich hatte auch einen kleinen schwarz-weißen Hund, aber für ein grünes Fahrrad, das ich mir wünschte, reichte das Geld nicht.

1951/52 kam ich in die Johann-Peter-Melchior-Schule. Zu unserem geliebten Lehrer Schaefer. Er war ruhig und geduldig. Keine herabwürdigenden Äußerungen durch Blicke und Worte. Er zeigte mir in den Pausen, ganz alleine, wie es mit dem Lesen, Sprechen und Schreiben so zugehen sollte. Wir beteten ihn an. Er war oft bei uns im Lager, wenn es etwas zu feiern gab. Im Laufe eines Jahres war bei uns auch wirklich was los. Polen, Russen, Ungarn, Ukrainer hatten ihre bunten Feste, weltliche und kirchliche. Volkstänze, Singspiele und Theateraufführungen, Nikolausfeiern, Maifeste, Aufsagen von Gedichten, Reisen nach Neviges mit nationalen Tanzauftritten mit Akkordeonbegleitung. Das Leben für uns Kinder war abenteuerlich und erträglich. Eine Freundin hieß Lilli, die andere Christine Andraschek. Meine polnische Kindergärtnerin Frau Dlugosz, mein polnischer Pfarrer Herr Kubica. In Klasse 4 war Frau Eilau meine Lehrerin. Wir waren immer mit vielen Kindern unterwegs in die Schule, ins Dorf oder wir stöberten im nahe liegenden Birkenwäldchen. Leider mussten wir einmal ein Geschwisterpaar betrauern, das beim Ballspielen in einer

Lehrer Karl Schaefer beim Leseunterricht in der Schule des Ausländerlagers an der Rehhecke in den 1950er Jahren

nicht umzäunten Sickergrube ertrunken war. Die meisten Lagerbewohner begleiteten die fassungslose Mutter zum Waldfriedhof. Meine Mutter ging, wie viele Frauen, zum Bauern aufs Feld. Ich ging oft mit. Die frische Luft, der Spaß mit anderen, die leckeren Brote am Feldrand, von der Bäuerin oder Magd verteilt, und abends Suppe oder Pflaumenkuchen. So war ich beaufsichtigt und gut versorgt. Einmal im Monat, glaube ich, kam der Tag, wo aus dem Depot Kleider und Nahrungsmittel verteilt wurden. Reis, Nudeln, Trockenmilch und Trockeneipulver, Käse- und Fleischdosen aus Care-Paketen. Unsere Mütter stellten sich an und hielten ihren Tratsch über das Leben, die Heimat und ihre Männer. Viele waren arbeitslos. Sie saßen abends vor dem Haus und spielten auf der Mundharmonika wehmütige Heimatlieder oder den neuesten Schlager: „Anneliese, ach Anneliese“. Dann kam es auch oft zu schwerer Randale. Ihre Aggressionen entluden sich meist unter zuviel Alkohol.

1954 kam ich nach langer Krankheit mit einem Kindertransport nach Holland, um mich zu erholen. Die Beziehungen in Liebe und Herzlichkeit zu Tante Riet, bei der ich wohnte, hielten noch bis zum Tod von Tante Riet. Zuletzt 1996 habe ich sie im holländischen Radio suchen lassen. Das Wiedersehen kann ich ohne Rührung kaum



Städtische Volksschule I. Lintorf

Zeugnis

für Maria Pawlica

Schüler/in der 7. Klasse, 1. Schuljahr, Sommer/Winter-Halbjahr 1952

Prädikate: sehr gut · Gut · Befriedigend · Genügend · Mangelhaft · Ungenügend

I. Betragen	gut		
II. Aufmerksamkeit und Fleiß in der Schule	gut		
III. Häuslicher Fleiß	gut		
IV. Leistungen			
Katechismus		Naturkunde	
Bib. Geschichte		Naturlehre	
Mündl. Ausdruck	gut	Gesang	gut
Schriftl. Ausdruck		Schönschreiben	gut
Lesen	gut	Zeichnen	gut
Sprachlehre		Werkunterricht	
Rechtschreiben		Nadelarbeit	
Heimatkunde usw.		Turnen	
Volksk. Raum- u. Ztl.		Leibesübung	
Geschichte u. Staatsbürgerk.		Spiel	gut
Erdkunde		Schwimmen	
Rechnen	gut	Hauswirtschaft	
Raumlehre		Gartenbau	

V. Schulbesuch: Fehltage: ... Fehltage ohne Entschuldigung versäumt:

VI. Besondere Bemerkungen

Lintorf, 1. 11. 52

Der Schulleiter: Harte Der Lehrer: Schaefer Gelesen: Maria Pawlica (Unterschrift d. Erziehungsberechtigten)

Zeugnis der Johann-Peter-Melchior-Schule vom ersten Halbjahr des Schuljahres 1952/53. Das Zeugnis trägt die Unterschriften von Rektor Emil Harte und Lehrer Karl Schaefer

Der im Jahre 1996 vom „Verein Lintorfer Heimatfreunde“ auf dem Lintorfer Waldfriedhof aufgestellte Gedenkstein für die Toten des DP-Lagers

beschreiben. Für uns Kinder, kann ich sagen, ist viel getan worden. Die schicksalhaften Jahre haben alle traumatisiert. Diese Zeit bleibt unvergessen.

1955 sind wir fortgezogen. Fort von Freunden und Zugehörigkeit. Das war eine erste Trennungserfahrung, und es tat weh.

1996 durfte ich mit Frau Dlugosz bei der Aufstellung eines Gedenksteins für heimatlose Zwangsarbeiter auf dem Waldfriedhof in Lintorf dabei sein. Dafür bin ich den „Lintorfer Heimatfreunden“ von Herzen dankbar. Dieser Platz ist immer einen Besuch wert, um an all die Menschen zu denken, mit denen man ein Stück des Weges gegangen ist und eine bedeutende Zeit verbracht hat.

Marianne Baiowa,
geborene Pawlica

Literaturhinweis:

Ruth Braun, „Das wahre Leben war es nicht. Displaced Persons und das Lager Lintorf“ in „Quecke“ Nr. 65 vom Dezember 1995, S. 34-63

Karl Schaefer, „Zwei Jahre als Lehrer in der Lagerschule“ in „Die Quecke“ Nr. 65 vom Dezember 1995, S. 63-65

Wo ist Heimat?

Eine Ausstellung des „Forums Fotografie“ unter der Leitung von Anke Jensen-Giehler im Medienzentrum der Stadt Ratingen

Zu diesem Thema gestaltete der Ratinger Arbeitskreis „Forum Fotografie“ im März eine kleine, aber feine Ausstellung beim diesjährigen Kulturtag im Medienzentrum.

Seit mehreren Jahren geht es dieser Gruppe nicht nur darum, gute Fotos zu machen, sondern mit diesem Medium eine eigene persönliche Handschrift zu entwickeln und die Fotografie als Ausdrucksmittel zu nutzen, um selbstgewählte Themen zu erarbeiten und der Öffentlichkeit vorzustellen.

Im vergangenen Jahr hatten sich die fotobegeisterten TeilnehmerInnen dieses Kreises intensiv sowohl bildgestalterisch als auch inhaltlich mit dem Thema „Heimat“ befasst. Eine Exkursion ins Braunkohlengebiet in den sterbenden Ort Otzenrath setzte einen ersten Akzent in der Auseinandersetzung mit diesem komplexen Thema. Denn es ging nicht nur darum, den eigenen Heimatbegriff zu finden oder zu definieren, sondern auch auf die Suche zu gehen nach „Heimatlichem“ bei Familie, Freunden, Nachbarn oder Fremden. So entstanden die Fotografien zum Teil nach präziser Planung oder auch als spontane Assoziationen.

Motive vom Verlust der Heimat, von wehmütiger Erinnerung oder auch mit einem Augenzwinkern begleitet, spannen den großen Bogen der Emotionen.

„Heimat ist ein tiefer Punkt in unserer Mitte, den ich bislang noch nicht gefunden habe, aber zu suchen aufgebrochen bin.“ Dieses Zitat könnte über dem spannenden Gruppenprozess stehen, an dessen Ende die Umsetzung in die fotografische Bildsprache stand. Vielschichtige Heimatvorstellungen und Empfindungen wurden von den Bildautoren entdeckt, aufgespürt, nachempfunden und durch Textzitate ergänzt. So können sie den Betrachter - einladen, das eigene Heimatbild für sich zu suchen und zu entdecken.

Ein Auswahl der Ausstellungsfotos finden Sie auf den folgenden Seiten.

Gruß in die Heimat

Foto: Irmgard Schmitz

In der Fremde erfährt man, was die Heimat wert ist, und liebt sie dann um so mehr.

Ernst Wiechert

Verlorene letzte Heimat

Foto:
Maria Kircher

Es gibt kein größeres Übel doch als den Verlust der Heimat. *Euripides*

Der kleine Ort Otzenrath bei Grevenbroich musste dem Braunkohle-Tagebau „Garzweiler II“ weichen. Die meisten Bewohner hatten 2005 bereits ihre Häuser verlassen. Auch die Toten des Otzenrather Friedhofs wurden umgebettet. Zum Zeitpunkt dieser Fotos sind die meisten alten Gräber bereits leer und einfache Holzschilder weisen hin auf eine neue Ruhestätte an einem anderen Ort.

Ferne Heimat
Foto: Dieter Böder

Bewahre den Rock des Landes auf, aus dem du kommst,
und trage den Rock des Landes, dessen Gast du bist.
Diderot

Wahl-Heimat
Foto: Manfred Seufert

Denk ich an Deutschland in der Nacht,
dann bin ich um den Schlaf gebracht,
ich kann nicht mehr die Augen schließen,
und meine heißen Tränen fließen.
Heinrich Heine

Neue Heimat

Foto: Jürg Schnetter

Heimat ist da, wo ich verstehe und verstanden werde.

Karl Jaspers

Familie = Heimat

Foto: Manfred Seufert

Heimat, das bin ich, das sind meine Liebsten, das sind kein Land, kein Ort, keine politischen Größen.

Renan Demirkan

Erinnerungen – Kindheit – Heimat

Foto: Jutta Köhler

Wo du weg willst, wenn du älter wirst, und zurück willst, wenn du alt bist, das ist Heimat.

Sprichwort

Unsere Heimat

Foto: Dieter Böder

Heimat ist, wo wir unseren Lebensfaden festgemacht haben.

Unbekannt

Zurück in der Heimat

Foto: Anke Jensen-Giehler

3½ Jahre war der Ratinger Schreinergeselle Sebastian Plössl vom „Schacht der freien Vogtländer“ auf der Walz, um nach alter Tradition in vielen Ländern sein Handwerk auszuüben. In dieser Zeit durfte er sich seiner Heimatstadt Ratingen nie mehr als 50 km nähern.

Der Brauch will es, dass am Tag der Rückkehr der Heimkehrer an genau der Stelle die Stadt wieder betritt, an der er sie vor 3½ Jahren verlassen hatte – durch Überklettern des Ortseingangsschildes.

In Ischia –
fern der Heimat

Foto: Foto Irmgard Hopp

Die Heimat ist nie schöner, als wenn man in der Fremde von ihr spricht.

Johann Wolfram Geißler

Trotz allem – Heimat
Foto: Brigitte Faasch

Dieses öde Land wird dir zur Heimat werden, wenn du die Welt deines Herzens mit LIEBE erfüllst.

Darshan Singh

Wir sind nur Gast auf Erden
und wandern ohne Ruh
mit mancherlei Beschwerden
der ewigen Heimat zu.

Foto: Hans-Jörg Frey

Homo Viator oder: Im Schatten der Rotbuche

Erzählung

In einigen Tagen sollte er Köln verlassen. Die zweite Auflage seines Buches gegen die Hexenprozesse machte es notwendig. Nach Trier sollte er gehen, so hatte es ihm der Pater Provinzial empfohlen. Die Stadt an der Mosel kannte er gut. Dort war er vor Jahr und Tag als junger Novize in den Jesuitenorden eingetreten. In Trier begann aber auch sein unruhiges und reiches Leben. Auch damals musste er schon bald die schöne Stadt verlassen. Der Krieg und die Pest forderten immer wieder einen Ortswechsel. Aber auch seine umfangreichen Studien und seine Lehrtätigkeit in den Schulen und Ausbildungsstätten des Ordens führten ebenfalls zu häufigen Umzügen, so dass er, seit er seine Studien begonnen hatte, kaum länger als zwei Jahre an einem Ort geblieben war. Er war ständig unterwegs, im wahrsten Sinne des Wortes ein Homo Viator, ein Pilger.

Seit seiner Schulzeit in Köln hatte Friedrich Spee – um ihn handelt es sich, wie der Leser vielleicht schon gemerkt hat – Kaiserswerth nicht mehr wiedergesehen. Gerne hätte er den Ort, wo er am 25. Februar 1591 das Licht der Welt erblickt hatte, häufiger besucht. Aber die unruhigen Zeiten und auch die strengen Ordensregeln ließen das nicht zu.

Vor seinem erneuten Umzug nach Trier hatte er dann doch die Bitte geäußert, noch einmal seinen Geburtsort besuchen zu dürfen. Vielleicht ein letztes Mal. Am späten Nachmittag kam er an. Die Sonne ging gerade in den Wiesen auf der anderen Rheinseite unter und ließ die bunten Scheiben der Basilika wie Edelsteine aufleuchten. Die Burg lag noch wie eh und je stolz und abweisend am Wasser des Stromes. Hier würde er nicht wohnen, obwohl er hier seine Kindheit verbracht hatte und oftmals auf den hohen Burgturm gestiegen war, um weit ins Land hinaus zu schauen. Von fernen Ländern hatte er geträumt, die er einmal kennen lernen wollte.

Inzwischen hatte ein neuer Burgverwalter Einzug gehalten und versah hier den Dienst für den Erzbischof von Köln, wie es vorher sein Vater und sein Großvater Jahrzehnte lang getan hatten.

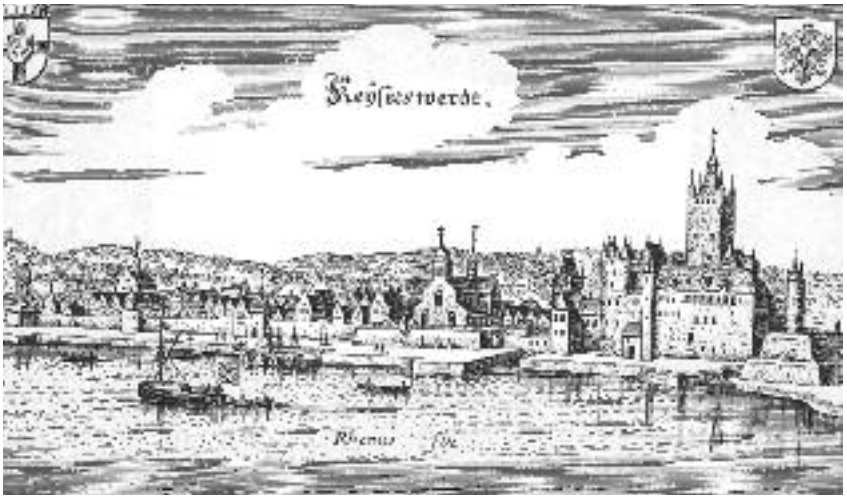
Seine Eltern waren lange tot. Daher galt sein erster Besuch nach all den Jahren ihrem Grab auf dem Friedhof im Schatten der Stiftskirche: „Peter Spee und Ehefrau Mechtels, geborene Dücker“ war auf dem Stein zu lesen. Der Hahn, das Familienwappen der Spees, zierte das Denkmal.

Direkt am Stiftsplatz mit den alten Häusern der Stiftsherren hatte sein Vater vor vielen Jahren ein Häuschen erworben. Nicht direkt am Platz aber doch ganz nahe zur Kirche, durch einen großen Torbogen zu erreichen. Mitten in einem großen Garten lag es wenige Schritte vom Rhein entfernt. Hier war sein nächstes Ziel. Er klopfte nach kurzem Zögern an die Tür, und seine jüngste Schwester öffnete. Sie war erschrocken über den späten Gast, hatte am allerwenigsten ihren ältesten Bruder erwartet und erkannte ihn zunächst auch nicht. Denn vor mehr als zwanzig Jahren hatte sie ihn zum letzten Mal gesehen. Damals war er jung, groß mit dunklen Haaren. Heute stand ein Mann vor ihr in langer schwarzer Soutane mit weißen Haaren. Aber dann sah sie ihn an und erkannte ihn an den Augen. Ihr Bruder war nach Hause gekommen. Unendlich groß war die Freude. Ein Stück Kindheit war zurückgekehrt. Lange bis tief in die Nacht hinein sprachen sie miteinander. Sie erzählte, dass sie in der Kirche seine Lieder sängen. Sie wusste auch um sein Buch gegen die Hexenprozesse, das ihr ein Stiftsherr einmal gezeigt hatte mit einem Unterton der Bewunderung: „Das ist von deinem Bruder!“

Friedrich erzählte von sich, erzählte aber nicht alles, vor allem sagte er nichts von den schrecklichen Erlebnissen in den Kerkern, wenn er versuchte, den als Hexen angeklagten Frauen Trost zuzusprechen.

Am nächsten Morgen wurde ihm erst bewusst, wie groß der Baum geworden war, den sein Vater vor vielen Jahren hier vor seinem Haus gepflanzt hatte. Er sah den festen kräftigen Stamm, die weit ausladenden Äste, die vielen Blätter:

Im hellen Sonnenlicht des neuen Tages warf die Krone Schatten in den kleinen Garten am Rhein. Jetzt fiel ihm ein, wie sein Vater ihm erzählte hatte, dass er den Baum wenige Tage nach der Geburt seines ältesten Sohnes hier gepflanzt habe. Der Älteste, das war er, Friedrich. Und er schaute mit Stolz auf das Prachtstück, das jetzt in der Morgensonne flammend rot aufleuchtete. Es war sein Baum, so



Kaiserswerth nach einem Stich von Matthaeus Merian (1646)

Die alte Rotbuche im Garten eines Kanonikerhauses am Stiftsplatz in Kaiserswerth

hatte es sein Vater gewollt. Sein Vater hatte ihn als kleinen Baum über den Rhein nach hier geholt. Das hatte er ihm häufig erzählt. Denn am Niederrhein, im Haus Langenfeld bei Wankum, wo der Großvater Friedrich und die Großmutter gewohnt hatten, war der Stammsitz der Spees. Sein Vater wollte ein Stück Heimat nach Kaiserswerth holen. Als Ältester hatte er auch den Namen des Großvaters Friedrich bekommen, um irgendwann, wenn er erwachsen wäre, in die Fußstapfen seiner Vorfahren zu treten. Denn der Vater wollte, dass er ebenfalls Burgvogt von Kaiserswerth würde. Aber es war alles anders gekommen.

Wo lagen die Ursachen und Gründe dafür, dass er einen anderen Weg gegangen war, als seine Eltern es sich vorgestellt hatten?

Lag der Grund vielleicht sogar in diesem Baum, dass er für ihn ein Zeichen der Schöpfung Gottes war, verankert mit seinen Wurzeln im Erdreich, hoch aufragend bis in den Himmel mit seinem mächtigen Stamm, seinen vielen Ästen: ein Bild des Menschen und seiner Hoffnung. Bild für den Glauben an eine andere, bessere Welt?

War ein anderer Grund, dass alles anders gekommen war, nicht auch in der Nähe zum Rhein zu sehen? Dieses tausendfache Brechen des Lichtes im Wasser, ein Bild der Ewigkeit und Unendlichkeit Gottes. Das Fließen des Wassers als Zeichen der Sehnsucht, die Welt in seiner Größe zu erfahren und nicht nur auf der kleinen Insel im Rhein zu verharren. Sein Wunsch, Indien und Japan kennen zu lernen, um als Missionar den Menschen dort Christus zu predigen, hatte vielleicht auch hier seine Wurzeln.

Suitbertus, der Heilige im goldenen Schrein der nahen Kirche, war für ihn das Vorbild. Denn auch er war über das Wasser aus einem fernen Land nach Kaiserswerth gekommen.

Kaspar Ulenberg, der Pfarrer und Stiftsherr an der Stiftskirche, hatte ihn vielleicht mit seinen schönen Liedern bewegt, Worte zu finden, um die Herzen der Menschen für die Größe Gottes zu öffnen.

Der Gerechtigkeitssinn des Vaters hatte ihm möglicherweise schon als Kind die Augen geöffnet für die Ungerechtigkeiten in der Welt, hatte in ihm die Bereitschaft geweckt, für die zu Unrecht Verurteilten einzutreten, Irrtümer der Menschen – auch der Menschen, die glaubten, den Willen Gottes zu erfüllen, wenn sie vermeintliche Hexen auf den Scheiterhaufen brachten – beim Namen zu nennen.

Hatte das alles etwas mit dem Baum seines Vaters, mit dem Ort seiner Kindheit zu tun? Er war einen langen Weg gegangen. Hatte viele Menschen und Orte in Deutschland kennen gelernt und dabei unendlich viel Not erfahren: Krieg, Zerstörung, Heimatlosigkeit, Krankheit, Verlassenheit. Aber auch froh machende Momente hatten ihn immer wieder stark gemacht, indem er Trost sprechen und Hilfe schenken konnte, indem er die Wahrheit aussprach und schöne Bilder für die gute Schöpfung Gottes fand.

Sein Blick ging an dem Stamm in die Höhe. Unzählige Blätter bewegten sich im Wind, Licht und Schatten wechselten ständig. Durch die Äste schimmerte der blaue Himmel.

42 Jahre alt war er jetzt. Was würde die Zukunft bringen? Unsicherheit machte sich einen Augenblick lang breit. Und dann überkam ihn doch ein Gefühl der Dankbarkeit, hier zu sein. Denn der Baum zeigte ihm, dass es in seinem Schatten doch auch ein Stück Frieden auf der Welt geben könnte. Wenn, ja wenn die Menschen nur wollten.

Wie so oft wollten auch diesmal seine Gedanken sich in Worte kleiden. Er nahm Stift und Papier:

Der Zweig und Äst seind tausend,
Und tausend, tausend viel.
Mehr tausend, tausend, tausend
Der Blättlein und der Stiel.
Doch Äderlein beineben
Noch mehr man zählen tut,
Und Seel in grünem Blut.
O Mensch, ermeß im Herzen dein,
Wie wunder muß der Schöpfer sein!

„O Mensch, ermeß im Herzen dein, wie wunder muß der Schöpfer sein!“ sprach leise seine Schwester die letzten Zeilen des neuen Gedichtes nach. Sie war unbemerkt hinter ihn getreten und hatte ihn beobachtet. Einen Moment lang wünschte sie sich, er würde noch länger bei ihr bleiben. Da sah sie, wie er von dem Baum weg auf den Rhein schaute. Wie Sonnenlicht leuchtete es aus seinen Augen. Er hatte schon wieder – wie so oft – Abschied genommen.

Hans Müskens

Das Spee-Archiv in Kaiserswerth durch die Äste der Rotbuche gesehen

Heinrich Heine

⁕ 13. Dezember 1797 Düsseldorf

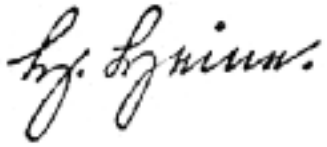
† 17. Februar 1856 Paris

Wo?

Wo wird einst des Wandermüden
Letzte Ruhestätte sein?
Unter Palmen in dem Süden?
Unter Linden an dem Rhein?

Werd ich wo in einer Wüste
Eingescharrt von fremder Hand?
Oder ruh ich an der Küste
Eines Meeres in dem Sand?

Immerhin! Mich wird umgeben
Gotteshimmel, dort wie hier,
Und als Totenlampen schweben
Nachts die Sterne über mir.



Aus dem Nachlass. Erstveröffentlichung in „Letzte Gedichte und Gedanken von Heinrich Heine“, 1869.
Inschrift auf der Umrandung seines Grabes auf dem Montmartre-Friedhof in Paris.

Lebenserinnerungen des Ratinger Fuhrunternehmers Josef Schwaab, ergänzt durch die Erinnerungen seines jüngeren Bruders Bernhard

(Schluss)

Im letzten Teil der Erinnerungen schildert Bernhard Schwaab seine Gefangenschaft in der Sowjetunion von 1945 bis 1949 und seine Rückkehr nach Ratingen zu Beginn des Jahres 1950. Sein im Jahre 2004 verstorbener älterer Bruder Josef kommt nur noch in wenigen Sätzen zu Wort. Seine Aufzeichnungen sind wieder in normaler Schrift, die Schilderungen Bernhard Schwaabs dagegen in Kursivschrift wiedergegeben.

Meine Brüder

Meine Brüder Hans und Fritz kamen in amerikanische Gefangenschaft. Sie haben einige Monate auf den berüchtigten Rheinwiesen bei Sinzig bis zum Herbst 1945 zubringen müssen. Dort herrschten schlimme und menschenunwürdige Zustände. Dann kamen sie nach Hause, und das Elend hatte ein Ende. Meinen jüngsten Bruder Berni traf es am schlimmsten. Er geriet im Alter von 17 (!!) Jahren in sowjetische Gefangenschaft und musste dort fast fünf Jahre ausharren.

Gefangenschaft in der Sowjetunion

Rjasan und Nebenlager 1945 - 1946 - 1947

Im September 1945 wurden wir in Frankfurt/Oder in Güterwagen verladen. In jeden Waggon wurden etwa 50 Gefangene eingepfercht. Wir mussten auf dem blanken Boden liegen. Für die „Geschäfte" stand ein Eimer zur Verfügung, der am Eingang des Waggons platziert wurde. Es verbreitete sich sehr schnell ein penetranter Gestank, und keiner wollte in der Nähe des „Eimers" liegen. Es waren chaotische Zustände. Während der Fahrt durch Polen wurden unsere Waggons von Polen mit Steinen beworfen. Verpflegung und Wasser erhielten wir nur sehr selten. So war es auch nicht verwunderlich, dass während der Fahrt die ersten Krankheiten auftraten, meistens durchfallartige, was natürlich die Situation weiter verschlimmerte. Es kam, was kommen musste, die ersten Toten waren zu verzeichnen. Wenn der Zug mal hielt, wurden sie ausgeladen. Was dann mit ihnen geschehen ist, weiß ich nicht. Das Reiseziel war uns nicht bekannt. Als wir aber dann nach ca. vier Wochen in Rjasan ausgeladen wurden, waren wir mittlerweile so geschwächt, dass wir nur unter großen Schwierigkeiten aus den Waggons klettern konnten. Wir haben uns schon darüber gefreut, dass wir nicht nach Sibirien mussten. Wie viele Kameraden auf diesem Transport insgesamt gestorben sind, weiß ich nicht, aber ich schätze, dass etwa fünf Prozent die Reise nicht überlebt haben. Rjasan, eine Stadt etwa so groß wie Düsseldorf, liegt 150 km südöstlich von Moskau. Ich schätze, dass im Lager ca. 10.000 Gefangene untergebracht wurden. Die Russen hatten beträchtliche Erfahrungen mit solchen Lagern für Strafgefangene, denn etwas anderes waren wir in ihren Augen ja ohnehin nicht. Rjasan war das Zentrallager. Von dort aus wurden zahlreiche Nebenlager eingerichtet. Wenige Tage nach dem Eintreffen wurde ich bereits mit 200 Kameraden weiter transportiert in ein Nebenlager, dessen Namen ich vergessen habe.

In diesem Lager sollte ich nun den Winter 1945/1946 verbringen. Es wurde uns eine primitive Unterkunft zugewiesen mit doppelstöckigen Brettergestellen. In einem großen Raum wurden wir komplett untergebracht. Allen Kriegsgefangenen wurde eine Glatze verpasst, was unser Selbstgefühl zutiefst beschädigte. Trotzdem war das die einzig vernünftige Entscheidung im Hinblick auf die

Kurzer Halt auf freier Strecke bei einem Transport deutscher Kriegsgefangener in ein sowjetisches Lager

katastrophalen hygienischen Verhältnisse, die uns erwarteten. Aber das haben wir erst sehr viel später eingesehen.

Es waren noch einige Nebenräume vorhanden, ja sogar eine Krankenstube und natürlich eine Küche. Der deutsche Lagerleiter und sein Dolmetscher waren gesondert untergebracht. Einen Arzt hatten wir nicht im Lager. Der Donnerbalken war etwa 100 Meter von unserer Unterkunft entfernt und das Primitivste, was ich auf diesem Gebiet erleben musste, abgesehen von dem „Zugeimer". Alle vier bis sechs Wochen wurden wir in der nächstgelegenen Ortschaft in die Banja gebracht, zum Entlausen und Duschen. Dann gab es auch „frische" Wäsche oder was man in Russland darunter verstand. Zwischenzeitlich mussten wir uns im Schnee waschen. Rasieren und Haarschneiden: Fehlanzeige. Unter den gegebenen Umständen müssen wir wie die Verbrecher ausgesehen und penetrant gestunken haben. Das Ungeziefer hat uns fast aufgefressen. Wir hungerten von morgens bis abends. Thema Eins war stets: Wo kriegen wir was zu essen her? Morgens gab es einen dünnen Aufguss; das sollte Tee sein. Dann gab es den ganzen Tag nichts mehr. Abends wurde eine Kohlsuppe mit irgendeiner undefinierbaren Einlage ausgegeben, dazu erhielten wir einen Kanten Brot, falls der Bäcker des Dorfes nicht zufällig betrunken war, was auch öfters passierte. Der Besuch des „Donnerbalkens" war ein Abenteuer für sich. Im Winter und bei 30 - 40 Grad Kälte musste man in der Nacht dieses „Geschäft" ca. 100 Meter entfernt verrichten. Es passierte nicht selten, dass einem die Sch... am Hintern gefror. Einfach unvorstellbar, und viele Kameraden haben sich hier den Tod geholt.

Unser Lager unterstand einer Sowchose, einem Staatsgut, für das wir nun arbeiten sollten. Diese Sowchose hatte sich auf den Obstanbau spezialisiert. Riesige Flächen waren mit Zehntausenden von Obstbäumen bepflanzt; eine für uns bis dahin unvorstellbare Größenordnung. Mittlerweile hatte der Winter Einzug gehalten, und der hatte es in sich. Der Winter 1945/1946 war der strengste Winter, den ich in Russland erleben musste. Winterbekleidung hatten wir nicht bekommen. Ich lief z.B. immer noch in meiner Arbeitsdienstuniform herum, hatte allerdings noch einen Mantel und einen Pullover retten können. Meine Schuhe hatten inzwischen Löcher in den Sohlen, was mir die meisten Sorgen bereitete. Nun kamen die sibirischen Temperaturen. Selbst bei 30 – 40 Grad Minus wurden wir auf die Obstfelder getrieben, um dort Pflegearbeiten durchzuführen. Zahlreiche Kaninchen vergriffen sich am „sozialistischen Eigentum" dergestalt, dass sie die Rinde der Bäume abschälten, so dass die Bäume eingingen. Um das nun zu verhindern, sollten wir die Stämme der Bäume mit Stroh umbinden. Bei diesen Temperaturen und ohne Handschuhe, unmöglich. Die Folgen dieses grausamen Arbeitseinsatzes waren bald zu besichtigen: Erfrierungen am laufenden Band. Viele Kameraden sind an Erfrierungen gestor-

Lager für deutsche Kriegsgefangene im Winter 1947

ben. Ich war immer noch so gut beieinander, dass ich mich intensiv bewegen konnte, weshalb ich zu den wenigen gehörte, die diese Zeit verhältnismäßig gut und ohne Erfrierungen überstanden haben. Die Zahl der Toten nahm ständig zu. Wir konnten sie wegen des hart gefrorenen Bodens nicht so schnell beerdigen, wie sie dahinstarben. Darunter war auch ein Kamerad aus Düsseldorf, der auf seinem Brotbrett seinen Namen deutlich sichtbar eingeritzt hatte: „Fritz L., Düsseldorf, Grafenberger Allee 131". Er starb ungefähr Ende 1945 bzw. Anfang 1946. Seinen Namen habe ich bis heute wegen des seltsamen Brotbrettes nicht vergessen und ich denke heute immer noch an ihn, wenn ich über die Grafenberger Allee in Düsseldorf fahre. Auf den Fritz L. komme ich später noch einmal zurück. Die Lagerbelegung blieb mit 200 Gefangenen konstant, denn wenn etwa 20 verstorben waren, kam aus dem Zentrallager prompt Ersatz. So haben wir uns mehr schlecht als recht über den Winter gemogelt, und dann passierte mal wieder – wie so oft in Russland – etwas völlig Überraschendes.

Irgendjemand in der sowjetischen Führungsebene muss bemerkt haben, dass die Zahl der deutschen Kriegsgefangenen erschreckend zurückgegangen war. Plötzlich im März/April 1945 erschienen äußerst wichtig aussehende Offiziere zur Inspektion, und unser Lager wurde sofort stillgelegt. Es erfolgte die übliche „Fleischbeschau", und alle Insassen brauchten nicht mehr zur Arbeit zu gehen. Mit einigen Ausnahmen, und zu denen gehörte auch ich. Meine Fleischbeschau war wiederum positiv verlaufen, und ich wurde dem Küchenpersonal als Hilfskraft zugewiesen. Das war so etwas wie ein Gewinn im Lotto. Endlich einmal jeden Tag satt zu essen. Davon habe ich offensichtlich so reichlich Gebrauch gemacht, dass ich ernsthaft erkrankte. Mein ganzer Körper war voller Wasser, es drohte schon bis zum Herzen aufzusteigen. In der ersten Nacht in der Krankenstube habe ich unzählige Büchsen mit meinem Urin gefüllt. Als es mir langsam besser ging, bekam ich das „ wolynische" Fieber. Ich erholte mich jedoch relativ schnell, nicht zuletzt auch

Unter der Aufsicht eines russischen Postens heben deutsche Kriegsgefangene Gräber für ihre verstorbenen Kameraden aus

deshalb, weil sich die Verpflegung und die hygienischen Verhältnisse in diesem Lager deutlich verbesserten. Das Lager wurde schließlich komplett aufgelöst und alle Insassen kamen ins Zentrallager nach Rjasan zurück. In diesem „Obstlager" hatten viele Gefangene keine Chance zum Überleben. Wie viel letztlich hier gestorben sind, weiß ich nicht. Aber da von der ursprünglichen Stammbesatzung am Ende nur noch 30 – 40 Gefangene übrig geblieben waren, müssen ca. 150 bis 160 verstorben sein. Eine erschreckende Bilanz, die u.a. auch die hohe Zahl der heute noch Vermissten erklärt. Da in allen Lagern der Sowjetunion 1945/1946 eine ziemlich hohe Sterbequote zu verzeichnen war, haben, vorsichtig geschätzt, mindestens 1,5 Millionen Kriegsgefangene das erste Jahr nach Beendigung des Krieges nicht überlebt. Viele davon gelten logischerweise bis heute noch als vermisst, denn sie konnten ja niemandem mitteilen, dass sie bei Ende des Krieges in sowjetische Gefangenschaft geraten waren.

Nun war ich also im Frühjahr 1946 wieder im Zentrallager Rjasan angekommen. Hier traf ich auch wieder einen Landsmann aus Ratingen: Ferdi Fröhlich, ein Sohn des bekannten Blumenhändlers am Ort. Von Rjasan aus gingen von Zeit zu Zeit Gefangenentransporte in die Heimat. Wer zum Zeitpunkt der Transporte zufällig krank oder gebrechlich war und dadurch keine Arbeitsleistungen mehr erbringen konnte, wurde nach Hause entlassen. Das war also reine Glückssache. Ich war während der folgenden Jahre mehrfach wegen meines Gesundheitszustandes transportreif, aber ich hatte das Pech, dass gerade dann keine Transporte erfolgten. Ferdi Fröhlich hatte mehr Glück. Bereits 1947 kam er nach Ratingen zurück und konnte meinen Eltern erneut ein Lebenszeichen von mir überbringen.

Etwa Mitte 1946 kam ich in Rjasan in ein Lager, das in einer Fabrik untergebracht war. Wir hausten mit etwa 1.000 Mann in einer großen Fabrikhalle, die mit vierstöckigen(!) Gestellen ausgestattet war. Die Jüngsten mussten auf der obersten Etage Quartier beziehen. Dieses Lager war einer Maschinenfabrik mit Namen Rjaselmasch angeschlossen. Hier wurden Dreschmaschinen für die Landwirtschaft hergestellt. Wir wurden in allen Abteilungen des Werkes eingesetzt. Man muss dabei wissen, dass in einem solchen Werk alle Teile in eigener Regie hergestellt wurden, so dass die Fabrik über alle möglichen Fabrikationseinrichtungen verfügte, wie Gießerei, Pressen, Schreinerei usw. Ich wurde im Eisenlager eingesetzt, und unsere Aufgabe bestand darin, dass wir eine Maschinenhalle mit U- und T-Eisen beliefern mussten, die dort erhitzt und weiter verarbeitet wurden. Beliefern hieß: Wir transportierten die schweren Eisenbrocken auf unseren Schultern. Ich kann mich erinnern, dass ich hier auch den Winter 1946/1947 verbracht habe. Später wurde ich dann in der

Endmontage der Dreschmaschinen eingesetzt. Das war eine leichtere und schönere Arbeit. Der russische Lagerkommandant war ein älterer gutmütiger Major, der jedoch eine Macke hatte. Sein Respekt vor der deutschen Tüchtigkeit war so groß, dass er ständig Angst hatte, dass wir heimlich in der Fabrik Fluchtwerkzeuge von nie gekannter Präzision entwickeln könnten. Aus diesem Grunde wurden regelmäßig – meistens wöchentlich - groß angelegte Filzungen im Lager durchgeführt. Dabei wurde alles kassiert, was auch nur die Ähnlichkeit eines Werkzeuges hatte. So nahm man uns regelmäßig die Brotmesser weg, was dazu führte, dass wir in den geeigneten Fabrikabteilungen ständig mit der Herstellung von neuen Messern beschäftigt waren, denn unsere Brotration musste ja schließlich aufgeteilt werden. In dieser Fabrik hatte ich nun erstmalig Kontakt mit vielen russischen Arbeitern, die uns, von wenigen Ausnahmen abgesehen, anständig behandelt haben. Wenn jedoch im örtlichen Kino ein Film mit der üblichen Kriegspropaganda gezeigt wurde, bekamen wir das am nächsten Tag durch entsprechende Beschimpfungen zu spüren. Aber das legte sich schnell wieder. Die Arbeiter lebten sehr ärmlich und einfach. In den Pausen aßen sie trockenes Brot und tranken Wasser oder, wenn es gut ging, Milch dazu. Als wir ihnen zu erklären versuchten, dass ein deutscher Arbeiter Butter und Wurst auf seinem Brot hatte, wurden wir als Kapitalisten bezeichnet, so etwas konnten sich diese armen Proletarier im ersten sozialistischen Arbeiter- und Bauernstaat der Welt nicht vorstellen.

Bei dieser Gelegenheit muss ich über ein paar grundsätzliche Erkenntnisse über Lagerkommandanten in sowjetischen Kriegsgefangenenlagern berichten. Jedes Lager hatte einen Kommandanten aus der Roten Armee, der mindestens im Range eines Hauptmanns war. In einigen Lagern, insbesondere in Moskau, war auch ein so genannter „Blauer" für uns zuständig, der zwar im Rang deutlich niedriger einzuordnen war, der jedoch die Befehlsgewalt ausübte. Diese „Blauen" hatten eine Mütze, deren Oberteil blau war, daher der

Deutsche Kriegsgefangene ziehen Baumstämme zum Sammelplatz

Spitzname. Es waren Offiziere des russischen Geheimdienstes GPU, später NKWD. Sie waren bei den Russen mehr gefürchtet als bei uns. Aber das nur am Rande. Bemerkenswert ist Folgendes: Jedes Lager hatte eine eigene Identität. Im Laufe der Zeit wussten wir genau zu unterscheiden zwischen politischen und sozialistischen Lagern. In sozialistischen Lagern wurde der so genannte Diebstahl von sozialistischem Eigentum generell mit 25 Jahren Zwangsarbeit bestraft. Ich habe erlebt, dass einer für das Klauen von 5 Pfund Kartoffeln zu 25 Jahren verdonnert wurde. Da wir ständig Hunger hatten, war es gut zu wissen, in welcher Art von Lager man sich gerade aufhielt. In den politischen Lagern konnte man klauen, was die jeweiligen Umstände hergaben, ernsthaft bestraft wurde dafür niemand. Dort wurde intensiv nach Kriegsverbrechern Ausschau gehalten. SS-Männer mit den bekannten Blutgruppen unter dem Arm mussten sich hier ständig schärfsten Verhören aussetzen. Auch Soldaten bestimmter Divisionen, die auf der schwarzen Liste standen, wurden in diesen Lagern permanent gesucht. Nach einer Ankunft in einem neuen Lager wurde daher zuerst ausgekundschaftet, in welcher Art von Lager man gelandet war. Das vorbeschriebene Fabriklager Rjaselmasch gehörte zweifelsfrei zu den sozialistischen Lagern, was auch für das „Obstlager" 1945/46 galt, obwohl wir das zu diesem Zeitpunkt noch nicht so gut beurteilen konnten.

Über den jetzt folgenden Zeitraum von etwa Anfang 1947 bis Frühjahr 1948 habe ich nur noch bruchstückhafte Erinnerungen. Ich durchlief mehrere Lager und musste die verschiedensten Arbeiten ausführen. Das waren

- *Waldarbeiten, Rodungen*
- *Begleitung von Transporten*
- *Arbeiten in einer Zementfabrik*
- *Schiffsentladungen auf der Oka*
- *Ausschachtungsarbeiten*
- *Hilfsarbeiten am Bau*

Eines war immer gleich, der Hunger war unser ständiger Begleiter. Besonders effektiv kann daher unser Arbeitseinsatz nicht gewesen sein, denn einen Großteil unserer Zeit widmeten wir der Beschaffung von zusätzlichen Lebensmitteln.

An der Oka mussten wir einmal ein mit Baumstämmen beladenes Schiff entleeren bzw. löschen. Dabei standen uns keinerlei Hilfsmaschinen zur Verfügung, sondern alles musste mit Muskelkraft erledigt werden. Wir wurden hierbei zusammen mit russischen Strafgefangenen eingesetzt. Das waren noch ärmere Schweine als wir, denn man höre und staune, es waren überwiegend ehemalige sowjetische Kriegsgefangene in Deutschland. Nach ihrer Heimkehr hat man sie sofort und pauschal wegen Feigheit vor dem Feind zu 25 Jahren Zwangsarbeit verurteilt, weil sie nicht bis zum letzten Blutstropfen im „Großen Vaterländischen Krieg" gekämpft hatten. In den späten 50er-Jahren habe ich dann mal gehört, dass man sie begnadigt hat.

Bei meinen Bauhilfsarbeiten musste ich meistens Material für die Maurer heran schleppen. Der Speis wurde dabei in Tragen transportiert, vorne und hinten je ein Mann. Eine Zeit lang habe ich dabei mit einem Mathematikprofessor aus Hannover gearbeitet. Um nicht zu „verblöden", hat mich dieser mit Denksportaufgaben der verschiedensten Art unterhalten. Er hat mir auch die Tricks beigebracht, um vierstellige Zahlen im Kopf multiplizieren zu können. Nach einiger Übung konnte ich das ziemlich gut. Von ihm lernte ich auch eine Denksportaufgabe kennen, die nach seinen Angaben 1936 als schwierigste Denksportaufgabe des Jahres prämiert worden war. Hier ist sie nun:

In einem Raum befinden sich drei Männer, drei schwarze und zwei weiße Hüte. Die Männer nehmen hintereinander Platz und jedem Mann wird von den vorhandenen fünf Hüten einer aufgesetzt. Die übrigen Hüte, deren Farbe unbekannt bleibt, werden entfernt. Nun werden die Männer nach der Farbe der Hüte befragt, die sie auf ihrem Kopf tragen. Der dritte Mann sieht zwei Hüte, kann aber keine stichhaltige Aussage machen und schweigt, der zweite Mann sieht einen Hut und schweigt ebenfalls. Nur der erste Mann, der keinen Hut sieht und auch von seinen Hintermännern nichts gehört hat, kann mit Bestimmtheit sagen, welche Farbe sein Hut hat und das auch logisch einwandfrei begründen. Kein Trick, es geht wirklich.

Etwa Mitte 1947 konnten wir das erste Mal 25 Worte nach Hause schreiben. Man gab uns eine vorgedruckte Postkarte, die auch mit einer Antwortkarte versehen war. Nach zwei Jahren 25 Worte. Was schreibt man da? Ich habe lange gegrübelt, denn die wirklichen Verhältnisse konnte man ja nicht beschreiben, denn dann hätte die Karte garantiert nicht Ratingen erreicht. Also blieben nur nichtssagende Phrasen übrig. „Ich lebe noch, bin einigermaßen gesund, es geht mir den Umständen entsprechend gut, hoffe, dass in Ratingen noch alles in Ordnung ist. Viele Grüße Berni." Das sind 25 Worte, und so ähnlich habe ich auch geschrieben. Übrigens: Schreibgeräte hatten wir ja nicht. Sie wurden vom Lagerleiter extra besorgt, und alle mussten mit dem gleichen Federhalter schreiben. Später wurde das dann gelockert, und wir konnten öfter und umfangreicher schreiben.

Meinen Vater hat das Schicksal seines jüngsten Sohnes sehr erschüttert. Einmal überraschte ich meinen Vater, als er Bernis Bild betrachtete. Er wusste, dass er bald sterben würde und sagte mit tränenerstickter Stimme: „Ich werde diesen, meinen liebsten Jungen, wohl nie wiedersehen." Ich könnte heute noch weinen, wenn ich an den Kummer meines Vaters denke. Ende des Jahres 1947 starb er dann.

Lager Moskau
1948 – 1949

Im Frühjahr 1948 wurde ich in ein Kriegsgefangenenlager nach Moskau verlegt. Wie sich bald herausstellte, war das ein echter Glücksfall.

Unser Lager in Moskau war auf der Smolenskaja Uliza Nr. 13 – 21 (Smolensker Straße 13-21) mitten in der City gelegen. Wir wohnten im gleichen Haus, an dem wir auch bauten und zwar mit etwa 800 Kriegsgefangenen. Das Haus hatte 8 Stockwerke, war etwa 200 Meter lang, in U-Form gebaut und die U-Flügel waren vielleicht auch noch mal je 40 Meter lang. Also ein riesiger Kasten, der in vier Sektoren eingeteilt war. In der Mitte war eine Toreinfahrt. Es wurden hier mehrere Hundert Komfortwohnungen für Parteibonzen errichtet. Unser Lager befand sich nun in einem dieser Sektoren und war natürlich durch Stacheldraht von der Außenwelt hermetisch abgesperrt. Die hygienischen Verhältnisse waren akzeptabel. Unsere Haare durften wieder wachsen, und wir sahen bald wieder wie zivilisierte Mitteleuropäer aus.

Ab diesem Zeitpunkt funktioniert seltsamerweise auch wieder mein Erinnerungsvermögen bestens. In den letzten Jahren wurde ich auf Grund meiner für die Gefangenschaft untauglichen kaufmännischen Ausbildung stets als so genannter „rasender Rabotnik" eingesetzt. Ungefähr übersetzt heißt das: „Mann für verschiedene Arbeiten." Da ich mittlerweile auch erkannt hatte, dass das Leben als „Nimetzki Spezialist" (Deutscher Spezialist) in Gefangenschaft wesentlich angenehmer abläuft, hatte ich mich entschlossen, ab sofort ein „Nimetzki Spezialist" zu sein, und wollte mich deshalb bei der ersten sich bietenden Gelegenheit als solcher melden.

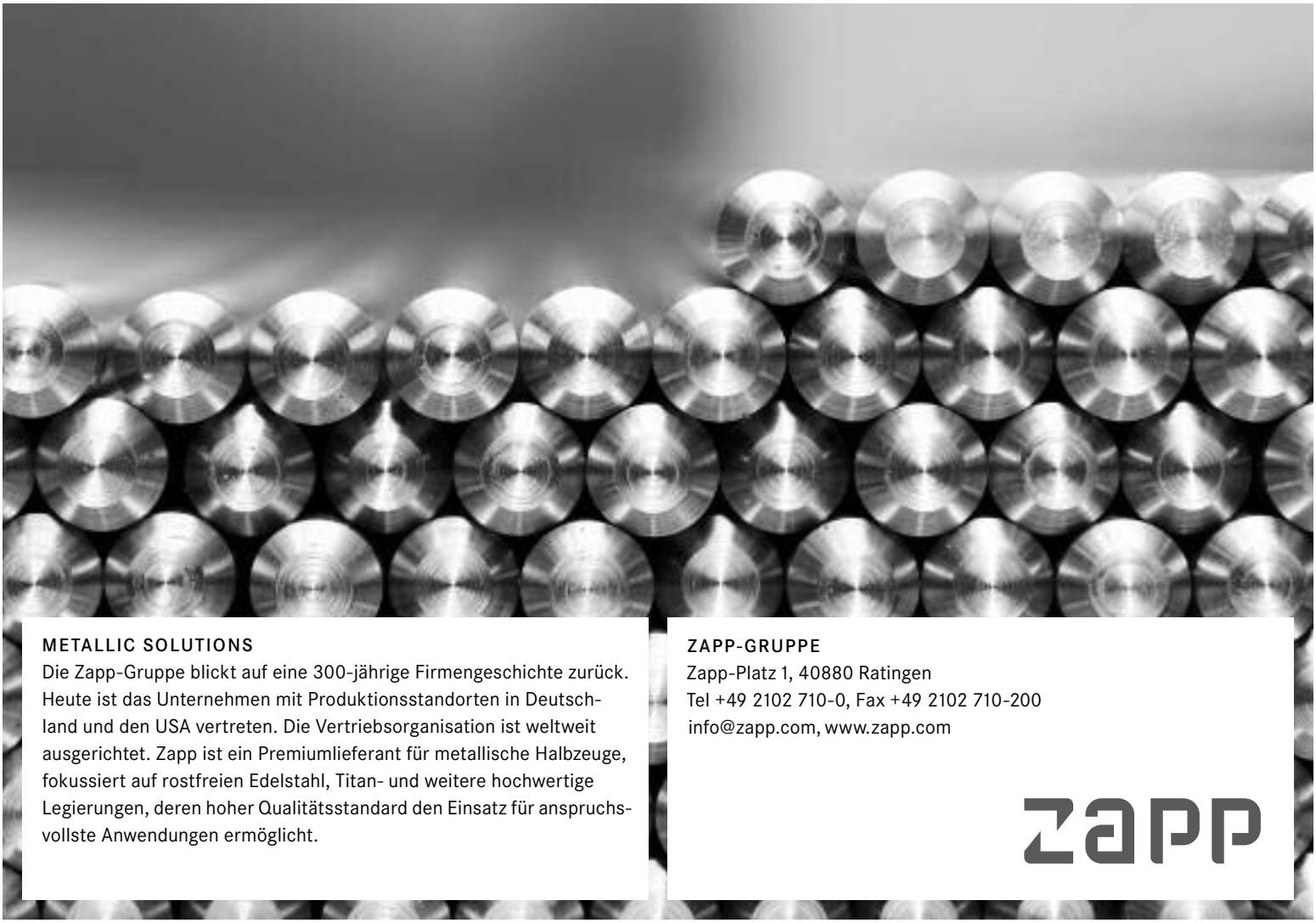
Zunächst wurde ich jedoch, wie schon so oft vorher, als Bauhilfsarbeiter eingesetzt. Unsere Baustelle, gleichzeitig Lager, war noch ein Rohbau im 6. oder 7. Stock. Gleich zu Anfang wurde uns mit viel „Getöse" ein so genannter „Stachanowarbeiter" angekündigt, der uns Nimetzkis (Deutschen) mal zeigen sollte, wie ein russischer Maurer seine Norm übererfüllt. Der kam dann auch mit einem komfortablen Auto und in Begleitung von drei weiteren Maurern angefahren. An seinem Hintern baumelte eine versilberte Kelle und er war beinahe festlich und bunt gekleidet. Extra für seine Norm-Darbietung war ein gerades Stück Mauer ausgesucht worden. Dort hatten wir Steine und Mörtel in ausreichender Menge bereitstellen müssen. Nun ging die Schau los. Ein Arbeiter verteilte mit einer Schaufel den Speis auf der Mauer, die beiden anderen legten die Steine auf und rückten sie gerade, und dann kam unser Stachanowarbeiter und klopfte noch leicht auf die bereits fertigen Mauersteine. Nach ca. 30 Minuten wurde die Sache beendet. Stolz berichteten unsere Russen, dass dieser Mann soeben seine Norm um ca. 4.000 % übererfüllt habe und wir sollten uns ein Beispiel an seiner Leistung nehmen. Als wir die Mauer näher betrachteten, stellte sich heraus, dass diese schief und krumm war. Wir mussten sie wieder abreißen, und die russischen Lobpreisungen wurden durch betretenes Schweigen abgelöst. Man hat anschließend nie mehr stachanowähnliche Leistungen von uns verlangt.

Als die Rohbauarbeiten allmählich zu Ende gingen, wurden logischerweise plötzlich Zimmerleute gesucht, und ich meldete mich sofort als Spezialist hierfür. Mit mir hatten sich noch weitere 15 Gefangene gemeldet. Alle wurden angenommen, auch ich, der ich noch nie in meinem Leben mit einem Beil gearbeitet hatte. Sehr bald stellte sich heraus, dass nur vier wirkliche Fachleute unter uns waren. Das heißt, dass die elf anderen zu den gleichen Erkenntnissen gekommen waren wie ich auch.

Auch in Russland war bekannt, dass Zimmerleute entsprechende Werkzeuge, wie z.B. Beile, benutzen müssen. Diese waren allerdings nicht vorhanden, so dass wir zunächst unser Spezialistendasein durch Nichtarbeit genießen konnten. Wenige Tage später war es dann so weit, wir bekamen unsere Beile, und zwar ca. 250 Stück (!!) auf einen Schlag. Da wir inzwischen unser Lager als ein „politisches" eingeordnet hatten, begannen wir sofort einen schwunghaften Handel mit Beilen, der uns eine Menge Rubel einbrachte. Ich beglückwünschte mich insgeheim dazu, ein Spezialist geworden zu sein, denn es ging mir jetzt deutlich besser. Auch die Arbeit machte keine großen Schwierigkeiten. Wir gingen unseren erfahrenen Zimmerleuten zur Hand, und nach einiger Zeit waren die meisten in der Lage, ordentliche Arbeit abzuliefern. Es liegt in der Natur des Bauens, dass irgendwann keine Zimmerleute mehr gebraucht werden, weil der Dachstuhl steht. Da mir das Dasein als Nimetzki Spezialist zunehmend gefiel, beschloss ich, meine Karriere auf anderen Fachgebieten fortzusetzen, und ich meldete mich leichtfertigerweise, als Putzer und Stuckateure gesucht wurden. Auch hier dasselbe Bild, wenige Fachleute, viele Mitläufer. Diese Wahl bereitete mir aber doch gewaltige Probleme. Meine Hilfsarbeiter, die den Putz heranschleppen mussten, waren vollauf damit beschäftigt, meinen heruntergefallenen Putz wieder abzutransportieren. Bei den Wänden hatte ich den Dreh bald heraus, aber der Deckenputz war eine mittlere Katastrophe. Zum Glück bekam ich eine schwere Entzündung an den Händen, so dass ich diese Arbeiten nicht mehr ausführen konnte, was insbesondere meine Hilfsarbeiter zu „Begeisterungsstürmen" veranlasste. Nach einem kurzen Gastspiel als Schmied und Kunstschlosser meldete ich mich als Elektriker und Telefonspezialist und wurde auch dort sofort angenommen. Das war eine der glücklichsten Entscheidungen des Jahres 1948.

Auch im Lager Moskau traf ich auf einen Ratinger. Er hieß Hubert M. Dieser hatte aus seiner Post erfahren, dass mein Vater verstorben war und hatte mir das mitgeteilt. Ich war sehr erschüttert, habe aber verstanden, dass meine Mutter mir das aus falsch verstandener Rücksichtnahme nicht mitgeteilt hatte. Tatsache ist, dass man in meiner Lage so mit der Bewältigung der eigenen Probleme beschäftigt war, dass derartige Schicksalsschläge relativ gut und schnell verkraftet wurden. Ich glaube, meine Mutter war sehr erleichtert, dass ich über Vaters Tod informiert wurde.

Nun war ich also bei den Elektrikern gelandet. Diese waren auch



METALLIC SOLUTIONS

Die Zapp-Gruppe blickt auf eine 300-jährige Firmengeschichte zurück. Heute ist das Unternehmen mit Produktionsstandorten in Deutschland und den USA vertreten. Die Vertriebsorganisation ist weltweit ausgerichtet. Zapp ist ein Premiumlieferant für metallische Halbzeuge, fokussiert auf rostfreien Edelstahl, Titan- und weitere hochwertige Legierungen, deren hoher Qualitätsstandard den Einsatz für anspruchsvollste Anwendungen ermöglicht.

ZAPP-GRUPPE

Zapp-Platz 1, 40880 Ratingen
Tel +49 2102 710-0, Fax +49 2102 710-200
info@zapp.com, www.zapp.com

zapp

bei den Russen als Spezialisten hoch geachtet. Da in einem solchen Riesenbau immer an allen Ecken irgendetwas mit Strom passierte, waren wir überall präsent, konnten aber auch mal für einige Stunden „blau machen“. Das merkte keiner. Kurzum, wir konnten schalten und walten, wie wir wollten. Da meine russischen Sprachkenntnisse in der Zwischenzeit Fortschritte gemacht hatten, wurde ich bei den Elektrikern für den Zwischenhandel eingesetzt. Wie gesagt, wir befanden uns in einem politischen Lager, und Handel und Wandel wurden nicht bestraft. In unserem Lager waren eine Menge Elektromotoren im Einsatz, die dank unserer „Fürsorge“ ständig ihren Geist aufgaben. Wir forderten dann neue Motoren an, die auch prompt geliefert wurden.

Dazu folgende Anmerkungen: Unser Wohnblock war für die oberen Funktionärsschichten bestimmt. Die Wohnungen waren für russische Verhältnisse außergewöhnlich komfortabel ausgestattet; jede Wohnung hatte z.B. einen Telefonanschluss, einen Müllschlucker, Zentralheizung etc. Aus diesem Grunde wurden alle Anforderungen von Material mit höchster Priorität erfüllt. Ansonsten habe ich immer wieder festgestellt, dass die Versorgung selbst mit den einfachsten Gütern in Russland nicht funktionierte. Hier war das zu unserem Glück anders, und wir haben das weidlich ausgenutzt.

Die alten Motoren wurden von uns repariert, und es war vorwiegend meine Aufgabe, sie möglichst teuer an den Mann zu bringen. Abnehmer gab es in Hülle und Fülle und wir erzielten gute Preise. Mit der Zeit hatten wir den Schmuggel aus dem Lager zu den Interessenten mit Hilfe einiger „geschmierter“ Wachtposten perfektioniert. Mit unserem Verdienst konnten wir uns eine Menge zusätzlicher Lebensmittel beschaffen, und es ging uns allen eigentlich den Verhältnissen entsprechend so gut wie in keinem der vorhergehenden Kriegsgefangenenlager. Dabei muss man aber auch kritisch anmerken, dass die Verpflegung auch in diesem Lager miserabel war. Nur durch unsere Eigenleistungen konnten wir diese einigermaßen erträglich gestalten.

Erfreulich war die Tatsache, dass wir kaum noch Todesfälle zu beklagen hatten, weil u.a. auch die gesundheitliche Betreuung sich deutlich verbessert hatte. Als ich z. B. Zahnprobleme bekam, wurde ich zu einem Zahnarzt in Moskau gebracht, der mich ganz normal behandelte und von meinen Schmerzen befreite. Auch angemessene Winterbekleidung stand nun in ausreichendem Maße zur Verfügung, so dass Erfrierungen kein Thema mehr waren. Die Stimmung im Lager verbesserte sich daher deutlich, zumal wir von der Vereinbarung erfahren hatten, dass alle Kriegsgefangenen bis zum 31.12.1948 entlassen werden sollten. Auch die Sowjetunion hatte dies unterschrieben. Wir waren alle guter Hoffnung, dass wir bald die Heimreise antreten könnten. Diese Hoffnung wurde bitter enttäuscht; es kam Weihnachten 1948 und der Jahreswechsel 1948/1949, und nichts tat sich. Die Sowjetunion hatte sich nicht an ihre Zusage gehalten. Wir haben Anfang 1949 aus Protest passiven Widerstand geleistet, indem wir zwar zur Arbeit gingen, dort aber keine Hand rührten. Nun ent-

wickelte unser „Blauer Kommandant vom NKWD“ beachtliche Aktivitäten. Er war lammfromm, beschwor uns wieder zu arbeiten, versprach längere freie Zeiten und noch so manches andere. Da wir ohnehin keine Chance hatten, unsere Forderungen auf Heimreise letztendlich durchzusetzen, ließen wir uns überreden, und wir haben dann sozusagen „mit gebremstem Schaum“ wieder die Arbeit aufgenommen.

Dieser blaue NKWD-Mann war ein begeisterter Schachspieler und förderte auch das Schachspiel im Lager bei jeder Gelegenheit. Auch ich erlernte dort das königliche Spiel und hatte bereits nach kurzer Zeit eine beachtliche Spielstärke erreicht. Das ging so weit, dass ich im Jahre 1949 Lagermeister wurde, was mit einem Pfund Tabak honoriert wurde. Ferner gab es Buchpreise (Die Schlacht von Stalingrad) mit schönen und interessanten Widmungen. Selbst ein russischer Großmeister wurde von unserem Blauen eingeladen, der dann gegen 30 Kriegsgefangene simultan spielte. Alle haben ihre Partien verloren. Ich hatte nur die Genugtuung, am längsten seinen Bemühungen standgehalten zu haben. Letztlich musste ich aber auch die Segel streichen. Auch dafür gab es Preise in Form von Tabak und Literatur. Es war üblich, dass jeder aus der Elektriker-Clique seine Verdienste der Gruppe zur Verfügung stellte, und so wurde ich dank meines Schachspieles zum Tabaklieferanten der Gruppe. Bei unserer Rückkehr wurden mir die Bücher in Brest-Litowsk bei der letzten Filzung leider alle abgenommen. Russische Logik!!

An jedem Tag meines Aufenthaltes in Moskau hätte ich ohne Probleme fliehen können. Das wäre eine der leichtesten Übungen gewesen. Aber die Aussicht, dann weiter zu kommen, war bei den dort üblichen allgemeinen Überwachungsmethoden gleich null. Mittlerweile hatten wir einen sicheren Ausgang aus dem Lager entdeckt. Wie eingangs geschildert, bestand der Wohnblock aus vier Sektoren, und der Sektor, in dem wir uns befanden, war unten hermetisch abgesichert. An den Dachstuhl hatte jedoch keiner gedacht. Wir gingen also in unserem Sektor auf den Dachstuhl und wechselten hinüber auf die anderen nicht abgesperrten Sektoren. Dort kamen wir über die normalen Treppen auf die Straße, ohne behelligt zu werden. In unseren normalen Gefangenenklamotten konnten wir uns natürlich nicht unter die Menschen wagen. Aber wofür hatten wir eine eigene Schneiderei. Für ein paar Rubel konnten wir hier jederzeit leihweise Zivilsachen ordern. Ich habe das Lager auf diese Weise nur einmal verlassen und bin mit noch einem Kameraden ins Kino gegangen, wo ein Marika-Rökk-Film in Deutsch mit russischen Untertiteln gegeben wurde. Das ist absolut problemlos verlaufen. Da dieser „Ausweg“ im Lager mehr und mehr bekannt wurde, hatten unsere Schneider in der Zwischenzeit „Blut geleckt“. Da Angebot und Nachfrage nicht mehr übereinstimmten, erhöhten sie die Leihgebühren so drastisch, dass sie meine finanziellen Möglichkeiten überstiegen. Ich habe das Lager dann noch ein zweites Mal, diesmal offiziell, zu einem Fußballspiel verlassen dürfen. Wie dies im Einzelnen zustande gekommen ist, weiß ich heute nicht mehr. Tatsache ist jedenfalls, dass wir mit drei Gefangenen in geliehenem Zivil und einem Rotarmisten als Bewachung loszogen. Die Eintrittskarten, auch für unseren Bewacher, mussten wir bezahlen. Wir fuhren mit der berühmten Moskauer U-Bahn zum Lenin-Stadion und sahen dort ein Spiel der 1. Liga, Torpedo Moskau gegen Lokomotive Moskau. Nach Beendigung des Spieles sind wir dann quer durch Moskau zu Fuß bis zum Roten Platz marschiert. Unser Posten hatte uns vorher schon vergattert, den Mund zu halten, was wir auch weitgehend taten. Am Roten Platz angekommen, haben wir drei uns, ohne lange unseren Aufseher zu befragen, in die Schlange vor dem Lenin-Mausoleum eingereiht. Unser braver Rotarmist hat beinahe in die Hose gemacht, hat sich dann aber schließlich dazugestellt. Und tatsächlich, wir wurden anstandslos durchgelassen und haben an diesem denkwürdigen Tag auf dem Roten Platz dem Herrn Lenin „Guten Tag“ gesagt. Gemerkt hat der

Der Rote Platz in Moskau mit der Kreml-Mauer (rechts) und dem Lenin-Mausoleum

aber davon nichts. Nun ging es mit der U-Bahn wieder zurück ins Lager. Unser Bewacher war heilfroh, dass diese Expedition ohne Komplikationen zu Ende gegangen war.

Im Lager Moskau hatte sich auch eine Theatergruppe gebildet. Hier wurde intensiv geübt. In einer Vorstellung hatte ich die Rolle der „Frau Sorge" hinter der Bühne zu sprechen. Unser „Blauer" hatte zur Premiere 20 – 30 höhere Offiziere eingeladen. Die Vorstellung wurde ein voller Erfolg und wiederum gab es für die Darsteller Tabak.

Unser Lager in der Smolenskaja Uliza hatte vielerlei Interessantes zu bieten. Aus dem achten Stock konnten wir die Türme des Kreml deutlich ausmachen, an deren Spitze nachts rote Sterne leuchteten. Ich schätze, dass wir etwa nur 500-700 Meter Luftlinie vom großen Stalin entfernt waren. Zu den Maifeiern und zur Feier der Oktoberrevolution fanden bekanntlich immer große Paraden auf dem Roten Platz statt. Diese mussten natürlich Tage und Wochen vorher und zwar nachts eingeübt werden. Das alles ging an unserer Haustür vorbei, auch der Anmarsch zur eigentlichen Parade. Wir sollten und durften das natürlich nicht sehen und deshalb mussten wir in der jeweiligen Etage, in der wir hausten, die Fenster weiß streichen. Wir gingen dann eine Etage höher oder tiefer, um alles ohne Probleme beobachten zu können.

Gegen Ende des Jahres 1948 verlagerten sich unsere Arbeitsschwerpunkte auf die Installation der Telefonleitungen. Auch das war eine sehr angenehme Arbeit, denn unsere Leistungen waren kaum kontrollierbar, so dass wir auch jetzt noch genügend Zeit für unseren „Handel und Wandel" abzweigen konnten.

Was nun unsere Unterkunft anbetraf, so ist festzuhalten, dass wir in dem Rohbau Smolenskaja Uliza ständig gezwungen waren, umzuziehen, und zwar von einer Etage in die andere bzw. von einem Sektor in den anderen, um an der Fertigstellung der Prominentenwohnungen arbeiten zu können. Vom Ungeziefer waren wir mittlerweile befreit, was Läuse und Flöhe anbelangte. Aber die Wanzen sind wir nie los geworden. Auch in diesem Prominentenbau haben wir unsere Wanzen von Haus zu Haus und von Etage zu Etage mitgeschleppt. Ein kleiner Trost, dass wir hier neben den schönen Wohnungen auch eine große Zahl von Wanzen hinterlassen haben.

Etwa Mitte 1949 mussten wir das aus vielerlei Gründen geliebte Lager in der Smolenskaja Uliza verlassen, weil die Wohnungen nun nach und nach fertig wurden und für uns kein Platz mehr vorhanden war. Wir kamen wieder in einen Neubau, wenige hundert Meter aufwärts. Die Hausnummer habe ich mir nicht mehr gemerkt, es sollte ein Hotel werden. Hier erhielt ich als Erster ein Paket von zu Hause. Das war die Sensation im Lager. Ich ahnte davon nichts, als ich zum „Blauen" bestellt wurde. Der hatte das Paket auf dem Schreibtisch stehen und öffnete es in meinem Beisein. Er konnte alles identifizieren, brach aber alles auseinander, ob Plätzchen, Schokolade oder was auch immer dieses Paket enthielt. Dann hielt er eine schwarze unbeschriftete Dose in der Hand und wollte von mir wissen, was darin wohl enthalten sei. Ich war wie er ahnungslos. Daraufhin nahm er sein Seitengewehr und schlug damit auf den Dosendeckel, so dass der flüssige Inhalt (es war Käse) bis unter die Decke spritzte. Dann fluchte er fürchterlich auf den Marshallplan, der solche Versorgungsmöglichkeiten eröffnete. Ich bekam alles ausgehändigt. Den Inhalt haben wir gemeinsam bei den Elektrikern verzehrt. Das war ein besonderer Festtag. Das Paket stammte übrigens von meiner Schwester Käthe und meinem Schwager Martin G. Sie waren am Rhein, in Honnef, in Urlaub und haben es von dort aus abgeschickt. Die Pakete meiner Mutter habe ich übrigens alle nicht erhalten. Sie dürften in den russischen Weiten irgendwo verloren gegangen sein. In dem Paket war auch ein Stück Palmolive Rasierseife. Dieses Stück Seife habe ich unserem Lagerfriseur, Edi Achterfeld aus Düsseldorf, gegeben mit dem Hinweis, mit dieser Seife grundsätzlich nur die Leute zu rasieren, die ich ihm benennen würde. Man glaubt es ja nicht, wie so ein bisschen hygienische Kultur vermisst wird. Jahrelang haben wir zum Rasieren schlechte normale Seife benutzen müssen und jetzt so etwas. Während Schokolade, Käse und die anderen Teile des Paketes längst verzehrt waren, hat dieses Stück Rasierseife bis zu unserer Heimkehr gereicht und viele Kameraden und mich immer wieder an die Heimat erinnert.

Nicht alles in diesem politischen Lager war eitel Sonnenschein. Wenn meine Ausführungen einen solchen Eindruck vermitteln, so ist das falsch. Neben der nach wie vor mangelhaften Verpflegung setzte in diesem Lager von Mitte 1949 bis zu unserer Heimreise eine Verhaftungswelle ein. Am frühen Morgen wurden, wie wir meinten, wahllos einzelne Gefangene abgeführt. Von den meisten haben wir nie mehr etwas gehört. Es kamen Gerüchte auf, dass man sie alle zu 25 Jahren Zwangsarbeit wegen Kriegsverbrechen verurteilt habe. Genaues wussten wir aber nicht. Eines Tages wurde auch mein Pritschennachbar, Fritz Sch. aus Zwickau, nur ein Jahr älter als ich, abgeholt. Wie ich später erfahren habe, ist er kurze Zeit später in die Heimat entlassen worden. Er war jedenfalls einige Monate früher zu Hause als ich. Wir waren alle in großer Unruhe, denn so kurz vor der Heimkehr noch „verdonnert" zu werden, um Gottes Willen, nur das nicht. Trotz aller Sorge in diesen Tagen gab es auch wieder Ereignisse, die zum Schmunzeln Anlass gaben. Ein Kamerad aus Aachen hatte den vorbeschriebenen illegalen Ausgang dazu benutzt, um mit einem russischen Mädchen ein Verhältnis anzufangen, das nicht ohne Folgen blieb. Das Mädchen ging zu unserem „Blauen" mit der Bitte, den Vater ihres Kindes doch nicht nach Deutschland zu entlassen. Der „Blaue" hat dann unseren Aachener gefragt, ob er bereit sei, in Russland zu bleiben, was der verneinte. Daraufhin wurde die Bitte des Mädchens nicht erfüllt mit dem Hinweis, notfalls würde der Staat ja gerne die Erziehung übernehmen.

Vielleicht sollte ich an dieser Stelle mal ein paar Worte im Hinblick auf unsere „Seelenlage" verwenden. Wir Kriegsgefangene kamen uns sehr verlassen vor. Aus deutschen Zeitungen der DDR erfuhren wir so einiges aus Deutschland, das uns in dieser Hinsicht bestätigte. Das Leben hatte begonnen sich zu normalisieren, die DM

war da, große Nazis liefen frei herum und führten bereits wieder das große Wort, verurteilte Kriegsverbrecher waren bereits 1948 und 1949 begnadigt worden, die Bundesrepublik und die DDR waren gegründet worden, und wir saßen immer noch hinter Stacheldraht. Wir redeten uns ein, dass mit Ausnahme unserer nächsten Angehörigen ohnehin kaum noch einer Interesse an uns habe. Das war schwer zu verkraften, zumal auch viele ältere Kameraden sich berechtigterweise Sorgen um ihre Angehörigen und besonders die Ehefrauen machten. Immerhin lag der letzte Heimaturlaub mindestens fünf Jahre zurück. In dieser Beziehung war ich als junger Bursche noch verhältnismäßig sorgenfrei. Diese Überlegungen beschäftigten uns alle und mit zunehmender Unruhe erwarteten wir die Heimkehr.

Anfang Dezember 1949 kam im Lager wieder Unruhe auf. Wir hatten keinerlei Anzeichen für eine baldige Heimkehr. Aus diesem Grunde wurde wieder passiver Widerstand geleistet und die Stimmung war explosiv. Niemand von der russischen Lagerleitung regte sich darüber auf. Auch unser „Blauer" tat so, als würde er das nicht bemerken. Nach einigen Tagen wurde uns offiziell mitgeteilt, dass unser Zug am 20.12.1949 Richtung Deutschland abfahren würde. So wirklich daran glauben mochte noch keiner, denn wir waren so oft enttäuscht worden, so dass die Freude sich zunächst in Grenzen hielt.

Einige Tage vor dem 20.12.1949 wurde die Telefonbrigade zur Smolenskaja Uliza gerufen, weil dort von russischen Spezialisten unsere Telefonrohre durchschnitten worden waren. Diese Halunken hatten die Müllschachtelemente montiert. Dabei waren unsere Telefonrohre im Wege und man hatte diese einfach durchgeschnitten und umgebogen. Wir hätten also jetzt diese Leitungen in allen Etagen neu verlegen müssen, wobei dann auch in die Müllschluckerwände Löcher zu stemmen gewesen wären. Das war uns zu diesem Zeitpunkt nun wirklich nicht mehr zuzumuten, und wir haben das Problem auf einfache Weise gelöst. Die abgebogenen Rohre wurden sauber durchtrennt. Am Anfang und am Ende des Rohres wurde ein ca. 50 cm langes Kabel eingelegt und alles sah aus wie neu . Zu einem späteren Zeitpunkt wird man bei dem Einziehen der neuen Telefonleitungen sehr verwundert gewesen sein, dass diese Leitungen nicht durchgängig waren und ich kann mir sehr gut vorstellen, dass wir durch diese Handlungsweise am Ende nicht gerade zum guten Ruf der „Nimetzki Spezialisten" beigetragen haben.

Heimkehrende Kriegsgefangene in einem Viehwaggon im Bahnhof von Halle an der Saale

Die Heimkehr 1950

Am 20. Dezember 1949 wurden wir tatsächlich zum Bahnhof geleitet und verladen. Diesmal waren die Güterwagen einigermaßen hergerichtet, so dass wir eine erträgliche Heimfahrt antraten. Trotzdem erreichten wir Frankfurt an der Oder erst nach zehn Tagen, weil unterwegs in Polen unsere Lokomotive ihren Geist aufgab. Dort hatten wir dann auch Kontakt zur polnischen Bevölkerung. Die Einstellung der Menschen hatte sich total verändert. Waren wir auf der Hinfahrt 1945 noch mit Steinen beworfen worden, wurden wir jetzt herzlich empfangen und bewirtet mit dem Wenigen, was sie hatten. Unsere Wächter durften sich hingegen nicht sehen lassen, sie wurden beschimpft und bedroht. Letztendlich mussten wir unsere russischen Begleiter schützen, weil wir so kurz vor der Heimkehr keinen Ärger mehr riskieren wollten. In Frankfurt an der Oder wurden wir wieder mal entlaust und konnten ein Telegramm nach Hause schicken. Es ging unverzüglich weiter nach Friedland und erst im dortigen Lager waren wir wirklich wieder in Freiheit.

Anfang des Jahres 1950 kehrte Berni aus russischer Gefangenschaft zurück. Wir erhielten eine entsprechende Mitteilung, dass der Heimkehrerzug an einem frühen Morgen in Düsseldorf einlaufen würde. Wir haben unseren Lastwagen mit Bänken ausgestattet und sind zum Hauptbahnhof in Düsseldorf gefahren. Nur unsere Mutter blieb zu Hause, um den Kaffee vorzubereiten. Dann standen wir in freudiger Erwartung auf dem Bahnsteig. Als der Zug endlich einlief, war ich erschüttert über die vielen Gefangenen, denen man die Leiden der letzten Jahre deutlich ansehen konnte. Dann erblickten wir meinen Bruder. Er ging gebückt und schaute sich ständig um, als wenn er verfolgt würde. Das sollte mein Bruder sein? Ich hatte ihn zuletzt 1943 gesehen, da war er 16 Jahre alt und ein fröhlicher Bursche. Wir fuhren nach Hause und lieferten ihn bei seiner Mutter ab. Sie war noch sehr rüstig, und unter ihrer Pflege war unser Jüngster nach einiger Zeit schon wieder ein gesunder junger Mann.

Die Fahrt von Friedland nach Düsseldorf habe ich noch in sehr guter Erinnerung. Insbesondere in Paderborn wurden wir mit einer Herzlichkeit begrüßt, die unserem Selbstwertgefühl wirklich wohl tat. Und nun dieser zu Herzen gehende Empfang mitten in der Nacht, diese Freude überall von wildfremden Menschen, es war schon sehr beeindruckend. Endlich, endlich am Dienstag, dem 3. Januar 1950, kamen wir in aller Frühe in Düsseldorf an. Als Erster stürmte Josef M. - ein Freund aus früheren Zeiten - auf mich zu, und ich verwechselte ihn in meiner Aufregung mit meinem Bruder Fritz, mit dem er ja nun wirklich keine Ähnlichkeit hatte. Dann flog mir schon meine Schwester Käthe um den Hals und alle anderen kamen angerannt. Die Freude war unbeschreiblich. Im Zug waren noch viele gut bekannte Leidensgenossen und Freunde von mir, und vielleicht habe ich deshalb immer wieder zurückgeschaut. Eigentlich hatte ich keine Bewachungsängste, wie mein Bruder Josef meint. Und was mein verändertes Aussehen anbelangte, zwischen 1943 und 1950 lagen sieben Jahre. Im Alter von 16 bis 23 verändert sich der Mensch immer spürbar, auch ohne Gefangenschaft. Aber selbst an diesem Freudentag am Hauptbahnhof in Düsseldorf fiel ein Wermutstropfen. Der bereits erwähnte Lagerfriseur in Moskau, Edi A., stand einsam am Bahnsteig und beobachtete traurig, wie seine Kameraden empfangen wurden, während für ihn niemand gekommen war.

Eine Mutter begrüßt ihren heimgekehrten Sohn im Lager Friedland

Wieder zu Hause! Das Haus der Familie Schwaab an der Düsseldorfer Straße 32 im heutigen Zustand

Einige Monate später habe ich ihn zufällig in Ratingen getroffen. Seine Frau hatte einen anderen Mann kennen gelernt, und er musste sich eine neue Bleibe suchen. Zu Hause war meine Mutter natürlich überglücklich, nun ihren jüngsten Sohn in Empfang nehmen zu können. Noch am gleichen Tag haben wir gemeinsam Vaters Grab aufgesucht und seiner gedacht.

Nun war für unsere Familie der Krieg endgültig vorbei und wir alle waren traurig, dass unser Vater die Heimkehr seines jüngsten Sohnes nicht mehr erlebte. Es grenzt an ein Wunder, dass alle vier Söhne, die ausnahmslos sechs Jahre Krieg und Gefangenschaft ohne besondere Privilegien erleben mussten, heil und gesund zurückgekehrt sind. Bemerkenswert ist auch die Tatsache, dass die einzige ernsthafte Verletzung ausgerechnet das jüngste Mitglied des Familienclans, Martin Grüten, mit dem Verlust eines Auges erleiden musste.

Ich hatte noch eine Kameradenpflicht zu erfüllen. Fritz L. war in dem eingangs erwähnten Obstlager im Winter 1948/1949 verstorben und seine Adresse, die im Brotbrett eingeritzt war, habe ich während der folgenden Jahre als einzige nicht vergessen: Grafenberger Allee 131 in Düsseldorf. Da wir bis zu diesem Zeitpunkt nicht schreiben konnten, musste er logischerweise als vermisst gelten. Das Haus Grafenberger Allee war ein einziger Trümmerhaufen. Im Einwohnermeldeamt der Stadt Düsseldorf habe ich dann die Adresse seiner Ehefrau gefunden; sie wohnte in einem Altbau im Stadtteil Grafenberg. Dort habe ich sie aufgesucht und ihr mitgeteilt, dass ihr Ehemann in russischer Gefangenschaft verstorben sei. Die Frau nahm das ziemlich ungerührt zur Kenntnis, denn sie lebte bereits mit einem anderen Mann zusammen und hatte ein kleines Kind. Ich hinterließ meine Adresse und erklärte mich bereit, falls sie es wünsche, eine eidesstattliche Versicherung abzugeben. Dann verabschiedete ich mich mit mehr als gemischten Gefühlen. Einige Zeit später wurde ich dann zur Abgabe einer solchen Erklärung aufgefordert, womit die Sache erledigt war.

Ich wurde dann in Ratingen ärztlich untersucht und für drei Monate bis zum 31. März 1950 krank geschrieben. Danach habe ich auf den Tag genau nach sechsjähriger Unterbrechung meine Tätigkeit bei den Dürrwerken wieder aufgenommen.

Nun war meine Leidenszeit endgültig vorbei, und es sei mir gestattet, noch einige Anmerkungen anzufügen. Es ist eine Schande für dieses Land, dass heute kaum noch jemand an die ca. eine Million deutschen Kriegsgefangenen erinnert, die unter menschenunwürdigen Zuständen und gegen alle Regeln der Genfer Konvention in der Sowjetunion elend gestorben sind.

Meines Wissens existiert nicht ein einziges noch so bescheidenes Mahnmal für die in der Sowjetunion umgekommenen Kriegsgefangenen.

Von Afrika nach Texas - Ein Lintorfer als Kriegsgefangener in den Vereinigten Staaten

Fast hätte man ihn vergessen: Bis zum Jahre 1941 hatte der Lintorfer **Josef L.** (Jahrgang 1920) weder seinen Arbeitsdienst abgeleistet, noch war er gemustert oder zum Wehrdienst eingezogen worden. Wie konnte er der perfekten Kriegsmaschinerie des Dritten Reiches so lange entgehen? Als junger Mann hatte er nach Beendigung seiner Ausbildung in den Jahren 1938/39 mehrfach seine Arbeitsstelle gewechselt: Duisburg, Neuss und Langenfeld waren die Stationen, an denen er gearbeitet hatte, bis er schließlich in Wuppertal seine endgültige Anstellung fand. Obwohl er sich überall ordnungsgemäß an- und abgemeldet hatte, waren seine Militärpapiere wohl irgendwo im Dickicht der Behördenbürokratie hängen geblieben. Erst 1942 erhielt er seine Einberufung zur Luftwaffe.

In der Hansestadt Wismar wurde er zum Flugabwehr-Soldaten an der 3,7 cm-Flak ausgebildet. Sein erster Einsatzort war die Gute Hoffnungshütte in Oberhausen, zu deren Schutz gegen Angriffe aus der Luft seine Einheit abkommandiert worden war. Hier war Josef L. zeitweise auch als Geschützführer eingesetzt.

Im Dezember 1942 wurde seine Einheit auf den Flugplatz Messina (Sizilien) verlegt, der dem Deutschen Afrika-Korps als Nachschubbasis diente. Dort traf Josef L. den Lintorfer **Kurt Kienen,** der bei der Wartung der deutschen Maschinen auf dem Fliegerhorst eingesetzt war. Josef L. selbst hatte den Auftrag, die LRB-Geräte seiner Einheit, vor allem das Funkmessgerät, zu schützen. Meistens stand er allerdings seinem Zugführer, einem Leutnant, z.b.V. (zur besonderen Verwendung) zur Verfügung.

Als schlimmes Erlebnis in seiner Zeit auf dem Flugplatz Messina hat Josef L. den versehentlichen Abschuss einer JU 52 mit Heimaturlaubern nach Deutschland durch die eigene Flak in Erinnerung. Man hatte die Transportmaschine irrtümlich für ein angreifendes englisches Flugzeug gehalten.

Das warme Mittelmeerklima führte dazu, dass Josef L. endgültig seine Frostbeulen verlor, die ihm bisher jedes Jahr im Winter zu schaffen gemacht hatten.

Nächster Einsatzort seiner Einheit war eine Stellung in der Nähe von Tunis in Nordafrika. Josef L. und seine Kameraden waren nun Soldaten des Deutschen Afrika-Korps. Oft musste Josef L. die Post für seine Einheit holen. Dabei kam er, so erinnerte er sich, am Palast des Bei von Tunis vorbei.

Nach der Niederlage der Deutschen und Italiener gegen die Alliierten auf dem nordafrikanischen Kriegsschauplatz kapitulierten die letzten deutschen Soldaten in Tunesien am 13. Mai 1943. Schon einige Tage vorher, am 5. Mai, hatten Josef L. und seine Kameraden ihre Geschütze in den Weingärten bei Tunis, in denen sie zuletzt gelegen hatten, unbrauchbar gemacht, hatten sich die letzten guten Sachen aus der Kleiderkammer besorgt und sich zur nahen größeren Straße begeben, über die bereits amerikanische Militärfahrzeuge rollten. Sie gaben sich den Amerikanern gefangen. Nachdem man ihnen die Armbanduhren und Sonnenbrillen abgenommen hatte, wurden sie gesammelt und in Güterzugwaggons in die marokkanische Hafenstadt Casablanca transportiert. Der Zug war mehrere Tage unterwegs. Zum Schlafen hatte sich Josef L. seine Zeltbahn zur Hängematte umfunktioniert. In kürzester Zeit waren so viele Gefangene für den Abtransport in die Vereinigten Staaten zusammengekommen, dass der Proviant viel zu knapp wurde: Für 50 Männer gab es nur ein Brot, und jeder bekam einen kleinen Schluck Milch mit Zucker.

Die Gefangenen wurden auf Schiffe der Liberty-Klasse verladen. In 21 Tagen ging es im Geleitzug nach New York, denn im Sommer 1943 musste man ja im Atlantik noch mit den Angriffen deutscher U-Boote rechnen. Auf dem Schiff wurden alle Gefangenen zunächst einmal gefilzt und entlaust. 90 Prozent aller Soldaten wurden während der Überfahrt seekrank, Josef L. blieb sowohl von den Läusen als auch von der Seekrankheit verschont.

Seine fast dreijährige Gefangenschaft in den USA verbrachte Josef L. in ganz unterschiedlichen Lagern in Kentucky, Oklahoma, Texas und New Mexico. Die Behandlung durch die amerikanischen Bewacher war durchweg gut. Man hatte im Lager vielerlei Möglichkeiten, die Freizeit zu verbringen oder sich weiterzubilden. Alle Gefangenen mussten arbeiten, aber die Arbeit war zumutbar und nicht zu schwer. Pro Tag bekamen die Männer 80 Cent für ihre Arbeit, von denen sie sich Zigaretten und zusätzliche Getränke kaufen konnten. Die Verpflegung

Deutsche Flak im Erdeinsatz gegen Panzer, Nordafrika, Juni 1941

Deutsche Gefangene im Speiseraum eines amerikanischen Lagers

war gut und reichhaltig, erst, als der Krieg zu Ende war, wurden die Rationen knapper. Es gab so viel zu essen, dass manchmal die Toiletten von weggeworfener Nahrung verstopft waren. Josef L. beobachtete, dass die Linien auf dem Sportplatz des Lagers mit Milchpulver nachgezogen wurden. Sonntags gab es Kaffee und Kuchen. Die Gefangenen lebten erheblich besser als ihre Angehörigen in der Heimat und erst recht als ihre Kameraden in russischer Gefangenschaft.

Das erste Lager befand sich an der Grenze von Kentucky und Tennessee. Josef L. musste auf einer Baumwollplantage arbeiten. Die gepflückte Baumwolle wurde in Säcke gesammelt, die an einem Riemen über die Schulter gehängt wurden. Auf den Säcken stand: „Pick Cotton for the Victory!“

Wie in vielen amerikanischen Lagern führten zu dieser Zeit die unverbesserlichen Nazis und Endsieggläubigen auch in diesem Lager noch das große Wort. Sie beherrschten das Lagerleben und setzten die anderen Gefangenen unter Druck. Die amerikanischen Bewacher mischten sich nicht ein. Sie duldeten sogar Hitler-Bilder, Hitlergruß und das Zeigen der Nazifahne mit dem Hakenkreuz, z. B. bei Beerdigungen. Für Josef L., der durch seine familiäre Herkunft ein Gegner des Nationalsozialismus war, stellte die Vorherrschaft der Nazis im Lager ein großes Problem dar. Er kann sich gut erinnern, dass in einem der späteren Lager am Tage nach dem Attentat vom 20. Juli 1944 eine Versammlung stattfand, bei der in einer Rede das Attentat auf Hitler verurteilt wurde und man die Attentäter als Verräter bezeichnete. Nach der Rede wurde ein Hoch auf den „Führer“ ausgebracht. Wer dabei nicht aufstand, wurde brutal zusammengeschlagen.

Als die Naziführer in dem Nebenlager für die Baumwollarbeiter die Aufschrift „Pflückt Baumwolle für den Sieg!“ lasen, ordneten sie einen Streik der Gefangenen an. Der Kommandant ließ das Lager daraufhin antreten. Jeder zehnte Mann musste vortreten und wurde in eine alte Fabrikbaracke gebracht. Auch Josef L. gehörte dazu. Später erfuhren die Gefangenen von einem Sergeant, der gut deutsch sprach, dass der Lagerkommandant diese Soldaten erschießen lassen wollte, um die Disziplin im Lager wieder herzustellen. Der Sergeant war zum Hauptlager gefahren und hatte dort Meldung gemacht. Der Kommandant des Nebenlagers wurde aufgrund dieses Vorfalls abgelöst und später nach einem Verfahren degradiert. Der Streik wurde schließlich abgebrochen. Außer Baumwolle musste Josef L. auch Erdnüsse, Zuckerrohr und rote Wassermelonen ernten.

Im Lager in Alva (Oklahoma) traf Josef L. durch Zufall den Lintorfer **Hubert Frohnhoff,** der ebenfalls in Tunesien gefangen genommen worden war. Als gebürtiger Lintorfer wusste Josef L. in diesem Lager übrigens sofort Rat, als es darum ging, den schlechten Rasen vor der Eingangsbaracke zu verbessern. In Oklahoma gibt es jedes Jahr eine lange Trockenzeit, die nur spärlichen Graswuchs zulässt. Nur Unkraut ist auch dort unverwüstlich und gedeiht immer und überall. An anderer Stelle machte Josef L. daher Queckewurzeln aus, die er von Lintorf nur allzu gut kannte. Er setzte sie vor dem Eingangsbereich wieder in die Erde, und bald gab es dort den schönsten „Zierrasen“.

Von seinem Lagerkommandanten in Texas wurde der gelernte Gartenmeister mit etwa zehn Kamera-

Beerdigung eines deutschen Kriegsgefangenen im Lager Funston, Kansas, im Oktober 1944

den zu einem großen Krankenhaus (General Hospital) abkommandiert. Die deutschen Gefangenen sollten die gärtnerischen Anlagen in Ordnung halten. Dabei mussten sie auch mit farbigen Amerikanern zusammenarbeiten. Zur Anzucht neuer Pflanzen stand den Gärtnern ein kleines Treibhaus zur Verfügung. Mit den farbigen Arbeitern verstanden sich die Deutschen sehr gut. Für die Schwarzen waren Josef L. und seine Kameraden die einzigen Weißen, die eine normale Unterhaltung mit ihnen führten. Das bedeutete viel für sie, denn zu dieser Zeit herrschte in den Südstaaten der USA noch eine strenge Rassentrennung. Kein Weißer wäre auf die Idee gekommen, sich mit einem Schwarzen über private Dinge zu unterhalten. Überhaupt machten die Gefangenen gute Erfahrungen mit den farbigen Amerikanern. Als Bewacher eingesetzt, waren sie meist gutmütig und drückten schon mal ein Auge zu.

Die einzige Erinnerung, die Josef L. an das PW-Lager in New Mexico hat, ist, dass er dort kurz vor Weihnachten mit nacktem Oberkörper einem Fußballspiel zuschaute. Zwei Tage später fiel der erste Schnee!

Die „Freemann-Brücke“, eine englische Behelfsbrücke auf Pontons zwischen Düsseldorf und Oberkassel, errichtet im Jahre 1945

Im März 1946 wurde Josef L. mit vielen seiner Kameraden auf amerikanischen Schiffen nach Europa zurückgeschafft. In Belgien kamen sie in ein großes Lager, das von Briten verwaltet wurde. Dort musste Josef L. zum ersten Mal erleben, dass Gefangene mit Stöcken geschlagen wurden. Der Lagerkommandant war äußerst streng und ein Disziplinfanatiker.

Der Lagerarzt entschied darüber, wer von den Gefangenen nach Hause entlassen wurde oder wer als arbeitsfähig in ein anderes Lager verlegt wurde. Da Josef L. noch viele Zigaretten aus seiner amerikanischen Lagerzeit besaß, hörte er auf den Tipp eines Kameraden und steckte sie dem Lagerarzt zu. Der schrieb daraufhin einen Entlassungsschein aus mit dem Vermerk „Unfit“. Von Belgien wurde Josef L. nach Munsterlager in die Lüneburger Heide gebracht, dort bekam er seine endgültigen Entlassungspapiere.

Zu dieser Zeit war es noch sehr schwierig, mit öffentlichen Verkehrsmitteln voranzukommen. Irgendwie kam Josef L. eines Tages in Düsseldorf-Oberkassel an. Über die englische Behelfsbrücke, welche die zerstörte Skagerak-Brücke ersetzte, gelangte er in die Düsseldorfer Innenstadt und zum Hauptbahnhof, wo er gleich den ersten Lintorfer nach so vielen Jahren traf. Erst am nächsten Tag konnte er dann mit dem Zug nach Lintorf fahren. Der Krieg war nun auch für ihn zu Ende.

Manfred Buer

Wir geben Ihrem Gesicht
die richtige Ausstrahlung!

Rolf
Kögler

augenoptik
contactlinsen

Lieferant aller Krankenkassen
Lintorf
Lintorfer Markt 7 · ☎ 3 60 03

Margot Boerakker, geborene Möchel, *wohnt heute im bayrischen Kaufering bei Landsberg am Lech. Als junges Mädchen war sie mit ihren Geschwistern und ihrer Mutter aus Liegnitz in Schlesien über Sachsen in das Allgäu geflüchtet. Nach Beendigung des Krieges versuchte die Mutter, mit den Kindern über den schon geschlossenen „Eisernen Vorhang" nach Sachsen zurückzugelangen, weil dort Verwandte des Vaters lebten, der zu diesem Zeitpunkt noch in der Kriegsgefangenschaft war. Sie kamen aber nur bis Thüringen. Von dort erreichten sie im Winter 1946/47 ihre neue Heimat Lintorf, wo der inzwischen entlassene Vater Arbeit gefunden hatte. Margot Möchel besuchte in Lintorf die evangelische Schule an der Duisburger Straße, die spätere Eduard-Dietrich-Schule. Ihr Klassenlehrer war Rektor* ***Friedrich Wagner****, seit 1950 Leiter der Schule. Nach ihrer Schulentlassung im Jahre 1954 blieb Margot Möchel ihrem früheren Lehrer herzlich verbunden, auch nachdem sie geheiratet hatte und aus Lintorf weggezogen war.*

Für die „Quecke" Nr. 73 vom Dezember 2003 verfasste Friedrich Wagner einen Artikel über den „Schulgarten der evangelischen Schule an der Duisburger Straße", den er Anfang der 1950er-Jahre mit seinen Schülerinnen und Schülern angelegt hatte. Einige Exemplare der „Quecke" verschickte er an Ehemalige, die damals bei der Anlage des Schulgartens mitgeholfen hatten. Seine Schülerin Margot Möchel (inzwischen verheiratete Boerakker) antwortete ihm im Januar 2004 mit einem langen Brief, in dem sie sich an ihre ersten Jahre in Lintorf und an die vorausgehende Flucht erinnert. Sie war dazu durch den „Quecke"-Artikel angeregt worden. Friedrich Wagner gab uns schon vor längerer Zeit die Erlaubnis, diesen bemerkenswerten Brief in einem geeigneten Rahmen zu veröffentlichen. Da die diesjährige „Quecke" sich in ihrem Eingangsteil mit dem Thema „Vertreibung" und der Eingliederung der Vertriebenen beschäftigt, schien uns der richtige Zeitpunkt gekommen zu sein, den Brief hier im Wortlaut wiederzugeben:

Der Entlassjahrgang 1954 der evangelischen Schule an der Duisburger Straße mit seinem Klassenlehrer Friedrich Wagner
Untere Reihe v.l.n.r.: Rolf Böning, Gerd Nussholz, Günther Schmidt, Margot Möchel, Ursula Flamme, Inge Biermann, Helmut Griesen, Günther Gelbhardt, Manfred Kehrmann.
2. Reihe: Willi Heinks, ? Thon, Hanna Ritterskamp, Käthe Bissinger, Gisela Dehnert, Ute Dehnert, Horst Böcker, Friedhelm v. d. Bey, Manfred Wetterau.
3. Reihe: Dieter Oltersdorf. Erika Albrecht, Ilse Eberle, Annemarie Semmler, Christel Schimek, Irmtraud Langen, Karin Klassmann, Ingrid Schur, Inge Miller, Ilse Becker.
4. Reihe: Irmgard Altendorf, Edeltraut von Pigage, Ute Standeski, Rosemarie Dahms.
5. Reihe: Hans Zöll, ? , Hans Poppelreuther, Hans Hiltner, Rektor Friedrich Wagner, Dieter Kohl, Hans Bohn, Dieter v. Bovert, Gisela Sissmann, Hans Plinius, Diethardt Vendt.

Kaufering, 15. Januar 2004

Lieber Herr Wagner,
recht herzlichen Dank für die neueste Ausgabe der Heimatzeitschrift „Die Quecke" und die Seniorenzeitung „Aus unserer Sicht". Ich habe mich sehr darüber gefreut und natürlich sofort darin geblättert und das für mich Interessante auch gleich gelesen.

Was mich am meisten interessiert, sind die von Ihnen geschriebenen Berichte und außerdem alles, was mich an meine Lebenszeit in Lintorf erinnert. Dann werden Bilder in mir wieder lebendig, z.B. die Zeit im Schulgarten. Leider habe ich nicht mehr so viel davon mitbekommen, was Sie und die nachfolgende Schülergeneration dort alles auf die Beine gestellt haben, weil ich ja bereits 1954 entlassen wurde. Lediglich die Entstehung, das Anlegen der Beete, die erste Aussaat habe ich miterleben dürfen. Dennoch ist mir diese Zeit in guter Erinnerung geblieben und ich konnte einiges in meinem späteren Leben anwenden und an meine Kinder weitergeben, denn wer weiß heutzutage schon, wie man fachgerecht Beete anlegt?

29. Januar 2004
Und hier entstand eine lange Sendepause, weil ich durch irgendein Alltagsgeschehen unterbrochen wurde und bis jetzt nicht mehr zu meinen Ausführungen zurückgefunden habe. Lediglich mein schlechtes Gewissen hat mich täglich daran erinnert: du musst den Brief an Herrn Wagner fertig schreiben. Und nun sind Sie mit

Ihrem Anruf zuvorgekommen, und ich bin beschämt über meine Nachlässigkeit. Hätte ich doch nur eine Postkarte genommen oder zum Telefonhörer gegriffen und Ihnen wenigstens den Erhalt bestätigt. Doch ich wollte, wie sooft in meinem Leben, wieder mal alles perfekt machen, und wie sooft habe ich wieder mal versagt. Dabei habe ich mittlerweile schon begriffen, dass es im Leben doch mehr auf das Wesentliche ankommt als auf Perfektionismus. Manchmal gelingt es mir, ich hoffe nun immer öfter. Doch bei meinem alten Lehrer wollte ich doch glänzen und ausführlich Stellung nehmen.

Nun, wie ich Ihnen eben am Telefon geschildert habe, hatte mich der Artikel „Erinnerungen über das Kriegsgefangenenlager Lintorf Camp“ – besonders interessiert, weil unser Start in Lintorf in unmittelbarer Nachbarschaft von diesem Lager lag, und das kam so: Mein Vater hatte sich, aus der französischen Gefangenschaft kommend, nach Düsseldorf entlassen lassen, weil dort einer seiner Brüder lebte. Er fand dann in Lintorf Arbeit in der Schamottfabrik Kluge. Meine Mutter war von Liegnitz mit uns vier Kindern über Sachsen, wo die Familie meines Vaters ansässig war, und vielen anderen Stationen bis ins Allgäu geflüchtet. Nachdem die Amerikaner mit ihren Panzern hier durch den Kemptener Wald „hereindonnerten“ (so hatte ich den im Gebirge dröhnenden Widerhall der kettenrasselnden, knatternden Panzer empfunden) und die Befreiung einläuteten, hieß es, wir können wieder in die Heimat zurück. In diesem Wirrwarr sind wir zum Teil zu Fuß oder mit Militärfahrzeugen bis Augsburg gelangt, wo wir tagelang in Baracken auf dem Bahnhofsvorplatz kampierten, um dann über einen längeren Zeitraum, da große Teile der Infrastruktur durch die Bombenangriffe lahmgelegt waren, bis nach Lehesten in die Nähe von Jena zu gelangen. Dort lebten wir einige Zeit auf einem Gutshof. Inzwischen war der „Eiserne Vorhang“ geschlossen. Meine Mutter erfuhr über die in Sachsen lebenden Geschwister meines Vaters seinen Aufenthaltsort. Und so machte sich meine Mutter erneut mit ihrer Kinderschar auf, um jetzt bei Nacht und Nebel die durch Stacheldrahtzäune und Wassergräben gesicherte und verminte Grenze zum Westen zu überwinden. Das war ein tagelanges Bibbern um das Gelingen des Vorhabens, bis sie sich endlich an einen Schleuser hängen konnte, der sie mit dem Kleinkind Karin überhaupt mitnahm. Nach wiederum vielen Strapazen, die uns von der langen Flucht von Liegnitz bis Bayern und zurück bis Thüringen noch deutlich vor Augen waren, kamen wir in Lintorf dann endlich mit dem, was wir auf dem Leibe trugen (Mutter und die großen Geschwister mit Rucksäcken beladen und ich mit Strümpfen im Schulranzen), in der kleinen Werkswohnung an. Darin fanden wir nur ein paar mit Strohsäcken gefüllte Betten mit Militärdecken, einen winzigen Kleiderschrank, einen gescheuerten Holztisch und ein paar Stühle vor. Diese Werkswohnung klebte sozusagen an der Rückfront des Fabrikgebäudes in drei kleinen übereinander liegenden Zimmern. Immerhin, es war ein neues Zuhause, nach einer Zeit des Lagerlebens, gelegentlicher Übernachtungen auf einem Dachboden, einem Bauernhof, auf einer Friedhofsbank, in einer Scheune etc., war es schon etwas Besseres. Doch es war ein Neuanfang im Winter 1946/47 mit viel Hunger! Von der Kälte dieses Winters haben wir Gott sei Dank nicht viel zu spüren bekommen, denn wir konnten frei heizen von den Kohlebergen der Firma Kluge, die für die Feuerung des Ringofens, der Tag und Nacht beheizt werden musste, um die Schamottsteine zu brennen, bereit standen. Allerdings hatten meine Eltern dafür auch den Auftrag, darauf zu achten, dass keine Kohlen entwendet würden. Wenn die frierenden Menschen sich mit kleinen Gefäßen oder Taschen an den Kohlehalden zu schaffen machten, drückte meine Mutter beide Augen zu, selbst wenn sie am nächsten Tag von Herrn Kluge dafür gescholten wurde. Ich glaube, das war auch ein Grund, weshalb meine Mutter zum Weihnachtsfest – leider kann ich sie nun nicht mehr danach fragen – aus dem „Polenlager“[1], so hieß das damals im Volksmund, mit Geschenken heimkam. Sie brachte einen Wintermantel für mich mit und u.a. vier oder fünf Kerzen für den Weihnachtsbaum. Das war damals eine Riesenfreude. Es war wieder ein Weihnachtsfest mit kleinem Lichterbaum, und ich hatte einen warmen Wintermantel, denn mein Schulweg war sehr weit. Aber der Hunger, der uns dann noch bis in den Sommer begleitete, war quälend und oft anhaltender als auf der langen Flucht. Denn meine Mutter bekam in den Lintorfer Geschäften manches Mal nicht einmal die auf den Lebensmittelkarten verordneten Rationen ausgehändigt, weil die Geschäftsleute diese für ihre Kundschaft zurückhielten, und wir waren ja nur Flüchtlinge. Das, was uns dann noch am Leben erhielt, waren die grässlich schmeckenden, getrockneten Rübenschnitzel, die es wohl von der Spende gab. Sie wurden am Tag vorher in Wasser eingeweicht und am nächsten Tag aufgekocht. Nach dem Quellen schöpfte meine Mutter die aufgeschwemmten Maden ab, damit uns nicht der Appetit vergehen sollte. Doch irgendwie mussten sich wohl durch den Kochvorgang immer wieder irgendwo neue Maden gelöst haben und an die Oberfläche getreten sein. Es verging in dem Winter und Frühjahr fast kein Tag, wo wir die Suppe doch, ob mit sichtbarer oder nicht sichtbarer Fleischeinlage, essen mussten, auch wenn es nur ein paar Löffel waren, denn der Körper forderte sein Recht.

So, lieber Herr Wagner, eigentlich hatte ich nicht vor, Ihnen diese alte Geschichte zu schreiben, doch das „Lintorf Camp“ löste wieder Erinnerungen aus, und ich konnte nicht anders. Und um nicht wieder unglaubwürdig zu werden, schließe ich hiermit, damit der Brief heute noch zur Post kommt.

Ich danke Ihnen nochmals für Ihren Brief, die Zeitschriften, den Anruf und bitte um Entschuldigung, dass ich so säumig mit meiner Antwort war.

Ihnen alles Gute, vor allem für Ihre Gesundheit. Ich freue mich schon auf das Wiedersehen im April und verbleibe bis dahin

herzlichst
Ihre alte Schülerin Margot

---

1) Gemeint ist das Ausländerlager an der Rehhecke. (Die Schriftleitung)

Helga Middendorf, *geborene Möchel, die acht Jahre ältere Schwester Margot Boerakkers,wohnt heute noch in Lintorf. Sie schildert im Folgenden die Ankunft ihrer Familie nach eineinhalbjähriger Flucht aus ihrer Sicht. Besonders interessant sind ihre Erinnerungen an die Arbeits- und Wohnmöglichkeiten in Lintorf kurz nach dem Ende des Krieges:*

„Als wir in Lintorf am Bahnhof ankamen, stand unser Vater schon auf dem Bahnsteig. Er weinte vor Freude. Ich hatte ihn ganz anders in Erinnerung. Er war nervös und hektisch. Meine Wiedersehensfreude hielt sich in Grenzen. Die eineinhalb Jahre auf der Straße hatten uns mehr an die Mutter geschweißt. Vater hatte sich total verändert. Er war im Krieg 24 Stunden allein in einem Schützengraben verschüttet gewesen, nachdem irgendwo auf dem Balkan Panzer über sein Deckungsloch gefahren waren. Seine Nerven waren sehr schwach. Bei der kleinsten Gelegenheit ging er unter die Decke. Wir mussten immer Rücksicht nehmen. Was war aus unserer harmonischen Familie geworden? Wir hatten uns natürlich auch verändert. Es wurde uns ein Leben aufgezwungen, was wir uns nicht ausgesucht hatten. Von der behüteten Kindheit war nichts übrig geblieben. Wir mussten schnell erwachsen werden.

In Lintorf wohnte unser Vater zu der Zeit noch mit mehreren Heimkehrern und Flüchtlingen in Bethesda, heute ein Teil des Fliedner-Krankenhauses. 1946 stand nur der Altbau und war überfüllt mit Flüchtlingen. Vater arbeitete bei Kluge in der Schamottfabrik auf dem Breitscheider Weg gegenüber von den Hoffmann-Werken. Als Herr Kluge hörte, dass Vater seine Familie erwartete und noch nicht wusste, wo er sie unterbringen sollte, gab er uns ganz spontan eine Bleibe in seiner Fabrik, unter der Bedingung, dass wir alle, außer den beiden Kleinen, in der Fabrik arbeiten müssten. Vater war glücklich, dass er solch eine schöne Behausung für uns gefunden hatte. Auf der Rückseite der Fabrik gab es eine richtige Wohnung, wo früher einmal der Heizer mit seiner Familie gewohnt hatte. Vater hatte mit Hilfe von Herrn Kluge über Beziehungen und durch das Rote Kreuz Eisenbetten mit frischen Strohsäcken und grauen Decken besorgt. In der Mitte der Küche stand ein großer Tisch mit fünf Stühlen, und mit einem Kanonenofen wurde geheizt. Wir bekamen noch eine Glühbirne von 15 Watt, die wir in alle drei Etagen mitnehmen mussten, wenn wir Licht haben wollten. In der ersten Etage wohnte noch ein junger Kriegsgefangener, er hieß Helmut Röllig. Er war ungefähr zwei Meter groß und so dünn wie eine Bohnenstange. Er musste auch mit in unserer Küche kochen. Helmut arbeitete auch in der Fabrik. Ich konnte mir gar nicht vorstellen, was ich dort arbeiten sollte. Nach den Erzählungen meines Vaters waren da nur Männer beschäftigt. Am nächsten Montag zeigte der Chef meinem Bruder Günter und mir unseren Arbeitsplatz. In der zweiten Etage standen große Tische, auf denen Berge von Masse, so nannte man das Zeug, aus dem die Schamottsteine geformt wurden, aufgetürmt waren. Wir bekamen ein Tisch zugewiesen, und ein Former zeigte uns, wie wir diese Masse in eine Holzform schichten mussten. Die feuchten, fertig geformten Steine wurden auf Holzbrettchen gelegt und in riesigen Regalen getrocknet. Es sah fast so aus wie in einer Großbäckerei, nur viel, viel größer. Günter und ich wurden ungefähr 30 Kollegen vorgestellt. Ich war total verlegen und merkte, wie ich rot wurde im Gesicht. Die meisten Kollegen waren nett zu uns. Der Rest war gewöhnlich, wollte sich mit schmutzigen Witzen, die ich gar nicht verstand, interessant machen. Am nächsten Morgen traute ich meinen Augen nicht, als noch eine Frau zur Arbeit erschien. Es war Frieda Mohr, die dafür zuständig war, die Bretter von den fertig gebrannten Schamottsteinen aus dem Brennofen wieder an die Former zu verteilen. Unser Vater arbeitete am Ofen als Brenner. Der Ofen war fast so groß wie die ganze Fabrik. Er war rund angelegt und wurde von oben an mehreren Stellen mit Kohle beheizt. Die Leute, die am oder im Ofen arbeiteten, wurden besser bezahlt. Unsere

Briefkopf der Firma Schamottfabrik Kluge

Die Schamottfabrik Kluge (später Steinzeugröhrenfabrik Hoff) am Breitscheider Weg im heutigen Zustand

Hermann Middendorf (links) und ein Arbeitskollege packen vorgetrocknete Steine auf ein Gestell, um sie dann in den Ringofen zum Brennen zu bringen

Mutter musste nach Feierabend das Büro putzen, dafür brauchten wir keine Miete zu bezahlen.

Herr Kluge war ein sehr guter Mensch, der immer für seine Arbeiter da war. Er war selber von den Engländern gebeutelt worden. Die Engländer hatten seine Villa auf der Duisburger Straße besetzt, und er wohnte mit seiner zweiten Frau Bianka bescheiden beim Bauern Gronau auf der Duisburger Straße über der Scheune. (Jetzt steht der neue Plus-Supermarkt dort.) Ich putzte jeden Freitag nach der Arbeit bei Kluge die Wohnung. Eigentlich wollte ich ja nie mehr anderen Leuten den Dreck wegputzen. Aber dieses Mal ging ich gerne putzen. Diese Wohnung war wie eine Puppenstube. Frau Kluge war sich nicht zu schade mitzuhelfen. Nach der Arbeit gab es jedes Mal Bratkartoffeln, und ich konnte mich richtig satt essen. Das Essen reichte bei uns zu Hause hinten und vorne nicht. Die Einheimischen hatten irgendwo einen kleinen Schrebergarten oder Karnickel und Hühner im Keller oder sonst wo. Was es auf Lebensmittelkarten gab, war für unsere große Familie zu wenig. Überall blühte der Schwarze Markt. Wer etwas zu tauschen hatte, war gut dran. Auf der Oberstraße in Ratingen, bei Gille, gab es eine Tauschzentrale, dort konnte man Sachen tauschen. Ich hatte von Frau Kluge ein paar Krokodilleder-Schuhe Größe 40 bekommen, die keinem von uns passten. In der Tauschzentrale bekamen wir Bettwäsche dafür. Wir wurden wieder zu Bettlern und Dieben. Günter hatte sich mit Heinz Mettenmeier und Hans Hilgers angefreundet, die auch nicht viel zu essen hatten. Nachts schlichen sie auf die Felder und klauten Kartoffeln, gelbe Pferdemöhren und Zuckerrüben. Aus den Zuckerrüben wurde Sirup gekocht. Manchmal gab es von der Kirche oder dem Roten Kreuz aus Spenden Bekleidung und Lebensmittel, zum Beispiel Käse und gepresste, getrocknete Steckrübenschnitzel. Diese Schnitzel wurden abends eingeweicht, und am anderen Tag konnten die aufgequollenen Maden besser abgeschöpft werden. Jeden Tag machten wir unserem Vater die Hölle heiß, dass er uns in den goldenen Westen zum Hungern geholt hatte. Die Stimmung in unserer Familie war alles andere als harmonisch. Das Zusammenleben war sehr schwierig. Ich war aufsässig und frech zu meinem Vater und gab ihm die Schuld, dass es uns so schlecht ging. Meine Arbeitskollegin Frieda Mohr kannte einen Bauern in Hessen bei Wetzlar, der ihr einen ganzen Zentner Kartoffeln versprochen hatte, wenn sie Zucker und Nähgarn zum Tauschen mitbringen würde. Wir hatten noch Nähgarn aus einem geplünderten Laden nach Kriegsende. Kurzum, ich wurde mit Frieda Mohr, die eigentlich meine Mutter sein konnte, zum Hamstern auf eine abenteuerliche Reise geschickt. Ich hatte zwei leere Kohlensäcke, einige Rollen Nähgarn und den Zucker, der eigentlich für die ganze Familie gedacht war, mit zum Tauschen. Wir warteten in Lintorf am Bahnhof auf den Zug, der vollkommen überfüllt war, als er in den Bahnhof einfuhr. Die Menschen standen auf den Trittbrettern und Dächern. Ein fürchterliches Gedränge und Geschiebe begann. Es erinnerte mich wieder an unsere Flucht. Ich trennte mich von Frieda und kletterte sofort auf das Dach des Zuges. Zum Glück hatte mir die Mutter die beiden Kohlensäcke um den Körper gebunden, sonst wären sie mir noch geklaut worden. Wir fuhren einige Stunden, und ich wusste überhaupt nicht, wo ich aussteigen musste. Der Zug hielt in jedem Kaff. Auf einmal sah ich die Frieda auf dem Bahnsteig unter den vielen Menschen. Der Zug fuhr schon wieder ganz langsam an, ich versuchte noch schnell vom Dach zu klettern. Da fasste mich ein Mann von hinten an beiden Händen und schrie mich an, nach vorne zu springen, und ehe ich mich versah, landete ich auf dem weichen Boden hinter dem harten Bahnsteig. Wir kamen nach zwei Tagen mit drei Zentnern Kartoffeln nach Lintorf zurück. Frieda hatte noch Beziehung zu den Eisenbahnern, weil ihr Mann vor dem Krieg Heizer gewesen war und sie immer noch gute Freunde in der Nähe von Wetzlar hatte. So bekamen wir unsere Hamsterware mit der Eisenbahn bis Lintorf gebracht.

Die wenigen Eisenbahnzüge, die 1946 verkehrten, waren hoffnungslos überfüllt

Trotz dieser schlechten Zeit hatten wir langsam Freunde in Lintorf gefunden. In der Kolonie, wo später Constructa war, standen kleine Häuser wie früher in einer Bergarbeiter-Siedlung. Dort wohnten viele Familien, die auch nicht gerade reich waren und einige Kinder in unserem Alter hatten. Ich freundete mich langsam mit Wilma und Irmgard Wetterau an. Hinter der Schamottfabrik, wo wir wohnten, waren zwei große Teiche, die Adlers Teiche. Dort gingen mein Bruder und ich jeden Abend nach Feierabend schwimmen. Es kamen immer mehr Jugendliche aus der Kolonie zu uns. Anneliese Wons, Käthe Amuel und Günter Bauer. Wir wurden von den Kindern der Kolonie bestaunt, dass wir bis zur

Hermann Middendorf mit Schlittschuhen auf einem der zugefrorenen Adlers Teiche

Insel im Teich schwimmen konnten. Wir hatten als Stadtkinder schon in der Schule schwimmen gelernt und waren auch in einem Turnverein. Kurzum, wir trafen uns jeden Abend nach Feierabend am Teich. Es kamen immer mehr Jugendliche dazu und wir waren eine richtige Clique. Wir hatten wieder Freude am Leben. Eines Tages besuchte uns der evangelische Pastor Schreiber. Er brachte uns aus einer Schwedenspende Lebensmittel mit und wollte eigentlich meine Mutter überreden, mich konfirmieren zulassen. Für mich kam das überhaupt nicht in Frage. Erstens hatte ich nichts anzuziehen und zweitens hatte ich mit Gott abgeschlossen. Als es uns so dreckig ging, habe ich heimlich gebetet, und es hat nichts genutzt. Ich besaß noch nicht einmal ein paar Schuhe. Unsere Mutter hatte ein paar Überschuhe aus Gummi geschenkt bekommen, diese zog man über normale Lederschuhe, damit das Leder nicht nass wurde. Diese Dinger musste ich anziehen. Sie sahen scheußlich aus. Ich stopfte die hohlen Absätze mit Zeitungspapier aus, damit ich eine gerade Lauffläche hatte. An den Seiten waren Druckknöpfe zum Zumachen. Ich schämte mich sehr, aber ich durfte nicht barfuß auf den Holzbrettern in der Fabrik rumlaufen.

Der Pastor ließ keine Ruhe und besuchte uns sehr oft. Er brachte auch jedes Mal etwas Essbares oder brauchbare Kleidung aus einer Spende mit. Er schaffte es tatsächlich, mich zur Konfirmation zu überreden. Er gab abends in seiner Wohnung uns älteren Kindern Konfirmandenunterricht: Helga Maisel, heute Frau Heber, deren Familie im Ruhrgebiet ausgebombt war, Karl Heinz Schnick, der in einer Baracke hinter Siloah wohnte, und noch drei anderen jugendlichen Flüchtlingen. Wir waren damals schon 16 Jahre alt und wollten mit den Schulkindern nichts zu tun haben. Bis vierzehn Tage vor Palmsonntag hatte ich noch keine Schuhe und kein Kleid. Pastor Schreiber brachte uns tatsächlich ein riesengroßes, schwarzez Kleid aus einer Spende. Die Mutter trennte es total auseinander und nähte für mich mit der Hand ein schönes Kleid. Ein paar Tage später bekamen wir noch einen Bezugsschein von Frau Viehweger für ein paar Schuhe. Es gab nur schwarze, geschnürte Halbschuhe. Da von uns keiner ein paar vernünftige Schuhe besaß, musste ich die Größe 39 nehmen. Wenn der Vater die Schuhe brauchte, musste er die Zehen etwas einziehen, denn er hatte Größe 38, und ich musste vorne die Spitze mit Papier ausstopfen, denn ich hatte die Größe 36. Ich war sehr zufrieden. Zur Konfirmation kamen Tante Paula und ihre Mutter aus Düsseldorf, die immer noch im Keller auf der Immermannstraße wohnten. Unsere Mutter hatte einen Kuchen gebacken, der war so trocken wie Stroh, und das Backpulver schmeckte nach Waschpulver. Paula und ihrer Mutter schmeckte der Kuchen, denn sie hatten in Düsseldorf genau so wenig zu essen wie wir auf dem Lande. Geschenke gab es keine. Mein Konfirmationsspruch lautete: „Alle eure Sorgen werfet auf ihn, denn er sorget für euch“. Von nun an war ich etwas mit der Kirche versöhnt. Ich ging auch gerne einmal in der Woche zum Mädchenkreis. Dort trafen sich die Mädchen zwischen 14 und 18 Jahren zum Singen oder um etwas gemeinsam zu unternehmen.

Johannes Schreiber
1931 – 1952 Pfarrer in Lintorf

Günter hatte in dieser Zeit Heinz Mettenmeier kennen gelernt, der ihn mit zum Turnverein (TuS 08) genommen hatte. Nach dem Kriege wurde der Verein so langsam wieder aufgebaut. Es waren etwa zehn Jungen um die 16 oder 17 Jahre und ein paar Männer im Verein. Günter war ein guter Kunstturner, der den anderen sehr imponierte. Wir waren schon als Kinder zu Hause in Liegnitz in einem Turnverein. Körperertüchtigung wurde bei den Nazis sehr gefördert. Im Lintorfer Turnverein hieß der Trainer Willi Tröster. Nachdem Günter die Sache beschnüffelt hatte, nahm er mich kurzerhand mit, und ich wurde gleich von den Mädchen gut aufgenommen, weil ich auch ganz gut turnen konnte. Jetzt hatten wir endlich Gelegenheit, auch mal abends rauszukommen. Unsere Mutter war sehr streng. Wir mussten immer Bescheid sagen, wo wir hingingen und pünktlich wieder zu Hause sein.

Wir hatten eine sehr schöne Zeit in der Schamottfabrik. Leider sollte sich für uns bald einiges ändern. Die Eltern überlegten sich, dass Günter seine Lehre bei der Post zu Ende machen sollte. Ein Mann ohne Beruf war für meine Eltern undenkbar. Da der Junge einmal eine Familie ernähren musste, war ein anständiger Beruf sehr wichtig. Ich wäre so gerne Schneiderin oder Kindergärtnerin geworden. Aber Mädchen heiraten sowieso einmal, da ist ein Beruf unwichtig. Die Worte meiner Mutter. Außerdem fehlte uns das Geld, das ich verdiente. Auf der gegenüberliegenden Seite der Schamottfabrik hatte sich eine Fahrradfabrik an-

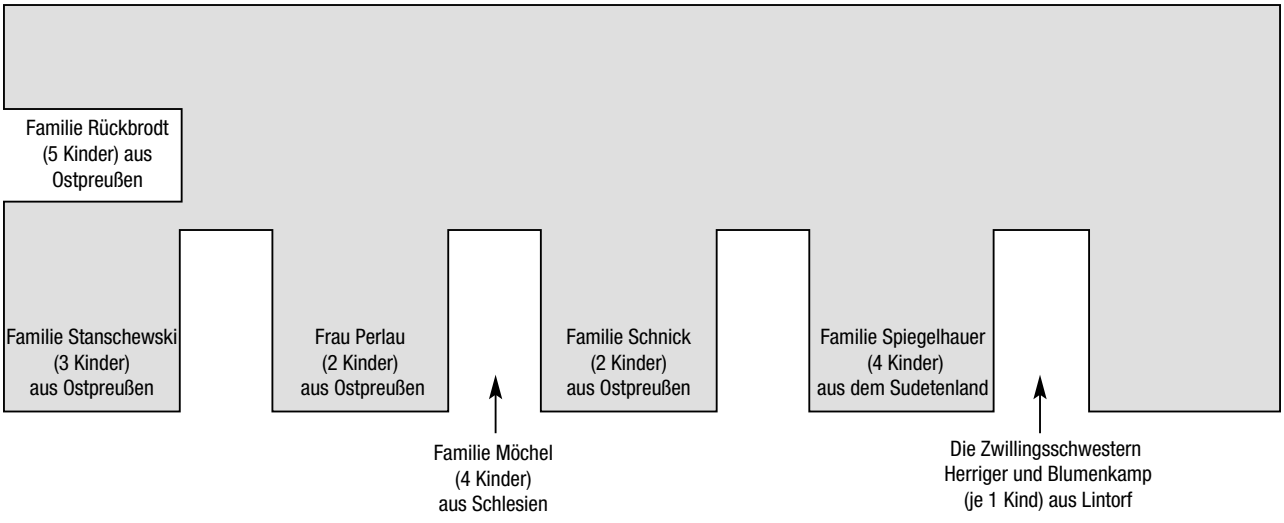
Karin Vietz, geborene Möchel (links), und Ruth Spiegelhauer spielen Ball an der Wand der Wohnungsbaracke hinter Haus Siloah. (Aufnahme: 1954)

Das hintere Teilstück der Siloah-Baracke am 11. April 1954. An diesem Tag wurde Margot Möchel (links) konfirmiert

gesiedelt, die Hoffmann-Werke. Einige Mädchen aus der Kolonie arbeiteten schon dort und verdienten mehr Geld als ich. Ohne Wissen meiner Eltern ging ich zum Personalbüro und ließ mich auf die Warteliste einschreiben. Zu der Zeit wurden die Arbeitsplätze noch über das Arbeitsamt vergeben. Nach ungefähr vier Wochen konnte ich ohne Schwierigkeiten in der Fahrradabteilung anfangen. Der Verdienst war doppelt so hoch wie in der Schamottfabrik. Leider habe ich zu Hause eine riesige Katastrophe ausgelöst. Durch meine Kündigung fielen jetzt zwei Arbeitskräfte in der Schamottfabrilk weg, Günter und ich. Das Ende vom Lied, uns wurde die Wohnung gekündigt, und wir mussten mit der Familie Soltmanowski, die drei Arbeitskräfte mitbrachte, tauschen. Wir zogen in eine Baracke hinter Siloah, damals ein Altersheim nur für Männer und eine Ausbildungsstätte für Diakone. Heute steht dort die Trinkerheilanstalt. Für uns brach eine Welt zusammen. Schon wieder in eine Baracke zu ziehen war schrecklich. Man wurde sofort als asozial abgestempelt. Mutter ging jede Woche auf das Wohnungs- und Flüchtlingsamt, um eine Wohnung zu bekommen. Alles umsonst. Wer nach dem Kriege ein Dach über den Kopf hatte, war gut versorgt. Wir vermissten unser schönes Zuhause, unsere Freiheit und unsere Freunde aus der Kolonie. Wir wohnten mit noch sieben Familien in der langen Baracke. Wir hatten zwei Zimmer. Das große Zimmer hat der Vater mit Brettern abgeteilt. Ich hatte jetzt einen weiten Weg zur Arbeit, aber dafür verdiente ich auch viel Geld. Ich arbeitete im Akkord an einem Band. Die Fahrräder wurden in die USA verschickt und wir machten viele Überstunden. Unser Chef, Herr Hoffmann, brachte uns ab und zu ein paar Nylonstrümpfe oder Essen aus der Kantine mit, weil wir so fleißig waren. Ich war mit meinem Leben ganz zufrieden.

Helga Middendorf

Die Bewohner der Baracke hinter „Haus Siloah“



Die einzige Wasserstelle für die Bewohner der Siloah-Baracke. Sie wurde im Winter in eine Holzkiste mit Stroh gepackt, damit das Wasser nicht einfrieren sollte.
Leider gelang das nicht immer. Die Wasserstelle war stets umlagert. Um die Mittagszeit und an Waschtagen war es ganz schrecklich.
Bei acht Familien kein Wunder!

Nicht nur die St. Sebastianus-Schützenbruderschaft feierte 1948 ihr erstes Schützenfest nach dem Krieg. Angeregt dadurch feierten auch die Kinder derr Siloah-Baracke ihr eigenes Schützenfest. Links das „Königspaar“ Margot Möchel und Gert Stanschewski, rechts davon das Kronprinzenpaar Friedchen Rückbrodt und Baldur Peglau.
Vorne: Horst Rückbrodt und Ruth Spiegelhauer

Der Amtsdirektor
des Amtes Angerland
in Lintorf
Abt. 8

Lintorf, den 18. Juli 1950

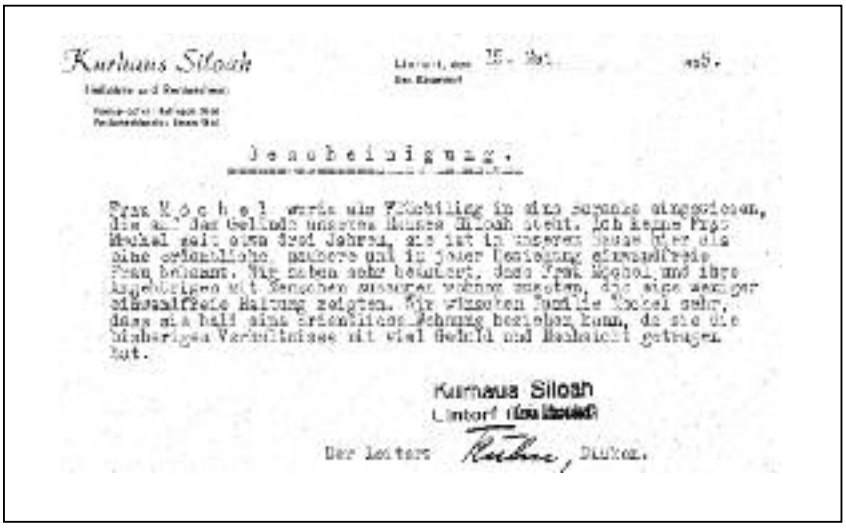
Herrn
Hermann Middendorf jun.
Lintorf
Breitscheiderweg 112

Betr.: Aufnahme in die Liste der Wohnungssuchenden.
Bezug: Ihr Antrag vom 27.6.1950

Auf Grund Ihres Antrages wurden Sie in die Liste der Wohnungssuchenden aufgenommen. Nach Art. VIII des Wohnungsgesetzes Nr.18 wurden Sie in die Gruppe 7 der Wohnungssuchenden eingetragen. In der Reihenfolge der bereits vorgemerkten Wohnungssuchenden werden Sie Berücksichtigung finden, sobald geeigneter Wohnraum zur Verfügung steht.
Wegen Zuteilung von Wohnraum wollen Sie nur dann beim Wohnungsamt vorsprechen, wenn Sie hierzu besonders aufgefordert werden.

In Auftrage :
(Pinkel)

Um eine normale Wohnung zu bekommen und die Baracke verlassen zu können, musste man sich in die Liste der Wohnungssuchenden aufnehmen lassen. Die Zuteilung erfolgte dann nach Dringlichkeit



Kurhaus Siloah
Lintorf, den 15. Mai 1950.

Bescheinigung.

Frau Möchel wurde als Flüchtling in eine Baracke eingewiesen, die auf dem Gelände unseres Hauses Siloah steht. Ich kenne Frau Möchel seit etwa drei Jahren, sie ist in unserem Hause hier als eine ordentliche, saubere und in jeder Beziehung einwandfreie Frau bekannt. Wir haben sehr bedauert, dass Frau Möchel und ihre Angehörigen mit Menschen zusammen wohnen mussten, die eine weniger einwandfreie Haltung zeigten. Wir wünschen Familie Möchel sehr, dass sie bald eine ordentliche Wohnung beziehen kann, da sie die bisherigen Verhältnisse mit viel Geduld und Nachsicht getragen hat.

Kurhaus Siloah
Lintorf (Kreis Mettmann)
Der Leiter Rückbrodt, Diakon.

Bewohner der Flüchtlingsbaracken waren als Mieter nicht immer gern gesehen. Es war daher gut, wenn man ein oder gar mehrere Leumundszeugnisse vorweisen konnte

Wenn es um Ihre Drucksachen geht!

Flyer, Folder, Broschüren, Programmhefte, Poster, Festschriften, Werbebanner

Druckerei Preuß GmbH

Siemensstraße 12 · 40885 Ratingen-Lintorf · Telefon 02102/9267-0 · Fax 02102/926720
ISDN (Leonardo) 02102/926750 · E-Mail: info@preussdruck.de · www.preussdruck.de

Alles für Haus und Garten

KÜPPERS
Spezialisten für Baustoffe
Ein Unternehmen der BayWa AG, München

Wir liefern sämtliche Baustoffe für

- **Hausbau**
- **Isolierung und Innenausbau**
- **Außenanlagen**
- **Naturstein & Beton**
- **Gartenbau**
- **Pflaster und Platten**

Unsere Öffnungszeiten:
Mo.-Fr. 7.00 - 17.00 Uhr
Sa. 8.00 - 12.00 Uhr

Küppers Baustoffe GmbH

Siemensstraße 33
40885 Ratingen

Tel. 0 21 02/93 69-0
Fax 0 21 02/93 69-25

www.kueppers.com

BayWa
Ihr Partner vom Fach

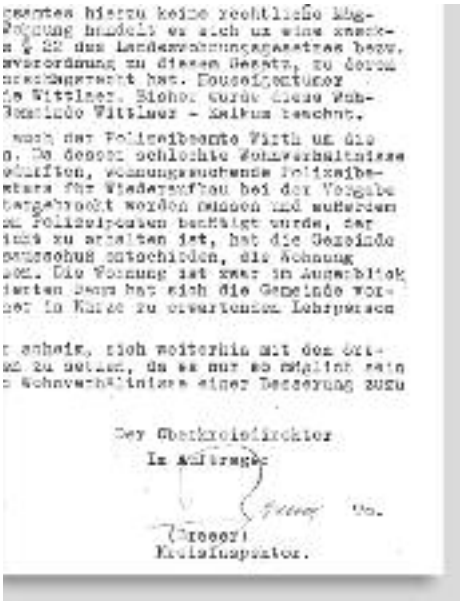
Die große Wohnungsnot in der Nachkriegszeit

Oder: Das Ende einer Wohnungssuche und – ein 17-jähriger findet seine neue Heimat: L i n t o r f

Wohnungssuchende

Der folgende Aufsatz baut auf - oder ist die Fortsetzung von - meinem Beitrag „Ein Volksschüler aus dem Angerland“ in der „Quecke“ Nr. 73, Ausgabe 2003, Seite 164. Darin schildere ich meine Schulzeit und die Wohnverhältnisse unserer Familie in Kalkum. Wohnverhältnisse, die dringend einer Verbesserung bedurften, was in der Nachkriegszeit gar nicht so leicht war. Nicht nur unsere siebenköpfige Familie war wohnungssuchend, nein, es gab Unzählige in ähnlicher Situation. Vielleicht erinnert sich „der eine oder die andere“, wie viele Bittgänge und Ämtervorsprachen nötig waren, um irgendwann einmal bei der Wohnungsvergabe berücksichtigt zu werden. Ich jedenfalls fühle noch heute die Enttäuschung unserer Mutter - einer jungen Witwe - , wenn es wieder einmal nicht geklappt hatte, für ihre sechs Kinder und sich eine menschenwürdige Wohnung zu erhalten. Ob es da immer gerecht zuging, will ich nach über 50 Jahren nicht nachvollziehen. Ich weiß aber, dass unsere im Januar 2006 verstorbene Mutter immer für uns gekämpft hat. So hat sie, wenn sie wieder einmal bei der Wohnungsvergabe in Kalkum nicht berücksichtigt wurde, Eingaben und Beschwerden an die Aufsichtsbehörde nicht gescheut. Ob es genutzt oder geholfen hat, fragen Sie ? Nein, muss ich antworten - wie so oft bei derartigen Eingaben. Die in der Sache freundliche, aber nicht helfende Antwort (das Wort „nichtssagend“ will ich nicht verwenden) der Kreisverwaltung Mettmann liegt mir noch vor. Ich gebe sie nachstehend zur Kenntnis. Diese Vorworte, diese Einleitung, muss ich bringen, damit Sie den Umzug von Kalkum nach Lintorf im Jahre 1954 besser verstehen.

Die Aufsichtsbehörde, die Kreisverwaltung Mettmann, beruhigt und vertröstet eine wohnungssuchende Familie:



gesamtes hierzu keine rechtliche Mög-
Wohnung handelt es sich um eine zweck-
§ 22 des Landeswohnungsgesetzes bezw.
verordnung zu diesem Gesetz, zu deren
nachlagsrecht hat. Hauseigentümer
ie Wittlaer. Bisher wurde diese Woh-
Gemeinde Wittlaer - Kalkum beachtet.

nach der Polizeibeamte Wirth um die
n. Da dessen schlechte Wohnverhältnisse
edurften, wohnungssuchende Polizeibe-
stars für Wiederaufbau bei der Vergabe
bergebracht werden müssen und außerdem
m Polizeiposten benötigt wurde, der
icht zu erhalten ist, hat die Gemeinde
ausschuß entschieden, die Wohnung
sen. Die Wohnung ist zwar im Augenblick
ierten Dann hat sich die Gemeinde vor-
her in Kürze zu erwartenden Lehrperson

r anheim, sich weiterhin mit dem Ort-
en zu setzen, da es nur so möglich sein
e Wohnverhältnisse einer Besserung zuzu

Der Oberkreisdirektor
Im Auftrage:

(Dresser)
Kreisinspektor.

Neue Wohnung

In Lintorf begann seinerzeit eine rege Bautätigkeit, insbesondere von Siedlungsmaßnahmen. Große Baugesellschaften traten als Bauträger auf, um Häuser mit einer Einliegerwohnung zu errichten. Öffentlich gefördert, das heißt, dass hier Landesmittel zum Einsatz kamen, die die Belastung erträglicher machten, die aber auch dem Geldgeber ein Belegungsrecht für diese Wohnungen zusicherten. So baute die Siedlungsgesellschaft des Hilfswerks der Evangelischen Kirchen in Deutschland, kurz Evang. Hilfswerk genannt, 1953 am Finkenweg in einer zweiten Maßnahme (die erste waren die Häuschen an der Johann-Peter-Melchior-Straße) mehrere Doppelhäuser mit verhältnismäßig viel Land und einem Stall im Haus. Ein Badezimmer dagegen fehlte damals noch, Toiletten jedoch waren im Haus. Einer der Siedler war der 14 Jahre jüngere Bruder unserer Mutter, Rudolf (Rudi) Sossalla. Die Einliegerwohnung in seinem Haus war vorgesehen für Umsiedler aus Schleswig-Holstein. Es würde zu weit gehen, wenn ich den Begriff Umsiedler hier erläutere, ich bin aber bereit, dies auf Nachfrage in

einem persönlichen Gespräch zu tun. Gegen erheblichen behördlichen Widerstand (wir waren ja keine Umsiedler im eigentlichen Sinn) jedenfalls setzte es mein Onkel Rudi durch, dass seine verwitwete Schwester mit ihren sechs Kindern die Wohnung in seinem Haus erhielt. Und so stand dem Umzug von Kalkum nach Lintorf nichts mehr im Wege. Am ersten Abend in der neuen Wohnung, die im wahrsten Sinne des Wortes diesen Namen im Gegensatz zur Notunterkunft in Kalkum auch verdient hatte, höre ich meine Mutter zu ihrem Bruder sagen: „Hier kriegst Du mich nur noch im Sarg raus." Erst später begriff ich diese Worte: Die Erleichterung, das Glück, die Zufriedenheit, nach einer langen beschwerlichen Wanderung ein erstes bescheidenes Heim gefunden zu haben! Dass wir dann doch noch vom Finkenweg 2 (heute: Zeisigweg) wegzogen zur Mörikestraße ist geschildert und nachzulesen in dem Artikel von Dr. Andreas Preuß über die Siedlergemeinschaft Solidarität in der „Quecke", Ausgabe 1997, Nr. 67, Seite 170. Auf dem Foto auf der Seite 171 (oben) erkennen Sie von links nach rechts: Meine Schwester Gisela, meine Mutter Maria, Dechant Wilhelm Veiders und mich, Joachim Zeletzki, mit Kappe. Die Ansprache hält (nur mit dem Rücken zu sehen) Rektor Peter Bongartz.

In Lintorf angekommen

Aber, ich wollte ja schildern, wie ich als damals 17-Jähriger, als Jugendlicher, Lintorf erlebte. Wie sah ich es aus meiner Sicht, was dachte ich ?

Aus unserer Meldekarte des Amtes Angerland von 1947 (ein interessanter Vergleich zu dem heutigen Computerzeitalter) ersieht man den Zuzugstag: 13.4.1954.

Nun war unsere Familie also „Lintorfer". Das ist leichter gesagt, als getan. Neue Nachbarn, neue Wege und Geschäfte, neue Schule, neue Kirche und, - auch neue Freunde?? Ich selbst kannte ja Lintorf schon ein wenig. Ein Jahr vorher, am 1. April 1953, hatte ich als Lehrling beim Amt Angerland begonnen (nachzulesen in der „Quecke" 2003, Seite 168: „Verwaltungslehrling..") Über die Tätigkeit beim Amt hatte ich schon die ersten Erfahrungen und Kenntnisse gesammelt. Ich wusste, wer Bürgermeister war, kannte den Pfarrer (Dechant Wilhelm Veiders) vom Sehen und verschiedene Lehrer (Rektor Emil Harte, Lehrer Franz Mendorf, um einige zu nennen), denen ich als Lehrling schon mal die Post vom Amt bringen musste.

Aber jetzt merkte ich, „du bist ein Zugezogener". Nicht, dass ich es nachhaltig zu spüren bekam, aber es dauerte und war nicht leicht, private Bindungen einzugehen und aufzubauen. Ich glänze zwar nicht durch Schüchternheit, und auch die Bescheidenheit ist nicht meine Stärke, aber eine gewisse Zurückhaltung und Prüfung der Lage war mir schon immer gegeben, obwohl ich für jeden offen war (und bin) und mir man auch schon mal vorhielt, zuviel Vertrauen zu haben (in den anderen). Ich will damit ausdrücken, dass es trotzdem nicht leicht war, sofort ein „Lintorfer Jong" zu werden. Ich sage dies nicht nachtragend, denn - heute nach über 50 Jahren fühle ich mich als solcher und ich fühle mich wohl dabei. Keine Gelegenheit lasse (und ließ) ich ungenutzt, um im Beruf, in der Politik, in der Gesellschaft, bei Kolping, im kirchlichen Bereich, in den Gremien, in denen ich vertreten bin, mit Stolz darauf hinzuweisen: „Ich bin ein Lintorfer". Es ist ein langer Weg, wenn auch ein nicht zu langer, um dahinzukommen.

Erst musste ich begreifen, dass ich jetzt ein „Quiekefreeter" war. Das ist Platt und heißt Queckenesser, der Spitzname für die Lintorfer, die auch Sandhasen genannt werden. Beide Bezeichnungen deuten auf die wenig ertragreichen Sandböden hin. Dass sich die Lintorfer von Quecken ernähren, gehört freilich in das Reich der Fabel. Aber eines stimmt: Dieses Jahrbuch trägt danach seinen Namen.

Was war los 1954?
In Deutschland und im „kleinen" Lintorf ?

Lintorf hatte 1954 knapp 7.000 Einwohner, mit den melderechtlich erfassten Bewohnern des sogenannten Ausländerlagers an der Rehhecke (heute Gelände der Firma Vodafone). Die statistisch bereinigte Einwohnerzahl lag zum 1.7.2004 bei 15.182 Personen. Also kann man ruhig sagen, inzwischen sind die 15.000 weit überschritten.

Über Lintorf und die damalige Zeit ist viel nachzulesen in dem Buch von Theo Volmert: Lintorf, Berichte, Bilder, Dokumente, 1815 - 1974, herausgegeben vom Verein Lintorfer Heimatfreunde (noch erhältlich). Theo Volmert schreibt sehr ausführlich und umfangreich, schon das Inhaltsverzeichnis des Buches lässt erahnen, welcher Wissensschatz hier vor einem liegt. Ich muss aufpassen, dass ich nichts wiederhole, besser gesagt, Dinge wiedergebe, die in diesem lesenswerten Werk schon behandelt wurden. So gestatten Sie mir, dass ich hier seine Zusammenfassung für 1954 abdrucke. Ich will versuchen, nur über das zu schreiben, was er (Theo Volmert) nicht erwähnt hat.

Volmert :

1954

Am 16. Oktober wird die neue Johann-Peter-Melchior-Schule in den Dienst der Jugend gestellt. Bürgermeister Fitzen erhielt aus der Hand des Architekten Dipl.-Ing. König den Schlüssel der Schule. Rektor Emil Harte dankte allen, die an der Errichtung der neuen Schule mitgewirkt haben.

Die Deutsche Stahllamelle Hünnebeck verlegt ihren Sitz von Düsseldorf nach Lintorf.

Lintorf wird von einer Überschwemmung heimgesucht. Das Hochwasser richtet großen Schaden an. Selbst der Marktpklatz wurde überschwemmt.

Hermann Thiele wieder zum Bürgermeister des Amtes gewählt.

Stilllegung der Hoffmann-Werke (18. Dezember).

1954 war aber auch das Jahr der Gründung des Kirchbauvereins. Hier sammelten zuerst unter der Leitung von Peter Füsgen, ab 1.2.1960 von Johann - Jean oder auch Schang genannt - Frohnhoff, Mitglieder, zu denen auch ich gehörte, für die dringend nötige neue Kirche im „Busch" bei den Lintorfern monatlich eine „milde Gabe". Elf Jahre später, in der Hei-

ligen Nacht 1965, riefen die Glocken zum ersten Gottesdienst in die neue Kirche der „Büscher“ (heute heißt sie St. Johannes, Pfarrer von Ars). Dechant Wilhelm Veiders feierte mit seinen Kaplänen die Christnacht in einer überfüllten Kirche, in der gleich mehrere Personen vor Erschöpfung (oder vom Weihrauch?) umfielen. Auch ich hatte damals einen Lintorfer Handwerker mit bekanntem Namen noch soeben in meinen Armen aufgefangen. Er hat sich später des öfteren dafür bedankt.

Kirche

Da ich nun gerade von der neuen Kirche im Lintorfer Norden kurz berichtet habe, will ich auch mit diesem Thema weitermachen. Für ganz Lintorf gab es eine katholische Kirche, die St. Anna-Kirche im Dorf, am gleichen Platz wie heute. Hier wirkten Dechant Wilhelm Veiders und Kaplan Werner Koch. Ich kannte bisher die kleine Dorfkirche St.Lambertus in Kalkum. Die Lintorfer Kirche war für mich größer, von mehr Leuten besucht und, ein ganz wesentlicher Punkt im Gegensatz zu dem langen Fußmarsch in Kalkum, leicht und schnell zu erreichen. Die erste Sonntagsmesse begann um 7 Uhr, es folgte eine um 8,30 Uhr und das Hochamt um 10 Uhr. Am Sonntagnachmittag gab es eine Andacht und vor allem im Monat Mai eine tägliche Maiandacht und im Oktober eine tägliche Rosenkranzandacht. Vorgebetet wurde auf der damals noch vorhandenen Kanzel im Wechsel von Dechant Veiders oder Kaplan Koch (dieser wohl öfter). Ich kann mich aber auch daran erinnern, dass Lehrpersonen, insbesondere der auch jetzt noch sehr bekannte Hans Lumer, vorbeteten (von der Bank aus - auf die Kanzel wollte oder durfte er wohl nicht?). Für unsere Mutter und für uns war diese gebotene Bequemlichkeit zum Besuch der Kirche (im Gegensatz zu Kalkum) Anlass genug, von diesem Angebot rege Gebrauch zu machen. Ob wir Kinder und besonders ich als fast 18-Jähriger dies immer freiwillig taten, fragen Sie? Ich habe keinen Zwang gespürt, aber eine Erwartung. Ich habe diese Erwartung erfüllt und sage heute nach über 50 Jahren, es hat mir nicht geschadet, im Gegenteil!

Zwei Wochen nach unserem Umzug ging mein jüngster Bruder Klaus hier in Lintorf zur Erstkommunion. Obwohl er am Kommunionunterricht in Kalkum teilgenommen hatte, war dies durch die Zusprache von Dechant Veiders möglich geworden. Wir freuten uns darüber, wie Sie auf untenstehendem Bild unschwer erkennen können. Ich bringe dieses Foto nicht wegen unserer Familie, sondern um Ihnen deutlich zu machen, wie dünn Lintorf vor 50 Jahren besiedelt war. Wir gehen über ein unbebautes Grundstück neben dem Haus Duisburger Straße 38 (Oberholz) zum Finkenweg. Von diesem Haus bis hinter die „Tingelbahn“ gab es kein weiteres Gebäude. Hinter uns sehen sie die freie Duisburger Straße mit Blick gegen Westen über die Bahngleise hinweg bis zu den Firmengeländen von Blumberg und Tornado. Vergleichen Sie die heutige Ansicht! So hat sich Lintorf in allen Bereichen verändert. Ob das gut oder schlecht ist, überlasse ich der Beurteilung des Lesers.

Noch einmal zurück zum kirchlichen Leben. Die große Prozession am Fronleichnamsfest ging 1954 durch das ganze Dorf. Von der Kirche aus über die Angermunder Straße (heute Lintorfer Markt und Konrad-Adenauer-Platz), Duisburger Straße, Breitscheider Weg, Am Löken, Speestraße. Segensaltäre unterwegs waren auf dem alten Lintorfer Friedhof an dem Kreuz, das auch jetzt noch in der Anlage steht, am Kreuz Ecke Breitscheider Weg/Am Löken, auf der Speestraße neben der Einmündung Am Speckamp bei Soumagne (Abels); auf der Treppe der Johann-Peter-Melchior-Schule (war damals noch nicht abgerissen), der 5. und letzte Altar war dann in der St. Anna-Kirche. Wenn ich am Anfang schrieb, daß ich alles Neue kritisch beobachtete, so fiel mir bei dieser ersten Prozession, die ich in Lintorf mitmachte, ganz besonders auf, wie wenig Teilnehmer noch am Ende in St. Anna waren. Unterwegs hatten sich die anfangs dichten Reihen zusehens gelichtet. Deutlich zu spüren war dies zwischen den beiden letzten Altären. Hier verschwanden viele in der am Wege liegenden Gastwirtschaft. Daran konnte auch der Kirchenschweizer Peter Hannen nichts ändern, der sonst den Kirchenraum von St. Anna voll in seinem Griff hatte. Die Kirche war besonders bei der 10 Uhr-Messe voll, in allen Gängen standen gerade die Männer und Jungmänner bis zu den hinteren Türen. Hier sorgte der Schweizer für Ordnung, ermahnte auch mal den einen oder anderen, leise zu sein. Als unsere Familie ihn das erste Mal in seinem Ornat (feierliche Amtstracht) sah, fragte einer meiner jüngeren Brüder die Mutter: „Ist das der Bischof?“

Selbstverständlich gab es für die 2.800 evangelischen Christen die evangelische Kirche an der Angermunder Straße (heute Konrad-Adenauer-Platz). Hier wirkte Pfarrer Wilfried Bever, der nach meiner

Sie sehen eine Witwe mit sechs Kindern. Im Vordergrund den Jüngsten: Klaus. Weiter von links nach rechts: Gisela, Tante Anna, Ehrentraut (Trautel), die Mutter Maria Zeletzki, Alfred, Tante Liesbeth, Joachim (das bin ich), Siegfried und Onkel Hans

Fronleichnamsprozession in Lintorf, 1950-er Jahre. Segensaltar am Hochkreuz auf dem alten Friedhof an der Duisburger Straße

Segensaltar auf der Treppe der alten Melchior-Schule an der Speestraße

Erinnerung schon damals ein freundschaftliches Verhältnis zu Dechant Wilhelm Veiders pflegte. Von den 7.000 Einwohnern Lintorfs im Jahre 1954 gehörten 55 % zum katholischen Glauben, 40 % waren evangelisch und 5 % andersgläubig.

Der Kirchenschweizer von St. Anna, Peter Hannen, in seiner „Amtstracht“ bei einer Prozession

Hochzeit

Was ist daran Besonderes, fragen Sie. Für mich war es das Erlebnis des Jahres 1954. Aus zwei Großfamilien vermählten sich Kinder, und ich durfte dabei sein, was mich stolz machte. Noch heute denke ich an diese Feier gern zurück, weil ich mich (fast) als Erwachsener fühlen durfte und auch so akzeptiert wurde. Nun aber der Reihe nach: Meine jüngste Tante (nur vier Jahre älter als ich) Gertrud (Trudel) Sossalla aus Angermund heiratete am 23. Juni 1954 den Lintorfer Lehrersohn Hans Mendorf. Beide stammten aus kinderreichen Familien. Tante Trudel war die jüngste von damals noch lebenden neun Geschwistern (vormals 14). Die Eheleute Franz und Elisabeth Mendorf hatten 11 Kinder (neun Jungen, zwei Mädchen).

Die Eltern der Braut, meine Großeltern Paul und Anna Sossalla, lebten in Angermund, wo sie nach den Kriegswirren eine neue Heimat gefunden hatten. Demzufolge und wie früher üblich, wurde Hochzeit am Wohnort der Braut gehalten. Sie können sich vorstellen, daß die Angermunder Kirche voll war. Gefüllt von der Riesenverwandtschaft, denn alle waren eingeladen.

Gefeiert aber wurde in Lintorf, und zwar in der katholischen Schule II im Lintorfer Norden, der sogenannten Büscher Schule. Kurz vorher, im Jahre 1952, war sie beim 50-jährigen Jubiläum (sie war am 1.5.1902 eröffnet worden) zu Ehren des Lehrers und Heimatforschers Heinrich Schmitz in Heinrich-Schmitz-Schule umbenannt worden. Den Namen trägt sie im Jahr 2005 als katholische Grundschule noch, jedoch in einem neuen Gebäude.

An dieser Schule war der Vater des Bräutigams, Franz Mendorf, viele Jahre Lehrer. Er hat Generationen Büscher Kinder unterrichtet. Eine große Zahl von Frauen und Männern, insbesondere auch von „Quecke“-Lesern, erinnern sich noch lebhaft an ihn. Die Familie Mendorf hatte innerhalb des Gebäudes der Schule eine große Wohnung, die sich vorzüglich für eine Hochzeitsfeier anbot, konnte man doch Hof, Garten und Nebengebäude mit benutzen. Ich sehe noch die Festtafel über die Zimmer verteilt, ich sehe die vielen Gäste, die Helferinnen in der Küche. Ich spüre noch heute die Ehrfurcht, die mich ergriff, als ich die Fest- und Tischrede meines Opas Paul Sossalla und die vom Vater des Bräutigams, Franz Mendorf, hörte. Ich fühlte mich wohl in dieser Gesellschaft, ein Gefühl, das ich immer wieder bei Familienfesten, egal welcher Anlass vorliegt, spüre.

Hans Mendorf mit seiner soeben angetrauten Frau Gertrud (Trude) auf der Treppe von St. Agnes in Angermund. Neben der Braut ihre Nichten Christa und Angela

Eine Hochzeit geht auch mal zu Ende, sie hatte schließlich mit dem Frühstück begonnen. Mitternacht, bei der sogenannten Entschleierung, wurde durch Zufall und Glück (oder gewollt) der nächsten Braut der Schleier zugespielt und

der nötige Bräutigam ermittelt. Auch ich durfte mit der Männerrunde (nur die unverheirateten) an dem dafür vorgesehenen „Blinde-Kuh-Spiel“ teilnehmen, ging aber leer aus. Sehe ich deshalb auf dem folgenden Bild so grimmig aus?

Das Bild zeigt im Vordergrund die glücklichen Gewinner Hedi (Hedwig) und Heinz Mendorf. Weiter von links nach rechts gut zu erkennen: Hans Mendorf (1985 verstorben), die Brautmutter Anna Sossalla (verstorben), meinen Onkel Paul Sossalla (verstorben), Franz Mendorf (war bei der Post, verstorben), meine Tante Anna Scholz, Ursel Mendorf (die Frau von Franz), Margret Mendorf (die Frau vom Norbert), meine Wenigkeit (der mit dem bösen Blick), meine Tante Liesbeth (verstorben), Edeltraud Krämer (geborene Mendorf, verstorben), meinen Onkel Hans Scholz und, mit dem Rücken zu uns erkennbar, die Braut Gertrud Mendorf, geborene Sossalla

Eine Hochzeitsfeier war zu Ende. Für mich ist sie als eines der ersten großen Familienfeste bleibende Erinnerung, wie bereits anfangs erwähnt.

Freizeit

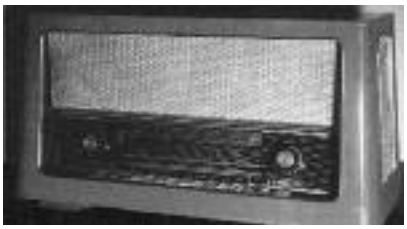
Zum Schluss meines Aufsatzes will ich noch schnell auf die sich im Jahre 1954 bietenden Freizeitmöglichkeiten eingehen, insbesondere die, die ich wahrnahm.

Schwimmen. In Lintorf gab es weder Frei- noch Hallenbad. Ein öffentliches Bad, das Angerbad (in altem Zustand) befand sich in Ratingen, kostete aber Eintritt. Ebenso erheblicher Eintritt wurde verlangt, wenn man das private Bad der Familie Doerenkamp in der Anlage Am Krummenweg besuchen wollte. Was blieb einem Lehrling, und nicht nur diesem, übrig: Er schwang sich auf s Rad und fuhr zum Entenfang. Aber nicht nur für mich war dies ein begehrtes Ziel. An schönen Tagen im Sommer kamen ganze Scharen Fahrräder aus Ratingen und anderen Nachbarorten durch Lintorf, um über die Duisburger Straße in Richtung Entenfang weiterzufahren.

Kino. Siehe hierzu auch den Artikel von Ewald Dietz „Die Geschichte der Lintorfer Lichtspiele“ in der Quecke Nr. 69, Ausgabe 1999, Seite 74 ff. Das Kino (das zweite, das Union-Theater, gab es noch nicht) lag auf der Duisburger Straße, für mich vom Finkenweg aus am Grundstück Oberholz vorbei über einen Trampelpfad schnell zu erreichen. Links auf die Duisburger Straße einbiegen, nach wenigen 100 Metern lag links das Kino. Bevorzugte Filme: Wildwest aller Schattierungen und Zorro-Filme und fast immer in der Spätvorstellung am Wochende. Die ersten Reihen kosteten 0,90 DM Eintritt, natürlich nahm ich diese. Beginn war 22,15 Uhr oder auch später, je nachdem, wie lange der Hauptfilm lief. Und so konnte es auch schon mal passieren, dass ich den Nach-Hause-Weg im Dunkeln suchen musste, zu dieser Zeit gingen in Lintorf um Mitternacht die Straßenlichter aus.

Besondere Filme, die zuerst in Düsseldorf liefen, habe ich mir am Mittwochnachmittag angesehen. Da hatte das Amt frei, und wenn ich Glück hatte, konnte ich mit der „Dienstfahrkarte“, die das Amt für die Linie Liesenfeld hatte, über Kaiserswerth und Lohausen in die Innenstadt fahren. Ein Vorteil, den ich als Lehrling, so oft es ging, nutzte. Heute würde man einen Staatsakt daraus machen!

Musik. Wir hatten keinen Fernseher. Auch in der Verwandtschaft keiner. Aber ein wunderbares Radio, typisch für die damalige Zeit, hatte unsere Mutter beim Umzug nach Lintorf gekauft. Es kam der Rock’n’ Roll auf. Eine Musik, die mich begeisterte. Im Radio war viel davon zu hören. Aber nicht jeder hatte Verständnis dafür, und was machte ich, wenn der Nordwestdeutsche Rundfunk spät abends sendete ?



Ich weiß heute nicht mehr genau, wie ich es technisch schaffte. Von der Wohnküche aus ein Loch in die Wand geschlagen, Kabel über den Flur verlegt, ein neues Loch in das Kinderzimmer, das mein Bruder Siegfried und ich gemeinsam benutzten, geschlagen, mit dem Kabel bis zum Bett. Hier hörte ich dann über einen Kopfhörer „meine“ Musik. Vom Bett aus konnte ich das Radio sogar abstellen.

Beim Auszug 1956 bekam ich deswegen Ärger mit meinem Onkel. Die Löcher waren ja nicht fachmännisch hergerichtet !!

Hund. Hinter diesem einfachen Wort verbirgt sich mehr. Mein Onkel hatte sich einen Hund zugelegt. Einen Mischling. Mehr Chow Chow. Ein starkes Tier. Mit ihm durchstreifte ich die Lintorfer Wälder. Ging dem Lauf des Dickelsbaches entgegen bis nach Hösel. Und weil man mir erzählte, es sei

ein Schlittenhund, habe ich für Rex, so hieß der Rüde, aus alten Ledergürteln ein Zuggestell gebastelt. Er ließ es sich leicht anlegen, wollte aber anfangs nicht so ohne weiteres den Schlitten hinter sich herziehen. Aber schließlich war er dann doch bereit, im Bereich Hülsenbergweg und Stinkesberg bei dem Schnee, der im Winter 1954/55 lag, einen meiner jüngeren Brüder zu ziehen. Ich war ihm wohl damals schon zu schwer. Aber treu war mir Rex lange. Er ist vom Finkenweg (heute Zeisigweg) ausgerückt und mir in der Nacht bis zur Mörikestraße nachgekommen, als wir später dort hingezogen waren. Er saß einfach vor der Haustür und wartete, bis ich rauskam, um zum Rathaus zu gehen. Ich musste ihn mitnehmen, konnte ihn aber nicht im Büro behalten. Mit schwerem Herzen habe ich ihn zum Finkenweg zurückgebracht.

Schlußwort

Sie sehen, auch vor 50 Jahren ließ es sich in Lintorf schon gut und abwechslunsgreich leben. Mir hat es gefallen, mir gefällt es heute noch und ich habe nicht bereut, von Kalkum nach Lintorf gezogen zu sein.

Joachim Zeletzki

Vor 60 Jahren

Der Krieg war zwar zu Ende, für viele allerdings noch lange nicht. Das galt vor allem auch für die Gefangenschaft, die mit dem Tage der Kapitulation noch längst nicht vorbei war. Und für viele Marineangehörige hieß es: „Minen suchen“. Deutsche wie englische Minenfelder auf See mussten geräumt werden. Das alte Sprichwort: „Wer Minen sucht, der ist Gott am nächsten“ wurde auch hier bestätigt. Dieser Suchdienst hat noch viele Tote gekostet. Aber irgendwo musste es weitergehen. Als auch ich, wie viele ehemalige Soldaten, im Dezember 1945 nach Hause kam, erwartete uns nicht nur die Besatzungsmacht. Auch im Rathaus hatten sich – vorübergehend jedenfalls – viele Gesichter geändert. Man hatte allerdings das Gefühl, dass Fachwissen nicht besonders hoch im Kurs stand. Ein Teil der unteren Bediensteten war zum Glück ja noch da, und so konnte vielen Bürgern, soweit es möglich war, bei ihren Problemen geholfen werden. Die Not war ja groß, und bessere Verhältnisse waren auch noch nicht in Sicht. Aber man war bemüht, etwas Normalität in den Alltag zu bringen. Als die Sportvereine 1946 wieder aufleben durften, war zugleich viel Arbeit angesagt. Als Mitglied des TV Ratingen fühlte man sich verpflichtet, beim Neuanfang mitzuhelfen. Die Tore auf dem Sportplatz „An der Loh“ waren ja völlig zerstört und mussten erst wieder aufgebaut werden. Mit Hilfe von ausgewechselten Siederohren, die uns die Eisenbahn gab, richtete ich mit meinem Freund Karlheinz Gundlach die Tore wieder auf. Anstelle von Kordelnetzen musste man Maschendraht nehmen. Den musste man erstmal zusammenflechten, es gab ja nichts. Auch die Umkleideräume mussten wieder hergerichtet werden. Da die Arbeiten erst nach Dienstschluss gemacht werden konnten, wurde es abends auch schon mal recht spät. Das wäre ja nicht so schlimm gewesen, wenn es nicht die Sperrzeiten der Besatzungsmacht gegeben hätte. Auf mancherlei Umwegen haben wir dann oft den Weg nach Hause gefunden. Doch einmal hat uns die Besatzungsstreife erwischt. Wir mussten mit und dann in der Aula der Evangelischen Schule (heute „Anne-Frank-Schule“) in einer Reihe Aufstellung nehmen. Der britische Sergeant verlangte, dass wir die Hände vorstreckten. Er spuckte jedem in die Hände, bis er zu uns kam. Rechts von mir stand Oswald Leipold, und der sagte zu mir: „Wenn der mir in die Hände spuckt, geht er zu Boden.“ Der Engländer spuckte, und schon lag er, von einem kurzen Haken getroffen, am Boden. Oswald sagte: „Den könnt ihr auszählen.“ Während der Sergeant am Boden lag, kam ein Leutnant herein. Ich sagte ihm, was die Ursache für den Niederschlag gewesen war, und er fing an zu lachen. Der Sergeant musste die Aula verlassen. Unsere nächtliche Arbeit war es nun, für die Soldaten Schuhe zu putzen und Kartoffeln zu schälen. Das war unsere Strafe. Um 6 Uhr früh gab es eine Tasse Kaffee, eine Schnitte Brot und eine Zigarette. Danach hieß es: „Raus“. Wir gingen von dort gleich zum Dienst bzw. zur Arbeit. Was mir noch in Erinnerung blieb, ist Folgendes: Man musste sich ja beim Arbeitsamt melden, auch wenn man schon eine Arbeitsstelle gefunden hatte. Man brauchte die Zustimmung dieser Behörde. Herr Oelen erklärte mir, wenn man nicht ins Bergwerk ginge, bekäme man keine Lebensmittelkarte. Dies wäre von der Besatzung angeordnet. Ich fragte ihn, warum denn sein Sohn nicht im Bergwerk wäre, denn der hatte ja – wie ich wusste – keine Berufsausbildung (er war aktiver Offizier bei der Flak gewesen). Als ich dies gesagt hatte, konnte ich meine Stelle bei der Bahn antreten. So erging es auch meinem Freund Karlheinz Gundlach. Wir hatten zwar vor, erst die Maschinenbauschule in Duisburg zu besuchen. Das ging aber nicht. Wir konnten keine 50 Prozent Kriegsbeschädigung nachweisen, und darüber hinaus musste man ein halbes Jahr in Duisburg Bombenschutt räumen, für 30 Pfg die Stunde, bevor man einen Platz bekam. Das Gleiche galt auch für Essen. So haben wir den Weg über die Eisenbahn genommen.

Was mir noch in Erinnerung geblieben ist: Als ich zum Wirtschaftsamt kam und einen Bezugsschein für ein paar Schuhe haben wollte, da hörte ich von dem Sachbearbeiter, dass ich Schuhe bereits bekommen hätte. Ich habe kurz die Karteikarte geschnappt und las zu meinem Erstaunen, dass ich nicht nur Schuhe, sondern auch Unterwäsche und ein Oberhemd bekommen hätte. Es war gelogen. Die Bezugsscheine waren sicher in andere Hände geraten. Ich wollte die Kartei der Polizei übergeben, doch von seiten der Polizei sagte man mir, ich solle sie zurückgeben, es käme für mich nichts dabei heraus. Dies sagte mir der damalige Kriminalbeamte, Herr Schmitz.

Die Nachkriegsnot brachte viele Enttäuschungen mit sich. Und so kommt es, dass einiges, was man erlebt hat, nicht in Vergessenheit geraten ist. War die Besatzungszeit auch nicht gerade die angenehmste, so habe ich dennoch auch Gutes in Erinnerung behalten.

Die Zeit war ins Land gegangen. Das Schüler- und Jugendturnen beim TV Ratingen hatte einen guten Zulauf. Leider standen uns nur einmal in der Woche zwei Hallenstunden zur Verfügung. Von Seiten der Stadtverwaltung konnte ich keine Unterstützung erwarten, es gab ja nur eine einzige Turnhalle. Es war die im Gymnasium an der Poststraße (damals Speestraße). Die Turnhalle der Evangelischen Schule, die von britischen Kindern genutzt wurde, stand am Nachmittag immer leer. Dies teilte mir der Hausmeister dieser Schule mit. So suchte ich den englischen Schulleiter auf. Es war wirklich ein schüchterner Versuch meinerseits. Sehr zugänglich waren die Besatzungsleute von damals nicht. Um so überraschter war ich, dass ich auf Verständnis bei dem Schulleiter stieß. Er erlaubte mir, dass ich zwei Stunden in der Woche die Halle benutzen durfte. Auch für die Senioren bekam ich abends zwei Stunden. Ja, er kam eines Tages zu mir und erlaubte uns sogar die Benutzung der Bälle. Der TV konnte mir keine Bälle geben. Das Geld war damals sehr knapp. Bürgermeister Kraft fragte mich, wie ich das fertiggebracht hätte, denn er hätte immer eine Absage erhalten. Ich konnte das Rätsel zuerst auch nicht lösen, bis mir der damalige Hausmeister sagte, dass Herr McCren selber ein begeisteter Turner sei und auch Mariner war. Ich habe ihn daraufhin angesprochen, und er hat es mir bestätigt und noch hinzugefügt, dass er wüsste, dass ich auch bei der Marine war, und Seeleute müssten doch zusammenstehen. Ich konnte mich nur bedanken über so viel Entgegenkommen.

Karl Schmidt

Dor Knolli-Bolli, dor Knolli-Brandy odder: De twedde Währung

Also, Lütt, die Tied so treckt noh em Kreech bös noh de Währung - näh, dat wor schon schlemm. Te koupe jo-ew et jo so ju-et wie nix. Wenn et hu-ech ko-em,ne Saulthärring, Schlammkohle, Maisbru-et on af on tou als Sonderzuteilunge e Ponk Mehl odder e Achtel „jute" Botter. Äwer sönns...

Et jo-ew Hamsterfahrten innet Emsland on die Kohleklauerei am Bahndamm! Mor lewten emmer en dor Sorch för dor Wenkter on ömmet E-ete. Wer en paar Vorbindunge hatt an jet orjanisiere konnt, wor ju-et dran. Äwer et wor jenau so wichtich, wenn mor sech te hölpe wosst! On ech sahch öch: Nu-et mäkt erfinderisch!

De Lütt besennden sech plötzlech widder op ju-ede aule, fast vorje-etene Turende. He en Lengtörp tom Beispiel jo-ew et twei Männer, die sech drop vorstonge, Holtkläpperkes on Blotsche te make. Schu-en wu-eden jo döck mär dös Sonndais jedrahre. Em Su-emer li-epe de me-iste Blare werkeldahchs med nackte Fü-et odder med Kläpperkes eröm. Em Wenkter döck med Klompe. Wat dat för e Jeklapper op dor Stro-et, en dor Scholl odder en dor Kerk wor, kann mor sech hütt koum mär vörstelle.

De Jaades hadde Hu-echkonjunktur! Manch e-iner isene richtich ju-ede Järtner jewo-ede on hätt je-liert, Buh-ene, Rhabarber, Koschäppel, Ärpel, Wenkter- odder Ruosekühl, Wirsing odder Radieskes ahnteboue on te kultiviere. Noh Fiero-emed wor mor bös nohm Düsterwe-ede em Jaade am brassele.

Manch e-iner hätt domo-els Sahke jeliert, die em en normale Tiede nie en dor Senn jeku-eme wöre. Tom Beispiel, meddene Dreifu-et ömtejonn, öm sech de Schu-en te flecke. Odder su-ere Kappes on Buh-ene em Faht entemahke. Tabak te trecke on de Bläder med Pruhmesaft te fermentiere. Öwwerall mosst mor de Oure hann on de Uhre spetze, wat mor vielleicht noch mahke konnt.

„Kohlenklau"

Kanning on Hönner hätt mor sech jehaule, domed mor af on tou e Ei hatt on an de Chrestdahre jet Leckeres en dor Kasseroll. Em Herwst, wenn de Bu-ere de Feiler afjeerntet hadde, jing et an et Ärpelhacke odder stondelang med kromme Puckel Ähre ople-ese. Döck wu-ede mor vam Lehrer noh de Bu-ere tom „Ärpeloprahpe" afkommandeert. Drei Mark dor Daach jo-ew et doför, on meddais Botterramme med dicke, fette Speckschiewe drop. Dor Dünnflitsch dovan stellden sech rejelmäßich pünktlich vörem Schloepejonn en.
Zuckerrü-ewe hätt mor matschich jekockt on dann med en jeli-ende Kelter uhtjepresst. De Saft wu-ed dann stondelang jekockt, bös dat Rü-ewekruht druht wu-ed. Och Muhrekruht wu-ed su jemackt. De Ongerschied wor, dat tösche ne

„Kartoffel-Stoppeln"

„Schwarzer Markt“
Wer fünf „Chesterfield“ oder „Lucky Strike“ aus der Tasche ziehen konnte, der konnte sich glücklich schätzen

Zentner Zuckerrü-ewe en Hankvoll Muhre ko-eme. Ne jeschmackliche Ongerschied jo-ew et zwar nit, äwwer op em Kruhtjlass stung stolz jeschri-ewe: „Möhrenkraut 1946”. On mor beldeten sech en, dat et örjes, janz wiet henge, och noh Muhre schmackden.

De Motter kickden, dat dat Kruht nit te dick wu-ed, domed mor länger domed uhtko-em. Doch dat dönne Kruht hatt sinn Tücke: Weil mor jo kinn Majarine odder Botter för obbet Bru-et hatt, ko-em dat Kruht solo op de Bru-etschiew on li-ep natürlich treck onge dörch bös en dor Ärmel erenn. En dicke Bru-etschiew wör en Lösung jewe-ese. Äwwer do hatt de Mamm jet jäje. Weil Bru-et doch knapp wor, on mor domed e paar Daach uhtku-eme mosst.

So hätt manch e-iner för sech nohjedaiht on jejrübelt, wie he sech et Le-ewe beske kommoder enrechte konnt, on do konnt ne juede Infall verdammich we-etvoll sinn!

För manches wor dor „Schwatte Maat” ju-et. Do wu-ed onger de Hank med allem jekongelt, wat entweder rar, vorbode odder jeklaut wor. Jedenfalls med allem, wat söns nörjes te krieje wor. Do wor tom Be-ispeel die Saak med de Fü-erste-in för et Benzinfü-erzeuch. Med Fü-erste-in konnt mor do en ju-ede Mark mahke. Also lihete sech en paar janz Jewitzte do och jet enfalle. Die Lösung wore: Fahrradspieke! Jau, se hant die Spieke en kle-ine Stöckskes jesächt, e-ewe so lang, wie Fü-erste-in lang sind, on die dann enen jeheimnisvoll Blöske je-donn. Die jinge för fönnf Reichsmark et Stöck fott wie warme Semmel. Natörlich dorft mor sech do nit noch ens blecke lo-ete. Äwwer wie jesaiht, ne ju-ede Infall wor Jold we-et. Wenn och mär för de Moment.

Zerette wore och sonn Thema. „Aktive”, also Orijinalzerette, jo-ew et mär op em „Schwatte Maat”, bei de Besatzer odder als Schmuggelware uht Holland. Allemo-el saudüer!

An dor Spie-estroot/ Ecke Köhlendey hatt en Ehepaar do en Maatlück entdeckt, en der sech och widder jet mahke li-et. Die twei hant nämlich uht Holland Zerettetabak on Blättches öwwer de Jrenz jeschmuggelt. Te Huhs hanze en dor Stu-ew domed en Mini-Zerettefabrikation opjetrocke. För drei Mark et Stöck konnze die do koupe. Och einzeln. Vor allem konnze toukicke, wie de „Fabrikationsleiter” die Zerette med en klein Maschinche on flenke Fenger jefriemelt hätt. Öm die Zerette toutekle-ewe, hätt he äwwer nit med dor Tong am Blättche jeleckt, wie ech dat vom Vatter kannten, sondern he mi-ek de kle-ine Kläffstriepe demonstrativ meddene afjebro-ekene Strickspo-en naht, de he vörher en en Tass Water jedöppt hatt. „Wejen die Hyji-ene”, wie he mennden. Doch wer we-iß, wat de henger usem Rögge jemackt hätt, wenn kinner dobe-i wor. He hatt nämlich och Zerette op Vorrat do lieje. De Frau Heßling en usem Huhs, för die ech do schonn emol e paar „Half-Aktive” hole mosst, bleuden mech emmer usdröcklech enn, nur ja „frische” Zerette mettebrenge.

Üwjrijens, Zeretteblättches woren natörlech och absolute Mangelware. Zwar hadde de Männer för sech Tabak jetrocke, vorschriftsmäßich jedröcht, fermentiert on med Motters Zoppemetz hauchdönn jeschni-ede, äwwer se bruckden, öm en Zerett dri-ene te könne, unbedingt dönn Papier, huchdönn Papier! Ziedungspapier konnze vorje-ete. Wejen dem Jeschmack! Schrievpapier wor te dick, also och nix. De Lösung wo-

Tabakplantage auf der Fensterbank

re - de Bläder udem Jebettbu-ek! Do mozze iesch ens drop ku-eme. Dönner Papier als em Jebettbu-ek jo-ew et nit. Mor hadde te Huhs Stöcker drei dovan. Äwwer ech jleuw, dat kinns van denne komplett wor. En minnem Jebettbu-ek fellden tom Beispiel Bläder uht dor „Lauretanische Lita-nei”. Dor „Freudenreiche Rosenkranz” wor och nit komplett, on von de „Fastenlieder” fellden och e janz De-il. Ech hätt jo jesaiht, dat dat Zufall wor. Wenn ech em Vatter nit döcker so kromme Zerette hätt ruhke senn...

Mor vortellden sech henger de Hank, dat o-ewe die twe-i sech ne-ewe die Schmuggelei von Tabak on Blättches och op die Schmuggelei von Kaffee spezialisiert hadde. So konnt mor ne-ewe Zerette be-i denne och Kaffeebuhene koupe. Äwwer nit e Ponk! Emmer lötcheswies. E half Lu-et, e veedel Lu-et odder och schon-

nens e achtel Lu-et. En demm Fall hätt de Betriebsleiter de Kaffeebuh-ene dann Stöck för Stöck janz pinibel affjetällt!

Mor vertellden sech och, dat et Madam de Tabak en Blöskes fest am Liew, onger de Ongerwäsch, öwwer de Jrenz schmuggele wüed. Su hätt mor sech vortellt …

För de Kaffeeschmuggel hadde se sech och jet janz Rawinierdes uhtjedaiht. Och do hatt Madam de „trarende Rolle". Se trock doför nämlich extra decke Makoströmp ahn (also Baumwollströmp). On en die stoppden se kott vör de Jrenz hängwies de Kaffeebuh-ene erenn. Dann di-et se de Kaffeebuhene von butte entsprechend drapiere, dat dat su uhtsoh, als op die ärm Frou onger duhmedecke Krampadere te liede hätt! Domed send die twe-i schienz emmer öwwer de Jrenz jeku-eme. Ech kann do mär sage: Ju-et, dat ech domols noch te jong wor, öm Buhenekaffee te drenke. Jiedefalls lieb dat kle-in Importjeschäft wall nit schlaiht. On vonne Kondschaft hätt och wall nie e-iner ens jefrocht, wie denn de Kaffee noh Lengtörp jeku-eme es.

Jo, Lütt, et jo-ewener emmer en paar, denne jet Uhtjefallenes ennfiel.

En Riesensahk wor, wenn de an Schnaps ko-ems. Wenn Schnaps en dor Kall ko-em, woren de Lütt plötzlech wie opjedri-ent. Schnaps en schlaide Tiede wor sujet wie en twedde Währung. För Schnaps konnste alles krieje an alles beweje.

Äwwer öm an Schnaps te ku-eme, mosst mor vordahl ju-ede Beziehunge hann. On selwst die nutzten döck och nix. Denn wenn et örjeswo Schnaps jo-ew, wor de, bevör de en Lengtörp wor, alt längst dreimol uhtjeso-epe. Äwwer de Lengtörper mauden sech domed op Du-er nit affenge. Denn e Le-ewe su janz ohne Schnaps wor wie ne Su-emer ohne Sonn!!

On su fing de e-ine odder dor angere ahn, nohtedenke, wie mor dem Problem be-iku-eme konnt. Schließlich wor mor doch schon sitt Johre je-wennt, örjeswie teraihtteku-eme on sech selws te vorsorje. Worömm sollt dat middem Schnaps nit och jonn.Su e beske „Schwattbrenne", dat wöret doch! Wennichstens för dor Eijenbedarf. Schließlich hat Lengtörp allerbeste rohstoffliche Voraussetzunge . He jo-ew et Ko-en, he joew et Ärpel on Obs. Zwar hatt mor nix em Öwwerfluss, äwwer wenn mor van allem su e beske för ne „ju-ede Zweck" op Sitt leiden, wüed dösweje en Lengtörp kinner vorhongere. On wemmer sech dat ens jenau beki-ek, di-et mor domed doch örjeswie noch e ju-ed Werk. Mor durft sech mär nit erwische lo-ete. Dat wossden och de Lengtörper.

Öm et kott te maake. Öwwerall en Lengtörp di-et sech diesbezüchlich jet. Ji-eder wosst jet, on ji-eder di-et su, als wösst he van jarnix. Em Dörp wor dat meddem Brenne nit janz e-infach, weil de Lütt do jo su eng openanger wonnden. Em Bosch wor dat jet angisch. He wor Platz. On he hätt mor schon emmer tesahme jehaule on an e-ine Strick jetrocke, wenn et öm jet jing. Dröm wor et och ke Wonger, dat sech jrad he, speziell am Bre-itscheider Weech, su jet wie en „Hochburch volkstümlicher Schnapsfabrikation" entwiggelden.

Ahnjefange hätt et do wall be-im Uh-eme Karl. Et Marlies vortellden mech, dat anfangs kinner su reiht Ahnung hatt , wie dat denn meddem Brenne su jing. On frohre konnze jo och kinne, ohne sech vordächtich te mahke. Denn Schnapsbrenne wor och en waggelije Tiede vorbo-ede on wu-ed hatt bestraft - wenn mor sech erwische li-et.

Wie jesaiht, häddet wall meddem Uh-eme Karl ahnjefange. On et war e Jlöck, dat et en Düsseldorp-Ro-eth de Tant Luise jo-ew. Tant Luise hatt i-eschtens sonne Brennapparat on se hatt tweddens Ahnung vam Brenne! Nu konnt sech dor Uh-eme Karl de Brennapparat wall lihne, äwwer domed schlaiht e-infach op em Bollerware dörch de Jejend kutschiere on em noh Lengtörp hole. Denn schließlech wor dat Deng nit su janz kle-in. Och medden dicke Deck dröwwer hätt ji-eder op dor Stro-et jeahnt, dat dor Uh-eme Karl onger de Deck kinn Kappesschaaf hann wüed. Also wuhd ut dem Transfär noh Lengtörp en Naiht- on Nebelaktion. De Tant Luise, mutich, wie se wall wor, hätt de Bollerware samt Brennapparat em Düstere bös noh Diepebru-ek, nohm Broichhof jebraiht. He wadd schon dor Uh-eme Karl janz onjedoldich op de Tant Luise on die brisante Ladung em Bollerware. Se mi-eke kinne lange Kall, sondern ne „Fliejende Wechsel", on med „Schüss" wor dor Uh-eme Karl em Stormschrett em Düstere fott en Rechtung Lengtörp. Quer dörch dor Hinkesfo-escht jinget langes em „Fö-eschter Mentzen" (Hippe-Mäh) on ohne Puhs op Huhs ahn, wo he medde en dor Naiht klätschnaht jeschwett ahnko-em. Jo, wat di-et mor nit all för e paar Fläsche Schnaps. Noh e paar Daach konnt et lossjonn. Wie ju-et, dat et Tant Luise jo-ew. Se häddem Uh-eme Karl so manche ju-

Futtermittelhandel von Karl Küpper im „Gütchen im Geist", Breitscheider Weg 72

ede Ro-et jeje-ewe, domed dat, wat do henge udem Apparat eruhtdröppelden, och Schnaps wu-ed.

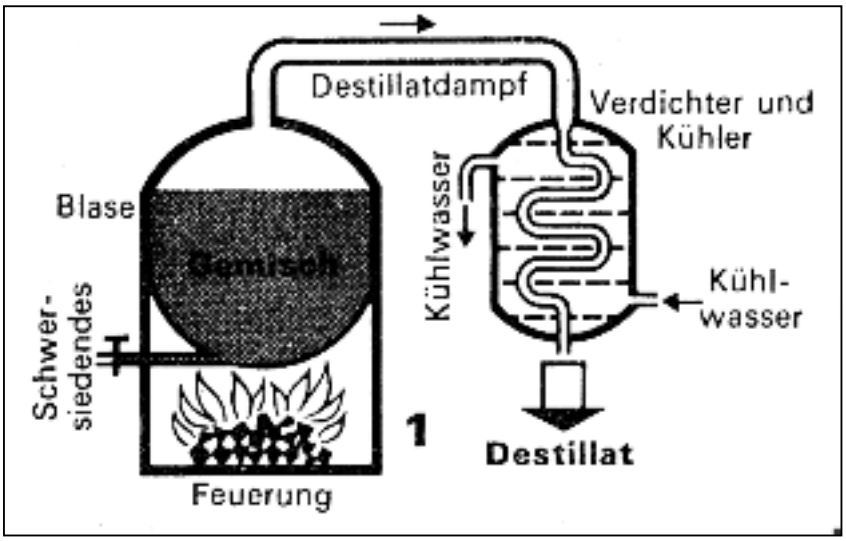
Wat he te-iesch brukden, wor Kornschrot on Hefe. Dat wor ki Problem. Denn als Fu-ederhängler hatt dor Uh-eme Karl natör-lech kinn Probleme med dor „Rohstoffbeschaffung". On schrote konnt he och, weil he jo en Jetreidemühl hatt. (Med der hätte üwjrijens och schon ens drüje Tabakstengele för sinn Piep kle-in jemohle). Also, med Maische, Hefe on de Erfahrung von der Tant bejo-ew he sech annet Werk. On et fing ahn te dröppele! I-escht langsam, dann stetig, on et kohm su noh on noh jet tesahme.

Wat em Uh-eme Karl jliek su ju-et jefiel, wor, dat et be-im Schnapsbrenne so lecker ro-ek. Äwwer he mosst noch dat eine odder angere liere. I-eschtens: Mor darf de Dröppelanfang nit drenke, weil mor dovan blenk we-ede konnt! Tweddens: Mor darf de twedde Dröppelschub nit onverdönnt drenke. De hatt nämlich ju-et 90 Prozent! „Dovan wüed mor nämlich op de Du-er doof on dämlich," su saiden de Tant Luise. Dat wör ne Frontalanjreff op de jraue Zelle. On dreddens: Dat Dröppeläng vom Brenndurchjang is nix mieh we-et, weil et su ju-et wie kinne Alkohol mieh hätt.

Dor Uh-eme Karl hatt also völl te bedenke. Wat öm äwwer besongesch jefiel, wor, dat de janze Brennvorjang permanent kontrolliert, also vorkösticht we-ede mosst! Dat wor och sonne Ro-etschlach von Tant Luise, de sech dor Uh-eme Karl ju-et jemerkt hatt. Denn he wollt jonix falsch maake. On su ko-em et, dat he en dor i-eschte Tied döck med dicke, jlasere Oure am Meddachsdösch so-et on dor Tant Berta med sinn „Schnapserzeujungsphilosophie" op dor Senkel jing.

Doch der Uh-eme Karl hatt die Materie flöck em Jreff on miek med dor Tied ne richtich ju-ede Ko-en, de sech vordammich ju-et drenke li-et. Et bli-ew nit uht, dat de Nohberschaft Wenk dovan krechden. Dat hing domed tesahme, dat de onvorkennbare Schnapsduft jo nit mär em Hus bliew, sondern uht de Finstere on Düre noh butte trock on op de Stroet noch ju-et te rüche wor. Mor kann sech vürstelle, dat sech do manche Nohber e Näske jenohme hätt. On plötzlech hatt dor Uh-eme Karl mieh Fründe, alse ne Honk Flüeh hätt. Med emo-el koeme Lütt em Karl on et Berta besöhke, mär öm ens te frohre, wie et denn twei denn so jing. Wat bös dohenn ki Mensch interessiert hätt! Jo, et jo-ew Lütt, die plötzlech Hönnerfu-eder bem Karl kopden, van denne dor Karl jenau wossden, dat die öwwerhaupt kinn Hönner hadde.

On et jo-ew ne-ewebei so manche Neider, och bold Nachahmer. On su ko-em et, dat en janze Re-ih



Schema einer Destille
Destillation [l.], aus der alchimistischen „Kunst der herabfallenden Tropfen" hervorgegangene Verfahren zur Trennung leichter flüchtiger von schwerer flüchtigen Stoffen durch Verdampfen und Wiederabkühlen des Dampfes

Johann Fleermann
(1885 - 1961)

Nohbere öwwer et Schnapsbrenne nohdaiden. Plötzlech hadde bestemmde Dinge em Dörp Huechkonjunktur. Aule Melktöte wore plötzlech jefrocht, manch e-iner sökden ne Jaasbrenner, widder angere wore henger Kupferrühr odder sujar henger Fläsche aller Art her. Wie erfinderisch mor domols wor, zeichden dat Problem meddem Kohleendfilter för de Brennvorjang. Do ko-em doch tatsächlich e-iner op die Idee, dat doch e Jaasmaskefilter jenau dat Richtije wör. Tja, Lütt, Ide-e mosst mor hann.

Jedenfalls stunge med dor Tied am Breitscheider Weech en janze Reih Brennapparate em Keller, en de Schüre odder en de Wäschköche. On et wu-ed nit mär Schnaps uht Ko-en jebrannt, näh, och uht Ärpel, och schonnens uht Obs. Dat wor natörlech jet janz wat Feines. Doch meistens noh-em mor Ko-enschrot. Dat hollden mor sech he bem Karl Küpper odder en Fleermanns Möhl. De aule Fleermann ki-ek emmer jet kariert, wenn he su kle-ine Menge verkoupe sollt. De wosst bestemmt, wat em Dörp on em Bosch inne Jäng wor.

Wer dat Jeld för Ko-enschrot nit hatt, hätt stondelang op de afjeerntete Feiler Ähre jelese, uhtjedrosche on dat Ko-en dann jeje Ko-enschrot ennjetuhscht. Wer sech sonne Brennapparat nit boue konnt odder wollt, hätt sech de för e paar Daach on för en Fläsch Selwsjebrannde be-im Nohber

jeli-ent. Su jing manche Apparat we-ekelang wie ne Wanderpokal von Huhs to Huhs.

Anfangs brannden de Lütt mär för der Eijenbedarf. Äwwer manch e-iner bejriep schnell, dat mor med Schnaps manch ju-et Jeschäft maake on an Raritäte ku-eme konnt. Och dat mor plötzlech su völl Frände hatt, merkden bold dor Dömmste …

Tant Malchen van ne-ewenahn, tom Beispiel, hatt sech och sonne Apparat boue lo-ete. De li-ep quasi ronk öm de Uhr. Dat Ding stong zwar henge wiet en dor Wäschköch henger vorschlo-etene Düre, trotzdem ro-ek dat janze Huhs wie en Schnapsfabrik, bös nomm Hoff eruht. Jo selws butte oum Plums-Driethüske wor noch e janz dezent Schnapsfähnche te rüche. Tant Malchen mennden jo emmer, mor wüeden uss dat mär ennbelde. Doch selws dor Bre-efträjer, de plötzlech jiede Morje jet te brenge hatt, mi-ek ji-edesmol en spetze Schnüss, wenn he op dor Hoff ko-em. Och för öm stung emmer e Schnäpske parat. Do wor et Malchen nit kleinlech. Malchens Wäschköch hatt an dor Sitt e klein Finsterke, dat tom Lüfte emmer o-epe stung. Bei jünstijem Wenk wosst dor Uh-eme Karl dröwe op dor angere Stallsitt emmer, wat sech in Malchens Waschköch dieht,on saiden för de Tant Berta: „Su, wie dat rücht, häddet Malchen alt widder ne Ahnstich."

Su hatt Tant Malchen an manchem Nommedahch völl Besö-ek uht dor Nohberschaft on wor med weiß Jott för Lütt plötzlech per „Du". En dor Bank-Eck obbem Hoff jing et dann emmer ziemlich laut on hu-ech her, on all hadden se schon wiet vör em Düsterweede ru-ede Oure on kallden kariert dörchene-in. Et jo-ew schienz emmer jet te fi-ere.

Wat van dor Brennerei öwwerbliew, wor de vorbruckde Maische. Die wu-ed en en Melktöht jesammelt, on die braide mir Jonges meddem Rad noh Tant Traudchen noh Selbeck, die dat Tühch an de Ferkes vorfu-erderten. Mir Jonges wossten natörlech, dat en dem Papp emmer noch jet Alkohol wor. Also hammer e beske Maische en e Fu-ederpöttche jedonn on sind domed hengerem Stall en dor Jahde jejange, wo die Pille on die Jäus wore. Med „Putt-putt-putt" on „Pill-pill-pill" hammer die Diere ahnjelockt. Ihr jlöwt nit, wat die Diere spitz op de dicke Brei wore. Noh en Tied finge die Pille ahn, su komisch te piepe on de Köpp schräch te vor-dri-ene. Och stolperden se öwwer de e-ijene Be-in odder fiele su komisch op dor Hengeschte. Denn betüdelde Jäus hammer halwriepe Pruhme te fre-ete jeje-ewe on hant uss krank jelacht, wie die Pruhme als ne Knubrel jaaanz langsam dörch de lang Hals bös en dor Kropp erongerrotschten. Opjefalle simmer, weil die Diere et O-emes nit wie jewennt em Stall wore. Die lohre nämlech allemo-el wie du-et onger de Koschäppel- on de Johannesbeerstrühk. Se wore nit wach te krieje on mossden en dor Stall jedrahre we-ede. Wat soll ech sahre? Uhrwatsche jo-ew et, on nit te knapp!

Äwwer och en manch angerem Huhs jing et hochprozentich to. Wenn mor noh Fi-ero-emed noch ens jet anne Loft on langes de Hüser jing, wor jenau te rüche, en welchem Huhs et jrad widder dröppelden. Et jo-ewener, die konnte schon op dor Stro-et rüche, ob dat do ne ju-ede oder ne wennijer ju-ede Schnaps wor. Manche Schnaps krechten schon da dat Prädikat: Duftnote I a! En Lengtörp jöwt et dat Sprechwo-et: „Leew Kenger hant schü-ene Nohemes". Su di-et et nit wongere, dat de Selwsjebrannde nullkommanix sinne Noh-eme fott hatt, de treffender nit hätt sinn könne: „Knolli-Brandy" hi-esch de em Bosch on „Knolli-Bolli" em Dörp. „Knolli", weil mor de i-eschte Schnaps wall uht Ärpel jebrannt hätt.

Äwwer, op Du-er wor de Selwsjebrannde denn Lengtörpern nit ju-et je-noch. Näh, et mosst och do widder erömexperimenteet we-ede. Dor „Knolli" wu-ed „verfeinert"! Doför noh-em mor Ke-esche- odder Plöschpruhmesaft. Mor noh-em Obs, fresch uhdem Jahde odder ennjemackt uhdem Jlass. Dat woren Mixture, op dat nit mär de We-iter jeck wore. Als jet janz Feinet jalt „Schnaps op Rosinge". Odder: „Schnaps op Kakau". Allet leckere Sahke! Vör allem äwwer - sü-et: Wenn et annet „Verfeinere" jing, mi-eke de Lengtörper praktisch för nix hault. Houptsahk wor, et hatt Prozente, schmackden, mi-ek fröhlech on braiden Stemmung en de Bude. On dor nöchste Daach? Mein Jott! Wer daiden denn su wiet voruht? Mor hatt de Kri-echsjohre jrad henger sech on völl nohtehole …

De „Knolli" wor sujet wie e Jeschenk vam Herrjott on passte jenau en dös Tied. Denn em Dörp wor nu endlech widder wat loss. En Mentzens Saal jo-ew et Schötzefeste odder et sammesdaachs Danz bös di-ep en dor Naiht erenn. En Unjarkapell uhdem Ussländerlarer woren de I-eschte, die

Die „Kapelle Menzen" im Garten der Gastwirtschaft „Zum Kothen". Im Hintergrund der Garteneingang zu „Mentzens Saal"

he widder Musik mi-eke. Späder woret de Kapelle Mentzen, die denn Lengtörpern med öhr Musik be-i alle Jelejenhe-ite völl Freud mackden on jiede Week öhr Bestes jo-ewe. De Musik konnt mor öwwerall em Dörp hüre, weil de Saalfinstere emmer sperrangelwiet opstunge. Nit selten hant de Lütt op dor Stro-et noch de Melodie medjesummt. On jedanzt wued, bös de Söck qualmden on em Saal en Loft wor, dat mor se meddem Zoppemetz hätt schniede könne.

On jenau dat wor de „Knolli-Tied". Natörlech wor et vorbo-ede, su jet te hann odder jar te drenke, jeschweije denn te brenne. Wat et domols an Bier te drenke jo-ew, hadden med „Bier" eijentlech wennech te donn. Äwwer dat saiden dor Noh-eme schon: Dönnbier! Trotzdemm, et fiel op, dat de Lütt em Saal emmer ju-et drop wore. Trotz Dönnbier! Op de Dösche stunge natörlech öwwerall mär die halw uhtjeso-epene Bierjläser med dor Dönnbierplämpe. Äwwer ihr häddet ens onger de Dösche kicke solle! Do stunge se öwwerall erömm, de Knolli-Fläsche. Knollis en alle Variante! Fast artistisch, halw ongerm Dösch, med vordriendem Kopp, wu-ed, sech do heimlech su manch e-ine rennjedonn. E du-edsecher Zeiche, ob ongerem Dösch Knolli stung, wor, wenn be-im Danz emmer e-in Persu-en am Dösch sette bli-ew. Dat wor die Wache, die op dor „Knolli" ongerem Dösch oppasse mosst. Manche braiden

Die Gastwirtschaft „Zum Kothen" von Walter Mentzen mit dem anschließenden Saal im Jahre 1965

för de O-emed e Jlass Ennjemackdet med, dat dann janz harmlos oppem Dösch vorkonsumiert wu-ed. En Werklich-ke-it wor en dem Obs ne ju-ede, ne sehr ju-ede Schuss „Knolli-Bolli".

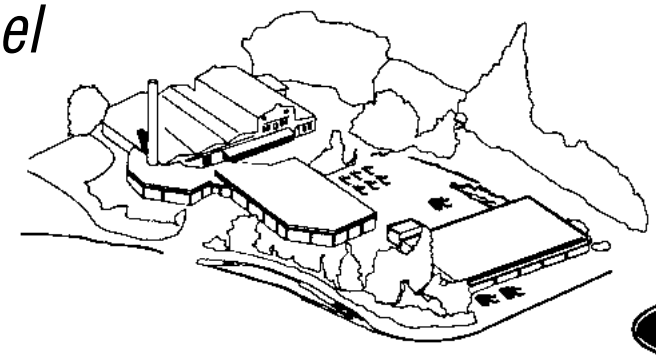
Och, wenn mor am angere Morje ne Kopp wie e Ro-ethuhs hatt, noh-em mor dat jä-en en Koup. Dat wor die Sahk allemo-el we-et. On öwwerhoupt, wer daiden schon an dor angere Morje?

Manchmo-el wor et em Saal weje de Spetzel te riskant, de „Knolli" do te drenke. Dann noh-em mor alles med noh butte, mixte sech em Düstere, am Klostermüerke e lecker Jesöffke, noh-em ne Schluck on jing dann janz harmlos flöjtend widder en dor Saal. An dor Klostermu-er hätt manche Fläsch E-ijenjebrannt för 4,50 RM heimlech dor Besitzer jewesselt. „Fuffzech Penning dovan woren minn Provision", saiht et Marlies. „Schließlech mot mor jo och leewe. On außerdem - dat Risiko..."

Jo, Lütt, dat wor schon en verröckte Tied domols. All, die mech vom „Knolli-Bolli" odder vam „Knolli-Brandy" vortault hant, woren do e-iner Me-inung: Wenn et domols dor „Knolli" nit jeje-ewe hätt, dann hätt dor Tied jet jefellt. On do bliewt mech he mär te sahre: „Schad, dat ech nit dobe-i wor!"

Ewald Dietz

Jetzt wieder Opel in Ratingen



OPEL

Giertz

Autohaus Hubert Giertz GmbH & Co. KG
Hauser Ring 70-74 · 40878 Ratingen · Tel. 0 21 02/3 00 00

Ford

Giertz

Trizonesien-Song

Mein lieber Freund, mein lieber Freund,
die alten Zeiten sind vorbei,
ob man da lacht, ob man da weint,
die Welt geht weiter, eins, zwei drei.
Ein kleines Häufchen Diplomaten
macht heut` die große Politik,
sie schaffen Zonen, ändern Staaten,
und was ist hier mit uns im Augenblick?

Refrain:
Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien*,
heidi tschimmela tschimmela tschimmela
tschimmela bumm.
Wir haben Mägdelein mit feurig wilden Wesien.
Heidi tschimmela tschimmela tschimmela
tschimmela bumm.

Wir sind zwar keine Menschenfresser,
doch wir küssen um so besser.
Wir sind die Eingeborenen von Trizonesien,
heidi tschimmela tschimmela tschimmela
tschimmela bumm.

Am 15. September 1949 wurde Konrad Adenauer zum ersten Bundeskanzler von „Trizonesien“ gewählt.
Unser Bild zeigt ihn am Abend des Wahltages vor seinem Rhöndorfer Haus bei einem Fackelzug, den ihm seine Rhöndorfer Mitbürger bereitet hatten

Kolumbus fand Amerika,
ein neuer Erdteil ward entdeckt.
Was Marco Polo alles sah,
wurd` dann von der Kultur beleckt.
Sven Hedin war am Himalaja,
er schritt durch heißen Wüstensand.
Am Nordpol stand Amundsens Heija,
doch uns hat keiner je zuvor gekannt.

Refrain: Wir sind die Eingeborenen …

Doch fremder Mann, damit du`s weißt,
ein Trizonesier hat Humor.
Er hat Kultur, er hat auch Geist,
darin macht keiner ihm was vor.
Selbst Goethe stammt aus Trizonesien,
Beethovens Wiege ist bekannt.
Nein, sowas gibt`s nicht in Chinesien,
darum sind wir auch stolz auf unser Land.

Refrain: Wir sind die Eingeborenen …

Karl Berbuer

* Trizonesien = die drei westlichen Besatzungszonen, die sich am 8. April 1949 zur sogenannten „Trizone“, einem einheitlichen Wirtschaftsgebiet zusammenschlossen

Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile

XXI. Eine Werdener Urkunde zum Besitz des Stifts Kaiserswerth in Hasselbeck (1194)

Wir geben zunächst die hier interessierende lateinische Urkunde des Werdener Abtes Heribert I. (1183-1197) aus dem Jahr 1194 in Übersetzung an:

Im Namen der heiligen und unteilbaren Dreieinigkeit. Ich, Heribert, durch die Gnade Gottes Abt des Klosters des heiligen Liudger in Werden. Bekannt sei allen Christgläubigen, sowohl den gegenwärtigen als auch den zukünftigen, dass Gottschalk, Vogt der Kirche des heiligen Suitbert in (Kaisers-) Werth, ein gewisses Gut, gelegen in Hasselbeck und 8 Schillinge jährlich zinsend, für das Heil seiner Seele unserem Kloster und der Kirche des heiligen Suitbert in (Kaisers-) Werth geschenkt und jener Kirche die Verfügung zugestanden hat, das Gut in Pacht auszuleihen und den Zins zu empfangen, weil er ihr Vogt war und bei ihnen begraben liegt. Nach einer Anzahl von Jahren aber, als eine Klage von unseren Brüdern wegen dieses Zustandes aufkam, versicherten die Kanoniker gegenüber unseren anwesenden und zuratenden Brüdern hinsichtlich des besagten Allods durch Eid ihren Anspruch und erlangten, wie gesagt ist, die Verfügung zur Leihe. Verhandelt wurde dies in der Zeit unseres Abtes Adolf; unsere Brüder waren anwesend: Wolfram, der spätere Abt, ich, Heribert durch die Gnade Gottes nun Abt, damals Propst, Elger, Bezelin, heute noch lebend; und viele andere Kanoniker der Kirche des heiligen Suitbert waren anwesend: Gottfried Albus, Ludwig, Pfarrer der Kirche in Erkrath, Küster Winand, Dietrich Albus, Gottschalk, der nun Lehrer ist, Hermann Albus, Dekan in Esseda [Essen?], der uns Anwesenden, nachdem wir die heiligen Evangelien berührt hatten, einen Eid dort schwor. Wir entsprachen daher der Bitte der Kanoniker des seligen Suitbert, so dass jeder Streit für die Zukunft ruht. Wir haben befohlen, dieses Schriftstück aufzuschreiben und mit unserem Siegel zu befestigen.

Verhandelt wurde dies im Jahr 1194 nach der Fleischwerdung des Herrn, Indiktion 12, Epakte 26, Konkurrente 5. (SP.)

Die Urkunde ist als Original überliefert, ein Stück Pergament, auf dem die für das gleichmäßige Schreiben so wichtigen Bleilinien gut erkennbar sind. Unten ist an rot-grünen Seidenfäden das Siegel des Werdener Abtes Heribert befestigt, ein Rundsiegel aus rotbraunem Wachs, das den Klosterleiter sitzend mit Tonsur darstellt, den Abtsstab in der linken, ein Buch in der rechten Hand. Das Siegel ist leicht beschädigt, die Umschrift teilweise zerstört, doch lässt sich Letztere übersetzt ergänzen zu: „Heribert, durch die Gnade Gottes Abt der Werdener Kirche“.

In der Urkunde geht es um ein durch den Vogt Gottschalk († vor 1194) sowohl der Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft als auch dem Kloster Werden zugewiesenes Eigengut in einem Ort namens Hasselbeck. Den Ort können wir entweder mit Heiligenhaus-Hasselbeck oder mit Hasselbeck-Schwarzbach bei Ratingen identifizieren. Die Urkunde besitzt auf der Rückseite einige Notizen (sog. Dorsualnotizen). Eine Eintragung des 13. Jahrhunderts gibt als Inhalt des Schriftstücks wieder: „Vom Recht dieses Gutes.“ Eine Hand wahrscheinlich des 14. Jahrhunderts hat notiert: „Hinsichtlich Hasselbeck der dritte Brief“. Im 15. oder 16. Jahrhundert wurde die Ortsbezeichnung „Drueffelsberge“ auf die Urkundenrückseite geschrieben. Die Schenkung Gottschalks muss vor bzw. in den 1160er-Jahren erfolgt sein, in der Urkunde wird auf Verhandlungen zwischen dem Stift und dem Kloster in der Amtszeit des Werdener Abtes Adolf I. (1160-1173) verwiesen.

Belege zu Hasselbeck gibt es auch aus früherer Zeit. Sie werden in der historischen Forschung durchaus umstritten den beiden oben genannten Örtlichkeiten zugewiesen. Die Nennungen Hasselbecks kommen vor in der Überlieferung des Klosters Werden. Das älteste Werdener Urbar führt zum 10. Jahrhundert mit sehr großer Wahrscheinlichkeit Heiligenhaus-Hasselbeck auf, das hochmittelalterliche Werdener Stiftungsverzeichnis erwähnt in einem Eintrag aus der Mitte des 12. Jahrhunderts den in der obigen Urkunde genannten („adligen Mann“) Gottschalk, das Verzeichnis spricht von den 8 Schillingen Zins, die vom verschenkten Gut jährlich zu leisten waren:

Es übergab der adlige Mann Gottschalk dem heiligen Liudger und dem heiligen Suitbert für das Heil seiner Seele sein Erbgut in Hasselbeck, das 8 Schillinge zinst, nämlich 4 dem heiligen Liudger und 4 dem h[eiligen] Suitbert, für beide zur ganzen Nutzung dieses Erbgutes.

Der Werdener Memorienkalender aus dem 2. Drittel des 12. Jahrhunderts nimmt ebenfalls Bezug auf (den parvus advocatus) Gottschalk: „13. Kalenden des September [20.8.]. […] [Gestorben ist] der ‚kleine’ Vogt Gottschalk; Stiftung von 4 Schillingen in Hasselbeck.“ Insgesamt stellt sich Gottschalk – so die neuere historische Forschung – als Vogt bzw. „Untervogt“ über das Reichskirchengut der Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft dar, er mag auch – unter den Grafen von Altena als Klostervögten – Vogteirechte gegenüber dem Werdener Kloster ausgeübt haben. Die Beziehungen Gottschalks zum Stift in Kaiserswerth waren aber intensiver: Hier ließ sich der Vogt, wie die Urkunde belegt, begraben, der Kaiserswerther Kirche überließ er die Verpachtung des Gutes und die Ein-

ziehung des Zinses, dessen eine Hälfte dann der Werdener Mönchsgemeinschaft zustand. Gottschalks Erbgut stand damit in der Verwaltung des Kaiserswerther Stifts. Wir werden also nicht fehlgehen, wenn wir das verschenkte Allod in Hasselbeck bei Ratingen lokalisieren, verfügten doch die Kaiserwerther Kanoniker gerade im Ratinger Raum über beträchtlichen Besitz. Dieses Hasselbeck wird – einer Urkunde von 1202 zufolge – damals auch Teil der Kaiserswerther Pfarrei gewesen sein.

Politisch ist die obige Urkunde noch einzuordnen in das Umfeld der staufischen Prokuration um Kaiserswerth und Duisburg mit dem Kaiserswerther Reichskirchengut, der Kaiserswerther Stiftsimmunität und Stiftsvogtei. Die Namenform Haselbeke des 12. Jahrhunderts für (Ratingen-) Hasselbeck schließlich setzt sich aus dem Grundwort -bach und dem Bestimmungswort „Hasel“ zusammen. Der Ortsname bedeutet also „Haselbach“.

Ein Hinweis sei zudem der Datierung der hier besprochenen Urkunde geschuldet. Ein Tagesdatum fehlt darin, jedoch ist das Jahr 1194 vielfach ausgewiesen. Neben der Inkarnationsrechnung, der Zählung der Jahre nach Christi Geburt, werden noch Indiktion, Epakte und Konkurrente als Kennzahlen verwendet. Die Indiktion gibt die Stellung eines Jahres in einem 15-jährigen Zyklus an, Epakte und Konkurrente stehen mit der mittelalterlichen Osterrechnung (Komputistik) in Zusammenhang. Die Epakte bezeichnet das Mondalter (die verstrichenen Tage seit dem letzten Neumond) am „Sitz der Epakten“ (sedes epactarum), dem 22. März, die Konkurrente den Wochentag am „Sitz der Konkurrenten“ (sedes concurrentium), am 24. März. Unsere Urkunde gibt richtig den 24. März als fünften Wochentag (beginnend beim Sonntag), also als Donnerstag an und nennt die Zahl 26 als Mondalter am 22. März. Neumond (Mondalter 1) war mithin am 27. März, der erste Vollmond im Frühling (Mondalter 14 und sog. Ostergrenze) der 9. April, ein Samstag, der darauffolgende Sonntag, der 10. April, der Ostersonntag. Die Urkundendatierung betonte also durch Bezugnahme auf das Osterfest die Feierlichkeit des damals Beschlossenen.

Literatur: Die besprochene Quelle ist ediert bei: Kelleter, H. (Bearb.), Urkundenbuch des Stiftes Kaiserswerth, (= Urkundenbücher der geistlichen Stiftungen des Niederrheins, Bd.1), Bonn 1904, Nr.19; Lacomblet, T., Urkundenbuch für die Geschichte des Niederrheins, Bd.IV, 1840-1848, Ndr Aalen 1960, NrhUB IV 641, die Einträge zu Hasselbeck in Werdener Urbar, Stiftungsverzeichnis und Memorienkalender finden sich bei: Kötzschke, R. (Hg.), Die Urbare der Abtei Werden a.d. Ruhr (= Publikationen der Gesellschaft für rheinische Geschichtskunde XX: Rheinische Urbare), Bd.2: A. Die Urbare vom 9.-13. Jahrhundert, hg. v. R. Kötzschke, Bonn 1908, Ndr Düsseldorf 1978, S.40, 165f, 342. Zu den geistlichen Gemeinschaften in Kaiserswerth und Werden s.: Bötefür, M., Buchholz, G., Buhlmann, M., Bildchronik 1200 Jahre Werden, Essen 1999; Lorenz, S., Kaiserswerth im Mittelalter. Genese, Struktur und Organisation königlicher Herrschaft am Niederrhein (= Studia humaniora, Bd.23), Düsseldorf 1993. Zu Hasselbeck vgl. insbesondere: Ebd., S.29, 52 und: Lux, T., Vom frühen Mittelalter bis zur Neuzeit, in: Lux, T., Nolte, H., Wesoly, K., Heiligenhaus. Geschichte einer Stadt im Niederbergischen (= Veröffentlichungen a.d. Stadtarchiv Heiligenhaus, Bd.1), Heiligenhaus 1997, S.17-125, hier: S.27, 31, 33. Zum Werdener Stiftungsverzeichnis und zum Memorienkalender s.: Buhlmann, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: X. Ein Werdener Stiftungsverzeichnis (10./11./12. Jahrhundert), in: Die Quecke 72 (2002), S.88f; Buhlmann, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: XVII. Memorienkalender des Klosters Werden (12. Jahrhundert, 2. Drittel und später), in: Die Quecke 74 (2004), S.63ff. Zur staufischen Prokuration s.: Buhlmann, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: XX. Immunitätsprivileg Kaiser Heinrichs VI. für das Kaiserswerther Kanonikerstift (25. November 1193), in: Die Quecke 75 (2005), S.199ff, zum Ortsnamen „Hasselbeck“: Gysseling, M., Toponymisch Woordenboek van België, Nederland, Luxemburg, Noord-Frankrijk en West-Duitsland (vóór 1226), 2 Teile (= Bouwstoffen en Studien voor de Geschiedenes en de Lexicografie van het Nederlands VI,1-2), Tongern 1960, Tl.1: A-M, S.454. Zur Urkundendatierung vgl. die Ausführungen in: Buhlmann, M., Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens und seiner Stadtteile: VII. Eine Königsurkunde Heinrichs IV. für die Kaiserswerther Kanonikergemeinschaft (29. Dezember 1071), in: Die Quecke 71 (2001), S.38ff.

Michael Buhlmann

Am zweiten Dienstag jeden Monats veranstaltet der VLH
einen Vortragsabend im ehemaligen Lintorfer Rathaus.

Beginn: 19.30 Uhr. Der Eintritt ist frei.
Gäste sind herzlich willkommen.

Ein Kloster mitten in der Stadt

Vor 350 Jahren bezogen die Minoriten ihr Kloster an der Lintorfer Straße

Am 4. Oktober ist das Fest des hl. Franziskus. Der „sanfte Rebell“ aus Assisi hatte 1209 den Orden gegründet, der schon bald eine schnelle Verbreitung fand. So „mussten“ die „minderen Brüder“ – die „Minoriten“ – irgendwann auch in Ratingen ankommen. Für das Jahr 1389 haben sie nachweislich in unserer Stadt und zwar im Beginenhaus auf der Oberstraße eine Wohnung bezogen. Es war ein „Stützpunkt“ für die Mönche, die auf der Durchreise waren, um ihre umfangreichen seelsorglichen Aufgaben zu erfüllen. Als die Beginen im 15. Jahrhundert ihr Haus verkauften, zogen die Minoriten in das Nachbarhaus um. Wo das genau gewesen ist, kann man heute nicht mehr feststellen. Zu einer Klostergründung zu dieser Zeit kam es nicht, weil andere Ordensgemeinschaften wie die Karmeliter, die Dominikaner und die Augustiner bereits hier ansässig waren und so in dieser Stadt kein hinreichendes Feld für eine weitere seelsorgliche Tätigkeit bestand.

Altes Minoritenkloster, Rückfront auf das sogenannte Aganda-Forum im Klosterhof zwischen Kloster und Rathaus

Bis ins 17. Jahrhundert ist es um diese Ordensgemeinschaft in Ratingen still geworden. Im Zuge der Gegenreformation wurde aber am Niederrhein eine Reihe von Minoritenklöstern gegründet. So äußerte auch der damalige Pfarrer von St. Peter und Paul, Paul Philipp Baden, dem Vikar des Minoritenklosters in Duisburg gegenüber den Wunsch, in Ratingen ein Kloster zu gründen. Der Wunsch blieb im Orden nicht ungehört. Und bald war ein Platz für das neue Kloster gefunden: die nordwestliche Ecke des Marktplatzes. 1655 erfolgte die Grundsteinlegung. Vor genau 350 Jahren, und zwar am 4. Oktober, am Festtag ihres Ordensgründers, zogen die Mönche in ihr neues Kloster an der Lintorfer Straße ein. Zur gleichen Zeit gab es hier an der Straße noch eine Baustelle. Die evangelische Gemeinde baute nämlich ihre Kirche. Zwei ganz entgegengesetzte Anliegen zeigten sich hier nur wenige Meter von einander entfernt: Die neue Glaubensrichtung, von Luther und Calvin geprägt, forderte ihren „Lebensraum“; auf der anderen „Straßenseite“ war die Gegenreformation präsent, ein Leben aus dem Geist des Evangeliums, wie es Franziskus vorgelebt hatte: auch eine Reformation.

Sie zeigte sich in dem neuen Kloster mitten in der Stadt. In mehreren Schritten wurde der Bau in Ratingen realisiert. 1656 zogen die Mönche in das neue Haus ein. Der Gottesdienst fand vorläufig in einer kleinen Hauskapelle statt. Ab 1659 wurde mit dem Bau der Kirche begonnen entlang der heutigen Minoritenstraße. Die Grundsteinlegung erfolgte am 14. Juli des gleichen Jahres. Bis zur Fertigstellung dauerte es fast 9 Jahre, weil nicht immer genügend Geldmittel und Baumaterialien zur Verfügung standen. Ab 1668 konnte in der neuen Kirche Gottesdienst gehalten werden. Die feierliche Einweihung erfolgte aber erst 1725. Die Kirche war auch nach außen gut durch einen Dachreiter zu erkennen.

Was taten die Minoriten in Ratingen? Zunächst lebten sie nach den Regeln eines Mönchsordens mit regelmäßigen Gebets- und Arbeitszeiten. Sie waren weitgehend Selbstversorger, hatten hinter dem Kloster bis an die Stadtmauer ein großes Gartengelände zu bearbeiten. Hier befanden sich auch mehrere Werkstätten. Sie übernahmen aber auch vor allem zahlreiche seelsorgliche Dienste in Ratingen und im Umland, so in Lintorf, in Hubbelrath, in Derendorf.

Die Gottesdienste und religiösen Praktiken wurden von der Bevölkerung gut angenommen, so dass der Pfarrer von St. Peter und Paul manchmal sogar die Konkurrenz fürchtete, weil die Leute lieber zu den Minoriten in die Messe gingen als in die Pfarrkirche. 1781 bekamen die Minoriten von der Regierung in Düsseldorf die Genehmigung, eine Lateinschule zu gründen, die dann im Haus gegenüber eingerichtet wurde. Die Schule umfasste fünf Klassen mit jeweils 20-23 Schülern. Das schulische Engagement wurde in der Bevölkerung sehr geschätzt. Auch evangelische Familien schickten ihre Kinder in diese Schule. Unter den Kriegen am Ende des 18. Jahrhunderts litt auch das Kloster sehr. Der größte Schlag traf die Gemeinschaft aber im Jahre 1803 durch die Säkularisation. Die meisten Klöster wurden in diesen Jahren am Anfang des 19. Jahrhunderts aufgehoben, und die Insassen mussten sich neue Aufgaben suchen. Die Klostergebäude in Ratingen gingen in den Besitz der Düsseldorfer Landesregierung über. Zunächst wurde in den Gebäuden ein Alterskloster einge-

richtet, in dem alle Minoriten aus umliegenden Klöstern wohnen konnten, die weiterhin in der Ordensgemeinschaft verbleiben wollten. Wegen zu großer Reparatur- und Erhaltungskosten sollte das Kloster dann doch 1807 ganz aufgehoben werden, bis schließlich 1834 die Stadt Ratingen die Gebäude übernahm. Zu der Zeit lebte noch ein Minorit im alten Kloster. Pater Paschasius Heim starb am 27. Juni 1843. Am Ende hat er die heilige Messe in seiner Zelle gelesen.

Umbauten und Eingriffe in die Bausubstanz seit der Aufhebung haben das Haus nach außen hin verändert. Zum Beispiel wurde die Kirche mit einer klassizistischen Fassade versehen. Und der Dachreiter wurde abgebaut. Im Laufe der Jahre erfuhr das Haus unterschiedliche Nutzungen. Die Kirche wurde Schule. Das Kloster wurde zum Rathaus, hier war die Polizeistation. Beim letzten Umbau, nachdem das neue Rathaus errichtet war, zogen ein Kino ein und die Volkshochschule.

Die Besonderheit des Hauses mitten in der Stadt ist aber immer noch gut zu erkennen. Vor allem im Innenhof kann man etwas von dem klösterlichen Geist früherer Zeiten erleben.

Was ist sonst noch geblieben aus der Einrichtung des Klosters und der Kirche? In Kürze sei es berichtet. Zunächst bekam die Pfarrkirche St. Peter und Paul das gesamte Inventar der Kirche. Bis heute hat sich ein sehr schöner barocker Sakristeischrank erhalten. Zu sehen ist er im großen Saal des Pfarrzentrums. Die Pfarrkirche besitzt auch noch ein Standkreuz. Die liturgischen Geräte hat die Mutterpfarre an die „Töchter“ verschenkt, als sie in den 20er bzw. 50er-Jahren gegründet wurden. Die St. Marienkirche in Tiefenbroich bekam eine Monstranz, die seinerzeit von der Herzogin Anna Luisa von Toskana, der Ehefrau Jan Wellems, dem Kloster gestiftet worden war. Eine weitere silbervergoldete barocke Strahlenmonstranz befindet sich im Besitz der St. Jakobuskirche in Homberg. 1845 hat sie der damalige Pfarrer Weißmann (er war vorher an St. Peter und Paul gewesen) für diese Kirche erworben. Das eingeprägte Monogramm „IZ“ verweist auf den Goldschmied Johann Zeckel (+1728). Ein kostbares Ziborium (Speisekelch) bekam St. Suitbertus zur Gründung 1954 von der Mutterpfarre geschenkt. Dieser Kelch hat eine Besonderheit.

Innenhof des Klostergebäudes

Barocke Monstranz aus dem alten Minoritenkloster. 18. Jh., Silber, vergoldet. Heute im Besitz der Pfarre St. Marien, Tiefenbroich

Er trägt nämlich im Fuß zwei Inschriften. Eine ist ein sogenanntes lateinisches Chronogramm. In deutscher Übersetzung heißt es: *Nachdem es gestohlen, ließen es die Christgläubigen wieder herstellen.* Aus den hervorgehobenen Buchstaben kann man auf die Jahreszahl schließen: 1669. Die zweite Inschrift verweist auf eine erneute Renovierung des Kelches. *1891 noch einmal renoviert.* Diese Hinweise erhöhen zweifellos den Wert des Ziboriums. Drei Altäre kamen damals an die Pfarrkirche St. Peter und Paul in Irlich bei Neuwied, ebenso die Kanzel. Ein kleines Kreuz und ein Predigtbuch befinden sich im Museum der Stadt Ratingen. Vielleicht war auch ein altes Messgewand aus St. Peter und Paul früher im Besitz des Klosters. Dann wäre noch ein Wappenstein zu nennen mit dem Wappen des Kurfürsten Johann Wilhelm und seiner Gemahlin Anna Maria Luisa Medici, heute noch am Aufgang zum Ratssaal zu bewundern. Zwei sogenannte Altarsteine, die dazu privilegieren, hier die Messe zu lesen, wurden beim Bau der St. Suitbertus-Kirche neben dem Altar bzw. im Pfarrbüro eingemauert. Im alten Innenhof des Klosters findet der Besucher einen alten Grabstein, der besagt, dass am „16. Oktober 1645 Peter auf dem Eckamp im Herrn entschlafen“ sei. Der Grabstein stammt wahrscheinlich vom Friedhof um St. Peter und Paul. Es ist wohl der älteste Grabstein Ratingens.

Nach einer langen Zwischenzeit wurde 1954 auf Initiative von Pfarrer Franz Rath ein neues Minoritenkloster im Ratinger Süden gegründet. Seit 1986 wird dieses Kloster von den Minoriten aus Krakau bewohnt, die von hier aus ihre seelsorglichen Aufgaben in Ratingen im Geiste ihres Ordensgründers Franz von Assisi wahrnehmen, genau wie ihre Vorgänger im alten Kloster an der Lintorfer Straße.

Hans Müskens

Das Hexenkind

1) De Sage verzällt, vör bald 300 Johr,
in Eckamp, von e jroot Bauernjut, wor
de Hausfrau am Sonndaach no Kerk hinjejange.
De Buer hätt ne Verzäll anjefange

2) mit si kleen Weetche; dat doat em berichte
en janz unjlaubliche Geschichte.
Et könnt - so sääht et so janz neveher -
schon janz richtig melke. Dat wör doch nit schwer.

3) Et bruckten doför och nit völl ze donn,
on nit emol in der Stall rinzejonn.
Et kroach sich ne Emmer, e Handuek och noch,
on molk an dem Handuek freiweg ohne Ploch.

4) Dä Papp wor am kicke. Denkt: „Bin ich denn doll?“
Dat Kengk wor am melke, dä Emmer wouhd voll.
Met eens mennt datt Weetche, jetzt mäckten et Schluss.
Sonst müsst de Koh injonn. Dat jöv doch Verdruss.

5) Dä Vatter, dä kroach wohl der Hals nimmi voll.
Dat Kengk musst' noch melke; de Milk leep wie doll.
Do säähden et plötzlich, nu wör de Milk alle.
Im Stall wör de Kuh jrad doot ömjefalle.

6) On wie nu de Buer der Stall dann betritt
Do mott he erläwe, wie de Kuh do litt.
„Et wor jo min beste, on nu is se hin.“
So jeht et dem Buer voll Zorn durch der Sinn.

7) Dat alles hätt dann e bös Eng noch jenomme.
Dat Weetche is för et Jericht jekomme.
Et wouhd mit sinn Mamm, die als Hexe verdammt,
In Jerresheim „op de Hardt“ dann verbrannt.

Lore Schmidt

Ein rheinischer Modellstaat nach französischem Vorbild

Vor 200 Jahren entstand das „Großherzogtum Berg“ (1806-1813)

I. Die Bewertung durch die Geschichtsschreibung

Das „Großherzogtum Berg“ war einer jener kurzlebigen Staaten, die unter der französischen Dominanz in Mitteleuropa ebenso rasch konstituiert wurden, wie sie von der Landkarte wieder verschwanden. Am 15. März 1806 wurde das Großherzogtum begründet, ein Gebilde, welches von der neueren Forschung als „Modellstaat“ oder „Kunststaat“ bezeichnet wird.[1] Die ältere Geschichtsschreibung versah das Großherzogtum gar mit dem Attribut des „Vasallenstaates“, denn nach dem Ersten Weltkrieg, als Frankreich erneut als Feind angesehen wurde und die französische Außenpolitik an Rhein und Ruhr ihre Reparationsforderungen realisierte, nahmen auch die frankophoben Historiker östlich des Rheins die deutsch-französische Geschichte um 1800 zum Anlass, die moralische Verwerflichkeit der „französischen Fremdherrschaft“ vor 1815 vehement hervorzuheben.[2] Dieser Eindruck hat sich im Laufe der Jahrzehnte maßgeblich verändert, wird doch auf die Vielzahl gesellschaftspolitischer Innovationen und Reformen vermehrt hingewiesen, die durch die französische Vorherrschaft auf deutschem Boden durchgesetzt werden konnten: Bereits in den 1960er-Jahren erfuhr die Periode um 1800 durch Reinhart Koselleck eine Aufwertung, indem er sie als „europäische Sattelzeit“ betitelte. Rund zwanzig Jahre später bewertete der Sozialhistoriker Hans-Ulrich Wehler die äußerst dynamische Zeitspanne zwischen der Französischen Revolution und dem Wiener Kongress als eine Phase der „defensiven Modernisierung“.[3] Im Mittelpunkt der Geschichtsschreibung über das Großherzogtum Berg stehen immer noch vor allem die älteren und umfangreichen Studien von Rudolf Goecke (1877)[4] und Charles Schmidt (1905).[5]

Unbestrittene Tatsache ist, dass die politischen, sozialen und gesellschaftlichen Verhältnisse sich in den Territorien der Rheinlande am Ende des 18. Jahrhunderts als überkommen und statisch erwiesen und in den folgenden Jahren einer visionären Erneuerung von außen dringend bedurften: Das überfällige Ende der spätfeudalvormodernen Ständegesellschaft zeichnete sich in fast allen Konturen des öffentlichen Lebens deutlich ab.[6]

II. Die Vorgeschichte

Am 16. Februar 1799 verstarb Kurfürst Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach (1724-1799), welcher seit 1743 Landesherr des alten Herzogtums Berg gewesen war und seine rheinischen Territorien von Mannheim, später von München aus regiert hatte. Die Sulzbacher Linie des Hauses Pfalz erlosch damit; die Linie Zweibrücken-Birkenfeld trat an ihre Stelle und Kurfürst Maximilian IV. Joseph wurde die

Herzog Wilhelm in Bayern war Statthalter seines Vetters und Schwagers, des Kurfürsten Maximilian IV. Joseph, im Herzogtum Berg von 1803 bis 1806

1) Vgl. Wohlfeil, Rainer: Napoleonische Modellstaaten. In: Wolfgang von Groote (Hg.): Napoleon I. und die Staatenwelt seiner Zeit, Freiburg 1969, S. 33-53; Dietz, Burkhard (Hg.): Das Großherzogtum Berg als napoleonischer Modellstaat. Eine regionalhistorische Zwischenbilanz, Köln 1995.; Engelbrecht, Jörg: Das Großherzogtum Berg als napoleonischer Modellstaat. In: Harm Klueting (Hg.): 200 Jahre Reichsdeputationshauptschluss. Säkularisation, Mediatisierung und Modernisierung zwischen Altem Reich und neuer Staatlichkeit (= Schriften der Historischen Kommission für Westfalen 19), Münster 2005, S. 253-264.

2) So beispielsweise bei Hashagen, Justus: Das Rheinland und die französische Herrschaft. Beiträge zur Charakteristik ihres Gegenstandes, Bonn 1908

3) Vgl. Koselleck, Reinhart: Zeitschichten. Studien zur Historik, mit einem Beitrag von Hans-Georg Gadamer, 2. Aufl., Frankfurt am Main 2003, Wehler, Hans-Ulrich: Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Bd. I: 1700-1815. Vom Feudalismus des Alten Reiches bis zur Defensiven Modernisierung der Reformära, München 1987.

4) Goecke, Rudolf: Das Großherzogtum Berg unter Joachim Murat, Napoleon I. und Louis Napoleon 1806-1813. Ein Beitrag zur Geschichte der französischen Fremdherrschaft auf dem rechten Rheinufer, Köln 1877

5) Schmidt, Charles: Das Großherzogtum Berg 1806-1813. Eine Studie zur französischen Vorherrschaft in Deutschland unter Napoleon I. (= Bergische Forschungen. Quellen und Forschungen zur bergischen Geschichte, Kunst und Literatur, hg. von Jörg Engelbrecht und Jürgen Stohlmann, Bd. XXVII), Neustadt an der Aisch 1999 [Unter dem Titel „Le Grand-Duché de Berg (1806-1813). Etude sur la domination française en Allemagne sous Napoléon Ier“ erstmalig 1905 in Paris erschienen.]

6) Vgl. Engelbrecht, Jörg: Das Rheinland. In: Werner Buchholz (Hg.): Das Ende der Frühen Neuzeit im „Dritten Deutschland“. Bayern, Hannover, Mecklenburg, Pommern, das Rheinland und Sachsen im Vergleich, München 2003 (= HZ, Beihefte, N.F.37, hg. von Lothar Gall), S. 121-134; Engelbrecht, Jörg: Das Herzogtum Berg im Zeitalter der Französischen Revolution. Modernisierungsprozesse zwischen bayrischem und französischem Modell (Quellen und Forschungen aus dem Gebiet der Geschichte, Bd. 20) Paderborn, München, Wien, Zürich 1996.

Regentschaft über das Herzogtum Berg übertragen. Seit der Abtretung Jülichs (durch die französische Besatzung 1794 und den Frieden von Lunéville 1801) geriet Berg immer mehr zu einem reinen Nebenland Bayerns. Schon vor 1803 wurden nun unter dem der Aufklärung und Reformbestrebungen nahe stehenden Kanzler Maximilian von Montgelas die Säkularisation von Kirchengütern und Vogteien vorangetrieben. Nach dem Frieden von Lunéville, nach welchem zumindest die militärische Besatzung aufhörte und die Kontributionsforderungen eingestellt wurden, und dem Reichsdeputations-Hauptschluss (1803) trat Maximilian IV. Joseph das Herzogtum im November 1803 als Apanage an seinen Vetter und Schwager Herzog Wilhelm in Bayern ab, mit dem die Residenz von Berg 1804 kurzfristig wieder nach Düsseldorf zurückkehrte. Offizieller Landesherr blieb Max Joseph bis 1806.

III. Die Entstehung des Großherzogtums

Unter dem Druck Napoleons wurde der Kurfürst bereits am 1. Januar 1806 zum König von Bayern erhoben, wofür das Land Berg am 15. März im Gegenzug in den Besitz Napoleons überging. Dieser ernannte seinen Schwager, Joachim Murat (1767-1815), zum neuen Herzog, schließlich zum Großherzog von Berg. Jacques Claude Beugnot und Ludwig Roederer wurden als Oberbeamte und Staatssekretäre eingesetzt. Am 3. Juni 1806 wurden Karl Josef Reichsgraf von Nesselrode-Reichenstein Innenminister des Großherzogtums und Jean Antoine Agar Finanzminister.[7)]

Joachim Murat (1767 - 1815), Marschall von Frankreich und Reitergeneral, heiratete Caroline Bonaparte, die jüngste Schwester Napoleons. Als Schwager des Kaisers war er von 1806 bis 1808 Großherzog von Berg, von 1808 bis zu seiner Erschießung 1815 König von Neapel

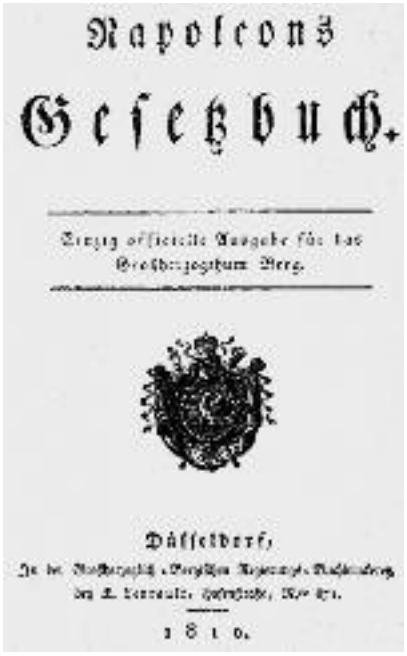
Jacques Claude Beugnot (1761 - 1835), war von 1808 bis 1813 Kaiserlicher Kommissar (Statthalter) und Finanzminister im Großherzogtum Berg

Der in Düsseldorf residierende Landesherr Murat nahm noch im März den Huldigungseid der bergischen Landstände ab und beschloss im April 1806 ein Dekret zur Einführung einer Zentralverwaltung und der obersten Behörden. So formierte Murat völlig neue Strukturen der Administration und begründete damit schließlich den Zusammenschluss der rechtsrheinischen Landesteile Kleves mit Berg sowie weiterer Gebiete zum „Großherzogtum Berg“. Durch eine Verwaltungsordnung nach französischem Vorbild wurde eine Einteilung des Großherzogtums in insgesamt acht Arrondissements vorgenommen und im Oktober 1807 die Munizipalverwaltung eingeführt. Doch Napoleon, der Berg als einen experimentellen Modellversuch ansah, wollte seinen direkten Einfluss auf die Herrschaft in den rechtsrheinischen Gebieten nicht einbüßen und bot im Mai 1808 Murat das Königreich Neapel im Tausch gegen das Großherzogtum Berg an. Bereits wenige Wochen später wurde Murat zum König von Neapel gekrönt und die Abtretung Bergs an Napoleon per Staatsvertrag geregelt (15. Juli 1808). Kaiserlicher Kommissar wurde Beugnot, der sogleich zum Grafen erhoben wurde und die Stelle Agars als Finanzminister übernahm, da dieser mit Murat nach Neapel gegangen war.

Die Regierung wurde am 3. März 1809 offiziell dem minderjährigen Sohn des Königs Ludwig von

Ab März 1809 war der minderjährige Neffe Napoleons, Louis Napoléon, nominell Großherzog von Berg. Die Regentschaft übernahm der Kaiser selbst. Der Sohn des Königs von Holland hat seine Hauptstadt Düsseldorf nie betreten

7) Jean Antoine Michel Agar (1771-1844) war Staatssekretär, Finanzminister und Präsident des Bergischen Staatsrates vom 4. April 1806 bis zum 31. Juli 1808; Pierre Louis Graf von Roederer (1754-1835); Minister-Staatssekretär vom 29. September 1810 bis zum November 1813; Jacques Claude (Graf von) Beugnot (1761-1835); Finanzminister vom 19. Juli 1808 bis zum November 1813; Johann Franz Joseph Graf von Nesselrode-Reichenstein (1755-1824); Innenminister vom 3. Juni 1806 bis zum November 1813.


Napoleons
Gesetzbuch.
Einzig officielle Ausgabe für das Großherzogthum Berg.
Düsseldorf,
1810.

Holland, Louis Napoléon (1804-1831), übertragen, dessen Amtsgeschäfte allerdings vom Kaiser selbst geführt wurden. Napoleon hatte nun wieder unmittelbaren Zugriff auf das Großherzogtum, dessen Regierung durch den kaiserlichen Kommissar Beugnot wahrgenommen wurde.

IV. Die Reform- und Modernisierungsschritte

Im November 1808 wurden eine neue Territorialordnung im Großherzogtum Berg und eine Aufteilung in insgesamt vier Departements, 12 Arrondissements, 78 Kantone mit 98 Städten und 1.706 Gemeinden sowie eine Provinzial- und Gemeindeverwaltungsordnung durchgesetzt. Vorläufige Höhepunkte der Verwaltungs- und Rechtsreformen waren die formale Aufhebung des Feudalsystems und der Leibeigenschaft (12. Dezember 1808)[8], die Beseitigung des mittelalterlichen Lehnswesens (11. Januar 1809)[9] und die Gewerbefreiheit (31. März 1809) sowie schließlich das Inkrafttreten des „Code Napoléon", des bürgerlichen Gesetzbuches, im Großherzogtum am 1. Januar 1810.[10] Der Code trug das entscheidende Merkmal der Trennung von Justiz und Verwaltung, die Gleichheit des Gerichtsstandes und der Gesetze für alle Bürger sowie die Öffentlichkeit der Gerichtsverhandlungen. Mit der Einführung des Code civil wurde auch das Standesregister begründet, in das alle Staatsbürgerinnen und Staatsbürger gleich welcher Konfession Geburten, Hochzeiten und Sterbefälle eintragen lassen mussten: der Anfangspunkt des Standesamtes auf kommunaler Ebene. Vor diesem Zeitpunkt hatte es lediglich die Kirchenbücher gegeben, in denen die betreffenden Standesänderungen vermerkt worden waren und die von nun an wesentlich an Bedeutung verloren.

Zugleich erlosch noch am 1. Februar 1812 die Patrimonialgerichtsbarkeit, die lange genug dafür gesorgt hatte, dass Land- und Grundbesitzer ihre Hintersassen und Abhängigen bei Vergehen selbst richteten. Die Aufhebung der feudalen Rechte und Pflichten beendete in den Rheinbundstaaten, die noch 1806 zum Alten Reich gehört hatten, die Jahrhunderte alte Tradition von Landbesitz, Abgabenpflichten und Kirchenbesitz, Gewohnheitsrechten und Untertanenpflichten. Zum umfassenden Reformpaket zählte auch die rechtliche Gleichstellung der bergischen Juden, die nach einem Ministerialerlass vom 22. Juli 1808 keine Sonderabgaben mehr an die landesherrliche Kasse zu entrichten hatten, wie es seit dem 16. Jahrhundert in Jülich und Berg der Fall gewesen war.[11]

Die französische Herrschaft im Rheinland bedeutete auch die Entmachtung der Zünfte und Handelsgilden; sie eröffnete den Wirtschaftsbürgern die bisher versagten politischen Partizipationsrechte im kommunalen Bereich sowie in Handelskammern und Handelsgerichten.[12]

Parallel zur Entstehung des Großherzogtums innerhalb des frankophilen Rheinbundes vollzog sich auch die endgültige Auflösung des Heiligen Römischen Reichs Deutscher Nation im Sommer 1806. Berg war bereits seit dem Frühjahr 1806 kein Bestandteil des untergehenden Reiches mehr, sondern eigenständiger und legislativ souverän handelnder Staat mit eigener Verfassung. Damit unterschied sich das Großher-

8) Vgl. Francksen, Meent W.: Staatsrat und Gesetzgebung im Großherzogtum Berg (1806-1813), Frankfurt am Main 1982, S. 61-73.

9) Vgl. ebd., S. 74-77.

10) Vgl. ebd., S. 56-61; Fehrenbach, Elisabeth: Die napoleonischen Reformen im Großherzogtum Berg. In: Das Herzogtum Berg 1794 – 1815, hg. im Auftrag des Düsseldorfer Stadtmuseums von Bernd Dreher und Jörg Engelbrecht, Düsseldorf 1985, S. 30-33; Fehrenbach, Elisabeth: Traditionale Gesellschaft und revolutionäres Recht. Die Einführung des Code Napoléon in den Rheinbundstaaten (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft, hg. von Helmut Berding, Jürgen Kocka et al., Bd. 13), Göttingen 1974.

11) Fleermann, Bastian: Emanzipation und Marginalisierung. Jüdische Alltagskultur im Herzogtum Berg 1779-1847 (= Bergische Forschungen, Bd. 30), erscheint voraussichtlich im Frühjahr 2007.

12) North, Michael (Hg.): Deutsche Wirtschaftsgeschichte. Ein Jahrtausend im Überblick, München 2000, S. 184-185.

Empfang Kaiser Napoleons in Düsseldorf am 2. November 1811

zogtum ganz maßgeblich vom alten Herzogtum, dass von München aus regiert wurde, und von den linksrheinischen Territorien Jülich, Kleve und Kurköln, welche allesamt schon seit 1801 Teil Frankreichs waren – mit dem Rhein als natürliche Staatengrenze. Das bergische Großherzogtum, das nach 1809 seine größte territoriale Ausdehnung erfuhr (das Großherzogtum hatte mit weiten Teilen Alt-Kleves und Westfalens eine wesentlich größere Grundfläche als das alte Herzogtum Berg), lag als modellhafter Puffer zwischen dem französischen Kaiserreich und Preußen sowie den anderen frankreichfeindlichen Alliierten.

V. Die Wahrnehmung des Großherzogtums und die Folgen für die rheinische Bevölkerung

Die Begeisterung über das Großherzogtum und seine Reformpolitik war nur in mancher Hinsicht groß: Diejenigen, die von den egalitären Staatsprinzipien des neuen Staates profitierten, ließen sich von der napoleonischen Umgestaltung des Landes überzeugen. Der Düsseldorfer Heinrich Heine, der im Alter von 14 Jahren den Einritt Napoleons in die bergische Hauptstadt aus der Nähe beobachtete, erinnerte sich in seinen Erinnerungen: „Es war eben in der Allee des Hofgartens zu Düsseldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an die Taten und Schlachten, die mir Monsieur Le Grand vorgetrommelt hatte, mein Herz schlug den Generalmarsch - und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daß man bei fünf Taler Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiser mit seinem Gefolge ritt mitten durch die Allee, die schauernden Bäume beugten sich vorwärts, wo er vorbeikam, die Sonnenstrahlen zitterten furchtsam neugierig durch das grüne Laub, und am blauen Himmel oben schwamm sichtbar ein goldner Stern. Der Kaiser trug seine scheinlose grüne Uniform und das kleine welthistorische Hütchen.“[13] Heines Euphorie wurde selbst beim Empfang des Kaisers in Düsseldorf (November 1811) bei weitem nicht von allen großherzoglich-bergischen Untertanen geteilt.

Bergische Soldaten auf dem Weg nach Russland (1812)

Adel und Klerus beispielsweise blickten besorgniserregt auf den Tatbestand, dass die nach dem Vorbild des revolutionären Frankreich aufgebaute Verfassung des neuen Staates, spätestens aber das Bürgerliche Gesetzbuch Napoleons von 1810, ihnen ihre traditionellen Privilegien ersatzlos entzogen hatte. Der bergische Jurist Christoph Wilhelm Sethe schrieb, es sei außerdem eine „große Beunruhigung bei den Grundeigentümern“ entstanden.[14]

Für die Bevölkerung hingegen bedeutete die Zeit der französischen Vorherrschaft vor allem existentielle Not, die durch Kontributionsforderungen, Einquartierungen und Missernten hervorgerufen wurde.[15] Der Höseler Bauer Friedrich Wilhelm Vogel (1793-1870) beschrieb die Franzosen, die er in seiner Kindheit erlebt hatte, in seinen Erinnerungen gar als eine „schreckliche Landplage“.[16] Ratingen selbst war nun eine „Municipalität“ geworden, die von einem „Maire“ und dem Rat regiert wurde. Eckhard Bolenz hat nachweisen können, mit welch großen Problemen die Stadt und ihre Verwaltung in dieser Zeit zu kämpfen hatten. Denn zu den französischen Handelssperren, den massiven finanziellen Belastungen für die bergischen Kommunen und Versorgungsengpässen kam noch die allgemeine Verwirrung, die sich im Umfeld der Verwaltungs- und Gesellschaftsreformen verbreitet hatte.[17] Zwar profitierte beispielsweise die Eckamper Baumwollspinnerei Cromford mit etwa 500 Arbeitern zeitweise von den französischen Zollschranken, die eine Einfuhr englischer Konkurrenzware verunmöglichte, die mittelständische Wirtschaft und das Handwerk sahen sich jedoch durch Teuerung, Truppenaushebung und mangelhafte Versorgung massiv bedroht. Sethe schreibt hierüber: „Die Fabriken, durch die das Land so blühend geworden war, lagen darnieder.“[18]

---

13) Heine, Heinrich: Ideen. Das Buch Le Grand. Reisebilder, Teil II (= Sämtliche Schriften, Bd. 2), München 1969, S. 273.

14) Sethe, Christoph W. Heinrich: Weltgeschichte am Rhein erlebt (1770-1815). Die Erinnerungen des Rheinländers Sethe aus der Zeit des europäischen Umbruchs, hg. von A. Klein, J. Bockemühl, Köln 1973, S. 151.

15) Fleermann, Bastian: „Alles schreit nach Brot!“ Ernährung in Ratingen 1700-1900 als Indikator für den kulturellen Wandlungsprozess (= Bonner kleine Reihe zur Alltagskultur, Bd. 7), Münster 2004.

16) Volmert, Theo: Hösel. Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner tausendjährigen Geschichte, Ratingen 1980, S. 185.

17) Vgl. Bolenz, Eckhard: Vom Ende des Ancien Régime bis zum Ende des Deutschen Bundes (ca. 1780-1870). In: Bolenz, Eckhard / Van der Locht, Volker / Münster-Schröer, Erika u.a.: Ratingen. Geschichte 1780-1975, hg. vom Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V., Essen 2000, S. 11-74, hier: S. 28-32.

18) Sethe, S. 166.

Diese Zeilen notierte der Jurist, während 1812 die Schlachtfelder in Russland und die Leipziger Völkerschlacht bereits zum überraschenden Rückzug der französischen Vorherrschaft in Europa maßgeblich beigetragen hatten. Auch aus Ratingen und den umliegenden Dörfern wurden in panischer Eile Truppen rekrutiert, welche die unaufhaltsame Niederlage Napoleons noch aufhalten sollten.[19)]

VI. Das rasche Ende des Modellversuchs

Erst unter dem Einfluss der kriegspolitischen Kapitulation Napoleons kam es im Verlauf des Jahres 1813 zu Aufständen im Kerngebiet des Großherzogtums Berg gegen die französische Besatzung, auf welche Napoleon mit militärischen Mitteln reagierte und sie niederschlagen ließ.[20)] Im November verließ der kaiserliche Kommissar Graf Beugnot den Düsseldorfer Regierungssitz fluchtartig. Während des Jahreswechsels 1813/1814 marschierten alliierte Truppen ein und beendeten die französische Dominanz, nachdem es schon im Herbst eine preußische Proklamation an die Bewohner von Berg und Mark gegeben hatte, dass Maires wieder als Bürgermeister, Unterpräfekten als Landräte und Präfekten als Landesdirektoren zu bezeichnen seien. Im Frühjahr 1814 wurden verschiedene Verwaltungsbereiche (beispielsweise das Post- oder Militärwesen) wieder verändert und folgend das provisorische „General-Gouvernement Berg“ unter dem preußischen Staatsrat Justus Gruner begründet. Durch Beschluss des Wiener Kongresses wurde am 5. April 1815 das Generalgouvernement neben einer Vielzahl anderer rheinischer Klein- und Mittelstaaten in den preußischen Staatenverband eingegliedert. Das französische Modell des egalitären und brüderlichen Staates wurde vom Konzept der preußischen Restaurationspolitik verdrängt und abgelöst: Das Zwischenspiel des Großherzogtums Berg war Geschichte.

Justus von Gruner, 1815/16 preußischer Gouverneur des Herzogtums Berg („General-Gouvernement Berg “)

Dr. Bastian Fleermann

19) Degenhard, Monika: Vermisste von Napoleons Rußlandfeldzug 1812 aus dem Raum Ratingen. In: Die Quecke 75 (2005), S. 202-204.

20) Vgl. die Arbeit von Kandil, Mahmoud: Sozialer Protest gegen das napoleonische Herrschaftssystem.

feine Möbel für draußen

Kettler · Herlag · Fischer · Barlow-Tyrie · Weishäupl · Garpa

fleermann

40885 Ratingen-Lintorf, Hülsenbergweg 11-15
Telefon 9 32 10 · Fax 93 21 14
www.fleermann.de

Ratingen „Rheinisch“

Vor 130 Jahren wurde auf der „Westbahn“ der Personenverkehr aufgenommen

Als am 9. Februar 1846 die Strecke (Köln)-Deutz – Minden über Kalkum eröffnet wurde, hatte auch Ratingen, elf Jahre nach Inbetriebnahme der ersten deutschen Eisenbahnlinie (7. Dezember 1835 Nürnberg – Fürth), wenn auch nicht innerhalb der Ortsgrenzen, so doch in der Nähe, einen Zugang zum neuen Verkehrsmittel. Drei Personenzüge am Tag befuhren diese Strecke im Eröffnungsjahr. Ab dem 15. Oktober 1847 konnte man über diese Strecke dann sogar Berlin erreichen.

Es dauerte noch über fünfundzwanzig Jahre, bis Ratingen selbst durch eine Bahnlinie berührt wurde. Am 1. Februar 1872 eröffnete die Bergisch-Märkische-Eisenbahn-Gesellschaft die Strecke von Düsseldorf über Ratingen, Hösel, Kettwig, Werden, Heisingen nach Kupferdreh. Bezeichnet wurde diese Linie auch als Untere Ruhrtalbahn. Vor über 130 Jahren wurde dann der zweite Schienenstrang durch Ratingen gezogen. Die Rheinische Eisenbahngesellschaft baute eine Verbindung von Troisdorf über Opladen – Hilden – Düsseldorf – Ratingen – Lintorf – Wedau nach Speldorf, als Konkurrenzlinie zur Köln-Mindener-Eisenbahn. An dieser Stelle sei angemerkt, dass seit 1857 eine Pferdebahn von der heutigen Neanderstraße über die Plättchesheide bis zur Sandstraße verlief. Die Kreuzung dieser Pferdebahn mit der neuen Strecke war einer der kritischen Punkte zur Zeit der Projektierung der Bahn. Ministeriell wurden beide Betreiber aufgefordert, sich über eine Verladestation an der Rheinischen Strecke zu einigen, um die Kreuzungstätigkeiten möglichst einzuschränken. Einer Karte aus dem Jahr 1875 ist zu entnehmen, dass dies tatsächlich geschah und die niveaugleiche Kreuzung entfiel.

Der 19. November 1874 war der Eröffnungstag für den Güterverkehr, nachdem erst am 14. Februar 1874 die letzten Enteignungsurteile gesprochen wurden. Es dauerte noch knapp fünfzehn Monate, bis am 1. Februar 1876 auf der zweiten Ratinger Strecke der Personenverkehr aufgenommen wurde. Zur Unterscheidung erhielt die zweite Ratinger Station den Zusatz „Rheinisch“. Die Rheinische Eisenbahngesellschaft hatte zwischen Rath und Wehrhahn, etwa in der Lage der heutigen Franziskusstraße in Düsseldorf-Rath und ab Derendorf parallel mit rund 100 Meter Abstand zur Köln-Mindener-Eisenbahngesellschaft verlaufend, eine neue Strecke – zunächst nur eingleisig – gebaut, an deren Ende der mittlerweile dritte Bahnhof in Düsseldorf (Rheinischer Bahnhof) lag.

1877 wurde die Strecke verlängert und südlich wieder an die Strecke nach Troisdorf angebunden. Um 1881 entstanden in Düsseldorf die ersten Entwürfe zur Planung eines zentralen Bahnhofs nördlich des Graf-Adolf-Platzes, zum damaligen Zeitpunkt am Rand der Stadt Düsseldorf. 1885 wurde dann mit den Bauarbeiten begonnen, und der „Centrale Personen Bahnhof“ wurde 1891 eröffnet. Im gleichen Jahr wurden die beiden Ratinger Strecken erstmals in Rath zusammengeführt. Die Ratinger Ostbahn verlief bis zu diesem Zeitpunkt von Ratingen Ost auf einem heute nur noch in Teilen sichtbaren Damm bis zur heutigen Station Hubertushain der Linie 712 und von dort auf dem noch existierenden Gleiskörper Richtung Düsseldorf. Die Verbindung zwischen Rath und Derendorf wurde 1913 auf einen Bahndamm verlegt . 1919 wurde schließlich das Brückenbauwerk in Höhe Felderhof fertig, welches ein kreuzungsfreies Einfädeln der beiden Ratinger Strecken in Rath ermöglichte.

Aber jetzt wieder zurück zu Ratingen „Rheinisch“. Die namensgebende Rheinische Eisenbahngesellschaft wurde am 1. Januar 1880 verstaatlicht, und die Rheinische Strecke wurde unter die Verwaltung der Königlichen Direktion der Rheinischen Bahn gestellt, die am 1. April 1881 auf die Direktion Cöln rechtsrheinisch überging. Langsam brachte die Güterzugverbindung auch Industrie nach Ratingen. Nachdem eine Holzschneidemühle, gelegen zwischen der heutigen Eissporthalle und der Fußgängerbrücke an der Sandstraße, als erstes Unternehmen einen Anschluss an die Bahn erhielt, folgten 1890 die Rheinische Spiegelglasfabrik und 1892 die Spee’sche Papierfabrik. In dieser Zeit wurden im Personenverkehr sechs Zugpaare (1889) gefahren. Zum 1. April 1895 ging die Verwaltung der Strecke (bis Kilometer 16, Höhe heutiges Gelände Harry Brot) auf die Direktion Elberfeld bzw. Essen über, und die beiden

Der Bahnhof Ratingen West nach dem Ersten Weltkrieg
(Sammlung Meyer)

Bahnhöfe wurden umbenannt. Aus Ratingen wurde Ratingen Ost und aus Ratingen „Rheinisch“ wurde Ratingen West.

Während heutzutage in Ratingen die Strecke im allgemeinen Sprachgebrauch Westbahn genannt wird, bezeichnet man sie in Duisburg immer noch als Rheinische Strecke.

Mit der Inbetriebnahme der Angertalbahn (Ratingen West – Wülfrath) am 28. Mai 1903 wurde der Personenbahnhof Ratingen West auch Ausgangspunkt für eine eingleisige Nebenbahn. Der dem Bürgermeister der Stadt Ratingen unterbreitete Entwurf über den Fahrplan zeigt auf dieser Strecke fünf Zugpaare. Der Fahrplan war, soweit möglich, auf die Anschlüsse in Ratingen West nach Düsseldorf und in Wülfrath auf Anschlüsse nach Wuppertal abgestimmt. Die Fahrzeit von Wülfrath nach Ratingen betrug zu diesem Zeitpunkt zwischen 43 und 50 Minuten und von Ratingen West zum Düsseldorfer Hauptbahnhof rund 19 Minuten. Zeitgleich wurden einige Personenwagen nach Ratingen West umstationiert. Später wurden diese Wagen während der Stillstandszeiten in einer Wagenhalle untergebracht. Diese Halle musste am 3. Februar 2005 von der Ratinger Feuerwehr eingerissen werden, nachdem Teile des Daches zusammengebrochen waren und die Wand an der Sandstraße auf diese zu stürzen drohte.

Personenverkehr

Im Sommer 1938 hätte die Abfahrtstafel in Ratingen West so ausgesehen:

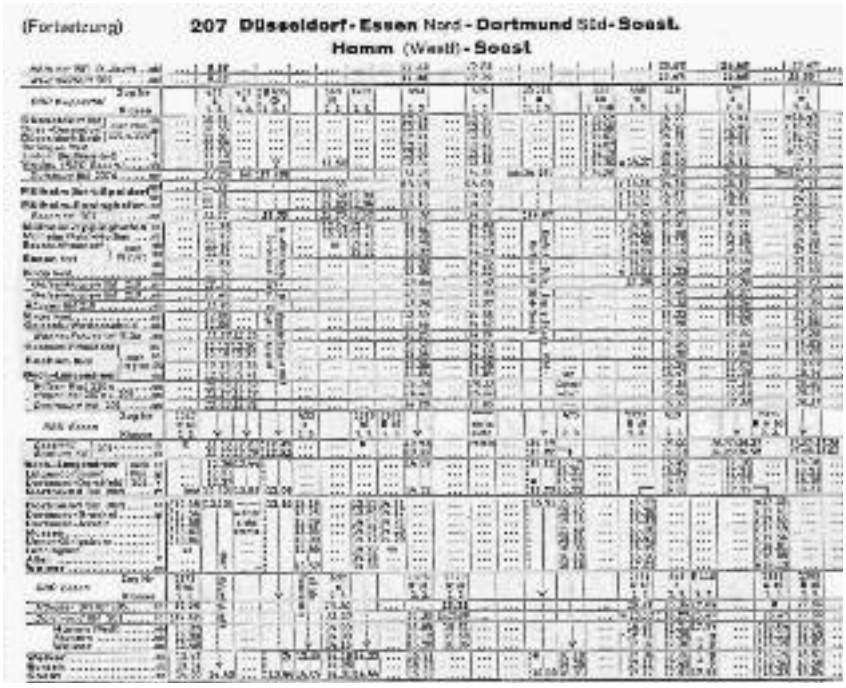
Uhrzeit	Zug-Nr.	nach
0.23	445	Mülheim-Eppinghofen
5.18	428	Düsseldorf Hbf
6.10	435	Altenbeken
6.19	466	Düsseldorf
6.45	1685	Mülheim-Eppinghofen
7.03 W	578	Düsseldorf Hbf
7.16	957	Wülfrath
7.33	498	Düsseldorf Hbf
8.12	471	Soest
8.15 W	566	Düsseldorf Hbf
9.51	472	Düsseldorf Hbf
11.07	473	Bebra
11.11 S	961	Wülfrath
12.51	493	Soest
13.15	474	Düsseldorf Hbf
13.42	475	Soest
13.47	959	Wülfrath
14.02	1484	Düsseldorf Hbf
14.07 Sa	589	Wedau
14.36	419	Dortmund Süd
15.18	476	Düsseldorf Hbf
15.58	477	Dortmund Süd
16.02 S	965	Wülfrath
16.33	478	Düsseldorf Hbf
17.02 W	509	Dortmund Süd
17.05 W	462	Düsseldorf Hbf
17.38 Mo-Fr	589	Wedau
17.52	1684	Düsseldorf Hbf
17.57	431	Soest
18.36	544	Düsseldorf Hbf
18.44	465	Mülheim-Eppinghofen
18.50	963	Wülfrath
19.29 W	461	Mülheim-Eppinghofen
19.43	488	Düsseldorf Hbf
19.58	469	Bochum-Nord
20.54 W	479	Dortmund Süd
21.29	480	Düsseldorf Hbf
21.37	479	Dortmund Süd
22.17	1488	Düsseldorf Hbf
22.59	485	Mülheim-Heissen
23.15	482	Düsseldorf Hbf

W=Werktag / S= Sonn- und Feiertag / Sa= Samstag/ Mo-Fr= Montag bis Freitag

Im Kursbuch der Deutschen Reichsbahn sah dies auszugsweise dann so aus: (Bild unten)

Durch Bombenangriffe am 3., 5. und 22. März 1945 wurden die Bahnanlagen in Ratingen West schwer beschädigt. Das Bahnhofsgebäude wurde neben vielen anderen Gebäuden in Ratingen am 22. März 1945 vollständig zerstört. Der Zugverkehr kam nahezu zum Erliegen, da nur das Richtungsgleis von Duisburg nach Düsseldorf befahrbar war. Am 1. Juni 1945 wurde der Personenverkehr wieder aufgenommen. Die Züge pendelten zuerst zwischen Lintorf und Rath , ab 7. Juni zwischen Bissigheim und Rath und schließlich ab 12.Juni 1945 zwischen Duisburg Hbf und Düsseldorf Hbf. Der Verkehr zwischen Rath und Düsseldorf Hbf lief allerdings bis nach 1950 über Staufenplatz und Abzweig Hardt , da Brücken im Verlauf der Strecke bis Derendorf , die durch Kriegseinwirkungen zerstört waren, erst dann wieder aufgebaut wurden. Der Personenverkehr auf der Angertalbahn kam nach dem Zweiten Weltkrieg nicht wieder an die Vorkriegszeit heran. Selbst 1948 verkehrten dort wegen Materialmangels noch keine Personenzüge. 1950 wurde nur noch ein Personenwagen in Güterzüge eingestellt – ab 1.Dezember 1952 war nur noch die Mitfahrt mit Sonderbescheinigung im Güterzugbegleitwagen möglich. Im September 1955 wurde dann der Personenverkehr endgültig eingestellt.

Von Ratingen West aus fuhren im Sommer 1950 noch vier Züge bis


(Fortsetzung) 207 Düsseldorf - Essen Nord - Dortmund Süd - Soest. Hamm (Westf) - Soest

Der Nachkriegsbahnhof Ratingen West – ein Provisorium – hier schon ohne Fahrkartenausgabe mit Warteraum (ganz links), Diensträumen (Mitte) und weiteren Räumlichkeiten (rechts), die u.a. auch als Wohnraum genutzt wurden .
(Sammlung Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.)

Lok 38 2778 mit Personenzug am Bahnhof Ratingen West bei der Ausfahrt Richtung Düsseldorf im Jahre 1958 (Foto: Heinrich Liebermann)

Altenbeken, zwei bis Paderborn, zwei bis Essen-Steele Süd, zwei bis Essen Nord und jeweils einer bis Bochum Nord und Dortmund Süd. Die Gegenzüge verkehrten jeweils bis Düsseldorf Hbf. Fünf Jahre später, im Sommer 1955 verkehrten immerhin noch zwei Züge bis Paderborn, zwei bis Soest und fünf Züge bis Essen Hbf. Auch hier verkehrten die Gegenzüge bis Düsseldorf Hbf.

Im Februar 1960 erfolgte der Abriss der Fahrkartenausgabe, nachdem bereits 1959 die Bahnsteigsperre (Für die etwas Jüngeren zur Erläuterung: Bahnsteige durfte man früher nur betreten, wenn man im Besitz einer gültigen Fahrkarte war oder eine Bahnsteigkarte erworben hatte) aufgehoben war und die Kunden die Fahrkarten nur noch im Zug kaufen konnten.

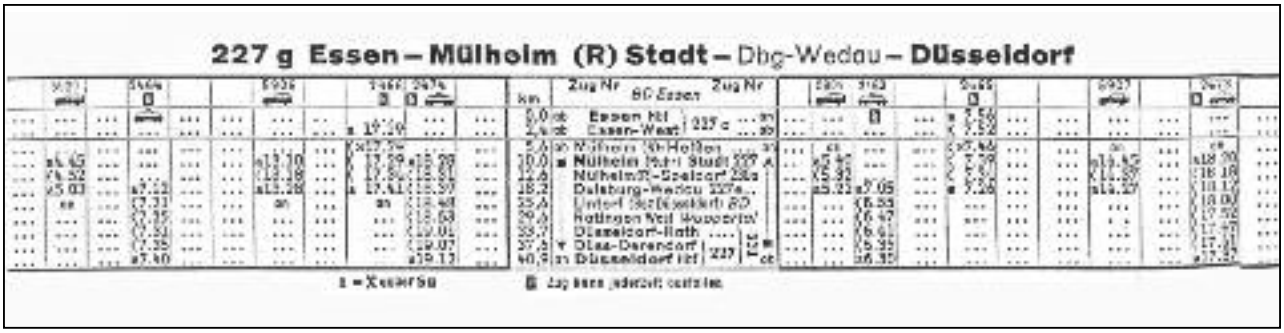
Sommer 1960 Abfahrt

Uhrzeit	Zug-Nr.	nach
6.51 Mo-Fr	2462	Düsseldorf Hbf
7.01 W	2463	Duisburg Hbf
7.18 Sa	2464	Düsseldorf Hbf
13.59 Sa+So	2462	Düsseldorf Hbf
17.58 Mo-Fr	2473	Essen Hbf
19.01 Mo-Fr	2474	Düsseldorf Hbf
21.13 So	2476	Düsseldorf Hbf
22.42 Sa	2477	Essen Hbf bzw.
22.42 So	2477	Duisburg Hbf

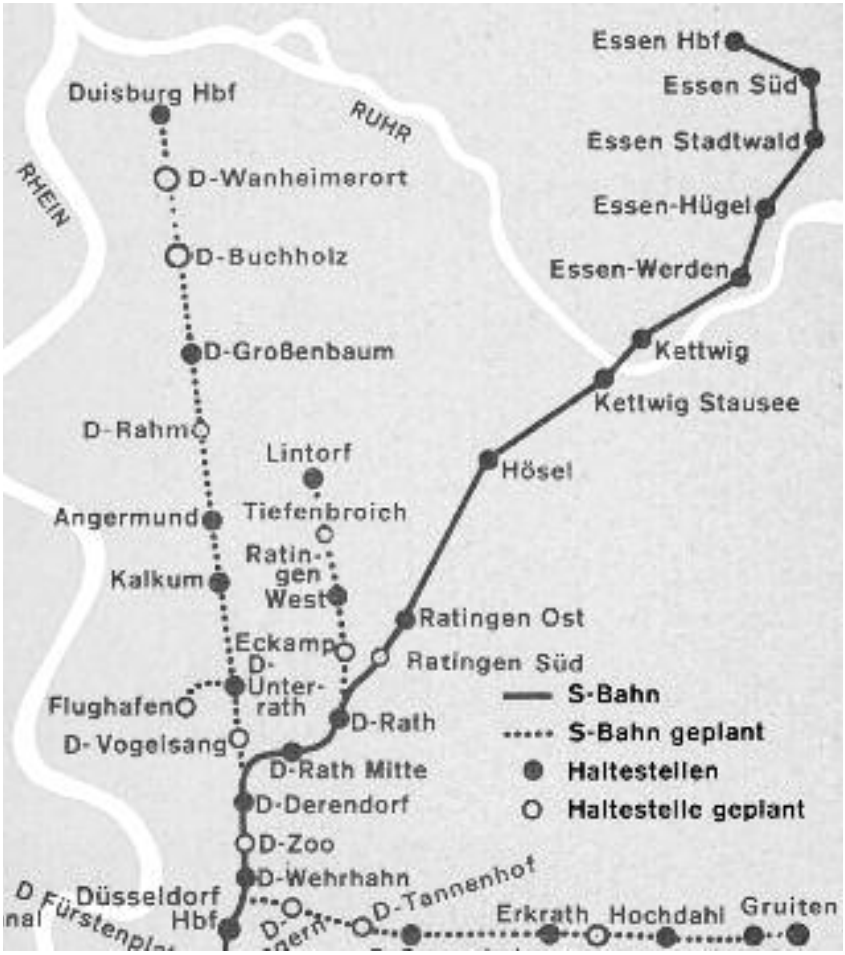
Nur noch zwei Zugpaare sind von Montag bis Freitag übrig geblieben.

Für den Personenverkehr auf der Ratinger Westbahn keimt Hoffnung auf. Nachdem die Bundesbahn immer wieder eine Ausweitung des Zugangebotes über Ratingen West abgelehnt hat, taucht 1970 die Strecke in den zukünftigen Planungen des S-Bahnbetriebs an Rhein und Ruhr auf.

1972 erschien ein von der Stadt Ratingen in Auftrag gegebenes Gutachten über den Bau eines separaten dritten Gleises für den S-Bahnbetrieb. Es tat sich jedoch nichts, bis schließlich am 23.September 1983 der letzte Personenzug verkehrte. Auch danach landet die Strecke mit Regelmäßigkeit in Planungen für den Ausbau des öffentlichen Personennahverkehrs, um anschließend wieder



Kursbuch Deutsche Bundesbahn Sommer 1965



S-Bahn 1970

vollständig aus den Plänen herausgenommen zu werden oder zurückgestellt zu werden (so letztmals geschehen im Juni des Jahres 2006).

Personenzüge sieht Ratingen West nur aus Anlass von Gleisbauarbeiten an der Hauptstrecke Düsseldorf – Angermund – Duisburg. Weitere Gründe waren in den letzten Jahren mehrere Bombenentschärfungen im Bereich Derendorf bzw. Personen auf den Bahnanlagen in der Nähe der Angermunder Baggerlöcher, die nach Sonnenbädern (oder Zechgelagen) den kürzesten Weg direkt über die Gleise nahmen und die DB zur Streckensperrung mit damit verbundenen Umleitungen zwangen.

Bis zum Abbau der Anbindung der Angertalbahn an den Ratinger Westbahnhof war dieser noch Ausgangspunkt für mehrere Sonderfahrten Richtung Wülfrath.

23. Mai 1976 – 700 Jahre Stadt Ratingen: Sonderfahrten mit Dampflok 50 3075 (ab 1968 mit Computernummerierung 053 075-8) ins Angertal. Diese Lok wurde am 29. Dezember 1976 auf dem Werksgelände der Firma Vignold in Tiefenbroich als Denkmal aufgestellt, nachdem sie am Vortag mit eigener Kraft vom Bahnbetriebswerk Duisburg-Wedau kommend bis in das Werksgelände der Firma Zapp in Tiefenbroich gefahren war. Die letzten Meter wurde sie, in Lok und Tender geteilt, per Schwertransport auf ihren „Denkmalsockel“ gebracht und verließ ihn per Schwertransport am 6.9.1997 zum Eisenbahnmuseum der Deutschen Gesellschaft für Eisenbahngeschichte – kurz DGEG – in Bochum-Dahlhausen.

Weiteres im Internet unter www.lok503075.de.vu

Im Mai 1978 wurden an zwei Wochenenden Sonderfahrten mit Triebwagen, die nicht mehr im Trans Europa Express (TEE)-Verkehr benutzt wurden, durchgeführt.

1. 5. 1979: Museumszug der DGEG, gezogen von einer ehemaligen „Wehrmachtslokomotive“ der Baureihe V 36, unterstützt von einer Lok der BR 221 der DB. Nach dem Abbau der Bahnsteige sah Ratingen West Sonderzüge nur noch bei der Durchfahrt.

Güterverkehr

Die Strecke gehört seit Inbetriebnahme zu den meistbefahrenen Güterzugstrecken Deutschlands, über die ein wesentlicher Teil des Nord-Südverkehrs abgewickelt wird. Jede Art von Transportgut (inkl. Castortransporte) werden hier zu ihren Empfängern gebracht. Die Entlastung für

24.Juni 2005: Eine Bombenentschärfung in Düsseldorf führte zur Umleitung diverser Züge über die Ratinger Westbahn- hier ein ICE Fahrtrichtung Düsseldorf
Foto: Bernd Bastisch

Ein Intercity-Triebzug verläßt den Bahnhof Ratingen West Richtung Wülfrath und quert gerade den heute nicht mehr vorhandenen Bahnübergang Kaiserswerther Straße (Foto: Heinrich Liebermann)

Deutschlands Straßen bringt für die Anliegergemeinden neben der Lärmbelästigung auch andere Unannehmlichkeiten. Häufig geschlossene Schranken haben schon etliche Wartende zu mittelschweren Wutausbrüchen verleitet. Im schlechtesten Fall blieben bzw. bleiben sie für vier Züge geschlossen, was schon mal rund zehn Minuten und mehr dauern kann. Die Lasten der Züge und/oder der teilweise schlechte Streckenzustand trugen oft zur Verlängerung der Wartezeiten bei.

Abhilfe schufen die Brücke im Verlauf der Volkardeyer Straße (Beginn der Vorarbeiten 3. Mai 1973 / Baubeginn 1.Oktober 1974 / Verkehrsführung über die Brücke ab 24. August 1976) und die Fußgängerbrücke zwischen Sandstraße und Stadion (Grundsteinlegung 23. November 1973 / Fertigstellung Juni 1974).

Danach folgten noch die Brücken im Verlauf der Jägerhofstraße und der Kaiserswerther Straße.

Der letzte verbliebene Bahnübergang in Ratingen selbst befindet sich an der Sandstraße.

Am 9.September 2004 erfolgte der erste Spatenstich für die Brücke im Verlauf des Breitscheider Weges in Lintorf, deren Fertigstellung im Sommer 2006 erfolgte und die auch diesen Stadtteil von der Teilung durch die Schranken befreite.

Während in früheren Zeiten die Einheitslokomotiven das Bild bestimmten, ist seit Mitte der 1990er Jahre durch die Zulassung diverser Privatbahn-Unternehmen und ausländischer Bahngesellschaften ein „bunter“ Triebfahrzeugeinsatz auf der Westbahn zu beobachten. Dieser Wechsel zieht auch immer mehr Eisenbahnfans an die Strecke. Aus früheren Zeiten sind so gut wie keine Fotos vorhanden, während heutzutage in einschlägen Zeitschriften oder Internetforen und -seiten eine Vielzahl von Aufnahmen zu finden ist. Die Strecke selbst hatte ja nie herausragende landschaftliche Reize oder Bauwerke oder betriebliche Besonderheiten, die das Interesse von Fans auf sich zog.

Auf dem Streckenabschnitt Abzw. Tiefenbroich Richtung Duisburg wird sich Anfang 2007 betrieblich einiges ändern. Die Steuerung der Signale und Weichen wird vom derzeit im Bau befindlichen elektronischen Stellwerk Duisburg-Wedau übernommen werden. Zeichen dafür sind die neuen Lichtsignale (Bauart Ks) , die die alten Form- und Lichtsignale auf der Strecke ablösen werden. Der größte Teil der Ks-Signale wurde im Februar 2006 per Hubschrauber gesetzt.

Zum Schluß noch einige Bahn-Daten:

Streckennummer: 2324

Kursbuchstrecken-Nummer: 164, 207, 232, 232d, 227g, 307 (wechselnd ab 1923)

Betriebliche Abkürzungen:

EDWD	Duisburg-Wedau (Bf)
EDWDF	Duisburg Entenfang (Abzw.)
EDEF	Duisburg Entenfang (Hp)
ELIT	Lintorf
ETIE	Abzw. Tiefenbroich
KRAW	Ratingen West
KDR	Düsseldorf -Rath

Quellen:

Stadtarchiv Ratingen
Rheinische Post Lokalteil
Düsseldorfer Nachrichten Lokalteil
Eigene Sammlung und Aufzeichnungen

Mehr zu diesem Thema finden Sie im Internet unter www.westbahn.net

Bernd Bastisch

Hier am 10. Juni 2006 eine moderne Lokomotive der rail4chem Eisenbahnverkehrsgesellschaft GmbH (ein Unternehmen, dessen Gesellschafter sowohl aus dem Bereich Logistik –Hoyer, Bertschi und VTG als auch aus dem Bereich der chemischen Industrie - BASF stammen) am noch vorhandenen Bahnübergang Breitscheider Weg in Lintorf Foto: Bernd Bastisch

Ehrung für Hanni Schorn

Seit vielen Jahren ist **Hanni Schorn** Autorin unserer „Quecke“. In ihren Beiträgen berichtet sie über ihre Familie, die an der Düsseldorfer Straße, neben der Sparkasse, über hundert Jahre eine Stellmacherei betrieb, oder sie erzählt aus ihrem ereignisreichen Leben, das nicht immer so verlief, wie sie es sich gewünscht hätte. Als „alte“ Ratingerin kennt sie viele der bekannten Familien, die in der Altstadt rund um den Markt herum ansässig waren, ja, sie ist sogar mit einigen verwandt. Die Zeit als Gruppenführerin der katholischen Mädchenjugend an St. Peter und Paul in der Zeit des Dritten Reiches, ihre Lehr- und Arbeitszeit bei den Dürrwerken, ihre Tätigkeit als Lehrerin in Tiefenbroich und ihr Einsatz als CDU-Stadträtin vor der Stadterweiterung von 1975 prägten ihr Leben und gaben der aufmerksamen Beobachterin Stoff für Erinnerungen, Erzählungen und Anekdoten.

Sehr dankbar sind wir Hanni Schorn für ihre Anregung, in der „Quecke“ über altes Ratinger Handwerk zu berichten. So konnten wir die verschiedenen Ratinger Stellmacher-Betriebe, eine Küferwerkstatt, eine Gerberei, eine Schmiede, die sich später auf Fahrzeugbau spezialisierte, und ein Seilerei vorstellen.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Hanni Schorn um den Erhalt der Ratinger Mundart. In vielen Gedichten hat sie bewiesen, dass sie die Sprache ihrer Väter noch beherrscht. Vor etlichen Jahren organisierte und leitete sie sogar Kurse zur Ratinger Mundart in der Volkshochschule. Als die drei Ratinger Innenstadt-Heimatvereine ihren lange gehegten Plan umsetzten, ein Mundartwörterbuch für Ratingen herauszugeben, nahm sie von Anfang an für „ihren” Verein, die von ihr gegründeten „Ratinger We-iter“, deren Ehrenvorsitzende sie ist, an vielen notwendigen Arbeitssitzungen teil, auch wenn ihre Gesundheit nicht immer mitspielte. Der Kreis der jüngeren Mundartfreunde hörte gern auf den Rat der „Experten“ Hanni Schorn und **Otto Samans.**

Hanni Schorn bei ihrem Vortrag während der Mundartmatinee der Ratinger Heimatvereine am 27. November 2005 im Medienzentrum

Als das fertige Mundartwörterbuch am 27. November 2005 im Rahmen einer Mundartmatinee im Medienzentrum vorgestellt wurde, erfuhr Hanni Schorn eine besondere Ehrung. Zum Dank für ihren langjährigen Einsatz um den Erhalt der Ratinger Mundart verlieh ihr der Heimatverein „Ratinger We-iter“ die Ehrennadel „Zum Roten Hahn“. Die Vorsitzende **Hildegard Pollheim** hielt die Laudatio:

Liebe Mitglieder der Ratinger Heimatvereine, sehr verehrte Damen und Herren, liebe Hanni,

im Juli 2004 haben die Ratinger We-iter mit der Verleihung der „Johanna-Flinck-Ehrennadel“ an Edith Bohnen zum ersten Mal eine Ehrung für besonderes soziales Engagement ausgesprochen.

In den nachfolgenden Vorstandssitzungen kam der Gedanke auf, auch eine Ehrung für besondere Verdienste um den Erhalt des Brauchtums und unseres Heimatdialektes „Ratinger Platt“ zu schaffen.

Nach einer ersten Sichtung von eventuell in Frage kommenden Personen beschloss der Vorstand Otto Samans zu ehren. Wir haben Otto Samans gefragt, ob er bereit wäre, diese Ehrung anzunehmen. Er sagte nach kurzer Überlegung zu. Die Ehrung sollte im Januar 2005 erfolgen, konnte aber nicht mehr durchgeführt werden, da Otto Samans zwischenzeitlich verstarb. Eine „Ersatz-Ehrung“ wollten wir nicht angehen. Im Sommer 2005 hat der Vorstand den Verein für Heimatkunde und Heimatpflege in die Findung mit einbezogen. Die Vorsitzende Andrea Töpfer schlug vor, Dir liebe Hanni, diese Auszeichnung zu verleihen. Wir haben diesen Vorschlag gerne aufgenommen.

Bevor ich Dir diese Ehrennadel überreiche, noch ein paar Worte zur Gestaltung: Uns war es wichtig, genau wie bei der „Johanna-Flinck-Ehrennadel“ ein Schmuckstück für die „Schmuckstücke“ unserer Gesellschaft zu schaffen. In unserem Logo befindet sich das Haus „Zum Roten Hahn“, heute besser bekannt als die „Suitbertusstuben“. Lange Zeit geisterte der Gedanke durch den Vorstand, die heutige Ehrennadel auch als Hahn zu gestalten, denn schließlich hat dieser auch die Funktion, auf sein Hühnervolk zu achten, Gefahren anzukündigen und für Ordnung zu sorgen. Dies wäre sicher übertragbar auf Personen, die eine „Wächterfunktion“ zum Erhalt des Brauchtums einnehmen. Wir sind uns dann aber schnell einig geworden, dass es optisch sinnvoller ist, eines der ältesten Häuser unserer Stadt auf der Ehrennadel abzubilden.

Dein Leben lang, und besonders von Anbeginn der Gründung des Vereins Ratinger We-iter an, hast Du, liebe Hanni, Dich für die Pflege und den Erhalt unseres Heimatdialektes „Ratinger Platt“ eingesetzt. Es war Dir auch nicht zuviel, in den letzten drei Jahren alle zwei Wochen im Arbeitskreis für das Mundartwörterbuch mitzuwirken. Dafür danken wir Dir mit unserer Ehrennadel, die ich Dir jetzt überreichen darf.

Am 26. November 2006 konnte Hanni Schorn ihren 85. Geburtstag feiern. Die Lintorfer Heimatfreunde und die Ratinger Innenstadt-Heimatvereine gratulieren dazu sehr herzlich.

Manfred Buer

Aus meiner Schulzeit während des Hitler-Regimes

Ostern 1928 wurde ich eingeschult. Ich besuchte acht Jahre die Katholische Volksschule I an der Schulgasse. So hieß die jetzige obere Minoritenstraße zwischen Grabenstraße und Marktplatz damals. Die Schulgebäude hatten ihren Platz da, wo heute das Rathaus steht. Damals gab es nur Jungen- und Mädchenklassen. Aber als ich eingeschult wurde, war die Zahl der Jungen stärker als die der Mädchen, zu stark für eine einzige Jungenklasse. (Man sagte damals, nach einem Krieg kämen immer mehr Jungen als Mädchen zur Welt, und ich war ja drei Jahre nach Ende des Ersten Weltkrieges geboren worden.) Deshalb hatte die Schulleitung zuerst die letzten Knaben nach dem Alphabet zu uns in die Mädchenklasse gesteckt. Ich erinnere mich an die Namen Fritz Wingerath, Willi Suska, Arnold Stollenwerk und Otto Zündorf. Das war aber nur für kurze Zeit. Ich nehme an, dass die Eltern protestiert hatten. Aber genau weiß ich das nicht.

Die Mädchen des Entlassjahrganges 1925 der Katholischen Schule I mit ihren Lehrerinnen und Rektor Robert Müller. Zweite von rechts (stehend): Lucie Stöcker. In der zweiten Reihe (kniend bzw. sitzend) Vierte von links: Toni Iseke. Weitere Lehrerinnen auf dem Bild sind u.a. Gertrud Röttger, Elisabeth Singendonck und Maria Müllers

Als Hitler im Januar 1933 an die Macht kam, besuchte ich das fünfte Schuljahr. Da die meisten Lehrerinnen und Lehrer aber keine Nazis waren, merkten wir zuerst nicht viel davon. Erst später, als die Lehrerin Lucie Stöcker das 7./8. Schuljahr als Klassenlehrerin unterrichtete, ereignete sich etwas, das ich nie vergessen habe. Der zuständige Oberregierungsrat aus Düsseldorf hatte sich zur Revision angemeldet. Fräulein Stöcker war Präfektin der Jungfrauen-Kongregation, der auch die sogenannten Frohschar- und Jugendgruppen angehörten. Und manche von uns waren in einer dieser Gruppen und nicht im BDM (Bund Deutscher Mädel), der nationalsozialistisch geschult wurde. Meine Mutter hatte gesagt: „Da kommst du mir nicht rein!“ Fräulein Stöcker „probte“ vor der Revision einige Antworten. Eine Schülerin sollte z.B. sagen: „Ich bin Mitglied der katholischen Jugend, und da Doppelmitgliedschaft verboten ist, bin ich nicht im BDM.“ Das und anderes war wohl „Wasser auf die Mühle“ für den Regierungsrat, dessen Namen ich nicht mehr weiß. Im Unterricht fragte er dann nach den Mendelschen Gesetzen (es ging um erbgesunden Nachwuchs). Er fragte: „Was heißt sterilisieren?“ Traudchen Pützer antwortete: „Einkochen“, und Fräulein Stöcker sagte entschuldigend: „Die Kinder wissen noch nicht um die Geheimnisse des Lebens.“ Im Ganzen hatte ich damals als Dreizehnjährige bei dieser Revision ein unangenehmes Gefühl.

Kurze Zeit danach musste Lucie Stöcker die Oberklasse abgeben. Ich glaube, sie musste ins erste Schuljahr. Ich bekam zu meiner Freude die Lehrerin wieder, die mich in den ersten fünf Schuljahren unterrichtet hatte und die ich heute noch verehre, wegen ihres Deutschunterrichtes vor allem. Sie pflanzte in mir die Liebe zu Gedichten und zur Sprache ein. Es war Toni Iseke, Tochter des alten Gymnasiallehrers Anton Iseke, von dem in den „Heimatklängen“[1] viele Gedichte abgedruckt sind.Toni Iseke sagte im Alter einmal zu mir, als wir von Lucie Stöcker sprachen: „Da hat ihr der liebe Gott einen Brustkrebs geschickt.“ So konnte sie aus Gesundheitsgründen in Pension gehen, wenn auch damals noch sehr jung. Sie ist dann mit ihrer Schwester Nora, die den Haushalt führte, zu ihrem Bruder gezogen, der Pfarrer war. Auf einer Eifelfahrt, die ich im Sommer 1941 mit vier Freundinnen machte, haben wir sie in Bonn-Vilich im Pfarrhaus besucht.

Fräulein Iseke sollte dann dafür sorgen, dass wir alle in den BDM gingen. Sie musste die Eltern der Kinder, die nicht Mitglied waren, zur Schule kommen lassen und sagte zu meiner Mutter: „Vielleicht bekommt ihre Tochter eher eine Stelle, wenn sie im BDM ist.“ Es herrschte ja große Arbeitslosigkeit. Meine Mutter gab zur Antwort: „Meine Kinder bekommen auch ohne BDM eine Stelle.“ Fräulein Iseke darauf: „Frau Schorn, ich wünschte, wir hätten mehr

1) Von den katholischen Pfarreien Ratingen, Rahm, Mündelheim, Kaiserswerth, Hösel, Homberg, Großenbaum, Ehingen, Kalkum, Angermund und Lintorf im Ersten Weltkrieg herausgegebene Zeitschrift für die Soldaten an der Front. Schriftleiter war der Ratinger Gymnasiallehrer und Heimathistoriker Professor Arnold Dresen.

Anfang eines Schulaufsatzes Hanni Schorns vom 31. Mai 1935. Obwohl das Elternhaus und die meisten Lehrerinnen dem Nationalsozialismus kritisch gegenüberstanden, spiegeln die Aufsätze schon vom Thema her den Geist der Zeit wieder

Mütter wie Sie!“ Aber das durfte meine Mutter nur „hinter vorgehaltener Hand“ erzählen, sonst hätte auch Toni Iseke Schwierigkeiten bekommen.

Zuletzt waren von der ganzen Schule nur sieben Kinder nicht in der Hitler-Jugend. Während die am sogenannten „Staatsjugendtag“ samstags HJ-Dienst hatten, mussten wir sieben zur Schule gehen. Aber für mich war das immer sehr schön. Wir lasen aus Schriften über Hindenburg. Hitler wurde weitgehend ausgespart, und manchmal gab es einen Ausflug. Einmal hatte Fräulein Iseke in einer Bauerngaststätte in Homberg für alle ein Glas Milch bezahlt. Das war viel für uns, und ich habe es nie vergessen.

Nach der Schulentlassung Ostern 1936 durfte ich die Handelsschule besuchen. Meine älteste Schwester hatte die zweijährige Städtische Handelsschule in Düsseldorf besucht und trug mit ihrem guten Verdienst zum Unterhalt der großen Familie bei. Sie war elf Jahre älter als ich. Mich meldete meine Mutter an einer einjährigen Privatschule an, und zwar an einer katholischen Schule, die in der Nähe des Wehrhahns lag. Das war also kein weiter Schulweg für mich. Fräulein Therese Heiden, eine sehr tüchtige Diplom-Handelslehrerin, unterrichtete alle Fächer und gab auch einen sehr guten Steno- und Maschinenschreibunterricht, der mir mein ganzes Leben lang, auch im Studium, zugute gekommen ist.

Aber diese katholische Privatschule wurde im Laufe des Schuljahres aufgelöst, und unsere Klasse wurde als „Sonderlehrgang“ an der Städtischen Handelsschule zu Ende geführt.

Unsere Lehrerin Therese Heiden heiratete im Sommer 1936 den Diplom-Handelslehrer Peter Cremer. Viele von uns fuhren zur kirchlichen Trauung in der Antonius-Kirche in Düsseldorf-Oberkassel und standen Spalier, als das Brautpaar aus der Kirche kam. Und das Schönste war, dass Peter Cremer unsere Klasse bis Ostern 1937, dem Ende unserer Handelsschulzeit, geführt hat.

Mit der Wahl der Schule hatte meine Mutter eine glückliche Hand gehabt. Während eine Mitschülerin, welche die zweijährige Städtische Handelsschule besucht hatte, gleich anschließend das inzwischen eingeführte „Pflichtjahr“ im Haushalt ableisten und auch später zum Arbeitsdienst musste, arbeitete ich schon bei den Dürrwerken, und so blieb mir das erspart, von dem die meisten Mädchen, die ich kannte, nicht gerade begeistert waren. Lore Schmidt hat mir gestern noch ein „Lied davon gesungen“, wieviel sie arbeiten musste im Pflichtjahr, auch sonntags.

Ich hatte meine „Pflichtjahre“ zu Hause, musste 48 Wochenstunden bei Dürr arbeiten und hatte täglich einschließlich Samstag eine Stunde Weg zu Fuß bei einer Stunde Mittagspause, samstags nur eine halbe Stunde. Zu Hause musste ich putzen, waschen (dafür gab es mal einen „Hausarbeitstag“) und Hemden bügeln für den Vater und vier Brüder, bis drei von ihnen zu Militär- und Arbeitsdienst eingezogen wurden.

Hanni Schorn

Unsere Öffnungszeiten:
Mo.–Sa. 17.00–1.00 Uhr
Küche von 18.00–22.30 Uhr
An Sonn- und Feiertagen
sind wir ab 11.00 Uhr
durchgehend für Sie da.
Dienstag Ruhetag

Besuchen Sie unseren Wintergarten!
– Gesellschaften bis 60 Personen –

40885 Ratingen-Lintorf · Hülsenbergweg 10
Telefon 0 21 02 / 93 40 80

Heimat ist ein altes Wort

Heimat ist ein altes Wort:
Verwahr ich's oder werf ich's fort?

Ich war einmal in einem Land,
das hätt ich Heimat fast genannt.

Dort gibt's ein Tal, das nennt sich Glen,
dort hab ich Adler fliegen sehn.

Dort gibt's ein Flüßchen, Creuse genannt,
wo ich noch Krebs und Fische fand.

Doch leb ich hier in einer Stadt,
die hunderttausend Menschen hat.

Hier sieht man weder See noch Tal,
hier gibt's nur Steine, Glas und Stahl.

Doch vor der Stadt, man sieht es kaum,
liegt grünes Feld mit Strauch und Baum.

Heut hat ein Mensch dies Feld gekauft,
und morgen steht ein Hochhaus drauf.

So wird's auch meiner Heimat gehn,
so schwer mir's fällt, dies einzusehn.

Ich hab nur einen Wunsch im Sinn:
daß ich dann schon gestorben bin.

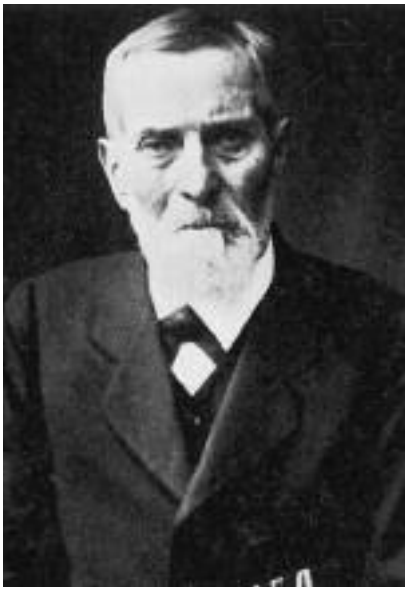
Tom Kannmacher, 1976

De aule Has

De aule Has wohr de Wellem Haselbeck[1] ut em Bosch.

He es jebore am 9. Juli 1842 on jestorve am 8. Mai 1932. He kohm immer be us em Kolonialwarelade am Düsbergerboum enkaupe. Et wohr ne kleene Mann, he jing immer am Stock, he had ne jriese Vollbaat on immer ne Droppe anne Nas. Als ech en kannte, hatte ken Frau mieh, die wohr du-et. He leften alleen in dem aule Burehus anne Brückeschütt, dat Hus steht schon lang nit mieh, dat stong am Breitscheider Weg, reits an der Eck, wo die Einfahrt nach Paas jing. Die Husdür wohr jrün anjestrieke, sie wohr ter Hälfte jedehlt, su konnt die ongere Hälfte toujemackt wede, die overe Hälfte konnt mer ope make tom Löfte (Lüften). Dat wor praktisch, su konnten ken Hönner, Katze on Höng enne Köch.

De aule Has wohr als sparsam, aver riek (reich) bekannt. All die Ländereie langes der Iserbahn anne Düsberger Stroot jehuden öm tou. He hatt ne jru-ede Jade völl Obstböm, Hönner on Ente. Wat he su tom Leve bruckten, kohm he bei us enkaupe. Ech entsenn mech noch ju-et an ne Kall med min Motter. Ech wohr och em Lade, aver mech hätt he nit beacht. Die Ladeschell klingelt, eren kömmt der aule Has, su wud he em Bosch jenannt.



Wilhelm Haselbeck
(1842 - 1932)

„Tach Lovies" (Meine Mutter hieß Louise.) „Tach Hasebeck, wat jöft et Judes?" „Dommesch dree Döskes Strickspöhn" (Streichhölzer). „Wat noch?" „E half Ponk Sault on e half Ponk Zucker." „Bruckt Ihr söß noch watt?" „Dommech noch e Schwattbru-et." „Noch watt?" „Nä, dat es et för hütt."

Die Motter rechnet: Dree Döskes Spöhn, nüng Penning, Sault, tien Penning, Zucker, twentich Penning, Bruet, viezich Penning, mäckt tesame 79 Penning. Do seit de aule Has: „Ech han dech Enteeier metjebreit, könne mer die domet verrechne?" Die Motter: „Enä, Hasebeck, die well ech nit, von den letzte Enteeier wohr eent fuhl, ech wollt Panneku-eke backe, donn die Eier en de Deech (Teig), do moßt ech de janze Krom fottschmiete, weil eh Ei fuhl wohr". Drop de aule Has: „Dat letzte Bru-et wohr schemmelich, dat konnt ech och nit eete". Die Motter: „Wie ault wohr dat Bru-et denn?" De Has: „Su dree Weeke." Die Motter: „Su lang verwahrt mer och ke Bru-et, dat mot jo schemmele". De aule Has: „Nömmsse die Eier oder nit?" Die Motter: „Jo, weil Ihr et sied".

Dann packte de aule Has die Eier ut. He hatt e bonkt Täschedu-ek, ru-et, met Blume dren, dat wohr tesame jeknött (jeknotet). He leit et op de Thiek, dodren wohren die Eier. „Ech han dech acht Stöck metjebreit." Die Motter: „Es ju-et, Hasebeck, et stemmt sue, dann woll mer hoffe, dat die Eier fresch sind." De aule Has: „Do kannze dech drop verlote, Schüss, Lovies." Die Motter: „Schüss Hasebeck, lott et öch ju-et jonn, bes e anger Mo-el."

Dat wohr die ju-ede aule Tied, en Lengtörp, em Bosch.

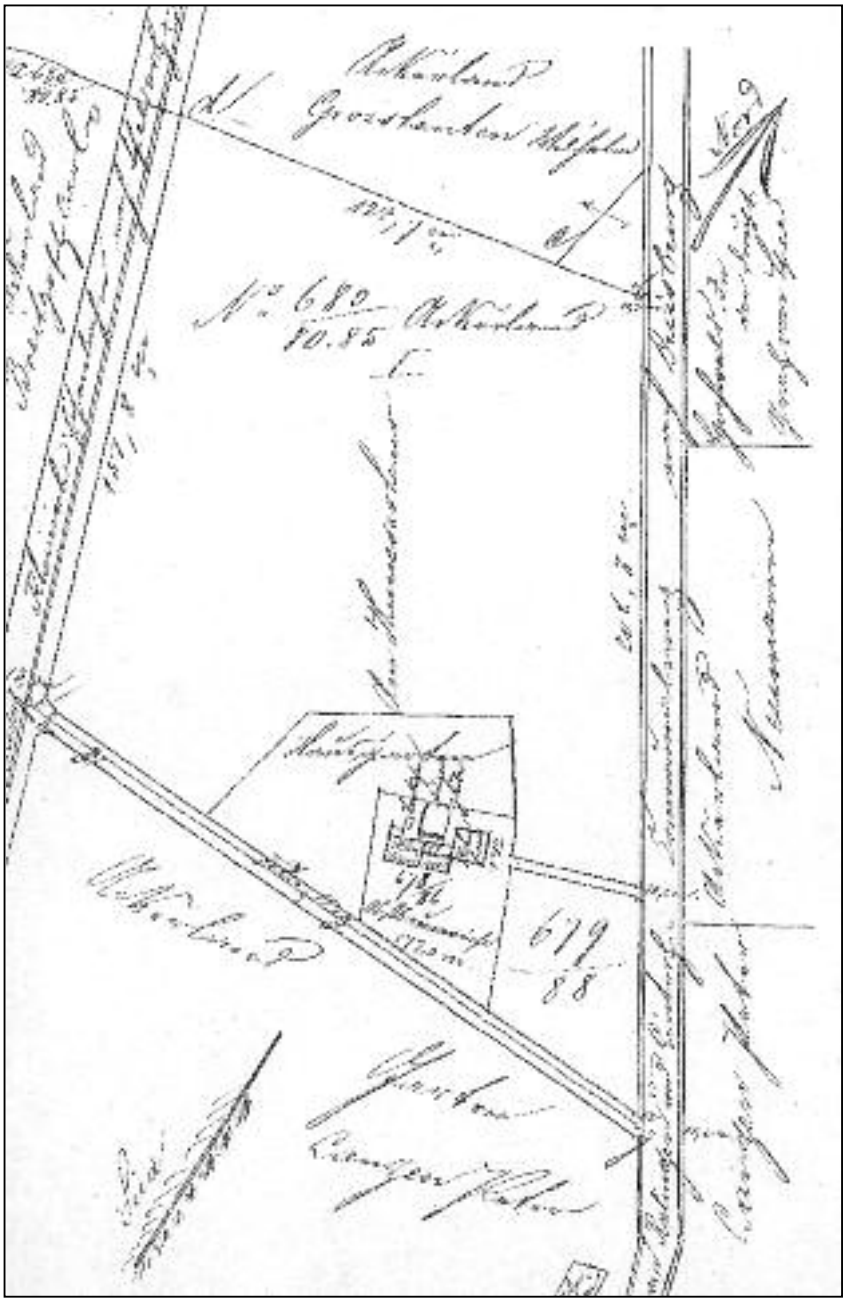
Maria Molitor

---

1) Siehe dazu auch „Die Quecke" Nr. 44 vom August 1974, S. 41/42

Das Thuneser Haus

Die Gaststätte „Lindenhof“ in Lintorf war vor 150 Jahren ein Bauernhaus. Es gehörte Carl Breitgoff und wurde „Thuneser Haus“ (am Thunes = am Thung = am Zaun) genannt. Im Jahre 1876 kaufte die Witwe Großhanten vom Winkelshäuschen das Thuneser Haus mit 10 Morgen Ackerland. Außer der Landwirtschaft betrieben die Großhantens noch eine Schankwirtschaft. 1875 heiratete Andreas Molitor die Tochter Gertrud Großhanten. Als die Witwe Großhanten 1889 verstarb, erwarb ihr Schwiegersohn, Andreas Molitor, das Winkelshäuschen und das Thuneser Haus. Er gab seinen Beruf als Schachtmeister auf, um nun mit seiner Familie das Winkelshäuschen zu bewohnen und zu bewirtschaften. Im Laufe der Jahre wurden ihm vierzehn Kinder geboren, und das Winkelshäuschen wurde zu eng. Um 1892 pachtete Andreas Molitor deshalb Haus Hülchrath mit 400 Morgen Acker- und Weideland. Dort waren Arbeit und Platz genug für die große Familie. Das Winkelshäuschen verkaufte Molitor an die Eisenbahn, es wurde von Bahnangestellten als Wohnung genutzt, die Ländereien behielt er.



Auszug aus einer alten Katasterkarte (Mitte 19. Jahrhundert)

Als 1918 der Erste Weltkrieg zu Ende ging, wurden deutsche Soldaten mit ihren Pferden in den Scheunen und Stallungen von Haus Hülchrath einquartiert. Durch die Unvorsichtigkeit der Soldaten entstand ein Großbrand, Scheunen und Stallungen wurden vernichtet, ein Weiterführen der Landwirtschaft war nicht mehr möglich, außerdem waren fast alle Kinder verheiratet und es fehlten Arbeitskräfte. Andreas Molitor kündigte den Pachtvertrag und verließ 1920 Haus Hülchrath. Mit seiner Frau, Sohn Mathias, Sohn Peter und Tochter Gertrud zog er auf seinen Hof „Thuneser Haus“. Dort betrieben nun die beiden Söhne und die Tochter die verkleinerte Landwirtschaft. Das Elternpaar Molitor setzte sich zur Ruhe und zog sich aufs Altenteil zurück. Sohn Peter heiratete bald Elisabeth Wolfgarten und zog auf Gut Wiehl nach Hofermühle. Eine junge Nichte, Sannchen Molitor, die Tochter von Wilhelm Molitor vom Schmalt, ging als 14-Jährige zum Thunes, um ihrer Tante Draut und Onkel Mattes, so wurden sie genannt, in Haus und Hof behilflich zu sein. Die Eltern, Andreas und Gertrud Molitor, verstarben kurz hintereinander im Jahre 1929. Anfang der dreißiger Jahre, als der Nördliche Zubringer (heute Autobahn) gebaut wurde und viele Angestellte und Arbeiter dort beschäftigt waren, eröffnete Mattes Molitor die „Gaststätte Molitor“ im Thuneser Haus. Die Konzession ging vom Winkelshäuschen nach dort über.

Neben der Gastwirtschaft blieb die Landwirtschaft bestehen. In dem ehemaligen Wohnzimmer entstand die gemütliche Gaststube. Im Nebenzimmer wurde ein Gesellschaftszimmer für Festlichkeiten eingerichtet. Dort stand noch lange das behäbige Ledersofa von Haus Hülchrath. Im Anbau war für damalige Verhältnisse eine mo-

Die Gaststätte Molitor Anfang der 1960er-Jahre

derne Küche, und in den Stallungen wurden die Toilettenanlagen angelegt. So entstand die „Gaststätte Molitor“. Vor dem Haus pflanzte Mattes eine Allee von Lindenbäumchen, daneben wurden rechts und links Gartenstühle und Tische aufgestellt. Links vor dem Haus stand noch die mit Weinlaub umrankte Laube, schön mit Tisch und Bank bestückt, eine richtige Liebeslaube, daneben eine runde zementierte Tanzfläche. Für Musik sorgte ein Plattenspieler mit Lautsprecher. Die Musik wurde oft so laut gestellt, dass man bei uns zu Hause, Ecke Duisburger Sraße / Breitscheider Weg, „Waldeslust, oh wie einsam schlägt die Brust“ hören konnte. Flugzeug- und Autolärm kannte man nicht.

Die frischen Erzeugnisse aus der Landwirtschaft wie eigener Schinken, Würste, Eier, selbst gebackener Stuten, selbstgebackene Tortenböden mit Kirschen aus dem eigenen Garten, frische Milch, eigene Kartoffeln für Kartoffelsalat, alles kam lecker und preiswert auf den Tisch. Was wollten die Dörfer und Büscher mehr? Eine große Schnitte Stuten mit Butter und zwei gekochte oder gebratene Eier kosteten 80 Pfennige, ein Schinkenschnittchen, reich belegt, mit Kartoffelsalat und Gürkchen 1,20 Mark, eine Portion Kaffee 80 Pfennige. Sonntags machten die Lintorfer einen Spaziergang zum Mattes. Durch den Wald kamen regelmäßig die Reiter aus Mülheim und kehrten dort ein. Auch Schulen und Vereine kamen oft. Wenn wieder Ansturm war, habe ich als junge Frau – wir wohnten in der Nähe – oft geholfen, die Gäste zu bedienen. Auch die Frau von Förster Haltmeier von nebenan hat oft ausgeholfen (das Haus von Dachdecker Munk war früher ein Forsthaus). Zum Vergnügen aller Gäste spazierte ein stolzer Pfau über den Hof und schlug sein Rad, prächtig anzusehen. Ein Bruder von Mattes, Kaspar, ist früh verstorben und hinterließ einen Sohn. Taufpate war Mattes. Das Kind wurde auf den Namen Mathias getauft und Matzi genannt. Auch die Mutter von Matzi verstarb früh, und Matzi war Vollwaise. Mattes holte das Kind zu sich auf den Thunes und hielt es wie ein eigenes Kind. Es besuchte die Büscher Schule und später die Landwirtschaftsschule in Ratingen. Im Dritten Reich war ein Hof ab einer bestimmten Größe ein Erbhof. Der Thunes war ein Erbhof, und Matzi sollte der Erbhofbauer werden.

Vom Zweiten Weltkrieg war auch Lintorf früh betroffen. Im Sommer 1940 fielen an den Banden die ersten Bomben, und es waren die ersten Toten zu beklagen. Die Zeiten waren unsicher, alle mussten Tag und Nacht um Leben, Haus und Habe bangen. Mattes besaß eine Milchkanne voller Fünfmark-Silberstücke. Verlor die Mark auch ihren Wert, das Silber verlor den Wert nicht. Eines Tages vergrub Mattes die Kanne voller Geld auf seinem Grundstück. Die genaue Stelle behielt er für sich, er teilte sie auch nicht seiner Schwester Draut mit. 1941 wurde auch Matzi eingezogen und fiel 1942 in Russland. Das war ein harter Schlag für Mattes und seine Schwester Draut, sie liebten Matzi wie ein eigenes Kind. Im Laufe der Jahre 1942 – 1943 fielen auch seine drei Neffen Franz, Heinrich und Fritz in Russland: Franz Molitor am 28.6.1942, Heinrich Molitor am 14.4.1943 und Fritz Molitor am 16.8.1943. Das war zuviel für den guten Mattes. Am 28.8.1943 verschied er an einem Herzinfarkt. „Plötzlich und unerwartet, aber wohl vorbereitet durch einen christlichen Lebenswandel im Alter von 63 Jahren“, so stand auf dem Totenzettel.

Seiner Schwester Draut stand die Nichte Sannchen zur Seite, sie war eine tatkräftige und treue Hilfe. Die beiden Frauen machten die schrecklichen Kriegsjahre und Bombenangriffe mit, als Hilfe in der Landwirtschaft hatten sie einen französischen Kriegsgefangenen. Als der Krieg zu Ende war, kamen die Überfälle durch die Russen aus dem Lager an der Rehhecke. Die beiden Frauen wurden mehrfach ausgeraubt, sie versteckten sich im Gebüsch und bei Nachbarn, sind aber mit dem Leben davongekommen und vor Bombenschäden bewahrt geblieben. Als das normale Leben wieder eingekehrt war, begann die Suche nach dem vergrabenen Schatz. Die Suche hatte sich gelohnt, in einem Schuppen, unter Holzbalken versteckt, fand man die Kanne mit dem Silbergeld. Was tun mit dem Geld? Draut war

Mathias Molitor (1881 - 1943)

dankbar, dass sie den Krieg überstanden hatte, dass Haus und Hof erhalten geblieben waren. Sie stiftete das Silbergeld der St. Anna-Kirche. Dechant Veiders ließ davon die Türen für den Tabernakel anfertigen. Auf der Tabernakeltür steht eingraviert: „Stehe auf und iss, du hast noch einen weiten Weg.“ Die Spende wäre ganz im Sinne von Mattes gewesen, er war ein gläubiger Christ.

Bald kehrte wieder Leben in das Thuneser Haus ein. Sannchen heiratete 1949 den Metzger und Gastwirtssohn Willi Becker. Nun war wieder ein Mann im Haus, worüber beide Frauen froh waren. Mit Willi und Sannchen erlebte die Gaststätte Molitor wieder einen Aufschwung. Mit der Gastwirtschaft, der Landwirtschaft und Willi als gefragtem Metzger bei Hausschlachtungen waren beide vollauf beschäftigt. Im Jahre 1950 wurde das Töchterchen Gertrud geboren, das war die Krönung ihres Glücks. Willi Becker war ein fortschrittlicher Mann. Anfang der fünfziger Jahre, als noch viele Lintorfer keinen Fernseher hatten, stellte er im Gesellschaftszimmer einen großen Fernseher auf. Damit alle Gäste ein gutes Blickfeld hatten, wurden in einer Ecke zwei Tische aufeinander gestellt, und darauf thronte der Fernseher. Das war wieder ein Grund für viele Lintorfer dorthin zu gehen. Als Wirtssohn wusste Becker, dass er auch für das leibliche Wohl seiner Gäste etwas tun musste, um die Gäste in den entferntesten Winkel Lintorfs zu locken. Die Esswelle nach dem Krieg dauerte bis in die fünfziger Jahre. Da war ein gegrilltes Hähnchen mit Pommes frites noch ein Leckerbissen. In bester Qualität kostete eine große Portion drei Mark. Von Nah und Fern strömten die Gäste herbei. Das wirkte sich auch auf den Verbrauch von Getränken aus, der Laden lief.

Von rechts nach links: Sannchen Becker, Willi Becker, Maria Molitor, Willi Molitor, Frau Haltmaier (Aufnahme aus dem Jahr 1980)

Die Tante Draut verstarb im Jahre 1955. Willi und Sannchen Becker hatten nun die Gelegenheit, den Thunes zu erwerben. Mit Fleiß und Geschäftssinn wurde der Gaststättenbetrieb ausgebaut. Die Landwirtschaft, die nicht mehr einträglich war, wurde abgeschafft. Im Jahre 1962 bauten sie den geräumigen und gemütlichen Speiseraum an und modernisierten die Gaststube. 1970 übergab Willi Becker den Betrieb an seine Tochter Gertrud. Da die Lindenbäumchen mittlerweile zu prächtigen Bäumen herangewachsen waren, wurde die Gaststätte Molitor ab dem Jahre 1970 „Lindenhof“ genannt. Willi und Sannchen Becker verlebten nun schöne und geruhsame Jahre. Sie wohnten in ihrem neu erbauten Haus, reisten durch die große Verwandtschaft und empfingen gerne Besuch, den sie mit Speis und Trank verwöhnten. Nun hatten sie endlich Zeit für sich selbst. Willi Becker verstarb im Jahre 1983. Tochter Gertrud führte den Betrieb bis 1987 weiter. Seit 1987 wird der Lindenhof von der Familie Zaunig geführt und ist als gut und preiswert bekannt. Besonders gerne werden dort Familienfeste gefeiert. Im Sommer sitzt es sich herrlich in den Gartenanlagen.

Sannchen Becker wurde am 15. Juni 2006 94 Jahre alt.

Alles Gute für die Zukunft des Lindenhofes!

Maria Molitor

Die Vorfahren der Lintorfer Familien Frohnhoff

Eine Ergänzung zu dem Aufsatz in der Quecke Nr. 75 (2005) S. 115

In dem oben genannten Aufsatz schreibt Manfred Buer, dass die heutigen Mitglieder der Familie Frohnhoff in Lintorf wahrscheinlich von zwei Trägern des Namens abstammen, die Ende des 18. Jahrhunderts unabhängig voneinander nach Lintorf kamen. Es handelt sich um den Tagelöhner Adolf Frohnhoff, der mit Maria Schorn verheiratet war. Der zweite Frohnhoff ist Johann Peter Frohnhoff, der 1792 Anna Catharina Claßen aus Lintorf geheiratet hat. Bei seiner Heirat und bei seinem Sterbeeintrag in die Zivilstandsregister wird gesagt, dass er aus Rath stammt.

Auf eine Anfrage nach seinem Geburtsdatum bei dem zur damaligen Zeit zuständigen Pfarramt in Rath, „Maria unter dem Kreuz“, erhielt die Familie Frohnhoff eine falsche Auskunft. Die Kirchenbücher mit ihren Eintragungen zu den Taufen, Heiraten und Sterbefällen von Rath ab 1689 sind wohl vorhanden, zwar nicht im Pfarrarchiv in Rath selbst, sondern im Personenstandsarchiv in Brühl, und eine Kopie davon liegt im Stadtarchiv Düsseldorf.

Alfred Strahl hat die Angaben dieses Kirchenbuchs abgeschrieben und zu einem Familienbuch zusammengestellt, in dem die Familien mit allen Angaben zu den Taufen, Heiraten und Todesfällen, alphabetisch geordnet, zusammengefasst sind. Das hat er im Übrigen für alle Düsseldorfer Pfarreien getan. Nach diesen Familienbüchern habe ich nun weiter nach der Familie Frohnhoff geforscht und Folgendes zu den beiden nach Lintorf gezogenen Familien herausgefunden:

Adolf Frohnhoff
∞ Maria Schorn

Er wurde am 25.2.1793 unter dem Namen Johann Adolf Balthasar in Kalkum getauft[1]. Seine Mutter ist Gertrud Frohnhoff, der Vater ist unbekannt. Gertrud Frohnhoff war zu diesem Zeitpunkt Witwe und hatte bereits zwei Kinder aus ihrer Ehe. Pate bei der Taufe ist Johann Balthasar Frohnhoff. Er ist ein Sohn von Peter Frohnhoff und Catharina Schmitz. Da im Allgemeinen Eltern, Geschwister und nahe Verwandte bei den neugeborenen Kindern die Patenschaft übernahmen, sind damit die Eltern der Gertrud bekannt. Es ist das oben genannte Ehepaar Peter Frohnhoff/Catharina Schmitz. Gertrud Frohnhoff wurde am 21.10.1755 in Kalkum getauft. Ihre Eltern haben in Rath am 27.4.1752 geheiratet. Peter wiederum ist als Sohn von Jacob Frohnhoff und Catharina Müller am 24.10.1730 in Kalkum getauft worden. Jacob Frohnhoffs Eltern sind Johann Frohnhoff und Christine Schlaven, er selbst wurde am 1.1.1702 in Rath getauft. Seine Eltern lassen sich nicht weiter zurückverfolgen, da die Kirchenbücher nur bis 1689 reichen.

Johann Peter Frohnhoff ∞
Anna Catharina Claßen:

Von ihm wird bei seinem Sterbeeintrag am 18.4.1828 in Lintorf gesagt, dass er aus Rath stammt und 62 Jahre alt ist. Der einzige Johann Peter, der für diese Zeit in Frage kommt, ist der am 12.1.1763 in Rath geborene Sohn des „Lignarius[2] aus Lichtenbroich“ Wilhelm Frohnhoff und der Agnes Arschau. Sein Alter stimmt nicht genau mit den Angaben im Zivilstandsregister überein (er ist bei seinem Tod 65 Jahre alt), aber das ist nicht weiter verwunderlich, da man früher meist nicht genau über sein Alter Bescheid wusste. Außerdem stammten die Angaben zum Alter in den Zivilstandsregistern meist von Nachbarn oder Verwandten, die noch viel weniger über das genaue Alter informiert waren. Die Eltern von Johann Peter haben in Wittlaer am 17.6.1756 geheiratet. Trauzeuge ist u. a. ein Peter Frohnhoff. Die Mutter Agnes Arschau ist die am 7.3.1732 in Heerdt geborene Tochter von Gerhard Arschau und Anna Catharina Broichhof.

Der Vater Wilhelm Frohnhoff ist der am 2.2.1740 in Rath geborene Sohn von Tilmann Frohnhoff und Susanne Apollonia Walthausen, die am 24.10.1736 in Kalkum geheiratet haben. Wilhelm Frohnhoff war dann bei seiner Heirat 16 Jahre alt, und seine Braut war acht Jahre älter als er. Dass er wirklich der Sohn des Ehepaares Frohnhoff/Walthausen ist, beweist der Trauzeuge bei seiner Eheschließung, Peter Frohnhoff, er ist ein Vetter von Wilhelm. Außerdem stammt Catharina Elisabeth Walthausen, die Patin bei Wilhelms drittem Kind, aus der Familie seiner Mutter, sie ist vermutlich die am 24.2.1716 in Derendorf geborene Schwester der Susanne Apollonia Walthausen.

Der Vater Tilmann Frohnhoff selbst wird am 14.9.1704 in Kalkum als Sohn von Johann Frohnhoff und Catharina Schlaven geboren, er ist damit ein Bruder von Jacob Frohnhoff, dem Großvater des oben behandelten Adolf. Die beiden nach Lintorf gezogenen Namensträger Frohnhoff haben also dieselben Urgroßeltern. Vermutlich wussten sie auch von ihrer Verwandtschaft.

Johann Frohnhoff, der erste fassbare Namensträger in Rath, könnte am 11.9.1667 in Kaiserswerth als Sohn von Friedrich Frohnhoff und Margarete Hommerich geboren sein. Die Paten der Kinder von Johann Frohnhof/Catharina Schlaven geben allerdings keinen Hinweis auf eine Verwandtschaft mit der Familie in Kaiserswerth, daher ist Johanns Herkunft von dort nicht eindeutig zu beweisen.

Ein Indiz dafür, dass die Familie ursprünglich aus Kaiserswerth kommt, bietet auch die Geburt eines Tilmann Frohnhoff/Frohnhauff 1625 in Kaiserswerth. Da die Rufnamen durch die Paten (der Täufling erhielt den Vornamen seines Paten) weitergegeben wurden, und der relativ seltene Vorname Tilmann später wieder bei der Familie Frohnhoff auftauchte, ist diese Möglichkeit gegeben. (Bei der Taufe von Tilmann Frohnhoff 1704 ist auch ein Tilmann Frohnhoff Pate).

Die Familie von Susanne Apollonia Walthausen, Tilmann Frohnhoffs Frau, bietet noch eine Über-

1) nicht 1795, wie in dem Aufsatz angegeben

2) lignarius = Zimmermann

raschung. Diese wird am 14.10.1708 in Derendorf als Tochter von Conrad Walthausen und Maria Geretz/Geraths geboren. Der Vater Conrad ist der am 5.12.1683 in Düsseldorf, St. Lambertus, getaufte Sohn vom Pächter des Geisterhofs in Golzheim, Martin Walthausen, und seiner Frau Gertrud Kels. Die Familie Kels ist eine alteingesessene, berühmte Düsseldorfer Familie, von der viele Düsseldorfer abstammen, u.a. der Heimatschriftsteller Jupp Silvester Kels, der mit 96 Jahren Anfang 2006 gestorben ist. Die Vorfahren sind Pächter von Golzheimer Höfen und lassen sich bis ca. 1590 nachweisen.

Monika Degenhard

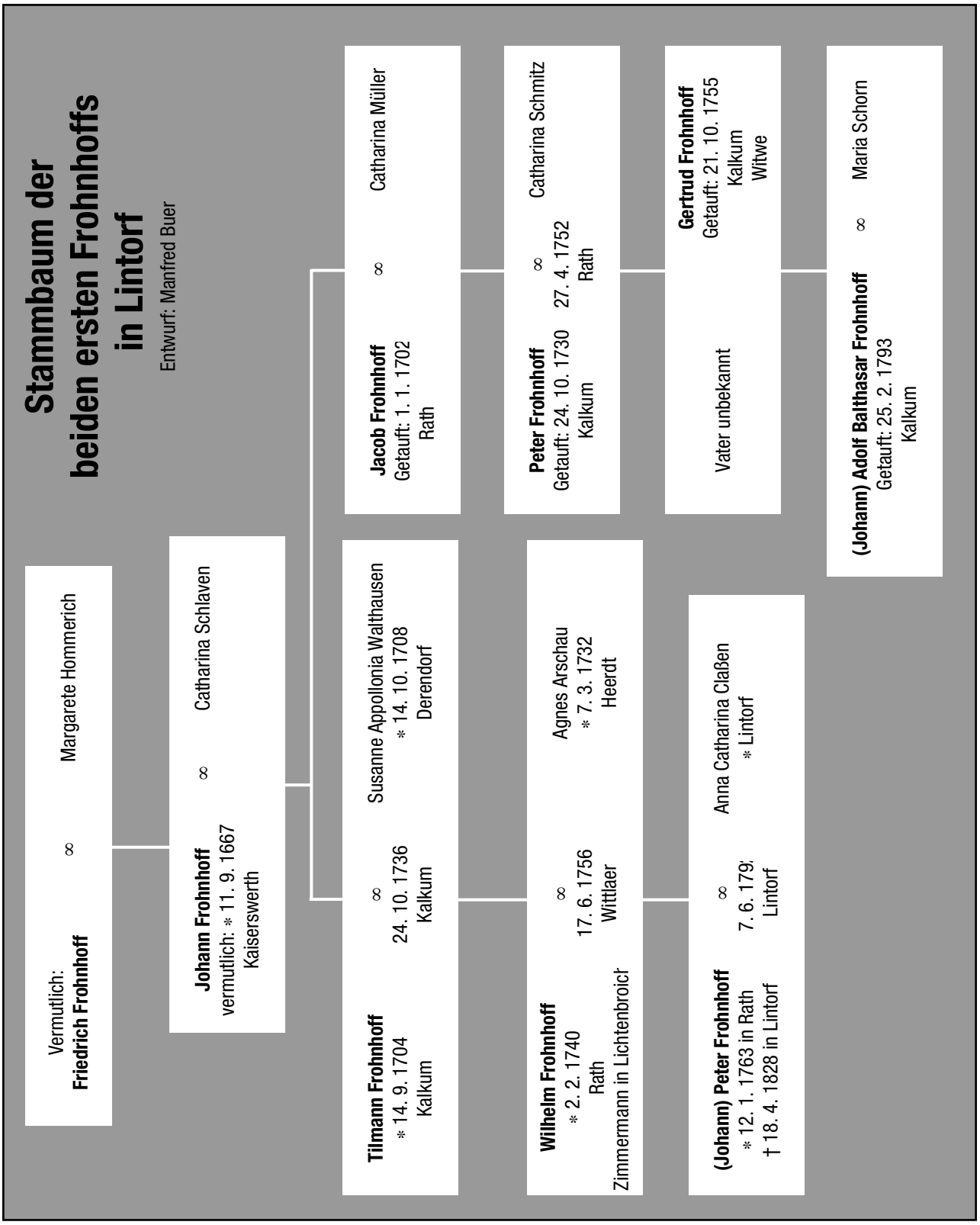
Quellen:

Die Kirchenbücher von Rath, Kalkum, Kaiserswerth und Derendorf im Stadtarchiv Düsseldorf

Alfred Strahl: Düsseldorfer Trauregister, Bd. 2: Derendorf. Düsseldorf 2005

Alfred Strahl: Düsseldorfer Trauregister, Bd. 1, Teil 1: Angermund, Kalkum, Rath. Düsseldorf 2001

Alfred Strahl: Düsseldorfer Trauregister. Bd. 1, Teil 2: Kaiserswerth und Wittlaer. Düsseldorf 2003



Von Lintorfer Christen, ihren Pfarrern und Kirchen

Unsere Heimat Lintorf entstand aus einer Streusiedlung an den Ufern des Dickelbaches und der umliegenden Wälder. Die Bewohner lebten von und mit der Natur. Das war gar nicht so einfach, da der Boden karg und sandig war. Und sie werden, wie alle Naturvölker, ihre Götter und Geister gehabt haben.

In Urkunden aus den Jahren 1052 und 1193 wurde Lintorf erstmals erwähnt. In der Urkunde von 1193 ist zu lesen, dass Lintorf bereits zu Zeiten des Königs Pippin (König von 751-768) bestand.

Wer wann die Handvoll Lintorfer christianisiert hat, wissen wir nicht. In unserer Gegend wirkte der hl. Suitbertus in Kaiserswerth, dem man der Sage nach in Ratingen so übel mitspielte (Dumeklemmer). Er starb allerdings schon 713. In Werden war es der hl. Ludgerus, der den Menschen Ende des 8. Jahrhunderts von Jesus erzählte.

Jedenfalls hatten die Lintorfer schon früh eine eigene Kirche. Sie wurde nach Meinung von Experten gegen Ende des 11. Jahrhunderts errichtet. Der Turm dieser Kirche trotzte allen Stürmen, Überfällen und Kriegen, bis er Ende 1876 der neuen St. Anna-Kirche weichen musste. Wann das ursprüngliche Langschiff durch ein neues, größeres ersetzt wurde, ist auch unbekannt. Das angebaute Chörchen stammte wohl aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts.

Was wir über die alte Kirche, über das frühe Lintorf, seine Pfarrer und Gläubigen wissen, verdanken wir zum großen Teil dem Pfarrer Bernhard Schmitz. Er hatte seine umfangreichen Studien in einer Festschrift anlässlich der Benediktion (Einweihung) der heutigen St. Anna-Kirche veröffentlicht. Er wurde so zum ersten Geschichtsforscher unserer Heimat.

Die evangelische Kirchengeschichte beschrieb wesentlich später der protestantische Amtsbruder von Pfarrer Schmitz, Pfarrer Wilfried Bever, in seinem Buch: „Die Geschichte der evangelischen Kirchengemeinde Lintorf“, sowie in zahlreichen Quecke-Beiträgen.

So lebten dann die alten Lintorfer in ihren kleinen Kotten mit ihren Nachbarn und ihrem Vieh friedlich beieinander, kämpften mit den Naturgewalten, dem kargen Boden und manchmal auch mit kriegerischen und räuberischen Horden.

Wenn sich so wenige arme Menschen eine Kirche bauen, kann man wohl davon ausgehen, dass es gläubige und fromme Leute waren. Kirchenrechtlich gehörten sie zu Ratingen. Und von dort kam auch der Seelsorger. Das änderte sich in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts. Damals wurde St. Anna selbstständig. Der Pfarrer hieß Johannes Rover. Nun möchte ich Sie nicht mit den Namen aller bekannten Seelsorger langweilen. Ich beschränke mich auf die, die eine besondere Bedeutung für unsere Heimat hatten. Und auch die der jüngeren Geschichte werde ich Ihnen vorstellen.

Pietà, Eichenholz
15. Jahrhundert

Die alte romanische St. Anna-Kirche, niedergerissen im Winter 1876/77

Die Kirche war einfach, aber nicht ohne Schmuck. Zu den ältesten Schätzen gehörte wohl schon die aus Eichenholz geschnitzte Pietà. Sie finden sie heute unter dem Turm auf der linken Seite, geschützt durch ein schmiedeeisernes Gitter. Zu den alten Kirchenschätzen gehören auch die Madonna mit der Traube, die Madonna mit Krone, sowie die Gottesmutter mit ihrem Sohn auf dem Arm. Auch ein Bild der hl. Anna, der Schutzpatronin der Kirche, war vorhanden. Erwähnt wird es erstmals 1655, als eine kleine Reparatur an ihm vorgenommen werden musste. In einer Rechnung von 1633 ist von der Renovierung diverser Gemälde die Rede. Von einer vorhandenen Orgel erfahren wir erst 1744 etwas durch einen Eintrag über Kosten für eine Neustimmung durch den Ratinger Orgelbauer Weidtman.

Die Inschrift auf der alten Kirchenglocke von 1484 lautet:
„Ich ere gode in minem schalle, o maria bidde vor uns alle“

Eine Glocke gab es auch. Sie wurde 1484 gegossen und ist somit 14 Jahre älter als die sagenumwobene Ratinger Märch.

Glocken hatten damals eine andere Bedeutung als heute. Ihr Klang begleitete das Leben der Bauern und Bürger durch ihr ganzes Leben. Und es waren nicht nur kirchliche Dinge, die sie erklingen ließen. Sie verkündeten Freude und Trauer, warnten vor Gefahren, Unruhen und Überfällen. Sie riefen die Menschen zusammen oder ermahnten zum Gebet. Sie kündeten von solch weltlichen Dingen wie Nachwuchs, Heirat oder Tod eines fernen Adeligen, der wohl nie erfahren hatte, dass ein Lintorf überhaupt existierte. Und hier läuteten die Glocken gleich für mehrere Tage, d.h., dass der Küster tagelang am Glockenseil ziehen musste.

Diese älteste Lintorfer Glocke hat alle Wirren der Heimatgeschichte überstanden. Sie erklingt noch heute in St. Anna. Ihren jüngeren Schwestern ist es wesentlich schlechter ergangen. Wann sie zuerst in St. Anna erschallten, wissen wir nicht. Wir erfahren erst viel später von ihnen. Unter dem Jahr 1627 ist vermerkt, dass für die mittlere Glocke eine neue „Kap“ angefertigt werden musste. 1640 und 1642 ist noch von einer kleineren Glocke die Rede. 1764 wurde von einem Neuguss einer zersprungenen Glocke berichtet.

Eine Kirchturmuhr gab es auch. Auch von ihr erfahren wir erst durch Reparaturrechnungen.

Der erste Eintrag stammt von 1602. Dass diese Uhr eine große Bedeutung für die Lintorfer hatte, davon können wir ausgehen. Damals spielte zwar die Zeit nicht so eine große Rolle wie heute, aber eine eigene Languhr konnten sich wohl die wenigsten Bewohner leisten. Eintragungen in Rechnungsbüchern zeigen, dass die Turmuhr laufend repariert werden musste. Der Lintorfer Schuhmacher Johann Hamacher, geboren 1865, berichtet in einem Zeitungsartikel, dass in seiner Jugend die Uhr stillgelegt wurde, weil sie sehr unregelmäßig lief und häufig ausfiel. Es wurden die Zifferblätter abmontiert. Das Uhrwerk blieb aber bis zum Abriss der Kirche 1876/77 im Turm.

So lebten denn die alten Lintorfer in Frieden und Eintracht miteinander in ihrem kleinen Dorf mitten im Wald im Einklang mit Gott und der Natur, bis sie von einer neuen Lehre hörten.

1517 geißelte Martin Luther einige ausgeuferte Missstände in der Kirche. Er verfasste 95 Thesen und veröffentlichte sie in Wittenberg an der Schlosskirche. Wann diese neue Lehre in Lintorf publik wurde, wissen wir wieder nicht. Jedenfalls gibt es 1584 einen ersten Nachweis von Lintorfer Reformierten. 1624 wird von 32 Familien berichtet, die sich zum Protestantismus bekannten. Sie waren wohl sehr rabiat, denn schon 1628 verjagten sie den angestammten katholischen Seelsorger aus St. Anna und besetzten die Kirche. Pfarrer Bernhard Schmitz berichtet, dass dieser erst 1631, also nach drei Jahren, wieder in seine Kirche zurückkehren konnte.

Dass sich die beiden Glaubensgruppen nicht sonderlich grün waren, kann man hieraus unschwer folgern. Die Spannungen müssen wohl so groß geworden sein, dass es der kleinen Dorfgemeinschaft nicht gut tat. Das haben sicher auch einige besonnene Leute eingesehen. So kam es 1662 zum so genannten Lintorfer Religionsfrieden. In ihm verpflichteten sich die beiden Gruppen neben vielen praktischen Regelungen auch zum anständigen Umgang miteinander. Die Vereinbarungen beinhalten:

Beide Konfessionen einigen sich, nur eine „Weissfrau“ (Hebamme) zu halten.

Die Reformierten dürfen mit Bewilligung des katholischen Pfarrers und gegen Bezahlung der Gebühren ihre Kinder aus dem Kirchspiel zur Taufe tragen. Pfarrer und Küster müssen geladen werden.

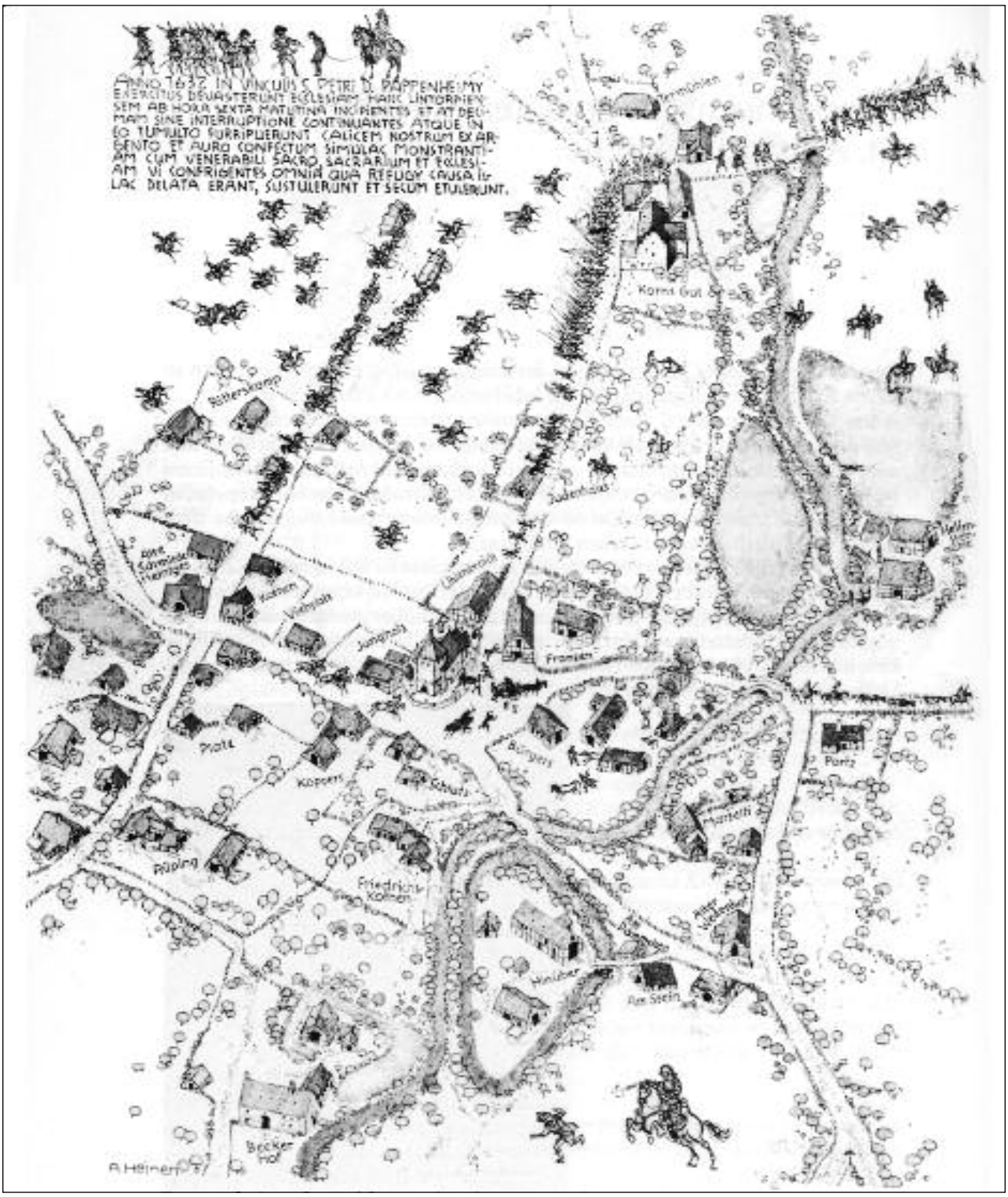
Die Testamente und Heiligbriefe der Reformierten sollen von dem Kirchspiel-Pastor geschrieben werden.

Dem Kirchspielpastor gebühren bei der Verkündigung reformierter Eheleute ein halber Reichstaler und zwei Hühner, dem Küster ein halber Schilling. Die Kranken dürfen ihren Trost suchen, bei wem sie wollen. Es durfte aber auch jederzeit ein Prädikant gerufen werden.

Stirbt ein Kirchspieleinwohner, so wird alsbald geläutet. Die Reformierten können bestimmen, ob nach dem Verscheiden oder beim Begräbnis ihrer Angehörigen geläutet werden soll.

Die Bestimmung, wonach die Protestanten beim Begräbnis zum Opfer gehen und eine Gabe in die Armenkiste werfen, „soll fürderhin nicht gehalten werden“. Der Küster erhält keine Entschädigung, wenn die Reformierten das Läuten selbst ausführen lassen.

Dem Pastor gebühren ein halber Reichstaler und dem Küster ein Schilling, wenn ein Katholik oder



Pappenheimische Soldaten plündern Lintorf im Jahre 1632. Zeichnung: Anton Heinen

ein Reformierter außerhalb des Kirchspiels begraben wird.

Die alten Gebräuche, was Nachbarrechte anbetrifft, sollen auch in Kirchensachen gehalten werden.

Niemand soll einen Fremdling in seiner Wohnung aufnehmen, es sei denn, dass er Zeugnis habe von dessen Ehrlichkeit. Da hierüber eine besondere Polizeiordnung ergangen war, wurde anders bestimmt. Ankommende Fremde, gleich welcher Religion, mussten sich nach den Bestimmungen richten.

In der Einhaltung der Sonn- und Feiertrage, der Freitage und Samstage, für Tanzen und Spielen auf den Hochzeiten und Kirchmessen war die Ordre der Kirche und des allergnädigsten Landesfürsten maßgebend.

Der Kontrakt betont, dass einer mit dem anderen in Frieden und Einigkeit ohne Gefährden, Schelten, Belachen, ohne Ärgernis und Feindschaft leben solle.

Die Lintorfer hatten wohl eingesehen, dass es an der Zeit war Frieden zu schließen. Sie hatten eine lange, schwere Zeit hinter sich. Pfarrer Schmitz schrieb von der großen Not der Bewohner durch

Was können Sie tun, um sich und Ihre Familie finanziell abzusichern?

Es ist kein angenehmes Thema und dennoch sollten Sie sich damit auseinander setzen: Falls Ihnen oder Ihrem Partner etwas zustößt, sollte nicht auch noch eine finanzielle Notlage folgen. Wenn dieser Fall eintritt, muss Ihre Familie abgesichert sein. Daher ist es wichtig, jetzt vorzusorgen. Denn eine Familie braucht in jeder Situation Sicherheit. Mithilfe unserer Personal Banking Beratung legen wir mit Ihnen gemeinsam die notwendigen Maßnahmen fest.

Deutsche Bank

Privat- und Geschäftskunden AG
Investment & FinanzCenter

Speestraße 16 · 40885 Ratingen
Telefon (0 21 02) 93 00-0

Plünderungen und Überfälle durch kriegerische Gruppen. So ist unter 1595 vermerkt, dass hispanische Kriegsvölker, also Gruppen aus Spanien und Portugal, alles Blei vom Kirchenchor abgebrochen und das Kirchendach demoliert hatten. Sie gossen aus dem Blei Kugeln für ihre Büchsen.

1618 begann der 30-jährige Krieg. Unsere Heimat und die Kirche blieben hiervon nicht verschont.

Die kriegsführenden Gruppen nahmen sich von der Bevölkerung, was sie brauchten. Da diese selbst nur das Nötigste besaß, litt sie große Not. Um gewappnet zu sein, wurden ständig mutige Männer ausgesandt, um auszukundschaften, wo die Horden waren. Sie erhielten dafür aus der Kirchenkasse eine Entschädigung. Ausrichten konnten die Lintorfer gegen die Eindringlinge natürlich nichts. Aber sie konnten sich und ihre wichtigsten Habseligkeiten und Kirchenschätze in Sicherheit bringen. Das gelang jedoch nicht immer. 1632 plünderten Pappenheimsche Soldaten die Kirche von 6 Uhr morgens bis um 10 Uhr. „Sie verwüsteten die Kirche und nahmen alles mit“, schreibt Pfarrer Schmitz.

1641 räuberten die Hatzfeldschen den Piepers- und den Schelenkamp aus und verwüsteten sie.

Die Schäden waren so groß, dass beide Kotten bis 1645 nicht mehr bewirtschaftet werden konnten.

Auf dem Gelände des Pieperskampes steht heute St. Johannes.

In den Jahren 1644 und 1645 konnten die Äcker nicht bewirtschaftet werden, da die Lintorfer Männer wegen der unaufhörlichen Zwangsrekrutierung ihr Dorf verlassen mussten. Und die erste Ernte im Folgejahr wurde sofort wieder von brandenburgischen Kriegern requiriert. Erst 1648 kehrte mit dem Ende des Krieges wieder etwas Ruhe ein.

Lesen, schreiben und rechnen lernten die Kinder nicht zusammen. Hier gab es schon von Anfang an eine Trennung von evangelisch und katholisch. Die Anfänge der evangelischen Schule gehen auf 1640 zurück. Die Jugendlichen wurden in einem Gebäude Am Graben unterrichtet. Es stand da, wo heute die Eduard-Dietrich-Schule steht.

Die alte Dorfstraße. Hinten links das damals noch verputzte Hamacher-Haus, die erste katholische Dorfschule.
In der Bildmitte das Lehrerhaus der neuen Schule Am Heintges

Erste Berichte über das katholische Gegenstück finden wir unter dem Datum 1707. Hier sorgten die jeweiligen Küster für die Bildung der Kinder.

Der Schulbesuch der Schüler war saisonbedingt. So besuchten weitaus die meisten nur im Winter den Unterricht, da sie in der anderen Zeit für die Feldarbeit gebraucht wurden.

Damals gab es noch keine Pisa-Studien. Aber den Bildungsstand kann man z.B. daran erkennen, dass von 150 Familienvorständen 1829 noch 47 mit einem Kreuzchen unterschrieben, also nicht einmal ihren Namen schreiben konnten.

Der Schulbesuch war nicht umsonst. Die Lehrer bzw. Küster wurden von den Eltern bezahlt, oft auch mit Naturalien.

Das erste uns bekannte Schulhaus der Katholiken war das den meisten von uns noch bekannte Hamacher-Haus. Hier wohnte damals auch der Lehrer.

1688 erwarb die reformierte Gemeinde von dem Linneper Freiherrn Vincent von Isselstein das Friedrichshäuschen, den heutigen Friedrichskothen. Hier baute sie 1691 ein Schulhaus, und zwar den zweigeschossigen Mitteltrakt, der heute noch steht. Im Obergeschoss richtete sie einen Betsaal ein. Dieser war nur über eine Falltreppe zu erreichen und so niedrig, dass man kaum aufrecht darin stehen konnte. Damit der Pfarrer sich nicht immer den Kopf an den Deckenbalken stieß, sägten sie an der entsprechenden Stelle ein Stück aus diesem heraus. Die Stelle ist heute noch zu sehen. Dieser

Der Friedrichskothen zur Zeit des Ersten Weltkriegs mit angebauten Plumpsklos

Betsaal musste später oft bis zu 100 Lintorfer aufnehmen. Die Zustände müssen katastrophal gewesen sein.

Ihre Toten begruben beide Konfessionen auf dem Friedhof, der die alte St. Anna-Kirche umgab. Hier lagen sie also wieder friedlich zusammen, die Lintorfer.

Aber unbegrenzt war der Platz um die Kirche ja nicht. So wurde um 1832 der Friedhof an der Duisburger Straße eingerichtet. Seine Anfänge lagen dort, wo heute die Gaststätte Zur Post und der Kopierladen sind. So kam es, dass man bei Erdarbeiten bis in die jüngste Zeit immer wieder auf Knochenfunde stieß. Dann gingen wilde Gerüchte von Mord und Totschlag durchs Dorf.

Das Männerasyl lag gegenüber von evangelischer Kirche und Pfarrhaus

Der letzte Fund liegt noch nicht lange zurück. Hier glaubte man sogar, die Leiche eines ermordeten und nie gefundenen Kö-Millionärs entdeckt zu haben. Der Heimatverein konnte den vermeintlichen Kriminalfall aufklären.

1838 erwarb die Lintorfer Gemeinde die Gebäude der Brennerei Stein an der Viehstraße. Das war dort, wo jetzt das ehemalige Rathaus steht. Eine Scheune wurde zur neuen katholischen Dorfschule umgebaut. Das Hamacher-Haus hatte als Schulhaus ausgedient. So entstand aus einer Stätte, die den Geist benebelt, eine, die eben diesen bildet.

Noch einmal zurück zum Jahr 1761. Für dieses Jahr wird die Einwohnerzahl Lintorfs mit ca. 400 angegeben. Davon waren 320 katholisch und 80 protestantisch. 1845 ist die evangelische Gemeinde auf 220 Gläubige angewachsen, davon gingen 43 Kinder zur Schule. Der Friedrichskothen platzte aus allen Nähten. Die Reformierten strebten nach Selbstständigkeit und einem eigenen, ortsansässigen Pfarrer.

Die Regierung in Berlin verweigerte der Gemeinde aber noch immer ihre Zustimmung. In dieser Situation beschloss eine Gruppe der eifrigsten Gemeindemitglieder den Ankauf des Rüpings als zukünftiges Pfarrhaus. 1850 wird der Kauf perfekt. Schon 1851wird hier, auf Vorschlag des neu nach Lintorf gekommenen Eduard Dietrich, ein Männerasyl eingerichtet.

Am 19. Januar 1854 erhält die Gemeinde endlich die lang ersehnte Selbstständigkeit. Eduard Dietrich wurde zum ersten Pfarrer der jungen Gemeinde gewählt. Er übernahm, wie auch später seine Nachfolger, die Leitung des Asyls.

Eduard Dietrich war von 1854 bis 1868 der erste Pfarrer der Evangelischen Kirchengemeinde Lintorf

Schon zwei Jahre später entstand auf der dem Pfarrhaus gegenüberliegenden Seite der Angermunder Straße das neue Männerasyl. Viele von uns kannten es noch. 1962 wurde es abgerissen.

Da, wie gesagt, die Zustände im alten Friedrichskothen unhaltbar wurden, plante die Gemeinde den Bau einer eigenen Kirche. 1858 wurde ein Kirchenbaufonds aufgelegt. Vier Jahre später fiel die Entscheidung zum Bau. Und schon am 19. März 1866 konnte der Grundstein gelegt werden. Am 20. August 1867 erfolgte die feierliche Einweihung.

Wenn es Sie interessiert: Die Kirche kostete damals mit Grundstück 10.500 Taler. Für die arme

Die katholische Dorfschule Am Heintges. Zeichnung von Walter Möser

Die 1867 eingeweihte evangelische Kirche lag einmal inmitten von Gärten

Gemeinde sehr viel, für uns heute ein lächerlicher Betrag.

Da stand sie nun. Die neue große und schöne evangelische Kirche. Die katholischen Glaubensbrüder werden sie voll Neid angeschaut haben. Sie hatten ja immer noch ihr altes und mittlerweile sehr reparaturbedürftiges Kirchlein. Dazu kam noch – der Lintorfer Religionsfrieden war wohl lange vergessen – die große Rivalität zwischen beiden Gruppen. Lintorf war praktisch viergeteilt: Katholisch, evangelisch, Dörper und Büscher.

Zwar gab es schon seit 1841 einen katholischen Kirchenbaufonds, aber erst 1860, drei Jahre nach den ersten evangelischen Kirchenbauplänen, schrieb der damalige katholische Pastor Johann Heinrich Schönscheidt: Der Neubau einer Kirche und die Stiftung einer Vikariestelle sind beide nötig. Er bemühte sich fortan, die nötigen Gelder auf- und die Planungen voranzutreiben. Den Bau seiner Kirche sollte er allerdings nicht mehr erleben. Er starb am 17. Mai 1874, knapp zwei Jahre vor Beginn der Bauarbeiten.

Sein Nachfolger wurde Pfarrer Bernhard Schmitz.

Schon im Herbst 1875 wurde auf dem heutigen Konrad-Adenauer-Platz, dort wo bis zum Bau der Hochhäuser das Pfarrheim stand, eine hölzerne Notkirche errichtet. Ein Jahr später wurde die alte Kirche abgerissen. Zeitzeugen berichten von der mühevollen Arbeit, dieses baufällige, aber doch so stabile Gotteshaus abzutragen, den Kirchturm, der über 800 Jahre die Geschichte der Lintorfer begleitet hatte und den sie liebevoll den Pulverturm nannten.

Im Mai 1877 war Baubeginn der neuen St. Anna-Kirche. Gut ein Jahr später, am 26.7.1878, wurde die neuromanische Säulenbasilika eingeweiht. Wie Sie sich denken können: Lintorf feierte.

Die St. Anna-Kirche war und ist auch heute noch ein Wahrzeichen und Blickpunkt in Lintorf.

Die aus Anlass der Einweihung erschienene Festschrift von Pfarrer Bernhard Schmitz wurde vom Lintorfer Heimatverein in der Reihe „Dokumente“ im Heft Nr. 5 als Faksimile veröffentlicht. Konsekriert, also durch einen Bischof geweiht werden, konnte St. Anna wegen des Kulturkampfes erst am 16. Januar 1893. Zur Feier des Tages gewährte der segnende Bischof allen Teilnehmern der Konsekration einen Ablass von 40 Tagen. Eine Orgel erhielt die neue Kirche 1886.

In den ersten Jahren des 20. Jahrhunderts wurde sie durch den Angermunder Künstler Heinrich Nüttgens kunstvoll ausgemalt. Diese Ausmalung wurde bei Renovierungen 1977 unter mehreren Farbschichten wieder entdeckt, mühevoll freigelegt, ergänzt und erneuert. So erstrahlt die St. Anna-Kirche heute in altem Glanz.

Der evangelische Pfarrer Eduard Dietrich verlässt Lintorf im November 1868. Er stirbt, 60-jährig, 1885 in seiner Heimatstadt Quedlinburg. Sein Nachfolger wurde Pfarrer Eduard Hirsch. Dieser widmete sein Leben und sein Amt vor allem dem Kampf gegen die Trunksucht.

Das Lintorfer Asyl war eigentlich für verwahrloste Männer be-

Die St. Anna-Kirche um 1900.
Der alte Markt war damals noch Garten des Schlutz-Hauses

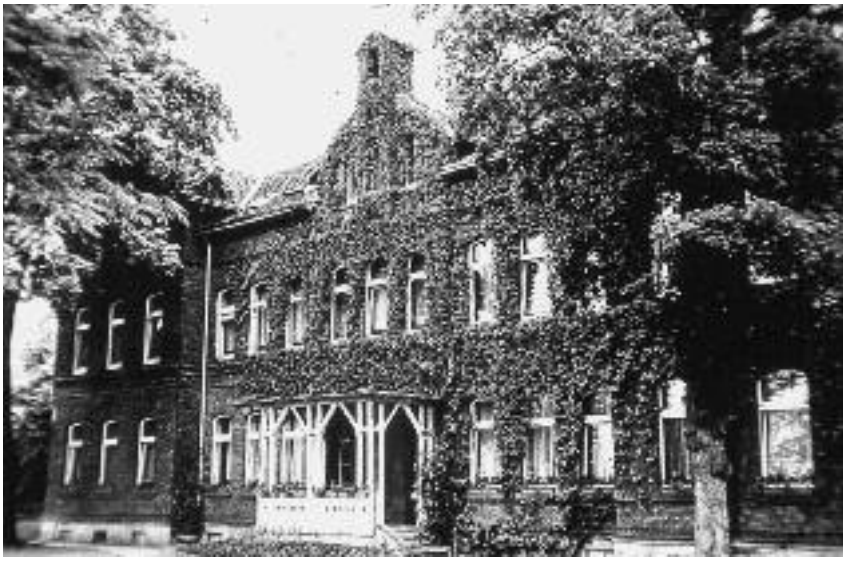
Pfarrer Eduard Hirsch
(1832 - 1894)

stimmt. Es wurden aber auch in steigendem Maße Trinker aufgenommen. Pfarrer Hirsch, er war ja Vorsteher der Einrichtung, schrieb einmal: Es verdient fast den Namen eines „Trinkerasyls“.

In seine Amtszeit fällt 1870 die Eröffnung der ersten Trinkerheilanstalt im Haus Siloah.

„Siloah sollte eine Zufluchtsstätte sein, in welcher Herren aus gebildeten Ständen, die sich durch die Leidenschaft des Trinkens geschadet und vielleicht sich und andere unglücklich gemacht haben, bei völliger Enthaltung von allen geistigen Getränken an Leib und Seele genesen und zur Ausübung

Das 1884 gebaute evangelische Pfarrhaus neben der Kirche



Das 1870 errichtete Haus Siloah war Trinkerheilstätte für „die gebildeten Stände“

ihres Berufes wieder tüchtig werden können“. So ist in einem Satz die Aufgabe Siloahs beschrieben worden. Es war die erste Trinkerheilstätte Deutschlands, ja sogar des ganzen Kontinents.

War Siloah, wie bereits gesagt, für Trinker gehobener Stände vorgesehen, so wurde für die „niedere Klasse“, wie es damals hieß, 1901 Bethesda eröffnet. Den Unterschied kann man schon im Tagespflegesatz erkennen. In Siloah betrug er 1913 je nach Unterbringung 3,50 – 5,00 Mark, Bethesda kostete 2,50 Mark täglich, und im Asyl waren 1,50 Mark zu zahlen.

So gut wie unbekannt ist, dass den Turm der evangelischen Kirche seit

1872 eine Uhr zierte. Sie kostete damals 300 Taler. Wenn Sie sich erinnern, die Uhr der katholischen Kirche gab es nicht mehr. Und die Uhr an St. Anna heute gibt es erst seit dem 70. Geburtstag von Pater Aarts am 28. Juni 2004. Ich habe bei den ältesten noch lebenden Lintorfern nachgefragt. Die evangelische Kirchturmuhr hat keiner je gesehen und niemand erinnert sich an sie.

1884 wurde das evangelische Pfarrhaus neben der Kirche gebaut und das alte und baufällige abgerissen.

Pfarrer Eduard Hirsch starb am 29. Mai 1894. Er hatte sich aufgeopfert für sein Amt und seine Alkoholkranken. 25 Jahre hat er in Lintorf gewirkt.

Die evangelische Schule
(heute: Eduard-Dietrich-Schule) an der Duisburger Straße/Am Graben

Pfarrer Friedrich Kruse
(1860 - 1936)

Sein Nachfolger als Pastor und Vorsteher der Anstalten wurde Friedrich Kruse. In seiner Amtszeit erhält die Kirche eine neue Orgel und, weil die Schülerzahl um 1900 dramatisch angewachsen war – sie stieg in dieser Zeit durch die Kinder der Zechenarbeiter von 27 auf 85 – eine neue Schule, sowie 1901 die zweite Trinkerheilstätte Bethesda.

Die Schule entstand dort, wo schon die erste Schule gestanden hatte: Am Graben. 1912 konnte sie eingeweiht werden.

Dem Ersten Weltkrieg fielen 1917 die beiden Glocken der evangelischen Kirche zum Opfer. Erst am 3. Juni 1923 konnten zwei neue anschafft werden. Die kleinere bekam den Namen Halleluja, die größere heißt Hosianna. Sie erklingen noch heute für die Bewohner unseres Ortes.

Wie ging es nun in der katholischen Gemeinde weiter?

Am 10. Februar 1902 starb Pfarrer Bernhard Schmitz. Sie sehen, fast alle Seelsorger, ob katholisch oder evangelisch, betreuten ihre Schäfchen damals bis zu ihrem Lebensende.

Pfarrer Bernhard Schmitz
(1830 - 1902)

Der Nachfolger von Bernhard Schmitz wurde Pfarrer Heinrich Zitzen.

Lintorf hatte sich durch das Bleibergwerk und die Ansiedlung von Industrie stark entwickelt. Seine günstige Lage zwischen den

Pfarrer Heinrich Zitzen war von 1902 bis 1913 Pfarrer von St. Anna.
Ab 1911 war er Dechant

Im Jahre 1902 wurde die Katholische Schule II, die Büscher Schule, eröffnet

umliegenden Städten und der Eisenbahnanschluss trugen dazu bei.

1891 wurden schon 290 Schüler in der Schule Am Heintges unterrichtet. Diese große Zahl konnte sie in ihren vier Klassenräumen nicht mehr aufnehmen. Eine weitere katholische Schule musste her. 1902, im ersten Amtsjahr von Pfarrer Zitzen, konnte die Büscher Schule eröffnet werden. Schon 1908 besuchten sie 140 Kinder.

Im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts gründeten sich mehrere christliche Vereine.

Den Anfang machte 1903 der Kirchenchor Cäcilia. Leiter wurde der Küster und Organist Peter Held.

1906 folgte der Mütterverein. Einen Arbeiterverein mit einer Jünglingskongregation und einen Jungfrauenverein gab es auch.

Pfarrer Zitzen wurde 1911 Dechant und ging 1913 nach Kaiserswerth. Seine Nachfolge trat Pfarrer Johannes Meyer an. In seiner Amtszeit begann der Erste Weltkrieg. Pfarrer Meyer fühlte sich den Lintorfer Männern an der Front sehr verbunden. Er sandte ihnen die Zeitschrift „Heimatklänge“ zu, in der er auch regelmäßig Artikel verfasste. Sie ließen unschwer seine Gott und Kaiser ergebene Gesinnung erkennen. Das Heft wurde von den Pfarrern der umliegenden Gemeinden herausgegeben. Außerdem bat er alle seine Schäfchen an der Front um Fotos, die er sorgsam sammelte. So besitzt das Pfarrarchiv heute eine umfangreiche Sammlung Lintorfer Soldatenfotos aus dem Ersten Weltkrieg.

Während des Krieges wurde auch der längst erwogene Plan verwirklicht, ein Kloster des Ordens „Arme Dienstmägde Christi“ zu errichten. Die Kirchengemeinde erwarb das Anwesen des Kaspar Heidel. Lintorfer Handwerker bauten die Gebäude um, und am 28. Oktober 1917 konnte das so genannte Klösterchen eingeweiht werden.

Die Schwestern betrieben einen Kindergarten, der zuerst im Pfarrheim eingerichtet wurde, eine Nähstube, und sie widmeten sich der Krankenpflege. Unvergessen ist hier Schwester Helia. Sie versorgte die Kranken, kümmerte sich um Hochzeiten, Geburten, Taufen und begleitete die Sterbenden. Sie machte keinen Unterschied zwischen arm und reich, katholisch, evangelisch, Dörper oder Büscher. Sie kannte jeden und jeder kannte sie. Unermüdlich war sie mit ihrem Fahrrad unterwegs. Bevor man zu Dr. Stick ging, fragte man sie. Und meist wusste sie, was getan werden musste.

Das „Klösterchen“ der „Armen Dienstmägde Christi“ an der heutigen Krummenweger Straße

Im Klösterchen war eine Kapelle, in der morgens die erste Messe gelesen wurde. Außerdem waren in St. Anna auf der rechten, der so genannten Männerseite, die zweite und dritte Bank für die Schwestern reserviert. Weiße Emaille-Schildchen mit der Aufschrift „Schwestern“ hielten ihnen die Plätze frei.

In der ersten Bankreihe hatten immer ein oder mehrere Lehrerinnen oder Lehrer ihren Aufsichtsposten über die damals noch zahlreichen Kinder bezogen. Für diese standen dort mehrere Reihen Bänke zum Knien. Während der Predigt durften sie sich auf die Gebetbuchablage mit dem Rücken zum Altar setzen. Bei Unruhe in den Kinderreihen sorgten die Auf-

Pfarrer Josef Füngeling war von 1921 bis 1937 Pfarrer der Pfarrgemeinde St. Anna

Im Oktober 1927 konnte eine neue Katholische Schule I, die Johann-Peter-Melchior-Schule, an der heutigen Speestraße eingeweiht werden

sichtspersonen durch einen leisen, aber durchdringenden Zischlaut für Ordnung. Reichte das nicht, schritten sie zur Tat.

Pfarrer Meyer verließ Lintorf 1921. Er wurde Vikar in Essen-Bergeborbeck.

Sein Nachfolger wurde Pfarrer Josef Füngeling. Bereits 1923 wurde er zum Dechanten ernannt. Er war in seiner Pfarre sehr beliebt.

1925 starb der Organist, Küster und Chorleiter Peter Held. Ihm folgte Alois Rütten.

Auch die Schule Am Heintges war mit ihren vier Klassenräumen mittlerweile zu klein geworden. Ein Neubau entstand zwischen ihr und dem Kloster. Diese neue Schule konnte im Oktober 1927 eingeweiht werden. Sie war ein Schmuckstück im Herzen von Lintorf. Schulleiter war damals Emil Harte.

1933, nach der Machtübernahme, unterdrückten die Nationalsozialisten das kirchliche Vereinsleben. Verboten wurden die St. Sebastianus-Bruderschaft und die konfessionellen Jugendorganisationen. 1939 folgten die drei Konfessionsschulen. Am 19. April wurde die „Deutsche Schule“ eingeführt. Die Johann-Peter-Melchior-Schule wurde Schule I, die Büscher Schule wurde Schule II. Die evangelische Schule wurde geschlossen.

Johannes Schreiber war von 1930 bis 1952 Pfarrer der evangelischen Kirchengemeinde

1937 löste Wilhelm Veiders Dechant Füngeling als Pfarrer an St. Anna ab. Josef Füngeling ging nach Essen-Steele. Ohne ihn hätten sich meine Eltern nicht kennen gelernt. Aber das ist eine ganz andere und lange Geschichte.

Auch in der evangelischen Kirchengemeinde wechselte der Seelsorger. 1930 trat Friedrich Kruse in den Ruhestand. Er starb im September 1936. Sein Grab befindet sich noch heute auf dem alten Friedhof an der Duisburger Straße. Neuer Pfarrer wurde Johannes Schreiber.

Noch unter Pfarrer Kruse wurde 1924 im Friedrichskothen ein Gemeinde- und Vereinshaus eingerichtet. Zehn Jahre später erfuhren die Räume eine neue Nutzung. Pfarrer Schreiber eröffnete im November hier einen Kindergarten.

Auch der Kirchenchor erwachte zu neuem Leben. Leiter war der Organist und Lehrer Komorowski.

In den letzten Kriegsmonaten erhielt die Kirche noch einen Granattreffer, abgefeuert von der anderen Rheinseite. Die bis hierhin vorgerückten Amerikaner nahmen mit ihren Geschützen die rechte Rheinseite unter Beschuss.

St. Anna blieb von Bombenschäden weitgehend verschont. Aber zwei Glocken mussten noch 1944 abgegeben werden. Die alte Glocke von 1484 blieb aber zum Glück erhalten.

(Wird fortgesetzt)

Jürgen Steingen

Mehl allein macht noch kein Brot ...

Bäckerei Steingen backt seit 1833

– mit besten Zutaten
– mit Liebe zum Beruf
– mit Erfahrung

in der *sechsten* Generation

Bäckerei Steingen

Lintorf · Speestraße 24 · Ulenbroich 5 · Tel. 0 21 02 / 3 12 90

Buchhandlung : an der Speestraße

Romane : Taschenbücher : Kunst
Kinderbücher : Reise : Sachbücher : Hobby : Geschenkbücher
Sprachen : Schulbücher : Buchbestellservice

Speestraße 35 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 02102 732181 Fax 732182
lintorfer-buchhandlung@t-online.de

NOKIA | TELEFUNKEN | ONKYO | PANASONIC | PIONEER | SABA

AKG | SHARP | METZ | SONY | TDK | LOEWE

Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher!

SP:Baltzer

Audio, Video, Satellit, TV
Telekommunikation…persönlich.

40885 Ratingen, Speestraße 5
Telefon Verkauf: 0 21 02 / 3 52 87
Fax 0 21 02 / 3 39 33

Lintorfs Adresse für glückliche Fernseher

ServicePartner

TECHNICS | AKAI | JVC | ELAC | CANTON | VIVANCO

TUI Profi Partner
DERTOUR
RIU Hotels & Resorts
Thomas Cook
Neckermann Reisen
Studiosus
TourContact®
REISEBÜRO COOPERATION
REISEBÜRO
WENNMANN
der ideale Partner,
wenn es um Ihre Reisen geht!
Speestraße 58 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 3 10 58 · Telefax (0 21 02) 3 29 33
alltours
AIDA DAS CLUBSCHIFF
ROBINSON CLUB
ITS
JAHN REISEN
TJAEREBORG
LTU plus
MEIER'S WELTREISEN

Der letzte Kreuzherr aus dem Erzbistum Köln geht in den Ruhestand

Zur Verabschiedung als Pfarrer von Lintorf und zum Goldenen Ordensjubiläum von Pater Chris Aarts

Fast 50 Jahre - davon 44 Jahre in Lintorf - wirkten die Patres und Brüder vom „Ordo sanctae crucis“ (o.s.c.), dem Orden vom heiligen Kreuz, in der Region Ratingen. Von ihnen war Pater Aarts der letzte Klosterbewohner im Lintorfer Norden. Nun ging auch er zum 30. September 2006 in den wohlverdienten Ruhestand und wurde am 27. August 2006 mit einem Dankgottesdienst verabschiedet.

Pater Aarts kam am 1. Februar 1985 als Pfarrer in die St. Johannes-Gemeinde und war somit fast 22 Jahre in Lintorf tätig. Mit seinem Weggang wird auch das Ende des Kreuzherrenordens für die Region Ratingen einhergehen.

Seit nun 800 Jahren predigen die Kreuzherren das Geheimnis des Kreuzes, davon seit mehr als 700 Jahren in Deutschland. 1298 erfolgte die erste deutsche Gründung im nahegelegenen Wuppertal – Beyenburg. Allein in Deutschland gab es einundzwanzig Klöster, die alle im Rheinland oder in Westfalen lagen. Doch durch die Säkularisation wurden alle Kreuzherrenklöster in Deutschland geschlossen. Das letzte Kreuzherrenkloster in Ehrenstein wurde im Jahre 1812 aufgelöst. Seitdem war die Tätigkeit des Kreuzherrenordens in Deutschland unterbrochen, bis 1953 der Orden wieder nach Deutschland zurückkehrte. Schon 1953 litt Deutschland an Priestermangel.

Die ersten Patres und Brüder kamen nach Ehrenstein an der Wied (Westerwald). Mit dem Kloster Ehrenstein erhielten sie eines ihrer ehemaligen Klöster zurück, dem noch 1963 mit Wuppertal - Beyenburg ein weiteres folgen sollte.

In diesen mehr als fünfzig Jahren waren insgesamt 62 Kreuzherren in Deutschland, davon allein 48 mit niederländischer Nationalität. Sie lebten und arbeiteten in dreizehn verschiedenen Niederlassungen. Heute allerdings gibt es nur noch zwölf Kreuzherren in Deutschland, und von den dreizehn Niederlassungen wurde nunmehr mit St. Johannes in Ratingen – Lintorf die letzte Kirche an die Erzdiözese Köln zurückgegeben.

Warum sich die Kreuzherren im Dekanat Ratingen niedergelassen haben, lag daran, dass in der Nähe des Autobahnkreuzes Breitscheid in den 1950er Jahren ein religiöses Zentrum unmittelbar an der damals schon stark befahrenen Autobahn A3 für die Benutzer der Autobahn entstehen sollte. Im Jahre 1957 erklärten sich die Kreuzherren bereit, dieses Zentrum zu übernehmen. Am 28. Dezember 1960 wurde Pater Carl Fischer mit der Verwirklichung dieser Aufgabe beauftragt und zum Rektoratspfarrer für Breitscheid ernannt.

Das Projekt der Autobahnkirche scheiterte letztendlich; dennoch leitete Pater Carl Fischer die Pfarrgemeinde, und in seine Zeit fällt der Bau des Breitscheider Pfarrzentrums mit der Fertigstellung im Jahre 1975. Im September 1979 konnte unter Pater Nico van Rijn dann die Breitscheider Kirche eingeweiht werden, die wegen ihrer auffälligen Dachkonstruktion vielen unter dem Namen „Roter Turm“ bekannt ist.

1985 wurde die St. Christophorus-Gemeinde wieder an die Diözese zurückgegeben. Doch die Absicht der Kreuzherren, in Breitscheid eine Autobahnkirche zu betreuen, hatte Auswirkungen auf einige Pfarreien in der Umgebung Breitscheids. So übernahmen die Kreuzherren in dieser Zeit die Pfarreien St. Johannes in Lintorf, St. Joseph in Kettwig vor der Brücke, St. Laurentius in Mintard (Mülheim) und Christus-König in Essen-Haarzopf, aber auch die Klinikseelsorge in Essen-Kettwig. Insgesamt waren von 1960 bis heute 16 Kreuzherren in unserer Region tätig. Mit Pater Chris Aarts verlässt der letzte Kreuzherr die Region Ratingen.

Geburtstagsgrüße für Pater Jacobus van Gestel. Mit dabei (von links): Dechant Wilhelm Veiders, Pfarrer Wilfried Bever (Evangelische Kirchgengemeinde Lintorf-Angermund) und Bruder Anton

Chris Aarts in den 1940er-Jahren

Dass die Kreuzherren von Breitscheid aus auch nach Lintorf kamen, lag daran, dass der damalige Pfarrer der Lintorfer St. Anna-Kirche, Dechant Wilhelm Veiders, für die neu zu errichtende Filialkirche im Lintorfer Norden einen Seelsorger suchte. Er bat die Kreuzherren um Hilfe. Mit Pater Koos Kok kam der erste Kreuzherr im April 1962 nach Lintorf, um die damals zwar schon geplante, aber noch nicht existierende Filialkirche von St. Anna, „St. Joannis Maria Vianney, Pfarrer von Ars“ zu betreuen. Er hat sowohl den ersten Spatenstich (24.11.1963) als auch die Grundsteinlegung (12.7.1964) der „St. Joannis Maria Vianney-Kirche“ miterlebt. Somit waren die Kreuzherren von Anfang an bis heute mit der St. Johannes-Gemeinde in Lintorf verbunden, und es ist für viele kaum vorstellbar, dass die St. Johannes-Kirche nun ohne die Kreuzherren auskommen soll. Nachdem die St. Johannes-Kirche im Lintorfer Norden gebaut und am 19. Dezember 1965 benefiziert worden war, bestand hier auch offiziell seit Mai 1968 ein Kreuzherrenkloster. Nach einer kurzen Phase, in der der Lintorfer Norden nicht von den Kreuzherren betreut wurde, übernahm am 23. März 1966 Pater Jacobus van Gestel aus dem Breitscheider Kloster auf Bitten des Dechanten Veiders die Seelsorge. Nach der Konsekration der St. Johannes-Kirche im Jahre 1969 wurde 1971 die Pfarre selbstständig, und Pater Jacobus van Gestel wurde ihr erster Pfarrer.

Als Pfarrer folgte ihm am 26. September 1972 Pater Nico van Rijn. Das, was Pater van Gestel angefangen hatte, baute Pater van Rijn weiter auf und aus. Das Pfarrgemeindeleben blühte auf, nicht zuletzt wegen der Errichtung eines neuen Pfarrzentrums (1976). Zwischenzeitlich übernahm Pater Julius Dürlich die Pfarrseelsorge von Breitscheid und Lintorf, als Pater van Rijn zum Proprovinzial gewählt wurde. Pater van Rijn wechselte 1985 nach Bonn-Beuel. Für ihn kam im Februar 1985 Pater Chris Aarts, der bis September 2006 Pfarrer von St. Johannes blieb und ab 1996 auch die St. Anna-Gemeinde mitbetreute. Somit hat er fast 22 Jahre Seelsorgegeschichte in Ratingen-Lintorf geschrieben.

Pater Chris Aarts wurde am 28. Juni 1934 als fünftes Kind in Mariahout/Lieshout in der Provinz Noord-Brabant, Niederlande, geboren. 1949 kam er in das Kreuzherreninternat von Uden und besuchte die gymnasiale Ordensschule.

Sieben Jahre blieb er im Internat der Kreuzherren und hat sich dort sehr wohl gefühlt. Darum war es für ihn fast selbstverständlich, nach dem Abschluss in den Orden der Kreuzherren einzutreten, um Priester zu werden.

Am 27. August 1955 begann sein Noviziat in Neeritter, und ein Jahr später legte er - vor 50 Jahren - am 28. August 1956 sein Gelübde ab. Anschließend absolvierte er im Kloster zu Zoeterwoude, im Norden der Niederlande, sein Philosophiestudium. Im September 1958 nahm er dann in St. Agatha, dem Mutterhaus der Kreuzherren, sein Theologiestudium auf.

Am 28. August 1961 erfolgte die feierliche Profess in St. Agatha, und am 16. Juli 1961 wurde er in der Pfarrkirche zu Uden durch den Bischof von s'Hertogenbosch zum Priester geweiht.

Im September 1962 sandte ihn der Provinzial der niederländischen Provinz, Pater Harrie van de Ven, in die Bundesrepublik. Bei den Vorgesprächen hatten Überlegungen angestanden, entweder in die Kongo-Mission oder nach Deutschland zu gehen. Auch heute noch pflegt Pater Aarts den Kontakt zum Kongo und setzt sich hier für die Mission ein.

In Deutschland wurde er Kaplan der neu gegründeten Pfarrei St. Hedwig in Wuppertal-Hahnerberg und absolvierte gleichzeitig das Pastoralstudium in Köln bei den Dominikanern.

Im September 1963 ging er als Kaplan nach St. Suitbertus in Wuppertal-Elberfeld. 1971 wurde er zum Pfarrer der Gemeinde St. Hedwig in Wuppertal-Hahnerberg ernannt. Diese Gemeinde mit etwa 2.500 Pfarrangehörigen hat eine halbrunde, moderne in Sichtbeton erbaute Kirche, die vom Ratinger Architekten Kurt Schweflinghaus entworfen und unter Leitung von Pater Carl Fischer gebaut wurde. Sie konnte am 13. September 1959 von Kardinal Frings konsekriert werden. Carl Fischer hat dann ab 1960 die Gemeinde St. Christophorus in Ratingen-Breitscheid aufgebaut.

Pater Aarts war 23 Jahre in Wuppertal, davon 14 Jahre als Pfarrer in St. Hedwig. Er hat hier gerne gelebt und mit Freude gearbeitet. Darum war es für ihn ein tiefgreifender Einschnitt, in einer Klostergemeinschaft in Ratingen-Lintorf zu leben und Seelsorge aus der Gemeinschaft heraus zu gestalten.

40-jähriges Priesterjubiläum von Pater Chris Aarts am 15. Juli 2001

Am 1. Februar 1985 wurde Pater Aarts zum Pfarrer der St. Johannes-Gemeinde ernannt und kam am 3. Februar 1985 nach Lintorf. Mit ihm kam auch Pater Martien Jilesen als Subsidiar in diese Klostergemeinschaft. Hier in Lintorf lebten bereits Pater Jacobus van Gestel und Bruder Hubertus (Hub) Erkamp. Diesem Regionalkloster gehörten ebenfalls noch Pater Cornelius van de Molen und Bruder Walter Vermaat aus der Pfarre Kettwig vor der Brücke, Pater Carl de Groen aus Essen-Haarzopf, und der Klinikseelsorger in Essen-Kettwig, Pater Johannes Feller, an, die allerdings außerhalb Lintorfs wohnten.

Sowohl der Tod von Pater Jacobus van Gestel (1987) und Pater Carl de Groen (1989) als auch die Rückkehr von Bruder Hubertus Erkamp nach Holland (1989) ließ diese Gemeinschaft aber bald wieder kleiner werden. Nachdem auch Pater Jilesen 1992 nach Asbach umgezogen war, betreute seit dieser Zeit Pater Chris Aarts die Lintorfer Pfarrgemeinde alleine. Seit Aufgabe der Pfarrei St. Joseph in Kettwig vor der Brücke (1996) und dem Weggang von Klinikseelsorger Pater Feller im Jahre 2001 war nunmehr Pater Chris Aarts alleiniger Kreuzherr in unserer Region.

Besonders die letzten zehn Jahre waren nicht nur für die Lintorfer Katholiken, sondern auch für Pater Aarts turbulente Jahre. Neben der personellen Situation und den Sparmaßnahmen hat sich sein Aufgabengebiet besonders in dieser Zeit ständig erweitert. Nach dem Ausscheiden von Franz Mezen als Pfarrer von St. Anna im Jahre 1996 übernahm er auch die Seelsorge der St. Anna-Gemeinde, und 2001 wurden diese beiden Lintorfer Gemeinden vereint, mit heute etwa 6.000 Gläubigen. Diese Fusion der beiden Gemeinden war eine der ersten im Bistum. Es musste viel Überzeugungsarbeit geleistet werden, die Pater Aarts mit Leitungsgeschick und Leitungswillen zu einem guten Ende gebracht hat.

Darüber hinaus leitete Pater Aarts seit dem Jahre 2003 den neu konstituierten Seelsorgebereich Angerland mit den weiteren Gemeinden St. Bartholomäus in Hösel und St. Christophorus in Breitscheid. Er hat somit den Grundstein für diesen Pfarrverbund gelegt. Im Dekanat Ratingen war er viele Jahre stellvertretender Dechant (Definitor).

Die neue Kreuzkapelle am Waldrand

Die Seelsorge war und ist sein größtes Anliegen. Glauben soll eine Lebenshilfe sein. Doch bei 6.000 Gemeindemitgliedern in Lintorf und vielen anderen Aufgaben sind z.B. umfassende Hausbesuche nur schwer möglich. Dennoch hat er in vielen persönlichen Gesprächen Menschen in ihrem Glauben gestärkt oder dem Glauben näher gebracht und somit ihrem Leben geholfen. Es ist ihm dabei gelungen, in der Gemeinde ein gutes Klima des Mittuns und der Mitverantwortlichkeit zu schaffen.

In seine Zeit fallen auch einige Umbauten der St. Johannes-Kirche: 1988 wurde die Orgel gründlich renoviert und nebst Spieltisch umgestellt. Eine Bronzestatue des Heiligen Johannes, Pfarrer von Ars, wurde 1991 neben dem Eingang der Kirche aufgestellt. Die Kirche erhielt im Eingangsbereich einen Windfang. 1994 wurde der Altarraum umgestaltet. Auch das Pfarrheim wurde um- bzw. angebaut und vor allem die kleine Küche vergrößert.

Im Jahre 2004 wurde Pater Aarts 70 Jahre alt. Anlässlich seines Geburtstages hatte er sich kein persönliches, sondern „ein Geschenk an alle Lintorferinnen und Lintorfer“ gewünscht, eine Turmuhr für die St. Anna-Kirche. Ende August wurden die vier Teiluhren eingebaut, die die Erbauer der Kirche schon damals vor 126 Jahren vorgesehen hatten. Pater Aarts konnte damit seine Idee verwirklichen, dass nunmehr nicht nur die St. Johannes-Kirche, sondern auch die St. Anna-Kirche mit einer Kirchturmuhr ausgestattet ist.

Doch noch ein weiterer persönlicher Wunsch konnte kurz vor seiner Verabschiedung in Erfüllung gehen. Schon seit vielen Jahren hatte Pater Aarts die Idee, eine Kapelle zu bauen und gab den Anstoß für das nun eingeweihte kleine Bauwerk an der Kalkumer Straße. Nachdem für das alte Wegekreuz am Breitscheider Weg ein anderer Standort gesucht werden musste, war ihm klar, dass sich hier eine gute Gelegenheit bot, sein Projekt durchzuführen. Dieses Wegekreuz musste der neuen Brücke über die Bahngleise und der damit geänderten Straßenführung weichen. Daneben war das Wegekreuz an seinem alten Standort öfter beschädigt worden. In der neuen Kapelle ist ein Kreuz

Weihe der Kapelle am 12. August 2006

nun davor geschützt. Das kircheneigene Grundstück an der Kalkumer Straße, das nicht anders genutzt werden konnte, bot sich für den Bau geradezu an. Sein Wunsch war es, dass die Gemeinde sie mit ihrer eigenen Hände Arbeit errichten sollte. Schnell hatten sich verschiedene Gruppen in der Gemeinde mit dieser Idee angefreundet. Die St. Sebastianus-Schützenbruderschaft engagierte sich als größte Gemeinschaft innerhalb der Pfarrgemeinde besonders bei dem Bau, und es war ihr ein besonderes Anliegen, dass diese Kapelle noch vor dem Weggang von Pater Aarts fertiggestellt wurde. Aber auch viele andere Gruppierungen und Gemeindemitglieder haben sich durch Spenden maßgeblich an der Fertigstellung beteiligt.

Am 12. August konnte die neue Kreuzkapelle der katholischen Pfarrgemeinde St. Anna und St. Johannes geweiht werden. Zunächst erfolgte um 18 Uhr eine feierliche Samstag-Abendmesse in St. Johannes. Anschließend brachte die Gemeinde das Kreuz in einer Prozession zur Kapelle. Über 300 Gläubige beteiligten sich an dieser Prozession zur Einweihung der neuen Kapelle. Mit der Einweihung der Kapelle vor seinem Abschied machte die Pfarrgemeinde ihrem Pfarrer eine große Freude. Die kleine Kreuzkapelle soll ein bleibendes Zeichen und ein Zeugnis des Glaubens sein. Die Menschen suchen nach mystischen Orten. „Sie wollen ein Licht anzünden, wollen ein stilles Gebet sprechen, einfach verweilen und innehalten“, so Pater Aarts. Das in der Kapelle aufgestellte Kreuz stammt aus dem ehemaligen Kreuzherrenkloster in Rotterdam und hat dort im Refektorium (Speisesaal) gehangen. Als dieses Kloster aufgelöst wurde, hatte Bruder Hubertus, der selbst viele Jahre in diesem Kloster war, das Kreuz mit nach Lintorf gebracht. Es hat nun einen würdigen Platz gefunden.

Die Kreuzherren haben es sich zur Aufgabe gemacht, die Spiritualität des Kreuzes in der Gemeinde lebendig zu halten. „Das Kreuz ist ein sakramentales Zeichen des Sieges. Es gibt Lebensmut und Lebenshilfe“, sagt Pater Aarts als Priester und Kreuzherr. Deshalb zeigt auch das Fenster in der Apsis der Kreuzkapelle das Wappen der Kreuzherren mit ihrem Wahlspruch „In cruce salus“ (Im Kreuz ist Heil).

Vierzehn Tage nach der Einweihung der Kreuzkapelle hieß es für Pater Aarts Abschied zu nehmen.

Es war aber auch die Feier zum goldenen Ordensjubiläum von Pater Aarts und der Abschied der Gemeinde vom Kreuzherrenorden. Am Vorabend seines goldenen Ordensjubiläums wollte er sich von der Gemeinde verabschieden. Darum lud er ganz herzlich zu einer Dankmesse am 27. August 2006, um 16.30 Uhr, in die St. Johannes-Kirche ein. Die Eucharistie hat die Gemeinde immer miteinander verbunden. Dies sollte so auch nach Abschluss von fast zweiundzwanzig gemeinsamen Jahren sein. Es war im vorhinein klar, dass die Kirche zu diesem Anlass nicht alle Messbesucher fassen würde. Darum wurde die Feier auch im Pfarrsaal auf einer Großleinwand übertragen, der ebenfalls die Besucher kaum fassen konnte.

Die beiden Chöre von St. Anna und St. Johannes sangen die kleine Orgelsolomesse von Joseph Haydn, die „Missa brevis Sancti Joannis de Deo“, und die Kollekte war für den Priester- und Ordensnachwuchs im Kongo bestimmt.

Im Anschluss an die Messe gab es Dankesworte. Neben Bürgermeister Birkenkamp sprach auch Herr Frey für den Kirchenvorstand Pater Aarts den Dank für die geleistete Arbeit aus und wünschte ihm den wohlverdienten Ruhestand. Aus Köln war der Personalreferent Dr. Stefan Hesse angereist und überbrachte die Dankesworte des Bistums. Er machte deutlich, dass das Motto von Pater Aarts immer war: „Gott steht auf der Seite des Menschen“ und wies darauf hin, dass mit Pater Chris Aarts der letzte „aktive“ Kreuzherr aus dem Bistum geht. Die Dankesworte im Namen des Dekanates Ratingen richtete Dechant Markus Bosbach aus, der die geliebte Gartenarbeit

Das aus einem aufgelösten Kreuzherrenkloster in Rotterdam stammende Kreuz der Kapelle. Im Rundfenster über dem Kreuz das Wappen des Kreuzherrenordens

Theodorus de Celles
Gründer des Kreuzherrenordens
1210 zu Huy, Belgien

von Pater Chris Aarts auf den guten Gärtner von Gemeinde und Dekanat übertrug.

Zum Schluss gab es Dankesworte von Hub Wagemans, dem Provinzial der Kreuzherren der europäischen Provinz des „seligen Theodorus von Celles“ – des Gründers der Kreuzherren.

Pater Wagemans, der selbst 20 Jahre im Kongo als Regionaloberer tätig war, ging auf die Einladungskarte für die Abschiedsmesse ein, eine Karte des Abschieds und die eines Neuanfangs. Pater Aarts zieht die Tür zu und bricht in eine neue Zukunft auf. Zum einen ist der Abschied schmerzvoll, weil die Gemeinde ohne ihn weiter muss, doch für ihn ist es ein Neuanfang, der mehr Zeit für konkrete Aufgaben lässt. Sein Aufbruch wird der in eine neue Zukunft sein. Herr Wagemans wünschte der Gemeinde, dass sie so weiterarbeite, wie sie es mit Pater Aarts getan hat. Auch wenn den Kreuzherren keine Nachfolger zur Verfügung stehen, so kann das gute Wirken der Kreuzherren hier nicht verwehen.

Nach der Messe verabschiedete sich Pater Aarts persönlich von allen. Im Anschluss an die Feier fand auf dem Kirchplatz ein Gemeindefest statt, bei Preisen wie vor 21 Jahren.

Als Abschiedserinnerung an Pater Christian Aarts als Pfarrer von St. Anna und St. Johannes und vom Orden des Hl. Kreuzes gab es eine Abschiedskarte, die neben einem Foto von Pater Aarts mit folgenden Zitaten aus der Bibel versehen war: „Wir waren nicht Herren über euren Glauben, sondern Mitarbeiter an eurer Freude“ (2. Kor. 1.24), und „Wir verkünden Christus als den Gekreuzigten, Gottes Kraft und Gottes Weisheit“ (1. Kor. 1,23).

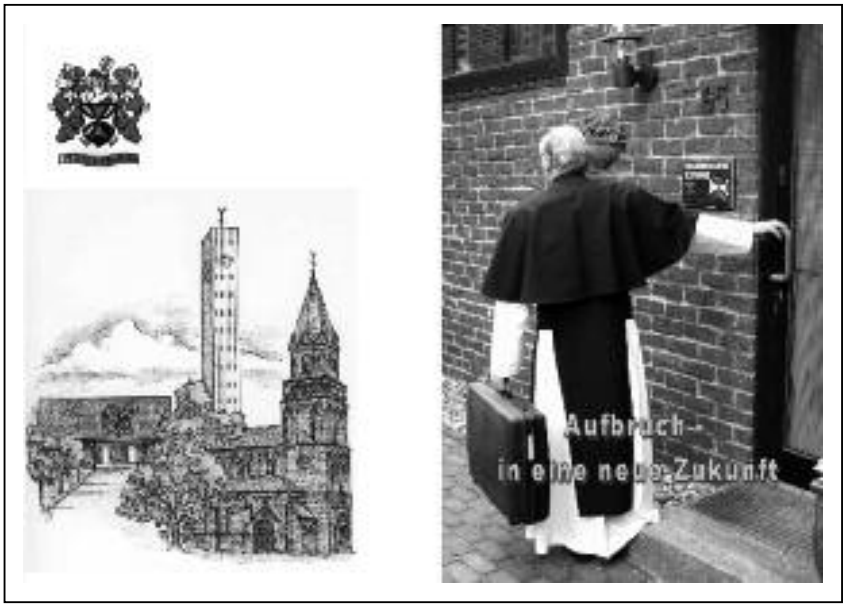
Zum 1. September hat Pater Aarts nun alle seine Ämter niedergelegt. Nach fast 22 Jahren als Pfarrer in Lintorf geht er in den wohlverdienten Ruhestand und hat in seinem 73. Lebensjahr „sein Haus bestellt“. Im Pfarrbrief für die Gemeinde St. Anna und St. Johannes schreibt er: „Dankbar blicke ich auf die fast 22 Jahre hier in Lintorf zurück. Viele frohe Erlebnisse und auch tiefe religiöse Erfahrungen gehören zu den schönsten Erinnerungen und Gemeinsamkeiten dieser Zeit. Die Verbundenheit und Freundschaft haben mir große Freude und Erfüllung geschenkt. Ich bin sehr, sehr gern in Lintorf gewesen. Es ist mir zu meiner zweiten Heimat geworden.“ Er wird die Menschen, mit denen er ein Stück Leben geteilt hat, vermissen, aber auch die Freundschaften, die über die Jahre gewachsen sind.

Pater Aarts hat ein neues Domizil in der Gemeinde St. Chrysanthus und Daria in Haan gefunden, also nicht weit von Lintorf und nicht weit von seiner Heimat entfernt. In Haan wird er als Subsidiar weiterhin als Priester und Seelsorger tätig sein.

Nach 45 „Dienstjahren“ verschiebt sich noch einmal der Blickwinkel für das, was wirklich wichtig ist. Er wünscht sich mehr Zeit für das, was bis dahin kaum oder nicht möglich war. So freut er sich über „geistliche Lesung und Meditation“ und „sich ohne Hektik auf die Feier der Eucharistie vorzubereiten“, so wie Zeit für Freunde, Kultur und Entspannung zu haben. Nun darf man von einem wohlverdienten Einstieg in einen neuen Abschnitt sprechen, der mehr Freiheit von den Zwängen des Amtes lässt – Freiheit für Glauben und Seelsorge.

Mit dem Weggang von Pater Aarts ist das Kapitel der Niederlassung des Kreuzherrenordens für Lintorf und seine Umgebung geschlossen. Somit geht eine Ära von fast 50 Jahren, mit dem Beginn vor 46 Jahren in Breitscheid und 44 Jahren Kreuzherrentätigkeit in Lintorf, zu Ende.

Die Liste der Kreuzherren, die im Laufe der Zeit in diesem Raum tätig waren, umfasst insgesamt 16 Mitbrüder, von denen vier die Geschichte maßgeblich mitgeprägt und mitgestaltet haben. Das kann man aus heutiger Sicht sagen, oh-



Einladungskarte zur Abschiedsfeier am 27. August 2006

Der „Privatmann“ Chris Aarts wünscht sich mehr Zeit für Seelsorge, Freunde, Kultur und Entspannung, frei von den Zwängen des Amtes

ne den Einfluss und die Bedeutung der anderen Patres und Brüder zu schmälern. Angefangen hatte es mit dem Initiator Pater Carl Fischer in Breitscheid, ausgedehnt hatte sich die Seelsorge mit Pater Jacobus van Gestel nach Lintorf, fortgesetzt, erweitert und zusammengehalten wurde das ganze durch Pater Nico van Rijn in Lintorf und Umgebung, stabilisiert, weiterentwickelt und zu Ende gebracht hat sie Pater Chris Aarts in Lintorf.

An die Zeit der Kreuzherren in der Region Ratingen erinnert der Kreuzherrenweg, unmittelbar in der Nähe der St. Johannes-Kirche. Er wurde im vergangenen Jahr feierlich eingeweiht und hält das Wirken der Kreuzherren bleibend in der öffentlichen Erinnerung fest.

Die Kreuzherren haben mit ihrem Wirken in der Region Ratingen-Lintorf viel für die Kirche und die Menschen vor Ort getan. Sie haben gezeigt, wie in einer Zeit des Umbruchs und der sich schnell verändernden Welt Kirche verwirklicht und Glauben gelebt werden kann. Gemäß ihrem Leitspruch „In Cruce Salus – Im Kreuz ist Heil“ konnten sie die Botschaft des barmherzigen und liebenden Gottes vielen Menschen in unserer Region nahe bringen.

Literatur:

1) 1965 –1985, St. Johannes (Pfarrer von Ars), Ratingen-Lintorf, Pfarrbrief 4/1985

2) Katholische Kirchengemeinde St. Johannes (Pfr. v. Ars), 1965-1990, Festschrift zum 25-jährigen Jubiläum, Ratingen-Lintorf 1990

3) Bastian Fleermann, Morgen verlässt der letzte Kreuzherr die Stadt, Rheinische Post, Samstag, 26.8.2006

4) Martien Jilesen, Heinz von Berlo, 50 Jahre Kreuzherren in Deutschland, 1953 – 2003, Personen, Gemeinschaften, Ereignisse, Erinnerungen, Zusammenhänge, Deutungen, Bonn, März 2004

5) Michael Lumer, 30 Jahre Katholische Kirchengemeinde St. Johannes, Pfarrer von Ars, Die Quecke Nr. 65, Ratingen-Lintorf 1995, S. 106-113

6) Michael Lumer, 40-jähriges Bestehen der katholischen Kirche St. Johannes, Pfarrer von Ars – Entstehung und Werdegang einer Pfarrgemeinde in Ratingen-Lintorf, Die Quecke Nr. 75, Ratingen-Lintorf 2005, S. 138 - 144

7) Michael Lumer, 40 Jahre St. Johannes, Geschichte einer „lebendigen“ Kirche in Lintorf, Festausgabe „Unter die Lupe genommen“, Lintorf 2005, S. 16 – 32

8) Melanie Meyer, Glaube als Lebenssinn, Interview mit Pater Christian Aarts, Rheinische Post, Donnerstag, 12.01.2006

9) Pater Dr. Ger. Q. Reijners, Ordo Sanctae Crucis, Die Geschichte des Kreuzherrenordens, Die Quecke Nr. 65, Ratingen-Lintorf 1995, S. 114-116

10) Pfarrnachrichten St. Anna und St. Johannes Pfr. von Ars, Nr. 15, vom 30.08.-12.09.2004

11) Pfarrnachrichten St. Anna und St. Johannes Pfr. von Ars, Nr. 16, vom 13.09.-26.09.2004

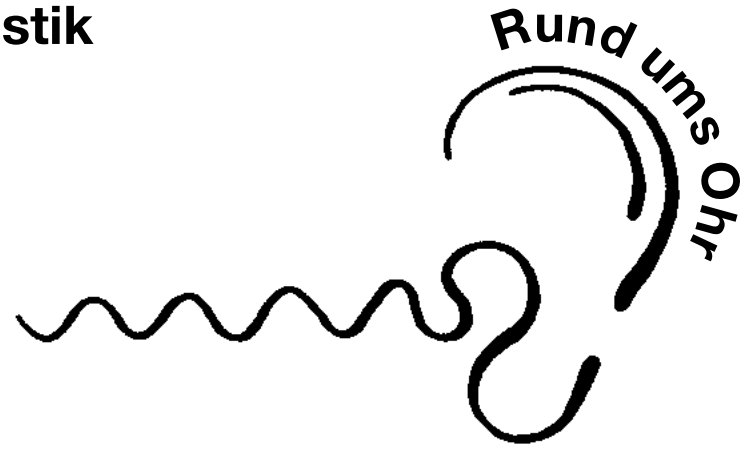
12) Pfarrnachrichten St. Anna und St. Johannes Pfr. von Ars, Nr. 16, vom 14.08.-27.08.2006

13) Unter die Lupe genommen, Pfarrbrief für die Gemeinde St. Anna und St. Johannes in Ratingen-Lintorf, 2/2006

Michael Lumer

Hörgeräte-Akustik
Ralf Witteck

Meisterbetrieb für moderne Hörtechnik, Pädakustik und Audiotherapie



- **Kostenloser Hörtest**
- **Unverbindliche Hörberatung**
- **Tinnitusberatung / Therapie (Ohrgeräusche)**
- **Eigenes Labor und eigene Werkstatt**
- **Vorträge und Schulungen**
- **Hausbesuche**

Speestraße 27 · 40885 **Ratingen-Lintorf**
Tel. 0 21 02 / 15 58 80 · Fax 0 21 02 / 15 58 82

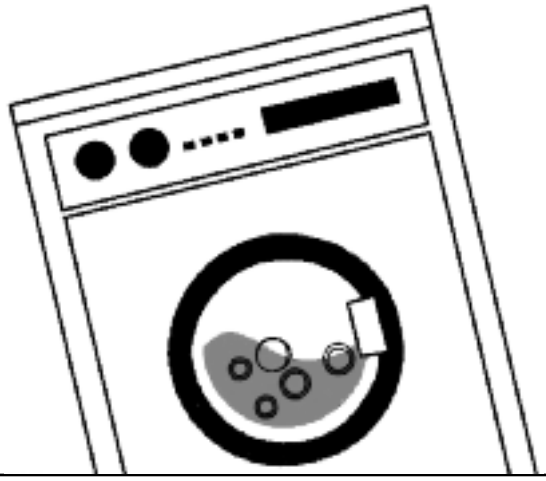
Öffnungszeiten:	Montag - Freitag	9.00 bis 13.00 Uhr	und 14.30 bis 18.00 Uhr
	Samstag	9.00 bis 13.00 Uhr	und nach Vereinbarung

D.LIERE

Hausgeräte • Ersatzteile • Einbaugeräte

Energiesparen ist angesagt!

Unser Service für Sie:
kostenlose Beratung
und Montage von
Einbaugeräten!



Speestr. 26 • 40885 Lintorf
Tel. 35655 • Fax 35653

Unser Kaplan Werner Koch ist 80 Jahre alt geworden

Wenn man ihn trifft und mit ihm ins Gespräch kommt, soll man es nicht glauben, dass er schon 80 Jahre alt ist. Er ist noch immer der Kaplan von Lintorf. Sein Glaube und seinem Gott in Freude zu dienen ist wohl das, was ihn geprägt hat.

Am 30. Juli 1926 wurde er als erstes von sechs Geschwistern in einem tief gläubigen Elternhaus in Düsseldorf-Lierenfeld geboren. Die Pfarrei, in der er aufwuchs, war St. Michael in Düsseldorf-Lierenfeld.

Er besuchte das Hohenzollern-Gymnasium in Düsseldorf. Die Schulzeit wurde unterbrochen durch seine Einberufung zum Militärdienst. Wie unser Papst Benedikt XVI. und sein Studienfreund, Altbischof Dr. Hubert Luthe (Essen), zählte er zur Flakhelfer-Generation. Seinen Flakhelferdienst absolvierte er in Zeppenheim-Kalkum von 1943-1944. Wenn er es irgendwie einrichten konnte, besuchte er die Kalkumer St. Lambertus-Kirche. Dann kam er zum Reichsarbeitsdienst und danach zum Militär.

Ende des Krieges war er in Remagen und Wickrath in Gefangenschaft und wurde 1945 entlassen.

So kennen ihn die Lintorfer: Auch heute noch, mit 80 Jahren, ist „Kaplan“ Werner Koch ständig mit dem Fahrrad unterwegs

Kaplan Werner Koch neben seinem „Chef“ Dechant Wilhelm Veiders bei einer Prozession der 1950er-Jahre

In einem Sonderlehrgang wurde er auf das Abitur vorbereitet. Dann war es geschafft. Im Oktober 1945 machte er sein Abitur. Seinem Wunsch, Priester zu werden, folgte er mit dem Studium der Theologie in Bonn und Tübingen. Es folgten schöne Jahre im Priesterseminar in Bensberg.

Am 25. Juli 1952 war der große Tag seiner Priesterweihe im Dom zu Köln durch Joseph Kardinal Frings.

Und nun begann seine Lehrzeit. Von 1952 bis 1958 war er hier bei uns in Lintorf Kaplan. Unter der „Regierung Wilhelm Veiders des Großen“, wie er heute noch sagt.

In dieser Zeit hatten viele Lintorfer ihn schätzen gelernt und lieb gewonnen. Unsere Familie hat ein besonderes Verhältnis zu Kaplan Koch, wohnten wir doch zusammen in einem Haus, Klosterweg 13. Er erlebte die Geburt unseres ersten Sohnes Winfried und er taufte ihn. Winfried spielte oft mit ihm und nannte ihn Onkel Wawa. Und so spricht er ihn heute noch an. Auch die Geburt unseres zweiten Sohnes Klaus hat er erlebt. Es war eine schöne Zeit in unserem Haus. 1958 verließ er Lintorf schweren Herzens und kam nach Düsseldorf-Holthausen. Er hat sich schnell eingelebt und auch dort eine schöne Zeit gehabt. Im Jahre 1966 wurde er zum Pfarrer an St. Ursula in Düsseldorf-Grafenberg ernannt. Ich hatte des öfteren Gelegenheit, bei ihm sonn-

tags die Orgel im Gottesdienst zu spielen. Das war mir immer wieder eine Freude. Auch der „Kleine Chor Kaiserswerth“ hat unter Leitung von Winfried bei ihm gesungen. Palmsonntag bekam er Buchsbaum aus Lintorf für seine Pfarrei St. Ursula. Als Schwester Helia 1968 verstarb, ließ Pfarrer Koch es sich nicht nehmen, für die Schwester die heilige Messe zu zelebrieren und sie zum Grab zu begleiten. Etliche Jahre hatten die Schwestern den Kaplan im Klösterchen versorgt. Und so war das ein Dankeschön.

In einem Gespräch mit mir äußerte er, dass er beabsichtige, in den Ruhestand zu gehen. Ich sagte ihm, dass in Kaiserswerth durch den Weggang von Monsignore Zander die Wohnung auf dem Stiftsplatz frei würde. Er nahm es sich zu Herzen und ging am Fronleichnamstag 1998 mit 72 Jahren als Subsidiar nach Kaiserswerth. Nun ist sein Täufling Winfried sein Organist. Ich glaube, er ist darüber sehr froh. Sonntags um 9 Uhr zelebriert er in der Basilika die Messe, und ich darf dabei die Orgel spielen.

Am 26. Juli 2006 wurde Pfarrer Werner Koch zum Kaplan Seiner Heiligkeit (Monsignore) ernannt. Seinen 80. Geburtstag feierte er mit seiner Gemeinde Kaiserswerth und zahlreichen Freunden am 13. August 2006 mit einem Festhochamt um 11 Uhr in der Basilika. Sein Freund, Altbischof Dr. Hubert Luthe, zelebrierte mit vielen Mitbrüdern die hl. Messe.

Besuch im Kindergarten:
Dechant Veiders und Kaplan Koch mit der Oberin des „Klösterchens“ inmitten der Kinder mit ihren Müttern. Der freundlich lächelnde Junge ganz rechts im Bild, auf dem Schoß seiner Mutter sitzend, ist Winfried Kannengießer, der heute als Organist und Chorleiter der Suitbertus-Basilika in Kaiserswerth für den damaligen Kaplan und heutigen Pfarrer im Ruhestand die Orgel spielt

Anschließend war die Gratulation auf dem Stiftsplatz bei Eintopf und Altbier.

Wir wünschen unserem Kaplan Werner Koch, dass er noch recht lange segensreich wirken kann.

Wolfgang Kannengießer

Verkauf - Vermietung - Finanzierung - Baubetreuung

Gessler • Frisch • Ulrich

G • F • U
Immobilien OHG

Sie suchen eine komplette Abwicklung Ihrer ganz persönlichen Immobilienangelegenheiten.

Unser Anspruch ist eine **sachkundige,** offene Beratung und Abwicklung durch ein kompetentes Immobilienteam, das Ihnen bei der Problemlösung in allen Immobilienfragen zur Seite steht. Wir beraten Sie **neutral** und **unabhängig** und realisieren für Sie alle notwendigen Einzelaufgaben, von der Objektanalyse bis zum Vertragsabschluß.

Konrad-Adenauer-Platz 20 - 22 · 40885 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 36 000 · Telefax 0 21 02 / 73 33 11
Internet: www.g-f-u.de

Dietrich Bonhoeffer

✳ 4. Februar 1906
Breslau

† 9. April 1945
Hingerichtet im KZ Flossenbürg
bei Weiden/Oberpfalz

Einige Glaubenssätze über das Walten Gottes in der Geschichte

Ich glaube,
dass Gott kein zeitloses Fatum ist,
sondern dass er auf aufrichtige Gebete
und verantwortliche Taten
wartet und antwortet.

Ich glaube,
dass Gott aus allem, auch aus dem Bösesten,
Gutes entstehen lassen kann und will.
Dafür braucht er Menschen,
die sich alle Dinge zum Besten dienen lassen.

Ich glaube,
dass Gott uns in jeder Notlage
soviel Widerstandskraft geben will,
wie wir brauchen.
Aber er gibt sie nicht im Voraus,
damit wir uns nicht auf uns selbst,
sondern allein auf ihn verlassen.
In solchem Glauben müsste
alle Angst vor der Zukunft überwunden sein.

Ich glaube,
dass auch unsere Fehler und Irrtümer
nicht vergeblich sind
und dass es Gott nicht schwerer ist,
mit ihnen fertig zu werden,
als mit unseren vermeintlichen Guttaten.

Ich glaube,
dass Gott kein zeitloses Fatum ist,
sondern dass er auf aufrichtige Gebete
und verantwortlichen Taten
wartet und antwortet.

Dietrich Bonhoeffer
Weihnachten 1942

Den Himmel auf die Erde holen

Der Ratinger Kirchenarchitekt Kurt Schweflinghaus (Teil 1)

Fragt man heute in Ratingen nach Kurt Schweflinghaus, so wird man eher auf Kopfschütteln oder Nichtwissen stoßen. „Vor Ort“ ist er natürlich bekannt: „Das war unser Hausarchitekt!“ Als Architekt hat er an einigen Stellen in Ratingen seine „Handschrift“ hinterlassen. In Ratingen West, im Ratinger Süden und in Tiefenbroich. Auch an einigen anderen Orten in der näheren Umgebung hat er gestalterisch in das Ortsbild eingegriffen: So in Wuppertal-Hahnerberg, in Neuss-Uedesheim, in Düsseldorf-Lierenfeld oder in Wülfrath-Rohdenhaus. Kirchen, Pfarrzentren und Kindergärten hat er geplant und realisiert. Er hat bestehende Kirchen umgebaut.

Wer sich dem Menschen Kurt Schweflinghaus nähern möchte, kann das heute am besten über diese Kirchen und kirchlichen Bauten tun, die er geplant und über die Jahre als Fachmann begleitet hat. Ein schönes Zeugnis über ihn stellte Pfarrer Bernhard Möllerfrerich in der Chronik von St. Marien in Tiefenbroich aus, die er jahrelang sorgfältig geführt hatte: „All diese Erneuerungsarbeiten wurden von Herrn Diplom Architekt Schweflinghaus geleitet. In den 28 Jahren, wo Pfarrer Möllerfrerich die Baulichkeiten der Pfarrei St. Marien anregte und ausführte, war Herr Schweflinghaus der Architekt. Eine gute Zusammenarbeit bestand zwischen ihm, dem Pfarrer und dem Kirchenvorstand.“

Eine gute Zusammenarbeit ist eine wichtige Voraussetzung für eine erfolgreiche Planung und Konkretisierung des Bauvorhabens. Allein die Zeit von 28 Jahren, von der Pfarrer Möllerfrerich spricht, zeigt die intensive Bindung von Kurt Schweflinghaus an die Pfarrgemeinde in Tiefenbroich und vor allem an den Bau der St. Marienkirche.

Ähnliches kann man auch für seine Arbeit in anderen Pfarrgemeinden sagen. So hat er z. B. lange Jahre – seit 1956 - die Pfarrgemeinde St. Peter und Paul in baulichen Fragen beraten und mehrere Neu- und Umbauten in dieser Gemeinde fachlich begleitet. Eine vergleichbar lange Zusammenarbeit ist auch mit der Pfarrgemeinde St. Suitbertus zu beobachten. 1955 sind die Kirche und das Kloster der Minoriten sein erster großer Kirchenbau in Ratingen. Schließlich plante und baute er die Kirche Heilig Geist mit dem dazugehörigen Pfarrzentrum und den Dienstwohnungen in Ratingen-West. Auch diejenigen, die ich in den Gemeinden außerhalb Ratingens befragte und für die Kurt Schweflinghaus plante und baute, sprechen uneingeschränkt von einer langen intensiven Zusammenarbeit. Es ging ihm immer einerseits um fachliche Kompetenz und andererseits, sofern es sich um sakrale Räume handelte, um theologische Auseinandersetzung und konkrete Umsetzung von pastoralen Zielen. Der Kirchenbau bedeutete für ihn aber auch immer Nähe zum Ort, in dem die Kirche steht, und zum Menschen, der hier wohnt.

Die St. Suitbertus-Kirche und das Kloster der Minoriten im Ratinger Süden (Baujahr 1955) waren die ersten Sakralbauten, die Kurt Schweflinghaus auf Ratinger Stadtgebiet schuf

Theologische Grundkonzepte beim Bau von neuen Kirchen sind für ihn u. a. das „Zelt Gottes“ oder das „Schiff“ als Bild der Gemeinde. Beide Ideen hat er mehrfach realisiert, so zum Beispiel das „Zelt“ in St. Marien (Tiefenbroich) und in St. Hedwig (Wuppertal-Hahnerberg). Die Idee vom „Schiff“ setzte er in St. Martin (Neuss-Uedesheim) und vor allem mit der Kirche Heilig Geist (Ratingen West) um, seiner letzten Kirche. Aber auch die Industriearchitektur realisiert er in einem seiner Kirchenbauten, nämlich in der St. Suitbertus-Kirche in Ratingen. „Zeichen der Zeit“ sollte sie sein. Dass er im gleichen Zeitraum eine Fabrik in Ratingen (Geldschrankfabrik Adolphs an der Kaiserswerther Straße) plante, zeigt die formale Nähe beider Projekte.

Die neuen Kirchenbauten sind für Kurt Schweflinghaus nicht ohne eine Gesamtkonzeption zu sehen, die natürlich von den Vorgaben der jeweiligen Pfarrgemeinden mitbestimmt war. Er schuf Kirchen als Zentrum mit Pfarrhaus, Kaplanei, Pfarrzentrum, Dienstwohnungen, Bücherei, Kindergarten usw. In jedem Fall entstanden um die Kirche herum Räume und Plätze, die für die Menschen in der Gemeinde Treffpunkte außerhalb des Kirchenraumes sind. St. Marien in Tiefenbroich ist dafür ein gutes Beispiel. Hier entstand so etwas wie ein „Dorfmittelpunkt“, den es

Kurt Schweflinghaus (links), neben ihm der damalige Pfarrer von St. Peter und Paul, Theo Schmidt. Der alte Kirchturmhahn von St. Peter und Paul kann aus nächster Nähe bewundert werden. (Kirchenrestaurierung 1985)

so in diesem Ortsteil bisher noch nicht gegeben hatte. Ähnlich ist ihm das auch in Ratingen-West gelungen mit dem Bau des Kirchenzentrums, das sich sogar im ökumenischen Sinne erweiterte und in guter Zusammenarbeit mit der evangelischen Gemeinde ein Gesamtkonzept entstehen ließ, das bis heute beispielhaft für unsere Zeit ist.

Eine andere Idee realisierte er: Die „Weg"-Kirche. So kann man St. Michael in Düsseldorf erklären. Diese Kirche steht entlang einer verkehrsreichen Straße und lädt durch ein großes Portal die Menschen ein hereinzukommen. Der Turm ist deutliches Zeichen an der Straße mit dem „Hinweis": Hier ist Kirche. Ähnliches drückt auch der freistehende Turm von St. Suitbertus aus. Unter ihm hindurch gelangt man zur großen Eingangstüre.

Kurt Schweflinghaus hat diese Ideen nicht erfunden, sondern sie lagen damals in der Luft. Zahlreiche Beispiele ließen sich dafür anführen. Er hat sie bei seinen Lehrern gelernt, er hat sie aber auch weiter entwickelt und je nach Ort und Lage „neu" entdeckt. Die örtliche Gegebenheit und die Bevölkerungsstruktur führten nämlich zu individuellen Lösungen. Die Siedlung mit den vielen Einfamilienhäusern in Tiefenbroich forderte eine andere „Kirche" als die Hochhäuser in Ratingen West. Die Nähe zum Rhein in Neuss-Uedesheim führte zu einer anderen Konzeption als die direkte Nachbarschaft zu einem Park wie in Wuppertal-Hahnerberg. Der Stadtteil Lierenfeld in Düsseldorf mit einer bereits bestehenden kleinen Kirche forderte wiederum eine eigene Lösung, die bis heute das Straßenbild prägt, auch wenn diese Kirche inzwischen wieder zurückgebaut wird, weil sich die Gemeinde stark verändert hat. Prägend für den Ortsteil bleibt aber weiterhin die Vorstellung von Kurt Schweflinghaus. In all den Fällen kamen zu den theologischen Konzepten demnach auch Überlegungen im Hinblick auf die Stadtplanung hinzu. Ästhetische Fragen spielten für ihn eine ebenso wichtige Rolle. Das führte oftmals zu einer kreativen Zusammenarbeit mit Künstlern seiner Zeit. Oft waren es junge Künstler, die so zum ersten Mal die Möglichkeit bekamen, an der Gestaltung eines Gottesdienstraumes mitzuwirken. Das ist in hervorragender Weise an St. Marien in Tiefenbroich zu beobachten. Wie ein mittelalterlicher Architekt – das sollte man nicht übersehen - entwarf er aber auch selbst Altäre und andere sakrale Einrichtungsgegenstände.

Kurt Schweflinghaus baute nicht nur neue Kirchen, sondern es gab auch Aufträge, alte Kirchen zu erhalten, zu renovieren und zu restaurieren. Hinzu kamen bauliche Veränderungen, wie sie durch die Liturgieerneuerung nach dem 2. Vatikanischen Konzil gefordert wurden. Ein sichtbares Zeichen für die veränderte Raumgestaltung in einer mittelalterlichen Kirche ist St. Peter und Paul in Ratingen. Hier schuf er – entsprechend den Bestimmungen der Liturgiereform - eine Lösung, die den Altar deutlich näher an die Gemeinde heranführte. Eine wichtige Forderung der Reform: Die Gemeinde versammelt sich um den „Tisch des Herrn". Das führte in St. Peter und Paul zu einer neuen Bankordnung, die sich jetzt wie in einem Halbkreis um die Altarinsel bewegt. Er fand eine Form, die er Jahre vorher schon in Tiefenbroich realisiert hatte.

Vielleicht ist hier anzumerken, dass er die neuen Kirchen lange vor dem 2. Vatikanischen Konzil plante und baute und dabei Vorstellungen dieses Konzils bereits als Idee viele Jahre vorher realisierte, sodass nach dem Konzil kaum Umbauten notwendig wurden.

In St. Peter und Paul hat Kurt Schweflinghaus im mittelalterlichen Turm die Michaelskapelle restauriert und so diesem stadt- und kirchengeschichtlich wichtigen Raum neue Würde gegeben: ein Treffpunkt für Meditation und Gebet. Auch hier steht der Altar zentral im Raum, was durch die Fußbodengestaltung noch betont wird.

Ein weiteres schönes, aber eher bescheidenes „Denkmal“ hat sich Kurt Schweflinghaus mit der St. Viktor-Kapelle gesetzt, einer Kapelle der Jugend am Rande des Waldes auf dem Weg zur Ratinger Jugendherberge. Dieser kleine Kapellenbau entstand auf Veranlassung des damaligen Jugendkaplans Gustav van de Loo. In vielen Gesprächen mit den Jugendlichen und dem Architekten entstand in den 50er-Jahren des 20. Jahrhunderts ein Bauwerk, das immer wieder Bewunderer findet, wenn sie es denn kennen lernen. Zugegeben, es ist vielen Ratingern bis heute unbekannt geblieben. Hier schon verwirklichte Kurt Schweflinghaus die Form des halbrunden „Zeltes“ als liturgisches Ausdrucksmittel – eine Form, die von den Jugendlichen aufgrund ihrer eigenen Erfahrungen beim Aufbau von Zelten auf ihren Fahrten bestens verstanden wurde. Die Kapelle öffnet sich bei schönem Wetter zu einem großen Versammlungsplatz. Der Altar steht nicht weit weg wie in den traditionellen Kirchen, sondern die Gottesdienstbesucher stehen ganz nah um ihn herum.

Kurt Schweflinghaus wurde 1922 in Düsseldorf geboren. Sein Vater war Maler und Anstreichermeister. Diese praktische Erfahrung im Elternhaus wirkte sich sicherlich auch prägend auf den späteren Beruf des Architekten aus, der in der handwerklichen Umsetzung seiner Pläne mitreden konnte. Die

Die St. Viktor-Kapelle an der Götschenbeck neben der Tennisanlage von Grün-Weiß

religiöse Erziehung hat bei ihm sein ganzes Leben hindurch Spuren hinterlassen. Ohne dieses religiöse Fundament hätte er wahrscheinlich nie Kirchen planen können, die mehr sind als „Menschenwerk“. Die kirchliche Jugendarbeit prägte ihn maßgeblich. Wahrscheinlich lernte er als junger Mann in der katholischen Jugend bereits die „Liturgische Bewegung“ kennen, die unter anderem durch Romano Guardini geprägt wurde. Liturgische Bewegung heißt, die Menschen näher an den Altar heranzuholen, die heilige Messe als „Tischgemeinschaft“ zu erleben, der deutschen Sprache mehr Raum zu geben u. a. Die Entwicklung, die in den 20er-Jahren des vorigen Jahrhunderts auf Burg Rothenfels und an anderen Orten begann, beeinflusste in den 60er-Jahren das 2. Vatikanische Konzil mit der hier beschlossenen liturgischen Reform. Wie wir bereits gesehen haben, hatte Kurt Schweflinghaus in seinen Kirchen diese liturgischen Erfahrungen, die heute Allgemeingut sind, bereits umgesetzt.

Seine Jugendzeit ist von der sogenannten Zwischenkriegszeit geprägt. Wichtige Stichworte sind: Weltwirtschaftskrise, die politischen Krisen der Weimarer Republik, der aufkommende Nationalsozialismus. All das ging am Elternhaus nicht vorbei. Die Gegnerschaft des Vaters dem Hitlerregime gegenüber hat Kurt Schweflinghaus mehrfach betont und bestimmte sicherlich auch seine persönliche Haltung zum Krieg. Wie die meisten seiner Generation wurde er Soldat, und zwar bei der Marine. Ein durchgebrochener Blinddarm hat dem U-Boot-Matrosen Schweflinghaus wahrscheinlich das Leben gerettet. So konnte er bereits 1945 sein Abitur nachholen. Zunächst wollte er in Aachen Architektur studieren. Aber die Zeitumstände führten ihn an die Kunstakademie in Düsseldorf. Mit sechs Studenten (!) begann er seine Studienzeit. Einer seiner Lehrer war Kurt Schwippert, der selbst durch seine Kirchenbauten berühmt wurde. Dieser Lehrer hat sicherlich maßgeblichen Einfluss auf den jungen Studenten genommen. Hier in Düs-

seldorf lernte er aber auch andere kennen, die der Akademie einen Namen gaben, so zum Beispiel Ewald Mataré und Otto Pankok. Einer von beiden machte Kurt Schweflinghaus den Vorwurf, er zeichne zu gegenständlich. Seine schlagfertige Antwort war, er wolle schließlich Architekt werden. Ein weiteres Bild der damaligen Verhältnisse in der Akademie: Kurt Schweflinghaus und die anderen Mitstudenten zeichneten mit Handschuhen, weil die Räume ungeheizt waren.

1949 bestand er das Examen und bekam somit sein Diplom als Architekt mit der Folge, dass er Meisterschüler bei seinem Lehrer Kurt Schwippert wurde und somit offizieller Mitarbeiter in dessen Atelier. In diesen ersten Jahren nach seinem Studium schrieb er ein wenig Architekturgeschichte in Westdeutschland mit, indem er am Bau des neuen Bundeshauses in Bonn beteiligt war. So konnte er auch die erste Sitzung des neu gewählten deutschen Parlaments von der Besuchertribüne aus mitverfolgen. Das Haus des ersten deutschen Bundespräsidenten Theodor Heuss hat Kurt Schweflinghaus ebenfalls umgebaut.

1952 machte er sich selbstständig und zog 1955 nach Ratingen, wo er für sich und seine Familie ein „typisches“ Schweflinghaus-Haus an der Hans-Böckler-Straße bau-

Das alte Küsterhaus (früher Pfarrhaus) in der Grütstraße vor und nach der Restaurierung durch Kurt Schweflinghaus im Jahre 1956

Der Grabstein von Kurt Schweflinghaus auf dem katholischen Friedhof in Ratingen Mitte

te. Kontakte zu Pfarrer Franz Rath von St. Peter und Paul hatten diesen Schritt nach Ratingen möglich gemacht.

Im Dezember 2003 ist Kurt Schweflinghaus gestorben. Die Rheinische Post schrieb in einem Nachruf, dass er „wohl der bedeutendste Kirchenbaumeister der Stadt in der Nachkriegszeit gewesen“ sei (RP vom 17.12. 2003). Seine letzte Ruhestätte hat er auf dem katholischen Friedhof in Ratingen gefunden. Sein Grabstein, wie könnte es anders sein bei einem Architekten, erinnert an ein Haus, aber auch an einen Durchgang in eine neue Welt.

Die Kirchen St. Marien in Tiefenbroich, St. Suitbertus in Ratingen Süd und Heilig Geist in Ratingen West sind die markanten und sichtbaren Zeichen seines Schaffens in unserer Stadt. Sie gehören inzwischen zum Stadtbild von Ratingen. Hinzu kommen die Kindergärten, Pfarrhäuser und Pfarrzentren. Entscheidend ist aber die Begegnung mit dem Menschen Kurt Schweflinghaus. Die Art, wie er die Kirchen baute, sagt eine Menge über ihn aus. Es hat ihn immer wieder gefreut, wenn er anderen seine Kirchen zeigen und erklären konnte. Ein großes Erlebnis war es für ihn, als er bei der Weihe der St. Marienkirche in Tiefenbroich den Kölner Erzbischof Josef Kardinal Frings durch die neue Kirche führen durfte und ihm dabei den Grundriss erklärte. Der Bischof war zu dem Zeitpunkt schon stark sehbehindert, sodass er immer wieder nachfragte und das Bauwerk zu ertasten versuchte, bis er

den Grundriss verstanden hatte. Dann war er voll des Lobes. Das erfreute wiederum den Architekten.

Ein Architekt baut nicht nur neue Häuser, sondern oft heißt auch der Auftrag: Erhalten Sie uns das alte Haus! Ein schönes Beispiel dafür ist das alte Küster- und frühere Pfarrhaus an der Grütstraße in Ratingen, das Kurt Schweflinghaus von Grund auf sanierte. Heute ist dieses alte Ratinger Fachwerkhaus ein Schmuckstück in der Innenstadt.

Manchmal geht es aber auch um Abriss. Ein Haus, das viele Jahre lang für die Menschen einer Stadt wichtig war, wird durch ein neues ersetzt. Das St. Marien-Krankenhaus ist dafür ein Beispiel. Das neue Haus wurde an der Werdener Straße errichtet. Für das Haus an der Oberstraße war die Zeit damit abgelaufen. Kurt Schweflinghaus übernahm die Bauleitung über den Abriss. Im Detail hat er das allmähliche „Verschwinden" des alten Hauses fotografisch festgehalten. Was mag er dabei gedacht haben? Dann eine ganz andere Erfahrung: Der Abbruch brachte ein altes Zeugnis Ratinger Geschichte zum Vorschein, nämlich die Fundamente der Stadtmauer in diesem Teil der Stadt und die Fundamente des „Verkeshirdenturms". Auch sprudelte für einige Tage wieder die „Suitbertusquelle", die früher den Stadtgraben füllte. Wegen dieser Funde wurde die Planung des Arkadenhofes geändert, sodass heute Turm und Mauer wieder sichtbar sind, die fast hundert Jahre überbaut waren. Ein spannender Aspekt im Leben eines Architekten trotz Abriss: Etwas finden, was lange verdeckt war. Auch an St. Peter und Paul und anderen Kirchen hatte Kurt Schweflinghaus als „Baumeister" diese Erfahrung machen dürfen.

Beim Abbruch des alten St. Marien-Krankenhauses an der Oberstraße/Angerstraße wurden ein Stück Stadtmauer und die Fundamente des Verkeshirdenturms „gefunden"

Neubau von Kirchen, Restaurierung alter Bausubstanz, Abriss von Häusern, die nicht mehr gebraucht werden, das alles gehörte zu den alltäglichen Aufgaben des Architekten Kurt Schweflinghaus. Bei vielen seiner Aufträge hat er nicht nur geplant und gezeichnet, sondern den Baufortgang auch fotografiert und dokumentiert. Die Baumeister des Mittelalters treten oft hinter ihren Bauwerken zurück, bleiben vielfach namenlos. Das ist auch bei den Kirchen, die Kurt Schweflinghaus geplant hat, nicht groß anders. Trotzdem hat der Architekt seine unverkennbare Handschrift in seinen Bauwerken hinterlassen.

(Der zweite Teil erscheint in der nächsten Ausgabe der „Quecke".)

Hans Müskens

Natürlich ist der Verein Lintorfer Heimatfreunde wieder auf dem Lintorfer Weihnachtsmarkt am 2. und 3. Dezember 2006 vertreten.

Wir bieten an:

Die neue Quecke Nr. 76 / Quecken Nr. 1 – 75 / Quecke-Sammelbände

Lintorfer Dokumente Nr. 1 – 5

Foto-Motive aus Alt-Lintorf / Postkartenheft „Spaziergang durch Alt-Lintorf"

Bücher von Theo Volmert: „Lintorf – Berichte, Dokumente, Bilder aus seiner Geschichte", Bände 1 und 2

„Eine bergische Pfarrgemeinde" / „Mehr Heiteres als Ernstes"

... und andere heimatkundliche Literatur aus Ratingen und dem Angerland !

Eine Vision wird Wirklichkeit

Von der Heimschule zum Franz-Rath-Weiterbildungskolleg (1956 - 2006)

Vor mehr als 50 Jahren hatten die Brüder Franz Rath (1907-1969) und Hubert Rath (1914-1992) die Vision, begabten, bildungswilligen jungen Handwerkern aus der gesamten Republik eine qualifizierte Grund- und Weiterbildung zu ermöglichen auf der Grundlage

Pfarrer Franz Rath
(1907 - 1969)

christlicher Werte in der Nachfolge des Gesellenvaters Adolf Kolping. Franz Rath, der damalige Pfarrer von St. Peter und Paul, Diözesanpräses des Kolpingwerkes im Erzbistum Köln, Präses der Ratinger

Hubert Rath
(1914 - 1992)

Die „Heimschule“ Ende der 1950er-Jahre

Kolpingfamilie, und sein jüngster Bruder Hubert, der nach dem Krieg seine Laufbahn am Düsseldorfer Kultusministerium begann und im Bereich der Schulverwaltung tätig ist, erkennen die Notwendigkeit und wachsende Bedeutung eines Zweiten Bildungswesens in der damaligen politischen Bildungslandschaft. Ihr Bildungsziel ist aber nicht nur die Ablegung einer Prüfung, sondern vielmehr eine ganzheitliche, christliche Persönlichkeitsbildung, sowie die Chance zum beruflichen und sozialen Aufstieg.

Am 1. April 1956 ist es endlich soweit. Die ersten 16 Schüler, später 33, alles Handwerker, beziehen den Neubau auf der Schützenstraße 54, die **„Heimschule Ratingen“.** Die jungen Männer kommen aus den verschiedensten Gegenden der Republik. Sie besorgen sich, oft mit Hilfe der Gebrüder Rath, Arbeitsstellen im Raum Ratingen, arbeiten tagsüber und erhalten an vier Abenden der Woche Unterricht von 19 bis 22 Uhr, um die „Mittlere Reife“ nachträglich zu erwerben. Es ist ein einmaliges Projekt, eine einmalige Lebens- und Lerngemeinschaft in familiärer Atmosphäre. Die Schüler teilen sich zu Viert ein spartanisch eingerichtetes Zimmer: zwei Etagenbetten, ein Tisch, Stühle, Spinde und ein Waschbecken. Die gegenseitige Unterstützung ist immens. Alle sind außergewöhnlich motiviert und ehrgeizig, wie die ehemaligen Lehrer, die aus Ratinger oder Düsseldorfer Schulen rekrutiert werden, bestätigen.

Das 1. Semester der „Heimschule“ beim Klassenunterricht

Viel Freizeit gibt es nicht, höchstens einen kurzen Besuch auf ein Bier im allseits beliebten „Talschlösschen“. Im Speisesaal trifft man sich zu den Mahlzeiten und zum gemeinsamen Lernen. Das Tischgebet ist obligatorisch. Auch der sonntägliche Gottesdienst oder die Teilnahme an der Fronleichnamsprozession sind selbstverständlich. An Wochenenden wird auch ausgespannt. In den Ratinger Tanzlokalen sind die „Heimschüler“ gern gesehene, begehrte Tanzpartner. Und einige lernen hier ihre späteren Ehefrauen kennen.

Schon im August 1956 können die ersten Heimschüler an einem Austauschprogramm mit Ratingens französischer Partnerstadt Maubeuge teilnehmen. Die Aussöhnung mit den ehemaligen Kriegsgegnern Frankreich und England ist besonders Hubert Rath ein großes Anliegen. Auslandsaufenthalte für Schüler sind zu dieser Zeit noch immer die große Ausnahme, eine Sensation. So begrüßen die Heimschüler junge Maubeuger und besichtigen mit ihnen Ratingen und Düsseldorf.

Ab 1957 finden regelmäßige gesellige Tanzabende für die Schüler, die Lehrer, den Trägerverein und deren Familien statt, die von allen Eingeladenen immer als besonders gelungen dargestellt werden. Theater- und Opernbesuche werden angeboten. 1957 machen die Heimschüler auf Initiative von Hubert Rath eine unvergessliche, beeindruckende Studienfahrt nach England. Später kommt auch noch ein Austausch mit der Ratinger Partnerstadt Twickenham / London zustande. Alle Teilnehmer schwärmen noch heute von diesem Auslandsaufenthalt.

Schüler der „Heimschule“ bei einem Ball im Ferdinand-Cremer-Haus (1950er-Jahre)

1958 wird es ernst: die erste externe Prüfung in Wuppertal. Von den zwanzig Prüflingen bestehen siebzehn die Prüfung. Dieses hervorragende Ergebnis führt schließlich zur staatlichen Anerkennung der Heimschule als Ersatzschule. Viele Schüler machen später noch das Abitur. Einige studieren an Universitäten. Sie werden Handwerksmeister, Sozialarbeiter, Lehrer, Schulleiter, Ingenieure, Architekten, Betriebsleiter, gründen eigene Firmen: ein gelungener sozialer Aufstieg, so wie die Gründungsväter es sich erhofft haben. Die Heimschule ist zu einer anerkannten Bildungsinstitution herangewachsen.

Französische Schüler aus Maubeuge zu Besuch in der „Heimschule“ im August 1956

Diese ersten zehn „Gründerjahre“ sind geprägt von der familiären Atmosphäre, die Franz und Hubert Rath „ihren“ Heimschülern vermitteln können. Sie sind immer da, hilfsbereit, gesprächsbereit, anpackend, mit unermüdlichem Einsatz.

In der zweiten Hälfte der 60er-Jahre ändert sich das Bild der Schule. Die Bildungssituation hat sich in ganz Deutschland verbessert. Die Schüler werden jünger. Das Durchschnittsalter von anfangs 25 sinkt auf 19. Viele Schüler – und seit 1963 auch Schülerinnen- wohnen nicht mehr in der Heimschule. Externe bilden die Mehrheit. Die Vierbettzimmer werden in Doppelzimmer umgewandelt. Die zunächst steigende Nachfrage nach Plätzen führt zur Anmietung von städtischen Schulräumen. Die Schulleitung muss auf die unruhigere, veränderte politische Landschaft reagieren.

Es beginnt die Zeit der Studentenunruhen. Die „68er-Generation“ stellt alles in Frage, sie diskutiert ständig, sie kritisiert, sie protestiert. Die Schule bietet nun neben dem Unterricht Vorträge über zeitnahe Themen an: die Einigung Europas, Probleme der Entwicklungshilfe, Nutzungsmöglichkeiten der Atomenergie, Konflikt Moskau-Peking, die neue Weltmacht China. So genannte Mini-Frühschoppen werden etabliert. Auf diesen Foren werden die Studentenunruhen lebhaft diskutiert, Veränderungen der Strafrechtsreform beleuchtet. Die Mitbestimmung und die Notstandsgesetze kom-

Schüler der „Heimschule“ bei den abendlichen Hausaufgaben

men zur Sprache. Das Thema: „Inwiefern ist unsere Gesellschaft verbesserungswürdig?“ nimmt großen Raum ein.

Diese neue Generation teilt nicht mehr die Auffassung der Gründerväter von Gemeinschaft, von Gesellschaft, von ihrer Art der ganzheitlichen, christlichen Persönlichkeitsbildung. Für viele Jugendliche nimmt die religiös-ethische Bindung keinen hohen Stellenwert mehr ein. Die finanziellen Opfer von Seiten der Kirchen und des Staates für ihre Weiterbildung sind ihnen gleichgültig geworden. Deshalb erwägen die Brüder Rath, enttäuscht von der neuen Entwicklung, 1968 das Heim aufzulösen, zumal sich die Schülerzahlen negativ zu entwickeln scheinen. Sie haben aber neue, zukunftsweisende Visionen. Sie wollen ein umfassendes „Bildungswerk Ratingen“ in der Heimschule einrichten, um einen Dritten Bildungsweg für die Allgemeinheit zu entwickeln. Die Arbeit der damaligen Volkshochschule erscheint ihnen zu diesem Zeitpunkt nicht attraktiv genug. Das Heim soll Tagungsstätte werden für alle möglichen kulturellen und sozialen Gruppen, vor allem für die ökumenische Arbeit, die besonders Pfarrer Rath so am Herzen liegt. Sie nehmen jedoch wieder Abstand von ihrer Idee, als 1969 die Schülerzahlen wieder ansteigen.

Mitten in dieser Umbruchphase, in dieser Zeit der Ungewissheit, stirbt Franz Rath, plötzlich, unerwartet und unfassbar, am 24.12.1969 im Alter von nur 62 Jahren, ein Schock für den Trägerverein, dessen Vorsitzender er war, und für die Schule.

Sein Bruder Hubert übernimmt die Leitung des Vorstandes. Er tritt kein leichtes Erbe an. Das Wohnheim ist nicht mehr rentabel, finanzielle Mittel werden knapper. Es müssen neue Wege beschritten werden. Räume werden untervermietet, eine Kooperation mit der VHS etabliert. Das Familienbildungswerk zieht ein. Den neuen Schülerinnen und Schülern werden die Eingangsvoraussetzungen zum Besuch der Abendrealschule erleichtert: der Nachweis einer abgeschlossenen Lehre entfällt. Vorkurse werden eingerichtet, die erstmals auch Ausländern offen stehen. Eine neue Schulform wird gegründet, eine Fachoberschule in Teilzeitform, Fachrichtung Technik sowie Wirtschaft / Verwaltung. Sie findet von Anfang an großen Zuspruch, während die Schülerzahlen der Abendrealschule sich besorgniserregend entwickeln. Zum ersten Mal werden arbeitslosen Jugendlichen Stützkurse angeboten.

1983, ein Jahr nachdem Hubert Rath aus Krankheitsgründen das Amt als Vorsitzender niederlegt und zum Ehrenvorsitzenden ernannt wird, erhält er als Mitbegründer, Vorsitzender und langjähriger Geschäftführer der Heimschule den päpstlichen Orden „Pro Ecclesia et Pontifice“ für seinen unermüdlichen Fleiß und hohen persönlichen Einsatz im Geiste Adolf Kolpings. Er hat vielen jungen Menschen den Weg zu schulischer und beruflicher Weiterbildung geebnet.

Sein Nachfolger als Vorstandsvorsitzender, Stefan Nelles, ein Heimschüler der ersten Stunde, steht vor schier unlösbaren Aufgaben. Er muss die außergewöhnliche Pionierleistung der Gründerväter Franz und Hubert Rath erhalten, möglichst weiter entwickeln, den Trend der rückläufigen Schülerzahlen stoppen, neue finanzielle Quellen für dringend benötigte Sanierungsarbeiten herbeizaubern und die drohende Schließung der Abendrealschule durch die Bezirksregierung in Düsseldorf abwehren. Dank einer größeren Werbeaktion kann das Letztere verhindert werden. Um die notwendigen finanziellen Mittel zu beschaffen, wird das Erzbistum Köln, das die Heimschule seit der Gründung großzügig finanziell unterstützt und ohne dessen Unterstützung die Schule gar nicht existieren kann, um zusätzliche Mittel gebeten. Die ersehnte Zusage aus Köln ist allerdings an eine Bedingung geknüpft. Es soll der Beweis angetreten werden, dass die große Verbundenheit der Ehemaligen mit „ihrer“ Heimschule auch durch substanzielles finanzielles Engagement dokumentiert wird. Mit einer beispiellosen spontanen Bettelbriefaktion wird nun mit großem Erfolg bei den Ehemaligen um Spenden gebeten. Die zahlreichen Spenden zwischen zehn und 500 Mark summieren sich zu einem beachtlichen Betrag, der vom Generalvikariat als Erfolg anerkannt wird. Die Bedingung ist erfüllt, die Zuschüsse zur Sanierung können fließen. Es kann wieder aufwärts gehen.

Der Name der Schule, „Heimschule“, ist nun schon lange nicht mehr zeitgemäß. Bereits Ende der 60er Jahre äußert sich Franz Rath kritisch darüber. Schon des Klanges wegen erinnere ihn der Name zu sehr an „Heimerziehung und Zöglinge“. Daher müssen Veränderungen auch im Namen der Schule Eingang finden. **1986** wird die Heimschule dann in **„Abendschule Ratingen“** umbenannt.

Eine neue Entwicklungsphase beginnt. Die Schule wird internationaler. Es werden zur Integrationsförderung iranische, italienische, jugoslawische und türkische Jugendliche aufgenommen sowie

Asylsuchenden und Aussiedlern Chancen zur Weiterbildung angeboten. Deutsch als Fremdsprache und die Einstiegskurse in Englisch, Deutsch, Mathematik finden großen Anklang. Das Fach Informatik wird eingeführt. Eine weitere Fachoberschule in Teilzeitform wird genehmigt, die für Sozial - und Gesundheitswesen sowie eine Berufsfachschule für Kinderpflege. Jetzt wird auch Unterricht an Vormittagen angeboten. Interessenten können wie im Baukastensystem einzelne Fächer belegen, um schrittweise das gesamte Realschulprogramm absolvieren zu können.

Das erweiterte Schulangebot stellt den Trägerverein wegen des großen Zuspruchs vor Probleme. Es fehlen geeignete Lehrerinnen und Lehrer. Außerdem herrscht Raumknappheit, sodass Räume außerhalb der Schule angemietet werden müssen. Es existieren zeitweise vier verschiedene Schulorte. Daraus ergeben sich viele organisatorische Schwierigkeiten für die Stundenplaner und für die Lehrerinnen und Lehrer, die von einem Unterrichtsort zum nächsten pendeln müssen.

1991 steht die Schule wieder einmal beinahe vor dem Aus. Diesmal ist es die Landesregierung, die die Schließung aller Abendrealschulen plant. Sie will deren Aufgaben den Volkshochschulen übertragen. Landesweit organisiert sich eine Protestwelle, die schließlich die Regierung dazu bringt, von ihrer Idee Abstand zu nehmen und die Abendrealschulen beizubehalten.

Ende **1991** gibt sich die Abendschule wieder einen neuen Namen. Im Gedenken an die herausragende Pionierleistung des geistlichen Gründervaters Franz Rath wird die Schule in **Franz-Rath-Weiterbildungskolleg** umbenannt. Gleichzeitig wird mit dem neuen Namen sowohl in der Abendrealschule als auch in der Fachoberschule in Teilzeitform dem Begriff Weiterbildung Rechnung getragen.

Die 90er-Jahre stellen das Weiterbildungskolleg vor völlig neue Herausforderungen. Die Schülerschaft wird nochmals jünger und heterogener: Jugendliche ohne Hauptschulabschluss, Berufstätige ohne Realschulabschluss, Aussiedler, Ausländer oder Jugendliche mit Migrationshintergrund sowie Frauen, die wieder in das Erwerbsleben einsteigen möchten. Leider kommt ein Projekt für Langzeitarbeitslose und benachteiligte Jugendliche in geplanter Kooperation mit dem Arbeitsamt nicht zustande.

In den Vormittagskursen der Abendrealschule sind immer mehr Jugendliche zu finden, die eine geringe Motivation zum Schulbesuch zeigen. Sie alle erwarten Hilfe bei ihrer Lebensbewältigung, was ein völlig verändertes Engagement der Lehrkräfte und verstärkt sozialpädagogische Maßnahmen erfordert.

Dank des überaus großen Engagements aller bisherigen Schulleiter und der Lehrerkollegien können viele interessante Projekte und Initiativen realisiert werden.

1992 wird in Ratingen nach den ausländerfeindlichen Ausschreitungen durch Neonazis in ganz Deutschland die Initiative „Anders miteinander“ von Vertretern der Ratinger Weiterbildungseinrichtungen gegründet. Auch das Weiterbildungskolleg ist mit dabei. Die Teilnehmer verpflichten sich, gegen Gewalt und Fremdenfeindlichkeit und für ein friedliches Miteinander einzutreten.

1998 darf die Schule den Friedensnobelpreisempfänger (alter-

Der Filmemacher Sönke Wortmann bei einem Schulprojekt im Weiterbildungskolleg im Jahre 2004

BAP-Sänger Wolfgang Niedecken mit dem Schild „Schule ohne Rassismus - Schule mit Courage“, das er später an der Mauer der Schule anbringt

nativer Nobelpreis) Tun Channareth am Ende einer Projektwoche zum Thema „Kampf gegen Landminen“ begrüßen. Der aus Kambodscha stammende Preisträger trifft auf gut vorbereitete Schülerinnen und Schüler, die im Unterricht die schrecklichen Auswirkungen dieser sich besonders gegen die Zivilbevölkerung richtenden, auch in Deutschland produzierten Waffen ausführlich besprochen haben.

2004 kommt der Filmemacher Sönke Wortmann zu Besuch, der mit seinem Film „Das Wunder von Bern“ die Schülerinnen und Schüler begeistert. Vier Wochen lang beschäftigen sie sich im Rahmen eines Unterrichtsprojektes mit den Inhalten des Films: Kriegsgefangenschaft, wirtschaftlicher Wiederaufbau, Vater-Sohn-Konflikt. Regisseur Wortmann versteht es, den Jugendlichen Mut zu machen. Die in seinem Film gezeigten Tugenden wie Teamgeist aufbauen, Niederlagen verkraften und daraus lernen, mutig gegen Perspektivlosigkeit ankämpfen, Angst überwinden, mehr Selbstvertrauen entwickeln, Solidarität ausüben usw. sind auch die Tugenden, die die Heimschüler vor 50 Jahren voranbringen und der jetzigen Schülergeneration weiterhelfen können.

2005 widmet sich das Franz-Rath-Weiterbildungskolleg dem Projekt „Schule ohne Rassismus – Schule mit Courage“. In Gruppen setzen sich die Schülerinnen und Schüler mit Vorurteilen und Schubladendenken intensiv und kreativ auseinander.

Schulleiter Georg Berendt übergibt Wolfgang Niedecken ein T-Shirt mit den Unterschriften der Schülerinnen und Schüler

Die Projekttage sind Teil einer europaweiten Aktion, bei der sich mindestens 70 Prozent der Schülerinnen und Schüler durch ihre Unterschrift verpflichten sollen, den Kampf gegen Rassismus aktiv zu unterstützen, Farbe zu bekennen und Zivilcourage in ganz normalen Alltagssituationen zu zeigen. Über 90 Prozent unterschreiben.

Als Dank für die Teilnahme an dieser Aktion bringt 2006 der Pate der Aktion, der Kölner BAP-Sänger Wolfgang Niedecken, in einer Feierstunde persönlich das Schild „Schule ohne Rassismus, Schule mit Courage“ an der Außenmauer der Schule an. Als Souvenir erhält Wolfgang Niedecken ein T-Shirt mit allen Unterschriften.

2006 ist auch das Jahr des 50. Geburtstages der Heimschule, die sich in dieser Zeit zum Franz-Rath-Weiterbildungskolleg gemausert hat. Diese 50 Jahre vermitteln ein Bild von Kontinuität und Wandel. Bildung junger Menschen und ihre innere Festigung, die Persönlichkeitsbildung, ist noch immer das Ziel, dem sich die Gründerväter wie auch die nachfolgenden Vorstandsvorsitzenden, Schulleiter, Mitglieder des Trägervereins und Lehrkollegien verschrieben haben.

Adolf Kolping (1813 – 1865) hat einmal gesagt: „Wir können viel, wenn wir nur nachhaltig wollen; wir können Großes, wenn tüchtige Kräfte sich vereinen.“ Genau das hat die letzten 50 Jahre ausgemacht.

Franz und Hubert Rath „wuchsen ungeahnte Kräfte zu, um ihre Vision in die Tat umzusetzen“, sagte Benedikt Bünnagel, Pfarrer von St. Peter und Paul in Ratingen in seiner Predigt zum Festgottesdienst am 1. April 2006 anlässlich des 50-jährigen Jubiläums. „Bis heute ist diese Vision geblieben, die uns leitet. Die Umsetzung jedoch muss den veränderten Herausforderungen der Zeit angepasst werden. So wurde aus der ‚Heimschule’ das ‚Franz-Rath-Weiterbildungskolleg’.“

Ursula Leffers

Die Spanner und Greifer von Tünkers halten Produkte, die in Serie hergestellt werden – weltweit. Als Familienunternehmen halten wir außerdem seit 1962 am Standort Ratingen fest und sichern Arbeitsplätze für die Region. Technologieführerschaft – made in Ratingen: www.tuenkers.de
TÜNKERS®
Erfindergeist serienmäßig.
Tünkers hält.
Ratingen
Kreis Mettmann

Sie kommen…

Kirmes in Ratingen von 1930 bis 1950

Zu den aufregendsten Momenten in der Kindheit vieler zählte früher, in unserer Kindheit, die Ankunft der bunten Wagen des fahrenden Volkes, wenn sie Richtung Schützenplatz fuhren. Meist wurden die Packwagen und Wohnwagen von Lanz Bulldogs gezogen, die teilweise auch zur Stromerzeugung eingesetzt wurden.

Ein bekannter Motor-Journalist hat die Handhabung einmal beschrieben. Allein das Anlassen war eine Prozedur:

„Zunächst heizt man die Lötlampe an, die mit Benzin gefüllt wird. Dann hängt man die Heizlampe unter den Kopf des Zylinders, der vorne herausragt, weil der Zylinder in Fahrtrichtung liegend angeordnet ist wie ein Kanonenrohr. Hier bemüht sich die Flamme nun, den Zylinderkopf zum Glühen zu bringen. Der Glühkopf hat die gleiche Aufgabe wie die Zündkerze. Nach einer Viertelstunde Glühzeit darf man es wagen, mittels der seitlich am Zylinder angebrachten Handpumpe Kraftstoff in den gewaltigen Hubraum zu pumpen. Dann demontiert man das Lenkrad mitsamt einem halben Meter Lenksäule. So bewaffnet tritt man neben den Bulldog, in Fahrtrichtung rechts, steckt das Lenksäulenende in die Mitte der Schwungscheibe und spricht ein Gebet.

Es kommt nun darauf an, den gesamten Kurbeltrieb mit Kolben ruckartig in Richtung Glühkopf zu bewegen, um die Explosion auszulösen. Diese ähnelt dann einem Kanonenschuss. Nicht selten sank der Maschinist darauf getroffen zu Boden, denn Lenksäule und Lenkrad werden abgeworfen.“

Aus den gewaltigen Hubräumen schöpften sie ihre Kraft und zogen manchmal vier Anhänger gleichzeitig, ja, wir sahen einmal einen Kleinzirkus in die Wilhelmstraße einbiegen mit fünf Anhängern! Die Maschine war robust gebaut, nur musste man darauf achten, dass der Öltank immer gefüllt war für die Schmierung des Kurbeltriebes. So erzählte Franz Bruch, wie er mit 17 Jahren einen Transport mit dem 55 PS-Bulldog nach Krefeld

Eine Kölner Schaustellerfamilie in den 1920er-Jahren

bringen sollte. Er hatte aber den Ölvorrat vorher nicht kontrolliert, und so machte es auf der B 288 auf einmal blub - blub - bluuub – aus!

Da wusste er sofort, was los war. In den ersten Nachkriegsjahren war auf dem sogenannten Krefelder Zubringer kaum Autoverkehr, und so marschierte er zur nächsten Tankstelle und rief die Firma August Weidle in Ratingen an. Es dauerte nicht lange, und ein Monteur rauschte auf seinem Moped mit Werkzeugkiste an. Man baute gemeinsam das Kurbellager aus, reinigte und schliff die Rotgussbüchsen nach, baute alles sorgsam zusammen, und schon lief das Ungetüm. So konnte nach etwa zweieinhalb Stunden der Transport weiter durchgeführt werden.

Auch hatte die Maschine keinen Rückwärtsgang – man musste den Motor fast zum Stillstand bringen und, bevor der Kolben den oberen

Lanz Großbulldog HR 2

Totpunkt erreichte, wieder Vollgas geben, so dass der Kolben zurückflog und somit der Motor rückwärts lief.

Groß war der Reiz für uns Kinder, einen Blick ins Innere eines Schaustellerwagens zu tun, um zu sehen, um welche Attraktion oder welches Karussell es sich handelte. Und erst die Wohnwagen, welches Glück, wenn man so einen Wagen betreten durfte. Wir Kinder hatten schon Wochen vorher eifrig Kirmesgeld gesammelt, zum Beispiel durch kleine Hilfsdienste wie Straße fegen: 30 Pfennige, Briefe zur Sparkasse bringen: 50 Pfennige usw. Wenn Bekannte die Frage stellten: „Hast du schon Kirmesgeld?“, machten wir ein trauriges Gesicht, und der Erfolg war da.

Wir konnten es kaum erwarten, und so eilten wir zum Platz. Dort stand vorne ein Bodenkarussell mit Pferden und Kaffeemühle, links die Autobahn von Fritz Osselmann und der Verkaufswagen mit Süßwaren und Spielsachen der Firma Josef Cremanns, wo heute noch der 1952 von der Firma Wetzel entwickelte Verkaufswagen steht und von der jungen Generation betrieben wird, dann der Autoskooter von Hartkopf/Mettmann, der Kettenflieger von Willi Fehr und natürlich die Russische Schaukel (Riesenrad) der Firma Bruch/Düsseldorf, die für damalige Verhältnisse die beängstigende Höhe von 12,5 Metern hatte. Heu-

Der Autoskooter der Firma Hartkopf aus Mettmann

te erreicht ihr Riesenrad auf der Rheinwiese mit 56 Metern die Höhe des Wilhelm-Marx-Hauses. Alles solide und alte Schaustellerfamilien mit eigenen Häusern als Winterquartier.

Zwischen den Fahrgeschäften standen Bratwurststand, Ballwurfbude, Schießbude, Hau den Lukas u.a.

Die Spannung stieg, denn im Hintergrund lockte neben der Schiffschaukel von Karl Issel, Ratingen, der sein Winterquartier in der Brunogasse hatte, eine Schaubude.

Das A und O einer guten Schaubude war der Rekommandeur, der durch seine Stimme die Leute anlockte. Wir warteten geduldig davor, bis er (oder der Besitzer) zur Parade aufrief und seine Artisten vorstellte: Feuerschlucker, Messerwerfer, durchgesägte Jungfrau, Liliputaner und andere.

Neugierig waren wir besonders auf Liliputaner. Sie leiden in der Kindheit an einem Mangel an Wachstumshormonen, sind aber sonst ebenmäßig gebaut. Der berühmteste war Tom Thumb, bei dem im vierten Lebensjahr der Wuchs aufhörte, er maß 63,5 cm und wurde mit dem amerikanischen Zirkuskönig Barnum Millionär. Um die Jahrhundertwende gab es sogar reine Liliputaner-Zirkusse.

Und dann kam ein Flohzirkus! Einlass erhielten etwa zehn Personen, die auf einen Tisch starrten, um die Artisten zu sehen. Die kleinen Tiere messen ja nur 3,5 mm, können aber ungefähr einen Meter hoch oder weit springen. Wenn man dann in der ersten Reihe saß, konnte man beobachten, wie Flöhe Wagen ziehen, Karussel fahren und antreiben, seiltanzen, römisches Wagenrennen veranstalten usw. Bei jeder Vorstellung wurden belehrende Erklärungen abgegeben über Fütterung und Dressur. Dressieren lassen sich nur Menschenflöhe. Man sperrt sie lange Zeit zwischen zwei Glasplatten mit geringem Abstand, so dass die Hinterhopser verkümmern, und dann legt man ihnen Schlingen aus Silberdraht um die Hinterbeine. Es ist nicht verwunderlich, dass die Zirkusdirektoren meist eine Uhrmacherlehre gemacht hatten. Zur Fütterung setzte der „Dompteur“ seine Tiere dreimal am Tag auf seinen Unterarm, der auch reichlich zerstochen aussah. Leider ist der Floh so gut wie ausgestorben und der Flohzirkus auch, obwohl die Kosten gering waren. In den Kriegs- und ersten Nachkriegsjahren wurde man schon mal von einem Floh heimgesucht. Die beste Methode, ihn loszuwerden, war: man ging ins Kino!!

Riesenrad oder „Russische Schaukel“ der Firma Willi Bruch aus Düsseldorf (Nachtaufnahme 1950er Jahre)

Und fast hätte ich den kleinen Stand mit „Türkischem Honig“ vergessen, da wurden wir alle schwach und opferten den letzten Groschen!

In der Kirmeswoche war auf der Bahnstraße immer was los. Die

Schausteller nutzten die Zeit in Ratingen, um Reparaturen durchführen zu lassen. Unser Betrieb war hier im Raum Düsseldorf allein in der Lage, Vollgummireifen auf Felgen aufzupressen. Da blieb es manchmal nicht aus, dass ein Bulldog einen ganzen Tag im Leerlauf seine Explosionsschläge hören ließ. Dann kam Dr. Paul Eigen herüber und rief: „Stellt das verrückte Ding ab!“ Aber da wir keine Lötlampe hatten, bubberte er weiter.

Wenn ich den Namen Dr. Eigen höre, habe ich immer noch den Satz im Ohr: „Keine Angst, heute ist mein ruhigster Tag.“ Dabei sehe ich noch seine zitternde Hand, um einen Splitter in meinem Auge zu entfernen, einen Augenarzt gab es noch nicht in Ratingen.

Als der Krieg begann, war an Kirmes nicht mehr zu denken. Durch

Karl Heinz Krauskopf: „Kirmeswagen am Kaiserplatz“, Tempera, Juni 1947

Gespannt warteten wir alle, was aus den Packwagen ausgeladen wurde. Die Firma Osselmann kam mit der Berg- und Talbahn (die Autobahn war verbrannt), Peter Rauwald mit dem Mickymaus-Kinderkarussell, Winterhalter mit dem Marionettentheater, die Ratinger Issel und Fehr mit Schiffschaukel und Kinderschiffschaukel und Willi Bruch mit dem Riesenrad. In den folgenden Jahren bauten Herbert Bruch seine Seesturmbahn und Fernando Schmidt, dessen Vetter Richard Schmidt mit Sohni Löffelhardt das Phantasialand gründete und betreibt, eine Schaubühne auf.

An der Freiligrathstraße hatte man mit dem starken Gefälle zu kämpfen. Mir fällt dazu diese kleine Geschichte ein: 1939 wollte unser Dreher Jupp Menge ein Motorrad kaufen und lud seinen Freund Primus Wehner zur Probefahrt auf dem Soziussitz ein. Als sie die Straße runterfuhren, bemerkte Jupp, dass die Bremsen versagten. Er raste immer schneller auf die Kreuzung zu und schrie nach hinten: „Prim, mach die Ooge zu!“ Aber wie sagt man hier: Et hät noch immer joot jejange!!

Bei einer Kirmes begann man eines Tages an der Freiligrathstraße mit ihrem starken Gefälle an der Ecke, wo später die Tankstelle errichtet wurde, eine Plattform aufzubauen, und alle rätselten: Wird das ein Karussell? Am Samstagmittag war die Sensation perfekt:

Luftangriffe wurden viele Schaustellergeschäfte zerstört, aber nach dem Ende des Krieges erwachte schnell der alte Geist. Aber wohin? Durch die Lebensmittelknappheit war mittlerweile der Schützenplatz in Kleingärten umgewandelt worden. So entstand die erste Kirmes nach dem Kriege auf dem Kaiserplatz, das war die Kreuzung Poststraße – Beethovenstraße – Röntgenstraße – Freiligrathstraße mit dem heutigen Kinderspielplatz, dem Gelände der ehemaligen Tankstelle und dem Victoriahaus.

Das Schützenzelt fand auf dem Schulhof des alten Gymnasiums Platz, hier mussten die Schützen mit der Armbrust (wir waren ja entmilitarisiert!) ihr Glück versuchen.

Das Mickymaus-Karussell der Familie Rauwald aus Düsseldorf war in Belgien gebaut worden

Die Kinderschiffschaukel von Willi Fehr stand am Kaiserplatz, etwa da, wo sich heute der öffentliche Fernsprecher befindet. In der Schaukel rechts neben dem Kassenhäuschen: Anke Jensen-Giehler, Tochter von Paul und Pauline Jensen, geborene Buschhausen. Sie führte später das Fotogeschäft ihres Onkels Gerhard Buschhausen und ihrer Eltern auf der Oberstraße weiter. Die Aufnahme entstand 1948

Ein Turm war entstanden, und Steilwandfahrer zeigten ihre halsbrecherischen Kunststücke auf ihren Motorrädern, amerikanische Indian-Polizei-Maschinen. Wenn sie bis zum oberen Rand fuhren, zogen wir schnell die Köpfe weg!

Hatten wir nicht auch mal eine Krokodilschau auf der Röntgenstraße? Und dann rollten Görlichs Filmlöwen an. Mehrere Anker wurden schnell in den Boden geschlagen, dann wurden die Löwen ausgeladen und an den Ankern mit Stricken festgebunden!! Heute vermuten wir, dass sie alt und entsprechend lahm waren, vielleicht hatten sie schon die meisten Zähne verloren. Unser Respekt war aber gewaltig. Aber trotzdem mussten wir in die Schau: Da tanzte Mia Görlich im Löwenkäfig wie Salome. Ab und an trat sie den Löwen mit ihren spitzen Schuhen ins Hinterteil, damit sie sich hin und wieder mal bewegten.

Karl Issel hatte die Raketenbahn von Franz Bruch in Mönchengladbach gesehen und baute sie in eigener Regie nach. Der erste Test lief hier auf dem Kaiserplatz!

Bei jeder Kirmes wurde alles mit Handarbeit aufgebaut und auf Hochglanz gebracht. Die Wohnwagen wurden aufgebockt und in die Waage gebracht. Nun wurden die Schaustellerfrauen aktiv: In die Schränke mussten Teller, Tassen und Gläser wieder eingeräumt werden. Nippes-Figuren, Platzdeckchen und Kissen kamen an ihren Platz. Dann wurde das Essen vorbereitet. Die Männer bauten am Heck des Wohnwagens die Veranda mit Plandach an, hier wurden die Mahlzeiten eingenommen, meist in zwei Schichten (je sechs Leute). Die Nachmittage waren ausgefüllt mit der Wäsche für alle. (Nix Vollautomat, Handarbeit!) Fahrende Händler erschienen und boten Arbeitskleidung, Küchenschürzen, Kleider, Unterwäsche und alles Mögliche an, sie kannten die Zeitnot der Frauen. Und am Samstagmittag saß man frisch und freundlich an der Kasse!

Für uns immer ein Wunder der Zeiteinteilung!

Die Schaustellerkinder wurden schon früh eingespannt. So ließ Willi Bruch sen. einen Packwagen bauen mit der Bitte, dass seine Söhne Willi, Franz, Oscar und Harry uns hilfreich zur Seite stehen sollten. Sie hatten alle handwerkliches Geschick und sollten dementsprechend alle einen Beruf erlernen. Aber gegen Schaustellerblut kam auch ein resoluter Vater nicht an. Sie blieben alle ihrer Familientradition treu und betreiben

Steilwand-Todesfahrt der Gebrüder Mack

Moderne Zugmaschine der Familie Bruch

heute noch Riesenräder, Karussells, gastronomische Betriebe und Achterbahnen.

Wenn ein neues Geschäft angeschafft wurde, war der vorhandene Wagenpark meist zu klein. Dann wurden die Wünsche an uns herangetragen. So stellten wir Anhänger zum Transport von Gerüst und Gondeln für die Riesenräder, Fahrgestelle für Schienen und Buden her, oft wurden auch vorhandene Fahrzeuge umgebaut. Als Zugmaschinen wurden Sattelzugmaschinen mit 400-500 PS mit abnehmbaren Belastungspritschen ausgerüstet. Oscar Bruch, der eigentlich Friseur werden sollte, baute ein Imperium auf mit vielen Geschäften, unter anderem mit drei Achterbahnen, wobei der Euro-Star die Krönung ist. Er gründete extra ein Ingenieurbüro und ließ nach seinen Angaben diese Bahn mit 1200 Tonnen Eigengewicht in der Schweiz bauen.

Für den Transport sind über 70 Sattelauflieger nötig, ein großer Teil davon wurde in Ratingen fahrbereit gemacht. Beim ersten Aufbau auf den Rheinwiesen entstand ein Schnelldienst zwischen Ratingen und Düsseldorf. Immer wieder wurden noch Kleinteile benötigt, Absperrgitter angefertigt, die später teilweise von den Menschen eingedrückt wurden, jeder wollte die Sensation hautnah erleben. Im Gegensatz zur normalen Achterbahn hängt man in den Gondeln wie im Sessellift und wird durch sieben Überschläge geschleudert, was ein besonderer Reiz für viele Besucher ist. Bei der Premiere in Oberkassel musste die Polizei zeitweise zehn Beamte einsetzen,

Euro-Star Achterbahn der Familie Oscar Bruch

ein Besucher bot 500 DM, wenn er bei der ersten Fahrt ganz vorne sitzen dürfe.

Wie attraktiv seine anderen Geschäfte sind, zeigt, dass „Circus Circus“ in Hongkong und die „Wilde Maus“ in Tokio mehrere Wochen zum Einsatz kamen.

Doch nun zurück zur beschaulichen Kirmesveranstaltung in Ratingen.

Im Jahre 1952 war der Schützenplatz wieder in seinem alten Zustand, so dass Kirmes und Schützenfest wieder an alter Stelle gefeiert werden konnten. Direkt am Eingang baute Glückskönig seine Verlosung auf, und was waren begehrte Gewinne? Ein Pfund beste Markenbutter, Wurstkringel, eine Flasche süßen Weins und als Hauptgewinn ein Fresskorb! Im Hintergrund schmetterte die Lautsprecheranlage der Raupenbahn von Oscar Cronenberg die neuesten Schlager! Und nun hatte auch Seilers große Boxbude ihren Platz gefunden und lockte scharenweise Zuschauer an, man wollte ja sehen, wenn die Ratinger starken Jungens draufhauten und die Prämie kassierten. Und wenn gar nichts mehr ging, steckten sich die Matadore heimlich kleine Ampullen mit roter Flüssigkeit in die Nasenlöcher!

Heinrich Lanz hatte mittlerweile einen Eilbulldog entwickelt, er lief ca. 45 km/h mit Last. Für die Vollgummireifen der Anhänger war dieses Tempo tödlich, sie wurden zu warm und die Vulkanisierschicht löste sich auf. Der Gummireifen ging eigene Wege. Da half nur eins: schnell in Ratingen um Hilfe rufen. Der Wunsch, die langsam laufenden Pack- und Wohnwagen auf Luftbereifung umzurüsten, wurde immer stärker. Aber die Industrie lieferte noch keine. So griff man auf Flugzeugreifen von englischen Militärmaschinen zurück. Sie waren leider nur für Kurzeinsätze geeignet. Nach ca. 10 km Fahrstrecke wurden sie zu warm, und die Herrlichkeit war vorbei.

Zum Schützenfest wurde wieder ein großes Zelt aufgebaut. Hans-Willi Poensgen wollte gerne die Bewirtung übernehmen, er brauchte aber ein halbes Jahr, um seine Mutter (bei uns hieß sie nur

„Tante Erna“) zu überzeugen. Aber 1954 war sie bereit, mit ihrer Unterschrift beim Schützenchef Willi Werdelmann die Verantwortung mitzutragen. Aber jetzt gab es ein Problem: Das einzige Beförderungsmittel war ein Fahrrad! Da kam ihm die Idee, Hans Geisen anzusprechen. Geisen belieferte mit seinem Dreirad-Lieferwagen, Fabrikat „Tempo“, die Geschäfte und auch Privathaushalte mit Eiern der Geflügelfarm Grüne auf der Kölner Straße und somit auch die Gaststätte Poensgen.

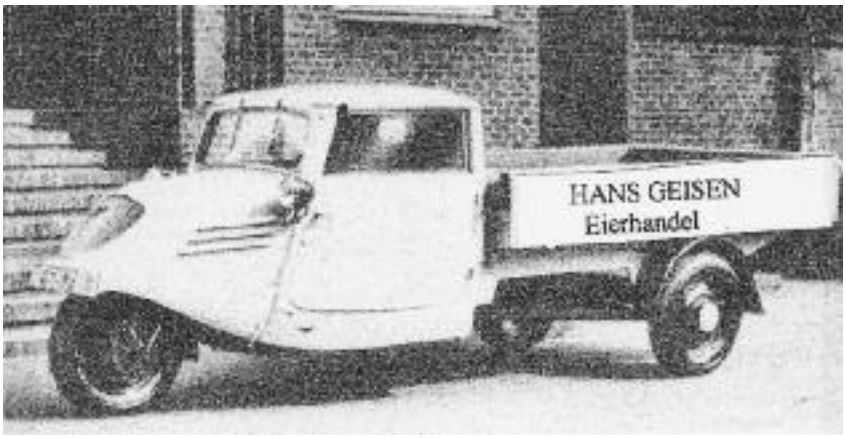
Hans-Willi wurde kurzerhand in die Fahrtechnik eingeweiht und konnte dann schon mal kleine Touren auch ohne Führerschein selbst durchführen. Hans Geisen nahm den Vertrieb von Getränken auf, und Hans-Willi eilte zur Fahrschule Franzander, um den Führerschein zu erwerben. Da stand er mit seinen 19 Jahren vor großen Problemen, zumal sein Vorgänger ihn in keiner Weise unterstützte. Aber der Mut wurde belohnt: seine Zuverlässigkeit wurde über die Stadtgrenzen bekannt, und schon im vierten Jahr richtete er über 30 Schützenfeste in der Saison in Ratingen und Essen aus.

Zum Schluss ein Wort von Johann Wolfgang von Goethe:

Die Kirmes ist des Volkes wahrer Himmel!

Hans-Otto Wetzel

Seilers Boxbude



Der Tempo-Pritschenwagen A 400 wurde von 1945 bis 1948 gebaut

... Wußten Sie schon?

Wir halten zwei Bundeskegelbahnen für Sie bereit!

Herzlich Willkommen im Ratinger Brauhaus
Bahnstraße 15 - 40878 Ratingen
Tel. 0 21 02 - 2 19 81 - www.poensgen.net

Ratinger Brauhaus

Kermesjeld

Ech weet noch, wie et fröher wohr,
als ech e Kenk, enne twentijer Johr.
Wie hann ech mech jefreut op die Kermesdach,
ech wor jo noch ne kleene Blaach,
op die Kassel, op de I-esware,
ech kann et jarnit sare.
Wor vorbee die Prozessiun, dat Meddacheete,
dann hatt ech alles angere verjeete,
ech wollt mähr op de Kermes jonn.
Dann bliev ech vör em Vatter stonn:
„Papa, ech jonn jetz op de Kermes,
dat es et Schönste op der Welt,
jöffse mech jetz et Kermesjeld?“
Dann jing he en der Lade, nach em Polt hen,
do stong en Komp met em Kleenjeld dren.
Dann fing he an te telle, Jrosches on Kopperjeld,
on hätt et onger us Kenger verdeelt.
En dicke Hand voll, wievöll wor dren?
Nohtelle kom mech nit en der Senn.
„Suh“, seit he, „för hütt et lange mach,
morje es och noch ne Kermestag.“
Dann kiek ech en an, seit danke on deit: Ja, ja,
wat han ech doch ne lieve Papa.
De Kermesbesü-ek hatt et Eete op
on dronk sech noch e Schnäpske drop.
Dem Patt-Ühm dann enfällt:
„Komm, Weet, von mech
kresse och watt Kermesjeld.“
On die Patentant seit dann:
„Von mech sollste och noch jett hann.“
Ech konnt et nit packe, mie Jlöck,
on wor fott, janz flöck.
Hätt sech watt verängert en all den Johr?
Et es hütt, wie et fröher wor.
Watt den Kenger et Kermesjeld bedütt,
et es etselve, fröher wie hütt.
Et es Schötzefestsamstach em Johr
Zweitausendzwei,
do kuhmen Urenkel eren, twei.
„Oma“, saren se janz onverhohle,
„wir mäuten et Kermesjeld affhole.“
Se send noch kleen on onbeschwert
on kennen vom Euro nit der Wert.
Ech froch: „Wie völl wollt ihr denn han?“
Da kieken se mech janz tröhezzich an
on saren: „Wie völl nit zällt,
die Hauptsach, et es Kermesjeld.“

Maria Molitor

Kirmes in Lintorf in den 1950er-Jahren. Rechts Scheidtmanns Karussel

Eisstand (links) und Heyers Imbissbude auf der Lintorfer Kirmes um 1950. Ganz rechts in seinem Korbstuhl: Gustav Haufs vor seinem Häuschen mit Filiale der Bäckerei Steingen

Profitieren Sie von der langjährigen Erfahrung unserer Experten bei Ihren Immobilienwünschen:

Bauen Sie auf die Dresdner Bank

Echte Kompetenz, systematische Analyse, individueller Rundum-Service: Mit weniger sollten Sie sich nicht zufriedengeben.

Sprechen Sie uns an: (Foto von links nach rechts)

Markus Macha	Leiter Filiale Lintorf	Telefon 02102/3002-10
Gudrun Knott	Leiterin Filiale Hösel	Telefon 02102/6608-16
Achim Rockenhäuser	Leiter Filiale Ratingen	Telefon 02102/1008-90

sowie unsere Finanzierungsspezialisten:

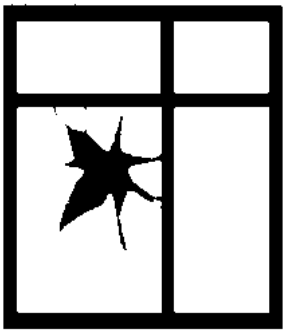
Christina Steinkühler	Telefon 02102/1008-61
Gerd Wallner	Telefon 02102/1008-81
Dirk Steffens	Telefon 02102/1008-13

Dresdner Bank
Die Beraterbank

Ein Unternehmen der **Allianz**

GLASEREI PETRIKOWSKI

Inh. Jörg Petrikowski



● Reparatur- und Neuverglasung

● Ganzglastüren ● Spiegel ● Bildeinrahmungen

● Tischplatten ● Ganzglasduschen

Lintorfer Straße 30 · 40878 Ratingen · Telefon 0 21 02 / 2 65 64 · Fax 0 21 02 / 2 29 88

Laufen wie auf Wolken

TRIactive-Einlagen bei Orthopädie Schmitz

Ratingen. „Das ist eines der besten Produkte, das ich in meinem Berufsleben je kennen gelernt habe", sagt Orthopädie-Schuhmachermeister Matthias Schmitz. Gemeint sind die TRIactive-Einlagen, die er in seinem Geschäft an der Poststraße 22 anbietet und die er auch hier im Bild präsentiert. Bei der individuellen Anpassung dieser Einlagen kommt High Tech zum Einsatz.

TRIactive run ist die Einlage für Laufsport-Aktivitäten, TRIactive play die Variante für Ballsport, und schließlich gibt es TRIactive walk für den Alltag und fürs Wandern. Gemeinsam ist diesen Einlagen, dass sie drei Zonen mit unterschiedlichen Funktionsbereichen haben, wobei die Übergänge fließend sind. TRIactive ist das ideale Vorbeugungsmittel gegen Fußbeschwerden jeglicher Art.

Bei der Anpassung wird kein herkömmlicher Abdruck erstellt, sondern der Fuß wird gescannt. So ist gesichert, dass das Produkt absolut auf die Bedürfnisse eines jeden einzelnen Kunden abgestellt ist. „Man geht wie auf Wolken", sagt Matthias Schmitz und lädt ein: „Kommen Sie zu mir in die Poststraße, ich berate sie gerne!"

Orthopädie – Schuhmachermeister

Matthias Schmitz

Schuhe - Sport & Orthopädie

Poststraße 22 · 40878 Ratingen

Tel. 02102/26395 · Fax 02102/702986

Geschäftszeiten: Mo.-Fr. 8.30 - 18.30 Uhr • Sa. 9.00 - 13.00 Uhr

VOM BOVERT GmbH

▼ *3D-Badplanung* ▼ *Solartechnik*

▼ *Heizung, Öl + Gas* ▼ *Sanitär*

▼ *Brennwerttechnik* ▼ *Komplett-Bäder*

Rosenstraße 23 · 40882 Ratingen

Tel. ⌕ 0 21 02 / 84 65 58 · Fax 0 21 02 / 84 62 27

http://www.vombovert.com

24-Stunden-Notdienst

Die Teamwerker

HERRENAUSSTATTER

ROSENDAHL RATINGEN

MASSATELIER

Der Herrenausstatter mit fachlich-persönlicher Beratung

Feinste Maßschneiderei, Modell-Maßkonfektion für Damen und Herren

Ratingen, Lintorfer Straße 31 a

Telefon 2 88 33

Kellermann

Bürobedarf · Schreibwaren

Bastelbedarf · Büropapiere · Geschenkartikel

40878 Ratingen

Düsseldorfer Straße 24

Telefon (0 21 02) 2 30 81

Telefax (0 21 02) 913869

Filiale Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 35

Telefon (0 21 02) 3 43 38

Telefax (0 21 02) 89 38 13

VICTORIA

Geschäftsstelle **HOBERG**

Seit 1935 Ihr Partner für Versicherungen
und Finanzdienstleistungen in Ratingen

Poststrasse 22, 40878 Ratingen
Tel.: 0 21 02 / 10 50 - 0, Fax: 0 21 02 / 10 50 - 22
E-Mail: Georg.Hoberg@Victoria.de
Internet: www.georg.hoberg.victoria.de

DAS VVB BF MEAG
HypoVereinsbank ERGO People & Pensions

Hospizbewegung
Ratingen e.V.

Wir können dem Leben nicht mehr Tage, aber den Tagen mehr Leben geben.
nach C. Saunders

Die Hospizbewegung Ratingen begleitet schwerkranke Menschen aller Altersgruppen, ihre Angehörigen und Partner in der Zeit der Krankheit, des Sterbens und der Trauer

Hans-Böckler-Str. 20, 40878 Ratingen, Tel.: 02102 / 23847
Bürozeiten: Montag-Mittwoch-Freitag von 9.00-11.00 Uhr

Medizinische Fußpflege

Bettina Hellhammer

Podologin + Krankenschwester

Am Waldrand 12
40882 Ratingen
Telefon 0 21 02/70 87 98
Fax 0 21 02/70 87 99

Termine nach Vereinbarung

Michael Brüster

Elektromeister

Licht-, Kraft- und Industrie-Anlagen
Reparaturen aller Art

40880 Ratingen · Am Söttgen 9a
Tel. + Fax: 0 21 02 / 47 57 62

Ihr Umzugspartner in Ratingen

Seit 1965 **Schmidt Umzüge**

Nah/Fern, International, Privat- und Büroumzüge,
Außenaufzug, Verpackung, Durchführung
aller Montagearbeiten u.a. auch
kompl. Küchenmontagen,
Handwerkerservice, Kabinenlagerung

Halskestraße 5 · 40880 Ratingen · Tel. (0 21 02) 47 03 96
Fax (0 21 02) 47 30 05 · info@schmidtumzuege.de

Allen Inserenten möchten wir herzlich danken.

Sie helfen uns, die Heimatzeitschrift „Die Quecke“ weiterhin zu veröffentlichen.

Den treuen Lesern wünschen wir zum Jahresausklang ein gesundes und erfolgreiches Jahr 2007.

Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V.

Eine deutsch-französische Freundschaft

Die Anfänge der Städtepartnerschaft Ratingens mit der französischen Stadt Maubeuge

Im Jahre 2008 jährt sich zum 50. Mal der Tag, an dem der Partnerschaftsvertrag zwischen Ratingen und der französischen Stadt ***Maubeuge*** *unterzeichnet wurde. Schon in der vorigen Ausgabe der „Quecke“ wiesen wir anlässlich eines Artikels über eine deutsch-französische Freundschaft auf privater Ebene auf dieses kommende Ereignis hin. Über die Unterzeichnung des Vertrages im Jahre 1958 und die sicherlich stattfindenden Feiern zum Jahrestag im Jahre 2008 werden wir in der „Quecke“ Nr. 78 ausführlich berichten. In dieser und der nächsten Ausgabe der „Quecke“ soll davon die Rede sein, wie es zu dieser Partnerschaft kam, denn die Vorgeschichte begann schon viel früher, eigentlich schon im Jahre 1952, als ein mutiger Studienrat des Ratinger Gymnasiums,* ***Peter Schneider****, sich sieben Jahre nach Kriegsende mit seiner Unterprima zur Studienfahrt nach Paris wagte, weil er davon überzeugt war, dass es nur durch die Begegnung und das gegenseitige Kennenlernen, vor allem von Jugendlichen, möglich sei, die Völker Europas zusammenwachsen zu lassen und weitere Kriege zu verhindern. Zusammen mit* ***Max Heuser,*** *dem Vorsitzenden der Europa-Union, der Peter Schneider ebenfalls angehörte, wurden dann später erste Kontakte zu Maubeuge geknüpft, so dass es schon 1956 zu ersten Jugendbegegnungen zwischen den beiden Städten kommen konnte.* ***Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann,*** *der frühere Schulleiter der Astrid-Lindgren-Schule in Ratingen West und Sohn von Peter Schneider, wird den „Quecke“-Lesern diese ersten Anfänge der Städtepartnerschaft schildern, wobei er auf reichhaltiges Material aus dem Nachlass seiner Eltern zurückgreifen kann:*

Ratingen war eine der ersten Städte in Deutschland, die mit einer französischen Stadt eine Städtepartnerschaft einging, obwohl der offizielle Partnerschaftsvertrag zwischen Ratingen und Maubeuge erst im September 1958, also rund 13 Jahre nach Kriegsende, unterzeichnet wurde.

Wie es zu den allerersten Kontakten kam, kann ich hier niederschreiben, weil ich die Anfänge persönlich als Sohn des Studienrates Peter Schneider miterlebt habe. Leider wurden in den 1980er-Jahren durch eine Überschwemmung viele Unterlagen und Fotos aus der damaligen Zeit in unserem Keller am Nachtigallenweg zerstört. Dennoch konnte ich für meine Recherche im Nachlass meines Vaters noch genug Original-Dokumente finden.

An dieser Stelle möchte ich mich u. a. bei Winfried Aufterbeck, Schüler meines Vaters, bedanken, dessen Familie die Partnerschaft mit Maubeuge unterstützt hat. In diesem Bericht konnten mir auch Hans-Adolf Esser, aber besonders Hiltrud Fitzen (Kron), die unsere Nachbarin am Nachtigallenweg war, helfen, viele Lücken zu schließen und einige Fakten, die in Zeitungsartikeln nicht richtig wiedergegeben waren, zu korrigieren.

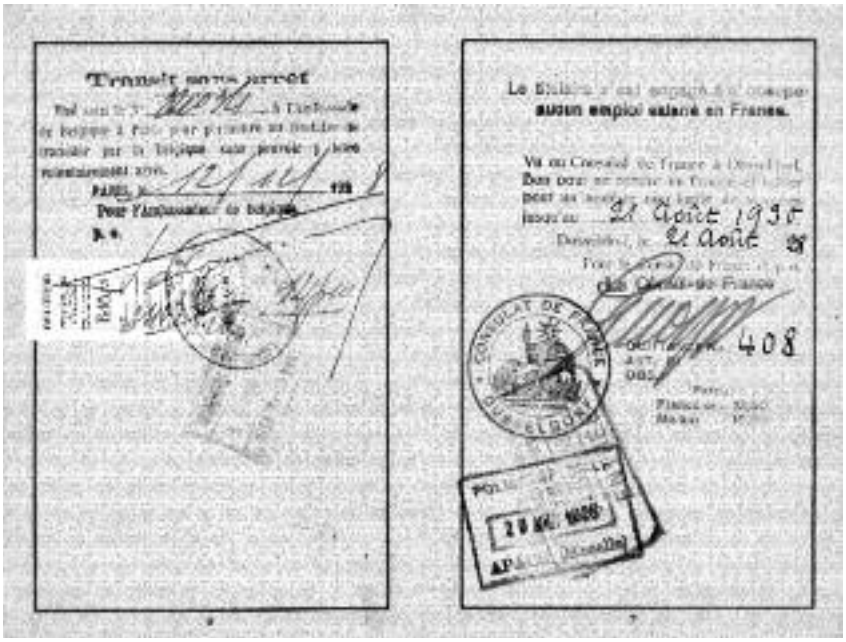
Hiltrud Fitzen nahm 1952 an der Studienfahrt nach Paris teil und ist die Tochter des damaligen Studienrates Dr. Fitzen, der wegen seines Kürzels (erster und letzter Buchstabe; sein „n“ sah aus wie ein „u“) bei uns Schülern „Fu“ genannt wurde. Von ihr stammt auch die im Folgenden abgedruckte Anekdote: „Montmartre“.

Mein Vater hatte Deutsch, Englisch und als Hauptfach Französisch studiert, und zwar in München, Bonn und an der Pariser Universität Sorbonne, dem geistigen Mittelpunkt von Paris.

Vor und nach dem Zweiten Weltkrieg war es gar nicht so einfach,

Hiltrud Fitzen 1952 vor der Préfecture de Police

Reisepass meines Vaters, ausgestellt am 21.08.1928 vom Preußischen Landratsamt des Landkreises Düsseldorf



Links: Durchreisevisum durch Belgien vom 12. Dezember 1928
Rechts: Aufenthaltsvisum für Frankreich vom 21. August 1928

von einem Land in ein anderes Land zu reisen. Um in Paris studieren zu können, besorgte sich mein Vater einen Reisepass, der damals eine Verwaltungsgebühr von drei Reichsmark kostete.

Da die Reise nach Frankreich aber durch Belgien führte, war für die Eisenbahnfahrt durch Belgien auch noch ein gebührenpflichtiges Transitvisum erforderlich. Für die Zeit des Studiums in Paris brauchte man eine Aufenthaltsgenehmigung. Beides wurde in den Reisepass gestempelt mit der zusätzlichen Bemerkung: „Der Passinhaber ist verpflichtet, keine bezahlte Beschäftigung in Frankreich anzunehmen."

Die Zeit seines Studiums in Frankreich (1928-1929) beeinflusste meinen Vater sowohl geistig wie politisch sehr und prägte sein ganzes Leben. So brachte er meiner Schwester Solvejg und mir schon früh das schönste Märchen, das ich kenne, den „Kleinen Prinzen" von Antoine de Saint-Exupéry, nahe. Der Dichter und Pilot wurde leider Opfer gegen Ende des Zweiten Weltkrieges, als er bei einem Aufklärungsflug von der Insel Korsika startete und nicht mehr zurückkehrte. Wir liebten sein Buch vom „Kleinen Prinzen". Mich faszinierten besonders die Bilder, vor allem der „Hut", der sich auf der nächsten Buchseite in „die einen Elefanten verschlingende Boa" verwandelte. Als Schüler des Ratinger Gymnasiums hatten wir auch Französischunterricht, und daher schenkte uns unser Vater die Langspielplatte „Le Petit Prince". Gérard Philipe interpretierte den Text, und da wir uns die Platte immer wieder fasziniert anhörten, konnten wir bald die schönsten Szenen, die mit dem Schaf, dem Fuchs und der Rose, in französischer Sprache auswendig rezitieren.

Mein Großvater Bernhard Fisch (geb. am 5.11.1876, gest. am 28.7.1953) war in Duisburg Chefredakteur der sozialdemokratischen Zeitung „Volksstimme", kurz „Vosti" genannt. Von seinem Familiennamen „Fisch" abgeleitet, veröffentlichte er unter dem Pseudonym „Dr. Stichling" zeitkritische Satiren.

So war es nur eine Frage der Zeit, bis er nach der Machtergreifung Hitlers wegen kritischer Äußerungen von der Geheimen Staatspolizei (Gestapo) festgenommen und seines Amtes enthoben wurde.

Auch meine Eltern Liesel (geb. Fisch) und Peter Schneider wurden während des Nazi-Regimes auf Grund ihrer politischen Einstellung und antifaschistischen Äußerungen politisch verfolgt und hatten viele Erniedrigungen und Entbehrungen ertragen müssen.

Nach dem Krieg konnten sie ihren Wunsch nach einem friedlichen Nebeneinander der benachbarten Völker wieder frei äußern und diese Gedanken verwirklichen. Meine Eltern waren 1951 die Mitbegründer der hiesigen Europa-Union, in der sie sich engagiert und unermüdlich für die deutsch-französische Verständigung einsetzten und Gleichgesinnte in Politik und Wirtschaft suchten.

Berufsbedingt hatte mein Vater, damals als Studienrat am Ratinger Gymnasium tätig, die Möglichkeit, die Jugend, seine Schülerinnen und Schüler, für seine Idee zu gewinnen. Die *„Jugend, die die treibende Kraft der Nation ist, die Jugend, die die Dynamik, die Ge-*

Immatrikulationsausweis der Pariser Universität (1928-1929) meines Vaters.
Er wohnte damals im 5. Arrondissement, in der Rue Guy de la Brosse Nr. 8

sundheit, die Unbestechlichkeit ihrer Gefühle hat", wie er es später in einer Rede bei der Begrüßung von Jugendlichen aus Maubeuge ausdrückte.

So war es nahe liegend, dass mein frankophiler Vater kurz nach dem Krieg Kontakt mit Frankreich suchte.

Er beschloss, mit seiner UI (U = Unter, I = Prima) während der Ferien vom 31. Mai bis 9. Juni 1952 eine Studienfahrt nach Paris zu machen. Schnell konnte er seinen Kollegen Kurt Haubitz für diese deutsch-französische Begegnung begeistern und als Begleiter gewinnen.

In der Nachkriegszeit war es noch die große Ausnahme, ins Ausland zu reisen. Eine Fahrt nach Paris dauerte einen ganzen Tag mit Umsteigen und Aufenthalt an den Grenzen (inkl. Zoll- und Passkontrolle). Zuerst musste man sich Devisen, also französische Francs, in der Düsseldorfer Rhein-Ruhr Bank, besorgen. Dabei gab es Jahreshöchstbeträge, die penibel in den Reisepass eingetragen wurden.

Außerdem musste man sich, wie vor dem Krieg, im Generalkonsulat in Düsseldorf gebührenpflichtige Visa für die Durchreise durch Belgien und für die Einreise nach und die Ausreise von Frankreich besorgen. Vom französischen Konsulatsattaché wurden die Reisedauer (hier: 8 Tage) und der Grund der Reise (hier: Exkursion) in den Pass eingetragen.

Nach anfänglichen Schwierigkeiten - die Genehmigung durch das französische Erziehungsministerium kam erst in letzter Minute - konnten die 15 Unterprimaner mit ihren beiden Lehrern endlich am 31. Mai 1952 in Herbesthal die deutsch-belgische Grenze passieren. Übrigens waren es fünf Mädchen und zehn Jungen. Sie sind auch alle, außer Ekkehard Krippendorf, der wahrscheinlich die meisten Aufnahmen gemacht hat, auf den folgenden Fotos abgebildet.

Am späten Abend konnten sie endlich in einem Vorort von Paris, in Saint Mandé, im Institut Montaigne (Institution de Jeunes Gens) Quartier nehmen.

Hier in der ruhigen Atmosphäre des Vorortdepartements, konnten die ersten Kontakte mit französischen Bürgern gesucht werden. Dazu boten sich Gelegenheiten im Café „La Pelouse", das direkt gegenüber dem Institut Montaigne in der Avenue Sainte Marin lag.

Den Ratingern begegnete man ohne Ressentiments, und erstaunlicherweise waren es gerade französische Soldaten, die Deutschland als Kriegsgefangene kennengelernt hatten, die der deutsch-französischen Völkerfreundschaft besonders aufgeschlossen waren.

Die Ratinger Jungen und Mädchen wollten in den acht Tagen ih-

Die beiden Studienräte Kurt Haubitz (links) und Peter Schneider im Zugabteil nach Paris

Pass der Bundesrepublik Deutschland, ausgestellt am 15.5.1952 vom Stadtdirektor der Stadt Ratingen. Deviseneintrag mit Gebührenmarken (halber Tarif) in Francs (linke Seite) Visum des Düsseldorfer Generalkonsulats für 8 Tage (rechte Seite)

Institut Montaigne im Pariser Stadtteil Saint Mandé; im Fenster Studienrat Peter Schneider

Das Café „La Pelouse“ in der Avenue Sainte Marin
V. l. n. r.: Harm Wesselhöft, mein Vater, Willi Küpper

res Frankreichaufenthaltes natürlich so viel wie möglich von den Pariser Sehenswürdigkeiten zu sehen bekommen.

Von der Metrostation „Porte Dorée“ der Linie 8 im 12. Arrondissement war es ein Leichtes, ins Zentrum der Metropole zu kommen.

So waren neben einer Stadtrundfahrt im Bus mit einer französischen Stadtführerin, die an der Place de la Concorde begann, weitere Höhepunkte: der Besuch des Louvre und des Kolonialmuseums, die Besteigung des Eiffelturms und die Besichtigung des Invalidendoms mit dem Grab Napoleons.

„Place de la Concorde“ vor der Stadtrundfahrt.
Von links nach rechts: Harm Wesselhöft, Klaus Krueger, Elisabeth Körfer, halb dahinter: Dieter Pfefferer, Hiltrud Fitzen (jetzt Kron), Edelburga Götte, die französische Stadtführerin, Hagen Thoma und StR Peter Schneider (beide mit dem Rücken nach rechts), Gerd Römer (mit Baskenmütze), Marianne Thiel (jetzt Rexhausen), Hermann Josef Windeck, dahinter verdeckt Kriemhild Neuß (jetzt Krüger)

Eines der wichtigsten Pilgerziele, die Kathedrale „Notre-Dame“, durfte bei der Besichtigungstour nicht fehlen! In der Mitte des Vorplatzes kennzeichnet eine Bronzeplatte den administrativen und geographischen Mittelpunkt von Paris, von dem aus alle Städteentfernungen berechnet werden. Den Punkt hat bestimmt mein damaliger Mathematiklehrer Kurt Haubitz ausfindig gemacht!

Die Kapelle des einstigen Königspalastes, die „Sainte-Chapelle“, ein Juwel aus leuchtend bunten Glasfenstern und ein Meisterwerk gotischer Architektur, hatte es der

Metrostation „Porte Dorée“ der Linie 8
V. l. n. r.: Edelburga Götte, StR Peter Schneider, Werner Oellers

Sie zeigen auf den Mittelpunkt von Paris. V. l. n. r.: mein Vater, Gerd Römer, Hiltrud Fitzen, StR Kurt Haubitz, Klaus Krueger, Dieter Blümner, Dieter Pfefferer, Elisabeth Körfer, Kriemhild Neuß

Gruppe besonders angetan. Ludwig IX. war ein großer Verehrer kostbarer Reliquien. Er hatte hier in einem gläsernen Schrein die wertvollsten Reliquien der Christenheit, einen Nagel vom Kreuz Christi und die Dornenkrone Christi, deren Kaufpreis damals zweieinhalbmal höher war als die gesamten Baukosten der Sainte-Chapelle, aufbewahrt.

Nicht anders als heute wollten auch damals schon Schülerinnen und Schüler einmal der gestrengen Aufsicht ihrer Lehrer entfliehen.

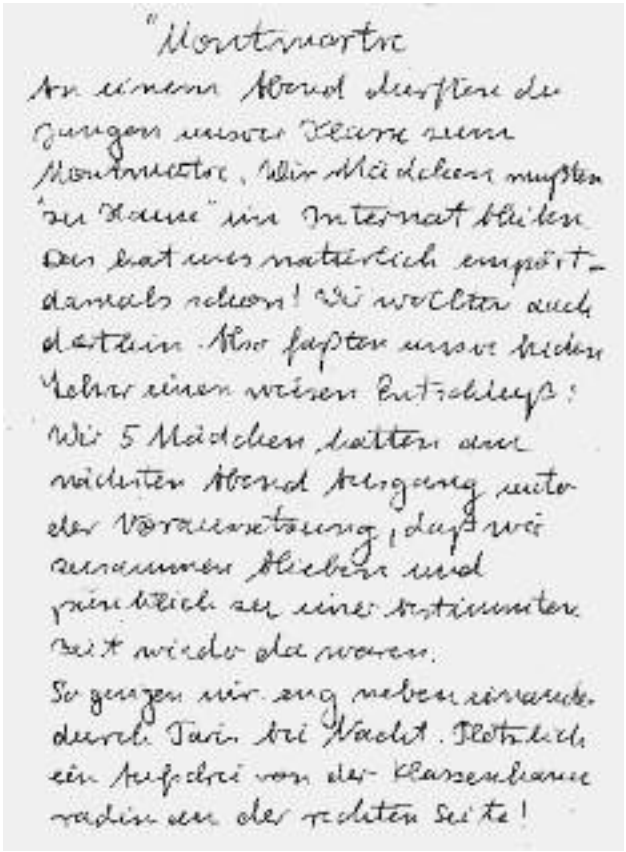
Da bot sich ein Ausflug zum Montmartre an! Hierzu hat Hiltrud Fitzen (Kron) ein Erlebnis von damals festgehalten (siehe unten).

Während des achttägigen Aufenthalts in Frankreich wurde auch ein Abstecher nach Versailles organisiert. Neben dem Besuch des Institut Hoche stand natürlich an erster Stelle die Besichtigung des Schlosses von Versailles, in dem Ludwig XVI. mit Marie-Antoinette residierte. Die Führerin wurde von den fünf Mädchen liebevoll „Madame“ genannt. Im Schloss begeisterte die Unterprimanerinnen besonders der große Spiegelsaal und im Park der Bauerngarten der Marie-Antoinette.

Das „Institut Hoche“ in Versailles, Studienrat Peter Schneider mit „Madame“

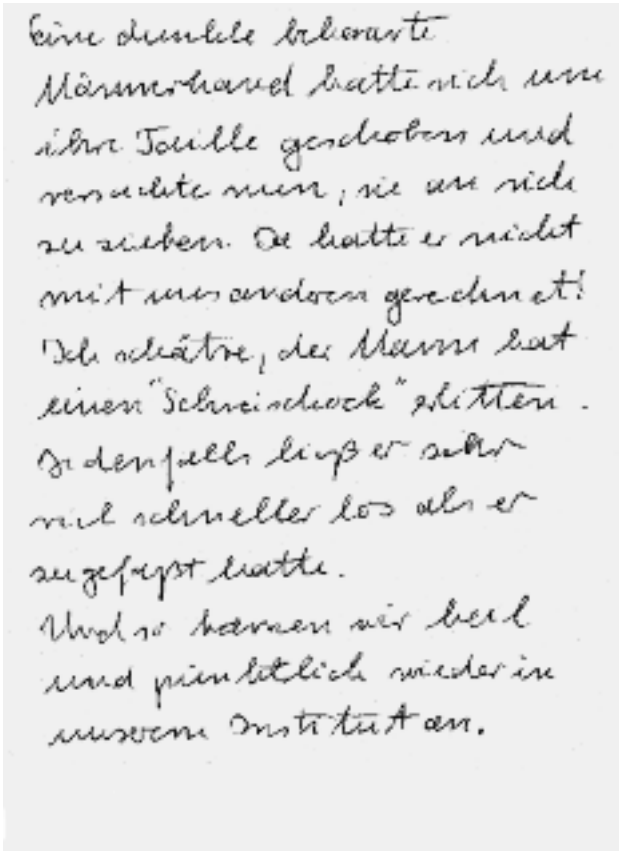
Dieses Jahr habe ich mit meiner Frau in der gleichen Jahreszeit die Fahrt meines Vaters nach Paris nachvollzogen! Für damalige Verhältnisse kaum vorstellbar: ohne Deviseneintrag, ohne Aufenthalts-Visum und ohne Durchfahrts-Visum. Damals noch eine Tagesreise, erreichten wir mit dem „Thalys“ von Köln aus in knapp vier Stunden Paris. Man bezahlt heute mit derselben Währung, die man zu Hause im Portemonnaie hat, dem Euro oder der EC-Karte, an der Gare du Nord sein Taxi und im Restaurant sein Essen!

Nach der Rückkehr aus Frankreich fühlte sich mein Vater durch den Enthusiasmus seiner Schülerinnen und Schüler bestärkt und ermutigt, diesen ersten deutsch-französischen Kontakt weiter zu vertiefen.



"Montmartre

An einem Abend überfiel die Jungen unserer Klasse beim Montmartre. Wir Mädchen mußten "zu Hause" im Internat bleiben. Das hat uns natürlich empört – damals schon! Wir wollten auch dabei sein. Also faßten unsere beiden Lehrer einen weisen Entschluß:
Wir 5 Mädchen hatten am nächsten Abend Ausgang unter der Voraussetzung, daß wir zusammen blieben und pünktlich zu einer bestimmten Zeit wieder da wären.
So gingen wir eng nebeneinander durch Paris bei Nacht. Plötzlich ein Aufschrei von der Klassenkameradin an der rechten Seite!



Eine dunkle bärtige Männerhand hatte sich um ihre Taille geschoben und versuchte nun, sie um sich zu ziehen. Da hatte er nicht mit uns anderen gerechnet! Ich schätze, der Mann hat einen "Schreischock" erlitten. Jedenfalls ließ er sehr viel schneller los als er zugefaßt hatte.
Und so kamen wir heil und pünktlich wieder im unserem Institut an.

Mein Vater 1954 korrigierend auf der Terrasse seines Hauses am Nachtigallenweg 2

Da lag es nahe, sich an den Kreisverband der Europa-Union Deutschland, damals mit Sitz in Ratingen, Philippstraße 21 (heute Gesundheitsamt und Sozialer Dienst) zu wenden.

In dem Vorsitzenden der Europa-Union des früheren Kreises Düsseldorf-Mettmann, Max Heuser, fand er den richtigen Partner. Der ehemalige Küster der evangelischen Kirche und Gründer und Leiter des „Neuwerk-Jugendwohnheims“, das zur damaligen Zeit ebenfalls in der Philippstraße 21 untergebracht war, träumte bereits von einem vereinten Europa (damals noch eine utopische Idee).

Max Heuser, Vorsitzender der Europa-Union und ehemaliger Küster der evangelischen Kirche

Begeistert machten sich beide ans Werk, um über die französische Partnerorganisation der Europa-Union, das Centre d’Action Européenne Fédéraliste, eine geeignete Partnerstadt in Frankreich zu finden.

Von der neuen Partnerstadt hatte man in etwa folgende Vorstellungen:

Sie sollte möglichst im Norden Frankreichs liegen, um gut erreichbar zu sein. Sie sollte wie Ratingen eine Industriestadt sein, und die Einwohnerzahl sollte in etwa der Ratingens entsprechen (was damals noch stimmte). Da schien die Stadt Maubeuge an der Sambre geeignet.

Max Heuser, der am 4. Dezember 1955 mit einer Delegation der Europa-Union zu einem Treffen bei der Montan-Union nach Luxemburg fuhr, wollte auf der Rückreise in Maubeuge mit dem damals amtierenden Bürgermeister Dr. Pierre Forest erste persönliche Kontakte aufnehmen.

Den folgenden Brief, fand ich bei den Unterlagen meines Vaters. Er sollte ihn ins Französische übersetzen.

Am 21.11.1955 schrieb Max Heuser an Dr. Pierre Forest:

„Sehr geehrter Herr Bürgermeister Dr. Forest!

Es liegt uns sehr daran, mit einer französischen Stadt in engeren Kontakt zu kommen.

Ich bitte Sie um die Freundlichkeit, doch einmal zu überlegen, ob Ihre Stadt nicht mit unserer Stadt Ratingen eine Partnerschaft eingehen möchte.

Ratingen liegt in der Nähe der Landeshauptstadt Düsseldorf in Rheinland-Westfalen. Die Stadt hat 30 000 Einwohner und zeigt lebhaftes Interesse für den Europäischen Gedanken und eine dauerhafte Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland.

Wir haben des öfteren Besuch von französischen Gruppen und Persönlichkeiten. Aus kleinen Anfängen heraus könnte sich vielleicht nach und nach ein Besuchs- und Austauschdienst entwickeln.

Wir würden gerne mit unseren Jugendlichen aus einem Wohnheim zu einem Freundschaftsspiel im Fußball kommen, ohne daß Ihnen finanzielle Belastungen entstehen.

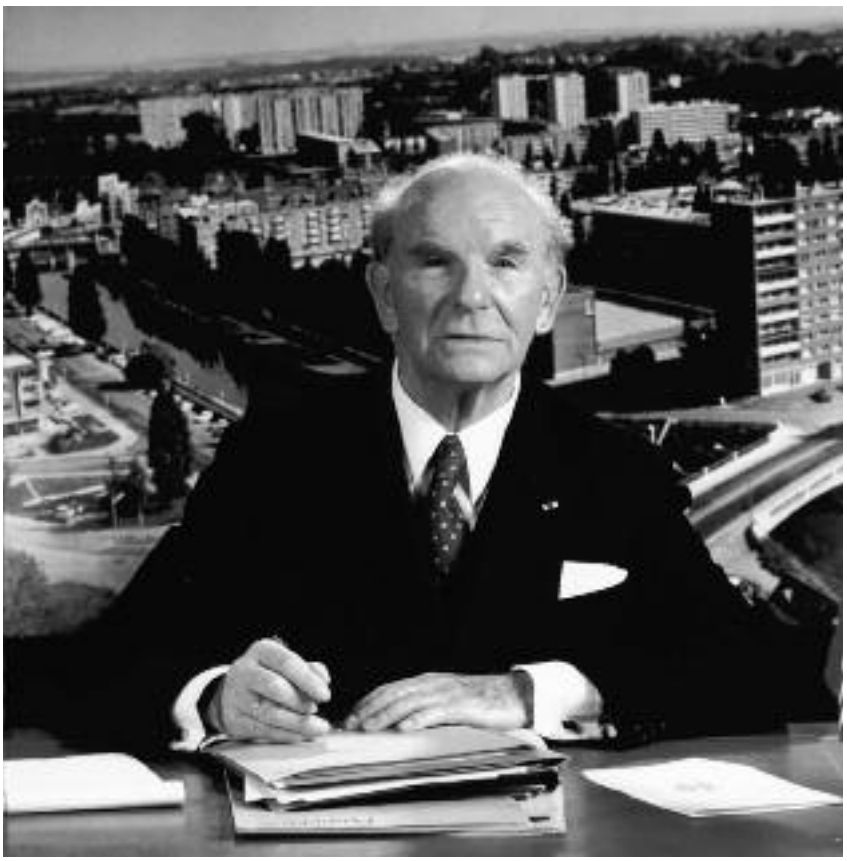
Es ist ja für unsere beiden Vaterländer eine Lebensnotwendigkeit, daß der Gedanke der Verständigung auf kommunaler Ebene vorwärts getrieben wird ... In Verbundenheit des gemeinsamen Anliegens unserer Union,

Hochachtungsvoll
Max Heuser

In dem damaligen Bürgermeister der Stadt Maubeuge, Dr. Pierre Forest, fand Max Heuser auf der französischen Seite einen dem Europagedanken sehr aufgeschlossenen Partner.

Jedoch musste Dr. Forest zunächst einmal große Überzeugungsarbeit bei der französischen Bevölkerung leisten, um Sympathie für eine Partnerschaft mit einer deutschen Stadt zu wecken: Schließlich hatten zwei Kriege, in denen unsere Länder sich als unversöhnliche Feinde gegenüber gestanden hatten, viel Leid gebracht und Ressentiments hinterlassen. Denn bereits im Ersten Weltkrieg war Maubeuge von deutschen Truppen besetzt und stark zerstört worden.

Im Zweiten Weltkrieg dann wurden im Jahre 1940 fast alle Gebäude im Zentrum von deutschen Bombern in Schutt und Asche gelegt. Glücklicherweise wurde die Stadt nach dem großen Brand geschickt aufgebaut, so dass wieder ein harmonisch ansprechendes



Dr. Pierre Forest, Offizier der Ehrenlegion, Abgeordneter im Departement Nord und Bürgermeister der Stadt Maubeuge

Stadtbild entstand. Auch die völlig zerstörte Kirche Saints Pierre et Paul wurde wieder, allerdings in modernem Stil, errichtet. (Es ist ein schöner Zufall, dass die beiden großen Stadtkirchen in Maubeuge und Ratingen den gleichen Namen tragen!)

Die Delegation wurde auf der Rückreise von Luxemburg von Dr. Forest freundlich aufgenommen, und erste Begegnungen wurden verabredet.

Bereits ein Vierteljahr später konnte Max Heuser im April 1956 seinen brieflichen Wunsch verwirklichen und mit 15 Jugendlichen aus seiner „Neuwerk-Gemeinschaft“ zu einem Freundschaftsfußballspiel nach Maubeuge fahren. Alle wurden herzlich empfangen und in Privatquartieren aufgenommen. Das Fußballspiel, welches zu Gunsten des französischen Amateurclubs ausging, begeisterte. Die erste gemeinsame Niederlegung eines Kranzes an der Maubeuger Kriegsgedächtnisstätte fing die Herzen ein.

In der Zeitung „Stadtpanorama“ (heute „Der Ratinger“) vom 9. März 1981 fand ich in dem Artikel „Ratingen-Maubeuge: Eine Partnerschaft“ das unten stehende Foto aus der damaligen Zeit, das meinen Vater (in typischer Haltung mit der Zigarette in der Hand) mit seinem Vornamensvetter, dem Bürgermeister Dr. Pierre Forest, im Maubeuger Zoo zeigt.

Aus dieser ersten Begegnung meines Vaters mit Dr. Pierre Forest in Maubeuge entstand anschließend eine langjährige Freundschaft, in der sich die Familien Forest und Schneider gegenseitig besuchten, wobei unter anderem meine Mutter eine Reise nach Berlin organisierte.

Mitte der 1950er-Jahre fanden Max Heuser und meine Eltern auch unter den Ratinger Ratsmitgliedern weitere Gleichgesinnte, wie zum Beispiel Walter Höpfner, Albert Höver, Wilma Schappe und Josef (Jupp) Schappe, die den Europagedanken unterstützten und für die Städtepartnerschaft eintraten. Schließlich wurde sogar eine „Arbeitsgemeinschaft für deutsch-französische Verständigung Ratingen-Angerland“ unter dem Vorsitz von Max Heuser gegründet.

Dennoch dauerte es nach der ersten Studienreise meines Vaters mit seiner Unterprima des Ratinger Gymnasiums nach Frankreich im Jahre 1952 noch weitere sechs Jahre, bis es schließlich im September 1958 zur offiziellen Unterzeichnung des Partnerschaftsvertrages zwischen Ratingen und Maubeuge durch den Maubeuger Bürgermeister Dr. Pierre Forest und den Ratinger Bürgermeister Peter Kraft sen. (genannt: „Harry“) kam.

Gunnar-Volkmar
Schneider-Hartmann

(Wird in der nächsten Ausgabe der „Quecke“ fortgesetzt)

Die erste Begegnung von Peter Schneider und dem amtierenden Bürgermeister von Maubeuge, Dr. Pierre Forest, Mitte der 1950er-Jahre in der heutigen Ratinger Partnerstadt

„Stolpersteine“

zur Erinnerung an ermordete jüdische Bürger Ratingens

1. Das Stolperstein-Projekt

„Habt ihr schon davon gehört, dass ein Künstler besondere Wege geht, um an Opfer der Gewaltherrschaft zu erinnern? Er lebt gar nicht weit weg von uns, in der Nähe von Köln. Gunter Demnig ist sein Name... Seine Kunst nennt sich Aktionskunst“. Mit diesen Worten begann ein Artikel von Ann Christin Schulte in der Schülerzeitung der Elsa-Brandström-Schule im Jahr 2004.

Die damalige Geschichts-AG, zu der noch drei weitere Schüler, Dennis Schmidt, Kevin Klee und William Wramsden gehörten, hatte mit diesem Artikel darum geworben, Stolpersteine für ermordete jüdische Bürger Ratingens zu verlegen. Zusammen mit ihrer Lehrerin Erika Asmus unternahmen die Schüler bald weitere Schritte, um dieses Projekt zu realisieren. Da die Stolpersteine im öffentlichen Raum verlegt werden und die meisten jüdischen Bürger Ratingens in der heutigen Fußgängerzone lebten, befragten sie Ratinger Geschäftsleute, was diese von den Stolpersteinen hielten. Sie suchten auch den Kontakt zur jüdischen Gemeinde nach Düsseldorf, und Herr Rubinstein, der Geschäftsführer der jüdischen Gemeinden Nordrheins, ermutigte die Schüler sehr in ihrem Vorhaben. Die Schülerinnen und Schüler betätigten sich auch selbst als Forscher, indem sie im Stadtarchiv nach den jüdischen Opfern recherchierten, und sie haben mit mir einen Rundgang zu Wohnhäusern von jüdischen Mitbürgern unternommen und die schon bestehenden Plätze des Gedenkens aufgesucht. Im November des Jahres 2004 wurde dann eine Vorlage in den Kulturausschuss eingebracht, der das Projekt einstimmig befürwortete. Von diesem Zeitpunkt ab dauerte es aber fast noch ein weiteres Jahr, bis die Steine verlegt werden konnten. Im Rahmen des Schülerzeitungswettbewerbes des Sparkassenverbandes in Nordrhein-Westfalen erhielt die Redaktionsgruppe der Elsa-Brandström-Schule im Sommer 2005 sogar einen Sonderpreis für diese Bemühungen, der sie sehr stolz gemacht hat. Die Geschichts- AG warb auch die Geldmittel für die Stolpersteine ein und wurde von der ganzen Schule und der Elternschaft dabei unterstützt.

Anfangs war das Erstaunen darüber groß, dass die jüdischen Bürger der Stadt weitgehend alle im Zentrum Ratingens gewohnt haben. Sie waren zumeist als Geschäftsleute, Viehhändler und Metzger hier tätig gewesen. Ihre Familien waren zum Teil schon seit weit über hundert Jahren hier ansässig, bis die nationalsozialistische Diktatur diesem ein Ende bereitete. Aber nicht für alle jüdischen Opfer Ratingens wurden Steine verlegt. Über manche der jüdischen Mitbürger verliert sich nach 1933 jede Spur, und es konnten keinerlei Quellen aufgefunden werden, die von ihrem weiteren Lebensweg zeugen.

Der Kölner Künstler Gunter Demnig, der diese Form der Aktionskunst vor einigen Jahren ins Leben gerufen hat, hat in vielen Städten Deutschlands bereits über 7000 „Stolpersteine“ verlegt. Er tut dies genau dort im Straßenpflaster oder auf Bürgersteigen, wo Menschen während der NS-Diktatur gezwungen wurden, ihren angestammten Wohnsitz, ihr Heim und alles, was dazu gehörte, zu verlassen. Am Ende standen Konzentrationslager und Vernichtung. Damit soll ins Bewusstsein gerufen werden, dass Ausgrenzung und Verfolgung, Deportation und Tod ihren Ausgang direkt vor der Haustür nahmen, vor den Augen der Nachbarn, der Mitbürger, und nicht etwa an einem weit entfernten Ort. So wird die Geschichte zum Raum des Gedächtnisses, das in der Gegenwart, bei den Lebenden, verankert ist. Das Gedächtnis wird gespeist aus der Erinnerung, die sich jede Generation neu erarbeiten muss. Dies gilt besonders für die jungen Menschen, für die die Zeit des Nationalsozialismus schon weit entfernt ist.

Der Aktionskünstler Gunter Demnig beim Einsetzen der „Stolpersteine“ für Samuel, Helene und Selma Levy auf der Oberstraße

2. Biographische Angaben

Die ersten schriftlichen Nachrichten über Juden in Ratingen liegen aus dem Jahr 1592 vor. Ein Friedhof (an der heutigen Werdener Straße) wurde vor 1783 angelegt, eine Synagoge 1817 an der Bechemer Straße gebaut. Zuvor hatte wohl schon ein Betsaal an der Lintorfer Straße bestanden. Dies waren wichtige Schritte zur Bildung einer eigenen Kultusgemeinde, die zum Synagogenbezirk Düsseldorf gehörte.

Die Juden Ratingens waren überwiegend als Viehhändler, Metzger und Geschäftsleute tätig. 1853 lebten 73 Juden in Ratingen; 1933 waren es nur noch etwa 25. Da sich in den Großstädten bessere Erwerbsmöglichkeiten fanden, sind die Gründe für die Abwanderung während der Zeit der Weimarer Republik darin zu suchen. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten blieben beinahe alle Ju-

Bern Bolsinger, Lehrer der Städtischen Musikschule, spielte bei den Einsetzaktionen Klezmermusik auf dem Sopransaxophon. Rechts Schülerinnen und Schüler der Elsa-Brandström-Schule

den, ganz zurückgezogen lebend und wirtschaftlich in ihrer Existenz massiv bedroht, zunächst in Ratingen, worin ihre Verbundenheit zu dieser Stadt zum Ausdruck kommt. Die meisten von ihnen flüchteten erst zwischen 1936 und dem Frühjahr 1938.

Von den 1933 noch in Ratingen lebenden jüdischen Bürgern wurde etwa die Hälfte in Konzentrationslagern ermordet. Oftmals gibt es keine oder nur ganz spärliche Nachrichten über ihr Schicksal. Die Stolpersteine, die den folgend benannten Personen oder Familien gewidmet sind, müssen daher auch exemplarisch für die anderen stehen.

Im Folgenden sollen die Biographien der Juden, für die jeweils ein Stolperstein verlegt wurde, kurz vorgestellt werden. Als Quellen dienten Unterlagen des Stadtarchivs Ratingen, des Hauptstaatsarchivs Düsseldorf, des Standesamts, der jüdischen Gemeinden Düsseldorf und Aachen, der Gedenkbücher der Bundesrepublik Deutschland und Tschechiens und der „Central Database of Shoah Victims' Names" von Yad Vashem, Jerusalem. Besonders hilfreich waren u. a. die im Stadtarchiv bisher nur im Skript vorhandene Zusammenstellung von Hermann Tapken, „Jüdische Geschäfte und Familien in Ratingen", 2005, sowie der in der Quecke 72/2002, S. 192-194 erschienene Aufsatz von Rita-Maria Habermann: „Erinnerungen an die Jüdin Charlotte Müller, geb. Hirsch".

Ein Stolperstein für Rosa Hirsch - Freiligrathring 19

Rosa Hirsch wurde am 9.9.1871 in Frankfurt am Main unter dem Namen Bermann geboren.

Rosa Hirsch war die Ehefrau von Max Hirsch, der im Jahr 1898 an der Oberstraße 21 einen "Haushaltungsbazar" eröffnet hatte und dort zunächst mit den fünf Kindern Fanny Charlotte, Else, Irmgard, Erich und Kurt wohnte. Max Hirsch zog 1917 mit seiner Familie an die Hohenzollernstraße 7, heute Freiligrathring 19.

Max Hirsch starb bereits 1925. Seine Witwe Rosa Hirsch erreichte, dass alle ihre Kinder moderne Berufe erlernten: Kurt zunächst als Schlosser bei der Ratinger Lastautomobilfabrik Daag, dann bei der Ratinger Eisenhütte. Später wurde er Berufsmusiker und emigrierte 1934 nach Palästina. Erich und die ältere Tochter Irmgard zogen nach London. Die jüngste Tochter Else ist nach Amerika emigriert. Fanny Charlotte Hirsch, geb. am 6.8.1905, heiratete Ludwig (genannt Lutz) Müller, der Katholik war, und lebte bis 1944 mit ihm in Ratingen. Dann tauchte Lotte, wie sie genannt wurde, unter, weil die Gestapo nach ihr suchte. Sie überlebte in einem Versteck im Westerwald und kehrte 1945 nach Ratingen zurück, wo sie im Jahr 1984 starb. Ihr Grab befindet sich auf dem katholischen Friedhof in Ratingen-Mitte.

Rosa Hirsch, die Mutter, zog 1939 aus Ratingen zu Verwandten nach Düsseldorf. Sie sah ihre Kinder und Angehörigen nie wieder. Rosa Hirsch wurde am 22.07.1942, zusammen mit Schwägerin und Schwager, von Düsseldorf nach Theresienstadt deportiert, von dort am 15.5.1944 nach Auschwitz. Dort wurde sie ermordet. Das genaue Todesdatum ist unbekannt.

Stolpersteine für Hieronimus, Dina und Edith Kellermann - Hans-Böckler-Straße 1

Hieronimus Kellermann wurde am 28.1.1890 in Amsterdam geboren. Wann er nach Ratingen zog, ist unbekannt. Er war nach Standesamtsunterlagen von Beruf Malermeister und heiratete 1925 die in Ratingen lebende und aus Heinebach, Kreis Melsungen in Nordhessen, stammende Dina Kaiser. Dort war sie am 31. 5. 1897 geboren worden. Ihre gemeinsame Tochter Edith kam am 24.3.1926 in Ratingen zur Welt.

An der Friedrichstraße, heute Hans-Böckler-Straße/Ecke Bechemer Straße, befand sich damals das Haushaltwarengeschäft Wiesenfelder. Es war die Filiale einer Firma mit Hauptsitz in Duisburg. Leiter dieses Geschäfts wurde 1926 Hieronimus Kellermann. Wann er aus Amsterdam fort ging, wie sein beruflicher Werdegang bis zu diesem Zeitpunkt war, darüber gibt es keine weiteren Informationen.

Offensichtlich erkannte die Familie frühzeitig, dass ihnen durch die NS-Diktatur das Schlimmste drohte. So verließen sie bereits 1935 Ratingen, und ihnen gelang die Flucht nach Amsterdam zu holländischen Verwandten.

Der von Hieronimus und seiner Familie in Ratingen hinterlassene Besitz wurde öffentlich versteigert und die Verkaufsräume in Wohnräume umgewandelt. Nach der Besetzung Hollands im Jahr 1940 geriet die Familie in die Hände der nationalsozialistischen Verfolger.

Ein von der Schwester Hieronimus Kellermanns nach dem Krieg angestrebtes Wiedergutmachungsverfahren blieb ohne Erfolg, da keinerlei Hinterlassenschaft der ausgelöschten Familie aufzufinden war.

Hieronimus Kellermann wurde am 4. Juni 1943 in Sobibor ermordet, Dina Kellermann am 19. Oktober 1943 in Auschwitz und die 17-jährige Tochter Edith Kellermann am 30. Oktober 1942 ebenfalls in Auschwitz.

Stolpersteine für Samuel, Helene und Selma Levy - Oberstraße 42 (heute Lindex) und 44

Die Familie Levy war seit über 200 Jahren in Ratingen ansässig und war sehr angesehen. Seit Generationen betrieb sie in der Oberstraße eine Metzgerei.

Josef Levy, geboren am 19. 1. 1843 in Ratingen und hier gestorben am 13. 5. 1937, und Sophia Levy, geboren am 11. 8. 1844 in Groenlo, Gelderland, gestorben am 17. 1. 1928 in Ratingen, hatten sieben Kinder. Alfred und Esra starben jung, der Sohn Hermann Levy, geboren am 15. 7. 1887 in Ratingen, starb am 10. 9. 1914 als Soldat im Ersten Weltkrieg. Über den Verbleib der Tochter Johanna und des Sohns Eduard ist nichts weiter bekannt. Von dreien ihrer Kinder, alle in Ratingen geboren, lassen sich weitere Spuren ihres Lebensweges verfolgen, und ihnen wurden, in Erinnerung an die ganze Familie, Stolpersteine gewidmet.

Samuel Levy kam am 21. 6. 1874 zur Welt, Selma Levy am 28. 1. 1884 und Helene Levy am 1. 11. 1878. Samuel hatte von seinem Vater die Metzgerei übernommen. Nach einem ersten Boykott gegen jüdische Geschäfte im Jahr 1933 und den danach schlecht laufenden Geschäften sah er sich dazu veranlasst, diese an einen anderen Ratinger Metzger zu verpachten und sein Mietshaus gegen ein geringes Entgelt an einen anderen Ratinger Bürger zu verkaufen. Samuel Levy bereitete seine Flucht aus Deutschland vor und suchte, zusammen mit seinen Schwestern Selma und Helene, 1938 zunächst Unterschlupf bei Verwandten in Aachen. Dort wurde er am 1.8.1941, wie seine Schwestern, gezwungen, in ein „Judenhaus" umzuziehen. Diese Zwangsumsiedlung diente zur Vorbereitung der Deportation. Eine Liste vermerkt am 28.3.1942, Samuel, Helene und Selma seien nach „unbekannt" ausgewandert - die Formulierung der Behördensprache für „Deportation".

1942 sind aus Aachen fünf große Deportationen in verschiedene Konzentrationslager erfolgt. Unter diesen Menschen waren nachgewiesenermaßen Samuel, Helene und Selma Levy. Samuel gilt bis heute als verschollen, sein Sterbeort und das Todesdatum sind unbekannt. Helene wurde in Minsk ermordet, Selma kam in Theresienstadt um. Auch ihre Todesdaten sind unbekannt.

Stolpersteine für Bernhard und Ferdinand Waller - Oberstraße 23 (heute Suitbertusstuben)

Die Familie lebte schon über mehr als 100 Jahre im Haus an der Oberstraße 23 - heute befinden sich darin die Suitbertusstuben - und betrieb einen Pferdehandel. Hugo Waller und seine Ehefrau Johanna geborene Hertz, aus einer Pferdehändlerfamilie aus dem Münsterland stammend, hatten einen Sohn und eine Tochter. Bernhard Waller wurde am 22. Dezember 1910 in Ratingen geboren, seine Schwester Liesel kam drei Jahre später, am 20. Mai 1913, hier zur Welt. Im Frühjahr 1937 flüchtete Sohn Bernhard Waller nach Brüssel, Eltern und Schwester Liesel folgten im Februar 1938. Die Familie musste vor ihrem Fortgang nach Brüssel die sogenannte „Reichsfluchtsteuer" in Höhe von 25.000 Reichsmark bezahlen. Im Jahr 1942 beschlagnahmte das Deutsche Reich den gesamten Besitz der Ratinger Familie. Häuser und Liegenschaften wurden an andere Ratinger Bürger verkauft. Hugo und Johanna Waller sowie Tochter Liesel überlebten in Brüssel. Am Rand der Geburtsurkunde des Ratinger Standesamtes ist für Liesel akribisch festgehalten, dass sie ab 1. Januar 1939 „zusätzlich den Namen Sara angenommen" habe, und 1952 wurde der Vermerk wieder gelöscht. Die Familie kam nicht wieder zurück nach Ratingen, von Hugo ist festgehalten, dass er 1977 in Brüssel starb.

Sohn Bernhard wurde nach Auschwitz deportiert und dort umgebracht. Das genaue Todesdatum ist unbekannt.

Ferdinand Waller, geboren am 23.10.1885 in Ratingen, war der Bruder Hugo Wallers. Er war Miteigentümer der Ratinger Häuser. Seinen letzten Wohnsitz hatte er 1942 in Köln, von wo aus er, wie seine Ehefrau Elsa, geb. Zelenko, in das Ghetto Lodz deportiert wurde und den Tod fand. Das genaue Todesdatum ist unbekannt, er gilt als vermisst. Der Sohn Bernardo floh nach Santiago de Chile und überlebte dort.

Die Stolpersteine wurden am 22. Dezember 2005 ab 9 Uhr verlegt. Es hatten sich zahlreiche Besucher und viele Schülerinnen und Schüler mit ihren Lehrern vor den Suitbertusstuben an der Oberstraße eingefunden. Bürgermeister Harald Birkenkamp stellte in seiner Ansprache das besondere Engagement aller Beteiligten heraus und dankte dem Kölner Künstler Gunter Demnig, dass er noch kurz vor Weihnachten die Verlegung der Stolpersteine ermöglichen konnte. Die Schüler legten zur Erinnerung weiße Rosen auf die Steine und trugen die Kurzbiographien der Opfer vor. Bernhard Waller hätte an diesem Tag Geburtstag gehabt – er wäre 95 Jahre alt geworden.

Der Stolperstein für Rosa Hirsch am Freiligrathring wurde schon wenig später schwer beschädigt. Er wird in Kürze ausgewechselt. Die Elsa-Brandström-Schule hat die Finanzierung und die Patenschaft für die Stolpersteine übernommen.

Dr. Erika Münster-Schröer

Nach der Aktion im Ratinger Rathaus. Von links nach rechts: Lehrerin Erika Asmus, Kevin Klee, Ann Christin Schulte, der Künstler Gunter Demnig, Dr. Erika Münster vom Stadtarchiv, Dennis Schmidt und William Wramsden

Wie weit sind wir 2006 mit der Integration?

Ein Rückblick

Kann die Frage überhaupt so gestellt werden? Menschen kommen und gehen, und nur ein Teil bleibt hier und versteht Ratingen als neue Heimat.

1972 begann das Amt Angerland erfolgreich mit einer „Hausaufgabenbetreuung für Gastarbeiterkinder“ in einem Pavillon in der Tiefenbroicher Straße. 1974 wurde dann durch die Stadt Ratingen eine „Gastarbeiterbetreuung“ eingerichtet, die auch jetzt noch in stark veränderter Form im Amt für Soziales, Wohnungswesen und Integration arbeitet.

Jugendliche, die ich damals als Student betreut hatte, sind nun verantwortungsvolle Familienväter oder Mütter.

Nun haben wir mittlerweile das Jahr 2006, und wenn 1974 nur 46 Personen eingebürgert waren, so sind es bis zu diesem Jahr etwa 8.000 neue Bürger, die Ratingen „bunter“ und lebendiger gemacht haben.

Ratingen verfügt mittlerweile über ein ausgezeichnetes Netzwerk sowohl für Bestandsausländer, Aussiedler oder neu einreisende Familienangehörige als auch für Flüchtlinge.

Alle in Ratingen vertretenen Wohlfahrtsverbände haben ihre Integrations-Schwerpunkte gefunden und setzen sie gemeinsam mit der Stadt Ratingen um.

Unter den rund 250 Vereinen in Ratingen haben wir zurzeit 18 Migrantenvereine, die durch ihren Namen verraten, dass ihre Mitglieder ausländische Wurzeln haben. Die ehemals „reinen Ausländerzentren“ für Türken, Jugoslawen, Griechen oder Spanier sind an vielen Tagen beliebte Treffpunkte für alle Bürger Ratingens geworden.

Vor einigen Monaten kamen der „Deutsch-Russische-Kulturverein“ sowie ein von Frauen engagiert geleitetes „Muslimisches Familienbildungswerk“ hinzu, und ein „Afrikanischer Verein“ befindet sich in der Gründungsphase.

Der „Türkisch-Islamische Moscheeverein“ öffnete sich in einem einzigartigen Projekt mit dem Namen „Moschee und Mensch“ und wird auch in diesem Jahr wieder zahlreiche Gäste zu einem „Fastenbrechen“ im Ramadan einladen.

Doch trotz der vielen Erfolge in den unterschiedlichsten Bereichen muss gerade für Jugendliche noch viel getan werden.

Immer wieder streitet die deutsche Öffentlichkeit über die Chancen und Probleme einer interkulturellen Gesellschaft. Nicht selten steht im Kern einer solchen Diskussion nicht nur die Frage nach der fremden, sondern auch nach unserer eigenen, der deutschen Identität. Was fremd ist, wird zunächst als Bedrohung und nicht als Bereicherung empfunden. Die Menschen, über deren Anpassungsfähigkeit, Kultur und Religion gestritten wird, sind bei diesen öffentlichen Diskussionen selten dabei. Denn das Ringen um Identität und Normalität findet an anderer Stelle statt: im Alltag der ausländischen Mitbürgerinnen und Mitbürger. Ein Alltag, der mit all seinen Problemen, Ängsten und Träumen schon längst mitten unter uns gelebt wird. Dennoch ist dieses Leben vielen Deutschen fremd geblieben. Vor allem die ausländischen Jugendlichen leben dabei in zwei Welten, die sich in der Biografie dieser jungen Menschen auf unterschiedlichste Weise begegnen und vermischen.

Ein zentraler Punkt im Gespräch mit Jugendlichen ist die Frage nach der Herkunft.

Wo ist meine Heimat? Dies ist für die meisten besonders schwierig zu beantworten. Oft sind die Kriterien zur Beurteilung dieser Frage nicht richtig fassbar:

Sagt der Pass etwas über die Zugehörigkeit zu einem Land aus? Ist Heimat das Land, aus dem die Eltern kommen? Ist entscheidend, wie lange man in einem Land gelebt hat? Oder ist ausschlaggebend, wie gut man die Sprache sprechen kann oder wie viele Freunde man hat?

Viele Fragen - und ich bin sicher, dass es ebenso viele Antworten gibt!

Mehr Besucher als erwartet waren am 25. April 2006, dem „Tag des Baumes“ erschienen, um den „Baum der Integration“ in Anwesenheit zahlreicher Ehrengäste aus Politik und Verwaltung zu pflanzen und ihm einen angemessenen Rahmen zu verleihen.

Als der Integrationsrat der Stadt Ratingen die Idee zu diesem schönen Symbol entwickelte, wurde sie mit Hilfe der Stadt Ratingen, der „Ratinger Jonges“ und dem

Der „Spanische Kulturverein e.V.“ ist der älteste bestehende Migrantenverein Ratingens und sogar ganz Nordrhein-Westfalens. Er wurde 1965 gegründet. Sein erstes Domizil hatte er im ehemaligen katholischen Jugendheim auf der Turmstraße (Bild). Heute feiert er seine Feste im Spanischen Zentrum am Stadion, das genau so gerne von Deutschen wie von Spaniern besucht wird

Bei der Pflanzung des „Baumes der Integration“ auf dem Gelände des Adam-Josef-Cüppers-Berufskollegs am 25. April 2006. Von links nach rechts: Uwe Budzin (Vizebaas der „Ratinger Jonges“), Bürgermeister Harald Birkenkamp, Harald Benninghoven (stellvertretender Landrat), Dr. Lothar van den Kerkhoff (Leiter des Adam-Josef-Cüppers-Berufskollegs) und Ziya Kalin (Vorsitzender des Integrationsrates)

Adam-Josef-Cüppers-Berufskolleg zu einer „runden Sache“ gemacht.

Ein Ginkgo sollte es sein, denn wer schon botanisch ein Bindeglied zwischen Nadel- und Laubgehölzen darstellen kann, der kann bestimmt auch stellvertretend stehen und wachsen für viele Jugendliche, die sich nicht mehr als „ausländisch“, aber auch noch nicht als „deutsch“ verstehen.

Die „Ratinger Jonges“ werden zusätzlich eine Metallplatte stiften, die, mit einem Spruch versehen, im vorbeiführenden Fußweg auf dem Gelände des Berufskollegs eingelassen werden soll. Hier ist auch ein geeigneter Platz, denn es sind mehrere hundert Schüler, die täglich an dieser Stelle vorbei gehen.

Leben, einzeln und frei wie ein Baum
und brüderlich wie ein Wald,
das ist unsere Sehnsucht.

Nazim Hikmet

Franz Naber
Amt für Integration

Gut bürgerliche Küche
Gesellschaften
Buffet
Kegelbahn
Biergarten

Griechische Spezialitäten
Thessaloniki
Zur Grenze

Am Krummenweg 28
40885 Ratingen (Breitscheid)
Telefon 0 21 02 / 171 93

Buffet- und Partyservice
warm und kalt bis zu 50 Personen

Öffnungszeiten:

Montag - Samstag	15.00 – 23.00 Uhr
Sonn- + Feiertage	12.00 – 15.00 Uhr
und	17.00 – 23.00 Uhr

Kein Ruhetag

„Skulptur des Dialogs“ Die Großplastik des Ratinger Künstlers Yıldırım Denizli in Duisburg-Marxloh

Seit dem Jahre 1998 gibt es im Duisburger Stadtteil Marxloh den „Skulpturenweg Wolfsbahntrasse“. Als damals das Thema des alljährlich stattfindenden Kulturevents „Duisburger Akzente“ »Kultur der Toleranz – Toleranz der Kulturen« lautete, beschlossen fünf in Duisburg beheimatete Künstler, das Thema bildhauerisch umzusetzen und gleichzeitig mit ihren Arbeiten einen Skulpturenweg zu beginnen. Als Ort für ihr Projekt erschien ihnen der Duisburger Stadtteil Marxloh besonders geeignet, weil hier seit vielen Jahren Menschen unterschiedlichster Herkunft und Kultur zusammen leben.

Nach ihrer Fertigstellung wurden die fünf Kunstwerke entlang der sogenannten Wolfsbahntrasse aufgestellt, einer im Rahmen der Stadtteilerneuerung 1990 zum Spazierweg umgebauten ehemaligen Industriegleisstrecke, die einst die Schachtanlage „Friedrich Thyssen 2/5“ mit dem Werksgelände der August-Thyssen-Hütte verband.

Da der Skulpturenweg von Anfang an großen Anklang in der Bevölkerung fand, beschloss man, ihn ständig zu erweitern. Im Jahre 2003 wurden die Kinder des multikulturellen Stadtteils in die künstlerische Gestaltung des Skulpturenweges einbezogen durch das Projekt „Kinderskulpturen“. Rund 50 Kinder arbeiteten in ihrer Freizeit an vier großen Skulpturen. Dabei ging es nicht nur um die Schulung der handwerklichen und künstlerischen Fähigkeiten der Kinder, sondern auch um die Stärkung ihrer sozialen Kompetenzen.

Im Sommer 2005 wurde auf der Wolfsbahntrasse die Großplastik „Skulptur des Dialogs“ des Ratinger Künstlers Yıldırım Denizli errichtet. Unter seiner fachlichen Anleitung entwickelten acht Frauen aus dem Stadtteil, die je zur Hälfte der muslimischen und der evangelischen Gemeinde von Marxloh angehörten, Ideen, Gedanken und

„Skulptur des Dialogs“, Cortenstahl, ca. 4,5 m x 2 m, 2005

Wünsche, die Yıldırım Denizli in einer riesigen, mit Bildornamenten verzierten Stele aus kupferhaltigem Cortenstahl mit einer Höhe von fast 4,5 Metern und einer Breite von zwei Metern umsetzte. Sie soll die Begegnung und die Freundschaft zwischen Frauen aus zwei Kulturen darstellen. Dabei geht es nicht um großartige religiöse, kulturelle oder politische Inhalte, sondern mehr um das „normale“ Miteinander, um die Fröhlichkeit und Lebendigkeit des Alltags. Dr. Stephan von Wiese vom museum kunst palast Düsseldorf, dem Künstler seit Jahren freundschaftlich verbunden, schreibt über Yıldırım Denizlis Plastik: *„Was ist wichtig in deinem persönlichen Leben?“ war die Frage des Bildhauers an die Frauen.*

Die jeweiligen Antworten spiegeln die kleinen Vorlieben, Verantwortlichkeiten, Gestaltungsmöglichkeiten wider. Diese persönlichen Antworten finden in der Stele alle ihr Symbol. Auf diese Weise wird ein aktiver Kreis des beschwingten Miteinander in dem aus Stahl geschnittenen Bild sichtbar. Die Stele wird zum Bild der alltäglichen Runde, die Beispielcharakter haben könnte.

Yıldırım Denizlis Skulpturen sind – wie der Künstler selbst – sowohl im Orient wie im Okzident zu Hause. Das heißt: sie sind beiden Kulturen gleich nah und fern, sie stammen aus ihrem eigenen Reich – demjenigen der Kunst und der Phantasie. Denizli wurde 1946 in Erzurum in Ostanatolien geboren. Er studierte zunächst an der Kunsthochschule in Istanbul. Seit Anfang 1973 lebt er in der Bundesrepublik Deutschland und absolvierte hier das Studium an der Kunstakademie Düsseldorf. Heute lebt er als freier Bildhauer in Ratingen-Homberg.

Einweihung der Großplastik „Skulptur des Dialogs“ am 2. Juli 2005 in Duisburg-Marxloh

Das friedliche Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen in unserer Gesellschaft ist Yıldırım Denizli eine Herzensangelegenheit. Die Integration hat er schon häufig in seinem künstlerischen Werk thematisiert. Im Jahre 2003 entstand unter seiner künstlerischen Anleitung auf dem Abenteuerspielplatz in Ratingen West ein „Gemeinsames Haus der Kulturen“. Mit deutschen, polnischen, türkischen, marokkanischen und Kindern aus dem Kosovo baute Yıldırım Denizli ein Holzhaus mit mehreren Zimmern, die jeweils von Kindern einer bestimmten Volksgruppe gestaltet wurden. Diese Räume sind um einen gemeinsamen Platz in der Mitte gruppiert, auf dem sich alle Bewohner des Hauses unter einem Baum begegnen können. Der gemeinschaftliche Raum stellt Deutschland dar, das Land, in dem sie nun alle gemeinsam leben.

Manfred Buer

Wir sind einer der weltweit führenden Hersteller von Zement, Transportbetonprodukten, Spezialbaustoffen und Dienstleistungen.

- aaton® - selbstverdichtende und leicht verdichtbare Betone
- faton® - Stahlfaserbeton
- füma® - Verfüllbaustoffe
- Fließestrich
- orange wanne® - Der dichte Keller
- estritherm® - Ausgleichschichten
- Fix- und Fertigmörtel

CEMEX Deutschland AG
Daniel-Goldbach-Str. 25
40880 Ratingen
Tel. (0 21 02) 401-332
Fax (0 21 02) 401-635
info.de@cemex.com

CEMEX

Neu auf dem Ratinger Büchermarkt: Es grüßen die platten Daumen – Stadtführer nach Kinderzeichnungen

Ratinger Kinder und Jugendliche im Alter von 8 bis 20 Jahren laden zu einem Rundgang durch die Dumeklemmerstadt ein

Das Jugendamt der Stadt Ratingen hat im Juni 2005 zu einem Malwettbewerb „Ratinger Stadtführer nach Schülerzeichnungen“ eingeladen. Nahezu alle Schulen sind dem Aufruf gefolgt. Bis Dezember 2005 haben mehr als 500 Talente eine gelungene Kunst- und Heimatkundesammlung im Rathaus eingereicht.

Eine Jury, bestehend aus Vertretern des Jugendamtes, dem Künstler Yıldırım Denizli und Manfred Buer, dem Vorsitzenden des Vereins Lintorfer Heimatfreunde, hat aus allen eingesandten Kunstwerken eine Auswahl getroffen, die in dem originellen Stadtführer vorgestellt wird.

„Die Resonanz war überwältigend“, betonte Bürgermeister Harald Birkenkamp bei der offiziellen Vorstellung des Stadtführers am 29. Mai 2006 im großen Ratssaal und lobte den neuartigen Ratingen-Guide, der sich wie ein Kartenspiel auffalten lässt und durch eine silberne Buchschraube zusammengehalten wird. Alle Abbildungen sind in schwarz-weiß.

Gezeichnet und gestaltet haben: Fiona Braun, Meltem Ersoy, Alexander Stippe, Yagmur Yildirim, Agnesa Hoxha, Roman Vorberg, Ilker Sahin, Fatma Ismailçelebioglu, Sebastian Winkels, Thiemo Nitsche, Katrin Koschnicke, Christian Winkler, Maxine Stief, Nazan Son, André Hölscher, Elena Seel, Alice Lankes, Ricarda Schmidt, Stefan Peters, Moritz Kahlert, Julia Poßberg, Laurien Dietrich, Mandy Vollrath, Stefanie Arlt, Sabrina Salvadori, Kay Lukas Fink, Philipp Krämer, Marc Herbrand, Vanessa Petkovski, Roman Gerlach, Timo und Florian Grünig, Daniel Heimann, Sina von der Heiden, Marie Sophie Zauber, Theresa von Rennenberg, Marvin Balicki, Brygida Buler, Fabian Mönch, Lisa Dauzenroth, Patrick Müller, Barbara Uflacker, Jennifer Ternes, Laura Zumbrinck und Adrian Ruchniewitz.

Auf dem Titelbild sehen wir vier Menschen, die grüßend ihren platten Daumen emporrecken. Diese Zeichnung von Fiona Braun erinnert an die Dumeklemmer-Sage, die Ortsfremden auf Seite 3 des Führers erklärt wird. Zwei Übersichtskarten machen dann mit den Standorten der abgebildeten Sehenswürdigkeiten vertraut. Und schon geht es mitten hinein ins Ratinger Geschehen. Hier eine kleine Auswahl der von den jungen Künstlerinnen und Künstlern gestalteten Zeichnungen:

Offizielle Übergabe mit Bürgermeister Harald Birkenkamp und Jugendamtsmitarbeiter Michael Baaske am 29. Mai 2006 im großen Ratssaal. Der Bürgermeister gratulierte den Ratinger Schülerinnen und Schülern zu ihren gelungenen Beiträgen und war voll des Lobes über die Werke der Nachwuchskünstler: „Ein Exemplar des Stadtführers wird künftig immer auf meinem Schreibtisch liegen“, so der Bürgermeister

❶ *Bürgerhaus*

Marktplatz 1

Erbaut: Ende des 13. Jahrhunderts
Umgebaut: Im 15. Jahrhundert, 1751 und 1972
Vielseitige Nutzung: Rathaus, Stadtgericht, Amtsgericht, Heimatmuseum, Stadtbibliothek
Heutige Nutzung: Gaststätte

❸ *Marktbrunnen*

Jahr der Entstehung: 1976
Künstler: Hans Breker
Die Medaillons auf der Brunnenumrandung stellen die Wappen der bis zur kommunalen Neugliederung (1975) selbstständigen Gemeinden Breinscheid, Eggerscheidt, Homberg, Hösel und Lintorf dar. Das Motiv des zweigeschwänzten Bergischen Löwen und das Rad finden sich im Ratinger Stadtwappen wieder.

❿ *„Zum Roten Löwen"*

Martin-Luther-Hof

1578 nach Stadtbrand mit Bruchsteinbrandwand zum Gebäude Marktplatz 2 wiedererrichtet, Weinwirtschaft seit 1611 mit der Bezeichnung „Zum Roten Leewen" urkundlich belegt; Fachwerk (freigelegt) aus dem 16./17. Jahrhundert, Hinterhaus 17./18. Jahrhundert
Heutige Nutzung: Wohn- und Geschäftshaus

⓬ *Suitbertusstuben*

Oberstraße 30

Ältestes, spätgotisches Fachwerkhaus der Stadt.
Errichtet: um 1490
Im 17. Jahrhundert auch „Der rote Hahn" genannt. 1870 bis 1939 Wohnsitz der jüdischen Familie Walker; Freilegung des Fachwerks 1958; 1967/68 Sanierung mit Rekonstruktion der ursprünglichen Kreuzstockfenster.
Heutige Nutzung: Gaststätte

⓭ *Kornsturm*

Wallstraße (Wehrgang)

Errichtet in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts; 1978 Restaurierung und Überdachung mit verschieferter Kegelhaube; Rekonstruktion eines hölzernen Wehrgangs 1981 und 1997.
Mauerstärke des Turms: 1,70 m
Heutige Nutzung: Hauptquartier der Stadtgarde Funken Rot-Weiss e.V.

⓮ *Eingangstür zum Stadtarchiv*

Mülheimer Straße 47

Portal von 1914

㉙ *Wasserburg „Haus zum Haus"*

Angertal

Eine der schönsten Wasserburgen des Niederrheins; entstanden ist die erste Burg im 12. Jahrhundert; sie wurde mehrfach umgebaut. Dr. Maximilian Reichsgraf von Spee schenkte die Burg 1972 der Stadt; Architekt Bruno Lambart übernahm sie 1973 und ließ die völlig verfallene Anlage von Grund auf restaurieren.
Heutige Nutzung: Restaurant, Architekturbüro, Kulturzentrum

㉚ *Blauer See*

Bootsgarage auf dem See des ehemaligen Kalksteinbruchs

㉛ *Herrensitz „Haus Anger"*

Angertal

Ehemaliger Herren- oder Rittersitz; im Jahre 904 erstmalig erwähnt; 1148 gehörte das burgartige Gebäude zum Kloster Werden. Die letzte Adelsfamilie auf Haus Anger war die Familie von Heiser.
Heutige Nutzung: Wohnhaus

㉜ *Burg Gräfgenstein*

Angertal

Ehemaliger Sitz der Ritter von Eggerscheidt hoch über dem Angertal.
Erste urkundliche Erwähnung: 1254
1457 wird die Burg mit viergeschossigem Wohnturm als „Grevensteyne", 1598 als „Gräfgenstein" erwähnt.
Heutige Nutzung: Privatbesitz

㉝ *Schloss Linnep*

Linneper Weg (Breitscheid)

Ende des 11. Jahrhunderts erstmalig erwähnt; 1855 von Ferdinand Reichsgraf von Spee (1815 – 1886) erworben.
Heutige Nutzung:
Wohnsitz der Familie von Spee

㉞ *Katholische Kirche St. Christophorus „Der Rote Turm"*

Alte Kölner Straße (Breitscheid)

Baubeginn: 1974
Einweihung: Sommer 1976
Entwurf: Dipl.-Ing. Carl und Gero Bond, Köln

39 *Katholische Pfarrkirche St. Anna und Haus Ulenbroich*

Lintorfer Markt / Ulenbroich

Die ehemalige romanische Kirche Lintorfs wurde Ende des 19. Jahrhunderts abgebrochen, weil sie baufällig war. 1878 wurde die heutige Pfarrkirche St. Anna eingeweiht.

40 *Katholische Pfarrkirche St. Jacobus d. Ä.*

Grashofweg (Homberg)

Zweischiffige Bruchsteinbasilika aus dem 11./12. Jahrhundert mit vorgesetztem Westturm und eingezogenem geraden Chor; südliches Seitenschiff und Sakristei aus dem Jahre 1912; Altarbild von 1605

45 *Gut Volkardey*

Volkardeyer Straße

Erste Erwähnung im 14. Jahrhundert; das heutige Gebäude dieses Rittergutes ist das im 19. Jahrhundert erbaute dreigeschossige Herrenhaus, das ein Wassergraben umgibt. Heutige Nutzung: Wohnhaus

Erhältlich ist der Stadtführer nach Schülerzeichnungen für 3,50 Euro im Verkehrsamt (Touristik-Information) an der Minoritenstraße und im Ratinger Handel. Auch das Spielmobil „Felix“ hat immer ein paar Exemplare mit an Bord.

Interessierte erhalten weitere Informationen unter www.ratingen.de. E-Mail: jugendamt@ratingen.de. Telefon und Fax: 0 21 02 / 550-5660.

Michael Baaske
Jugendamt Stadt Ratingen

Firmen-, Vereins-, Schul- und ähnliche Festveranstaltungen
Für eine optimale Betreuung Ihrer Kinder sorgt das **Spielmobil „Felix“** des **Ratinger Jugendamtes**
Fernruf 02102-5505660
www.ratingen.de/kinder&jugend

Original Druckgrafik (Kaltnadelradierung) von Stefan Gebler

Die „GfBH“ (Gemeinschaft für Bild Er Halt)

Der Dialog bestimmt die Gangart, oder: ein Künstlerpaar als siamesischer Zwilling?

Orte finden: Standorte und Standflächen. Zu Zweit. Als Paar. In Gemeinschaft und auf Bildern.

Petra Dreier und **Michael Hanousek:** Zwei, die Bilder halten, Bild erhalten, Bilder ausrufen als „GfBH“ – Gemeinschaft für Bild Er Halt.

Seitdem sie am 07.08.1997 die „GfBH“ gründeten und fortan künstlerisch gemeinsam unter diesem Logo auftreten, ist die Vielfältigkeit ihrer Zusammenarbeiten stetig gewachsen. Dabei weisen die Titel ihrer Arbeiten und Ausstellungsprojekte auf deren Inhalte hin: „Überall-All-Jetzt“, „Irgendwo dazwischen und an anderen Orten“, „Neun Reservate“, „Global play“, „Showruhm“…

Um Verortungen geht es also, um die Frage nach Identitäten, Zugehörigkeiten und Wechselbeziehungen auch zwischen Schrift und Bild, die mittels Malerei, Fotografie, Text und Collage gestellt wird.

Die Paarschaft verbindet den „zweifachen“ Blick auf ein Thema hin zu einer Bildfindung: sie führt den Blick zusammen von Mann und Frau, von konkreter und abstrakter Anschauung, von der Niederrheinerin und dem gebürtigen Mähren, dem 1974 die Flucht aus der damaligen Tschechoslowakei glückte.

Zwei, die sich 1977 an der Kunstakademie Düsseldorf kennen- und lieben lernten und seit dem Weggang von der Akademie, mit den Meisterbriefen in der Tasche, stets in gemeinsamen Ateliers arbeiteten. Seit 1989 befindet sich ihre „Bild Er Halt“-ungsstätte in der Ratinger Papiermühle Bagel. Hier entstehen die immer mehrteiligen und mehrdeutigen Bilder bzw. Bildinstallationen. Wie bei einem Ping-Pong-Spiel wirft sich das Paar die Bildideen zu, die aufgefangen und mit neuem Schwung zurückgegeben werden. Sich so gegenseitig (Bild-)Raum gebend, entwickeln sie, bei stetem „Blick-Wechsel“, die Idee eines Bild-Begriffes, der in einem einzelnen Tafelbild nicht unterzubringen ist.

Der Betrachter muss Bezüge suchen und herstellen, um das Bilder-Mosaik zu erfassen. Es wird ihm dabei nicht leicht gemacht. Besonders, wenn die Worte hinzukommen, die den Fluss der bildnerischen Ordnung unterbrechen oder die Vielfältigkeit der Arbeiten, das Anfügen von immer neuen Bildebenen, was einen ständigen Rhythmuswechsel mit sich bringt in Format, Farbduktus und -klang.

Michael Aßmann hat es in seiner Rede anlässlich einer Ausstellung der GfBH im Kunstverein Paderborn (2003) so ausgedrückt:

„…Immer wieder werden hier mögliche Kombinationen von Bildern und Begriffen angeboten, und dabei spielen zunächst Nähe und Vielfalt eine entscheidende Rolle. In direkten und indirekten Kombinationen werden Worte mit Bildern verknüpft, werden Gegenstände mit Örtlichkeiten verbunden, werden Gemeinsamkeiten und Widersprüche ... aufgezeigt, die sich einer eindeutigen Leserichtung widersetzen und Folgerichtigkeit im Sinne einer sinnvollen Abfolge von Bildern verhindern.

Auch die 27-teilige Foto/Text-Installation „Global play“, die das Stadtmuseum Ratingen 2001 für seine Sammlung erworben hat, bildet ein Gefüge aus Porträt- und Stadtfotos, das durch Texttafeln ergänzt ist. Zwölf Ratinger Funktionsträger aus Wirtschaft, Politik, Kultur, Gesundheitswesen, Religion sowie Brauchtum werden in Beziehung gesetzt zu den sich offensichtlich im Umbruch befindenden Stadt-/Industrielandschaften. Durch Mehrfachbelichtung entsteht ein Eingriff nicht nur in das Verhältnis Mensch/Raum, sondern auch der Mensch selbst wird mit seinem „Geortetsein“, seiner Vergänglichkeit konfrontiert.

Nicht nur wandfüllende Bildinstallationen bestimmen die Arbeit der GfBH. In ihrer jüngsten Themenreihe „Models“ setzen sie sich mittels Malerei und Schriftsprache mit jener Welt auseinander, die wie keine andere ästhetische Vorgaben mit körperlicher Makel-

Global play, 450x160 cm, Fotografie/Text, 2000-2001

Little helpers, Öl/L., Acryl/L., 120x100cm, 2006

Gentle sex, Öl/L., Acryl/L., 95x74cm, 2006

losigkeit in Einklang zu bringen versucht. Es sind intime, mehrteilige Arbeiten (3-6-teilig), die den Körper samt Accessoires als zusammensetzbare Fragmente zeigen. Je nach Betonung oder Anordnung der einzelnen Teile entstehen neue Assoziationsebenen, pendelnd zwischen Anziehung/Anzüglichkeit, Unberührbarkeit/Verletzlichkeit, Unschuld/Kalkül, die den „Models“ ihre Ausschließlichkeit nehmen, wodurch die Brüchigkeit des Menschen sichtbar wird. Die gemalten Texttafeln, die gleichzeitig den Titel bilden, sind feststehende, branchenspezifische und allgemeinverständliche englische Begriffe. Ihre scheinbar unmissverständliche Bedeutung wird durch den Zusammenhang zu den gemalten Tafeln mehrdeutig und der Informationscharakter eines Schriftzeichens mutiert zum Bild.

Parallel hierzu entstehen auch zweiteilige, abstrakte „virtuelle Landschaften“, deren Ursprung in der s/w Mehrfachbelichtung von Architekturaufnahmen bzw. von Innenaufnahmen des menschlichen Körpers liegt. Als Körper-Innenräume bzw. als Architekturräume stehen sie inhaltlich im Zusammenhang mit dem Wirkungsraum der „Models“. Raumentstehung, Raumdehnung, Raumstauchung sind nur einige Begriffe, die mittels Farbschichten, -spuren, -schlieren, -verdichtungen, hell/dunkel, kalt/warm Kontraste, Rhythmen, Tempi, Nuancen, Transparenzen sich entfalten und das spannende Farbduellieren umschreiben. Nicht um Sieger und Besiegte geht es hier, sondern um die sich gegenseitig ergänzende Sichtweise, die in ihrer Bündelung ihre höchste Potenzierung erfährt.

EIN INTERVIEW

Gottfried Bohumil (GB): Ihr seid zwei Individuen, präsentiert euer künstlerisches Ergebnis jedoch unter dem gemeinsamen Label „GfBH – Gemeinschaft für Bild Er Halt“. Es widerstrebt euch, euer gemeinsames Zusammenspiel dabei auseinander zu dividieren. Setzt ihr hiermit nicht den Mythos vom einsamen Künstler als „schöpferischem Genie“ außer Kraft?

Flurstücke 7, Öl/L, Acryl/L., 90x45cm, 2005

GfBH: Jede Zeit erfindet ihre eigenen Worthülsen. Die Existenz der einsamen Elfenbeinturmkünstler ist eine verstaubte Fiktion.

Die Einsamkeit war und ist sicher kein exklusives Künstlerschicksal.

Wenn es um eine Bildfindung geht, spielt das einzelne ICH nur die Rolle des Ideentransporteurs bzw. des Gestalters. Geniekult und Heldenmythos sind Begriffe, die mit Sehnsüchten zu tun haben, sie sind ohne jegliche Aussage. Uns interessiert vor allem, eine Arbeitsform zu entwickeln, in der sich das Schöpferische gegenseitig ergänzt und potenziert und uns über eigene Grenzen gehen lässt. Es mag einfacher sein, alleine für eine Bildtafel zuständig zu sein, als wenn man gemeinsam an einem Bild arbeitet. Das Bild begreifen wir als ein Gefüge, eine Abfolge von mehreren Teilen, die ein Ganzes bildet.

GB: Hierzu kommen mir folgende Worte von Rainer Maria Rilke in den Sinn:

„Wir ahnten es zwar, doch ist es uns niemals vielleicht so deutlich aufgezeigt worden, dass das Wesen der Liebe nicht im Gemeinsamen läge, sondern darin, dass einer den anderen zwingt, etwas zu werden, unendlich viel zu werden, das Äußerste zu werden, wozu seine Kräfte reichen."

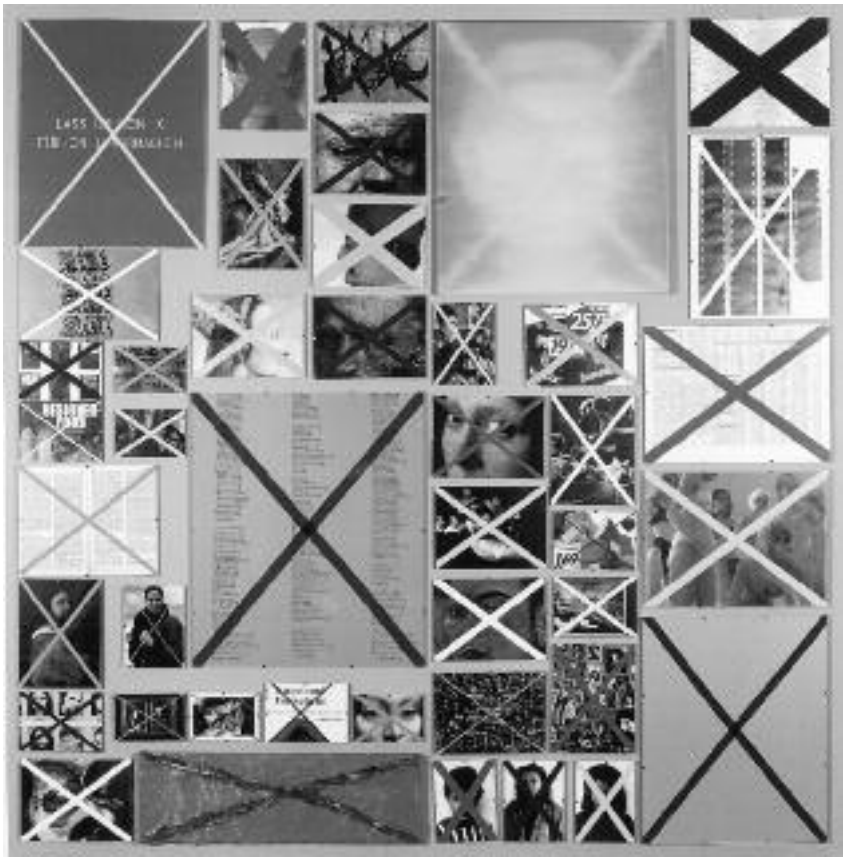
Um damit auf euch zurückzukommen: Kann es in einem derart engen Zusammenleben und Zusammenarbeiten, wie ihr es pflegt, genug Freiraum für jeden von euch geben, um ein individuelles Wachsen nicht zu gefährden, um auszuschließen, dass der Eine nur das Echo des Anderen bleibt?

GfBH: Voraussetzung ist in erster Linie die Toleranz, den Anderen „lassen" zu können. Darin liegt die Chance, neue Wahrnehmungsräume zu durchschreiten und eigene Wahrnehmungsräume zu erweitern. Das schöpferische Zusammenwirken setzt aber nicht nur die Wahrung der Individualität unbedingt voraus, sondern auch die Dialogbereitschaft.

GB: In der Publikation „Liebe Macht Kunst – Künstlerpaare im 20. Jahrhundert" (hrsg. 2002, Böhlau Verlag), entwickelt die Kunsthistorikerin Dr. Carola Muysers u. a. für euer künstlerisches Zusammenwirken das Modell des „Siamesischen Zwillings". Sie kommt zu der Schlussfolgerung, dass gerade das „Miteinanderverwachsensein" einen klaren und bewussten Umgang mit Lebenssituationen erfordert, der sich auf die künstlerischen Projekte auswirkt und eine programmatische Arbeits- und Lebensführung bedingt.

GfBH: Durch genaues Hinsehen wird sofort klar, dass die Autorenschaft der einzelnen Bildelemente problemlos zugeordnet werden kann, denn wir verheimlichen sie ja nicht. Gerade bei eineiigen Zwillingen ist jedoch die Unterscheidung äußerst schwierig, also bliebe nur die Variante der zweieiigen Zwillinge. Nein, wir wollen Sie nicht auf den Arm nehmen, aber das Sinnbild des Zwillings ist vielleicht insofern nützlich, als dass zwei geistig verwandte und dennoch gänzlich unterschiedliche Menschen den gemeinsamen Blick auf ein Thema richten, das sich ganz langsam zu einem Bild entwickeln muss. Und das Verwachsensein meint hier den unbedingten Willen, zu einer Bildfindung zu gelangen. Unsere Zusammenarbeit ist kein Programm, denn dies könnte schnell zur Schablone werden. Und da sich der Raum und die Bedingungen permanent verändern, passt die Schablone nach kürzester Zeit nicht mehr. Unsere Zusammenarbeit hat sich durch die Benennung der einzelnen malerischen Merkmale ergeben, also durch Sprache. Plötzlich hatten wir den Eindruck, dass sich unsere gegensätzlichen Positionen ergänzen könnten. Ein Gründungsdekret, eine spielerische Grund-, An- und Vorsatzerklärung haben wir verfasst, in der die GfBH anstrebt, „der Überflutung von Reizbildern entgegenzuhalten, fremde Zweckbestimmungen aus den Bildern herauszuneh-

Zeit-Zonen (nach Velázquez), Öl/L., Collage 75x40cm, 2005



X-Mal, Öl/L., Text/Karton, Kopie, 190x185cm, 1997

men und die Annahme zu korrigieren, dass Teil- und Splitterbilder… Ausschließlichkeitscharakter aufgrund wirtschaftlicher Indienstnahme besitzen“ … „In diesem Sinne sieht die GfBH ihrer zukünftigen Zusammenarbeit mit vitalem Bild Er Halt-Trieb erwartungsvoll entgegen.“

GB: Euer Themenspektrum ist sehr breit gefächert. Der erste gemeinsame Katalog zeigt ausschließlich schwarz/weiße Arbeiten, in denen neben Malerei und Fotografie Texte einen breiten Raum einnehmen.

Die Arbeiten in einem weiteren Katalog sind dafür umso farbiger und behandeln das Visionäre, das Engelische, wobei die unterschiedlichen bildnerischen Gattungen nach wie vor miteinander kombiniert werden.

Im Katalog „Arbeiten 2000 – 2003“ stehen sich die einzelnen Bildgattungen mehr unvermischt gegenüber, nehmen aber Bezug aufeinander. Neu hinzugekommen sind Themen aus der „Welten- und Beziehungsvielfalt“: Paarwelten, Tierwelten, Landschaftswelten und Sprachwelten, also sehr viel konkretere Themenbereiche. Ihr habt auch Bezüge zur Kunstgeschichte verfolgt. Durch euer Hauptthema Mensch und Umraum habt ihr Porträtzitate aufgegriffen wie z.B. die von Bellini, Cranach, Holbein, Leonardo, Vermeer, Velázquez u. a. und versucht diese aus ihrer konkreten Zeitenstehung in einen „anderen“ Kontext zu übertragen, bzw. eine Schnittstelle zur Gegenwart herbeizuführen.

GfBH: Allen Themen haftet der Gedanke an, dass die Mehransichtigkeit bzw. die Gleichzeitigkeit mehrerer Gedankengänge, dargestellt durch das Einsetzen unterschiedlicher Mittel, die Dinge so in Schichten zerlegt und miteinander neu verknüpft, dass eine eindeutige Aussage nicht mehr möglich erscheint. Der feste Boden unter den Füßen schwindet immer mehr, so dass das „Wirkliche“ durch eine andere Wahrnehmungsebene zersetzt wird und droht, nicht mehr erkennbar zu bleiben. Gleich in unserem Gründungskatalog heißt es in einem Bild …„raumgedrehter Blick, gestaucht und gefügt“…, was wohl zu der Arbeit „X-Mal“ geführt hat, in der wir alle uns wichtigen Bildtafeln, Bildträger wie Malerei, Fotos, Zeitungsausschnitte, Texte, ja sogar eine leere Pappe mit einem X versehen haben, um die Gültigkeit des Dargestellten in Frage zu stellen.

GB: Eure künstlerische Zusammenarbeit beschränkt sich nicht auf den eigenen Dialog. Nicht nur in eurer Malschule „MALgrund“ führt ihr den Dialog über Dritte - die Schüler - weiter, sondern auch in der Arbeit mit psychisch kranken Menschen.

GfBH: Die Gültigkeit des Realen zu befragen haben wir konkret in der „X-Mal“ - Arbeit thematisiert, ohne zu ahnen, dass wir sieben Jahre später auf einem viel direkteren Wege mit völlig anderen Realitätsebenen konfrontiert werden. Seit 2004 betreuen wir beim Diakoniewerk für Sozialpsychiatrie in Duisburg eine Malgruppe, die „MALzeit“, Menschen mit unterschiedlichen psychischen Erkrankungen, die über eine ganz andere Wahrnehmung verfügen, in der das Reale vom Zwanghaften, Psychotischen, Wahnhaften überlagert wird, das in die Bilder einzieht und sie eben so besonders macht.

Die Erfahrung ist derart grundlegend, dass wir sie überhaupt nicht missen möchten. Der direkte, ungefilterte, unverbildete Zugang dieser Menschen zu Bildwelten ist sehr authentisch und nur bedingt steuerbar, so dass Abenteuer und Wagnis einerseits, Festhalten an Eingraviertem andererseits, beides intensiv, ganz dicht nebeneinander stehen.

In der so genannten „normalen“ Welt läuft es eigentlich ähnlich ab, nur die gestalterischen Strukturen werden bewusster eingesetzt, vom Intellekt stärker gesteuert. Da wir auch Malkurse in unserem Atelier anbieten, ist es überaus interessant, den gestalterischen Vorgang, von der Idee über die Bildfindung bis zum fertigen Bild mitzuverfolgen und bei ähnlichen Themen die beiden Welten zu vergleichen. Wie unterschiedlich die Bilder auch sein mögen, wir besprechen die Ergebnisse mit beiden Gruppen auf gleiche Weise, so dass das Bild immer an erster Stelle steht. So hofft die GfBH, das Bild zu erhalten.

GB: Ich danke euch sehr für das Gespräch und wünsche euch außer Bild Er Halt auch Bilder-Trieb und alles Gute für die Zukunft.

Gott**f**ried **B**o**h**umil

Ein Kulturschatz im Rheinland
Der Ratinger Poensgenpark wird 100 Jahre

2007 jährt sich zum 100. Mal die Gründung des städtischen Poensgenparks, der gemeinhin als historisch und dendrologisch bedeutendster Park Ratingens gilt. Mit seinem wertvollen Baumbestand und den von der Anger durchflossenen Wiesenräumen gehört er zu den eindrucksvollsten Anlagen seiner Art in der näheren und weiteren Umgebung. Insgesamt sind hier 80 verschiedene Baumarten in mehr als 300 Einzelexemplaren mit Herkunft aus nahezu allen Erdteilen vorhanden. Als Beispiel für einen späten englischen Landschaftsgarten gehört der städtische Poensgenpark damit zu den besonderen Kulturschätzen im Rheinland.

Luftbild, 2005, Foto: Stadt Ratingen – Abteilung Vermessung

Doch wer war eigentlich Carl Poensgen, dessen Name so eng mit dem nach ihm benannten Park verflochten ist? Warum ließ sich der Düsseldorfer einen solchen Park in Ratingen anlegen und wie gelangte dieser schlussendlich in die öffentliche Hand?

Der Industrielle Kommerzienrat Carl Poensgen (1838-1921), Mitbegründer der Düsseldorfer Röhren- und Eisenwalzwerke AG, war Mitte des 19. Jahrhunderts zusammen mit vier weiteren Familienangehörigen (den Brüdern Albert und Julius Poensgen sowie den Brüdern Gustav und Rudolf Poensgen) aus Schleiden in der Eifel nach Düsseldorf gekommen. Wesentlicher Beweggrund hierfür war der im Rheinland bereits bestehende Eisenbahn- und Schifffahrtsverkehr, welcher es den Eisenhütten betreibenden Poensgens ermöglichte, mit ihren Gütern zu expandieren. Zusammen mit seiner Frau Clara (1846-1910) hatte Carl Poensgen elf Kinder. Die Familie lebte seit 1865 auf der Oststraße 23 in Düsseldorf-Stadtmitte.

Von seinem Schwiegersohn Moritz Brügelmann, der mit der zweitältesten Tochter Hedwig verheiratet war, erwarb Carl Poensgen 1906 eine sich östlich und westlich der Anger erstreckende, an Cromford grenzende Fläche. Neben den familiären Beziehungen zum Eigner mag hierfür die Innenstadtlage des Düsseldorfer Wohnhauses der Familie ausschlaggebend gewesen sein. Das rund 4,5 ha große Areal, das bis dahin aus Acker- und Wiesenflächen bestand, ließ Poensgen 1907 durch den Düsseldorfer Gartenarchitekten Reinhold Hoemann zu einem Landschaftsgarten nach englischem Vorbild anlegen. Hoemann hatte unter anderem auch an der gartenarchitektonischen Gestaltung des Kurparks Bad Oeynhausen mitgewirkt. Bis 1909 wurde die Anlage durch ein auf dem höher liegenden Teil des Grundstücks am Brügelmannweg gebautes Landhaus ergänzt, das die Familie als Wochenendhaus nutzte. 1914 erwarb Carl Poensgen dann auch noch das nördlich der Anger angrenzende Waldstück. Das Haus, in welchem auch die Familie des damaligen Obergärtners Gaull lebte, wurde bei der Bombardierung Ratingens im März 1945 leider vollkommen zerstört. Als einzige bauliche Überreste existieren heute noch die Sandsteintreppe sowie die steinerne Puttengruppe.

Carl Poensgen im Park, um 1915, Foto: StA Düsseldorf, Nachlaß Ernst Poensgen

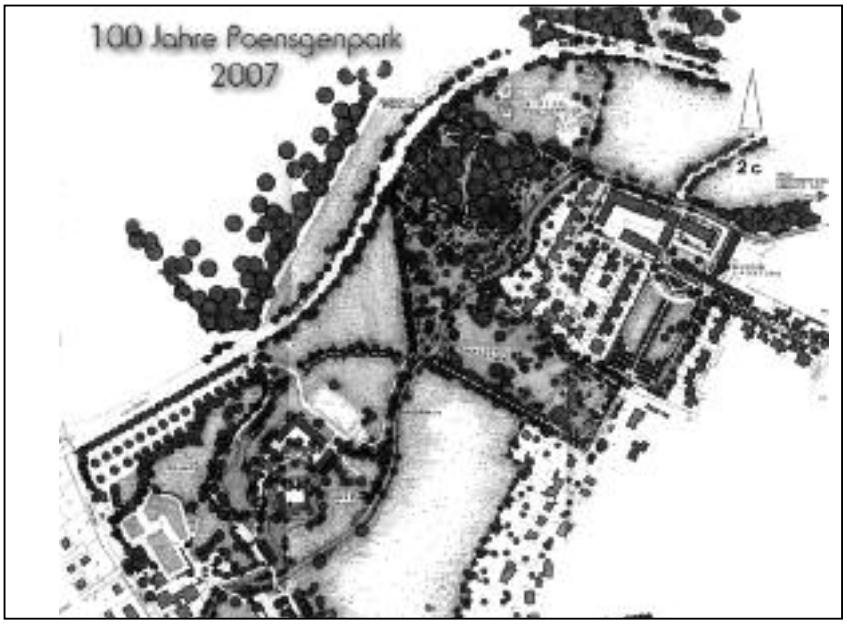
Nach dem Tode Carl Poensgens übernahm sein ältester Sohn Ernst (1871-1949; Vorstandsvorsitzender der Vereinigten Stahlwerke AG) den Park, den er den Vereinigten Stahlwerken (später Thyssen AG) mit der Maßgabe übereignete, die Pflege und Unterhaltung der Anlage zu übernehmen. Im Rahmen der Entflechtung des Thyssenkonzerns nach dem Zweiten Weltkrieg erwarb Dr. Walter Rohland den

Puttengruppe, Foto: Manfred Fiene

Park, den er unter Beratung des Gartenarchitekten Prof. Schreiber aus Aachen wieder herrichten und teilweise neu gestalten ließ. Bereits 1977 hatte Rohland sich dazu entschlossen, die grüne Oase wieder für die Öffentlichkeit zu öffnen, um so „das Verständnis der Bürger für (...) die seltenen und exotischen Bäume zu wecken". Nach dem Tode Rohlands im Jahre 1981 veräußerte die Familie 1982 den Park an den Bauunternehmer Bernhard Wieler, der ihn nur zwei Jahre später im Tausch gegen ein Baugrundstück der Stadt übereignete.

Die Kriegseinwirkungen (im Park gingen 23 Bomben nieder), mehrere Sturmschäden sowie natürliche Abgänge haben im Laufe der Zeit erhebliche Veränderungen im historischen Gehölzbestand verursacht. Zur Dokumentation des Bestandes und um für die Zukunft ein geeignetes Planinstrument zu haben, wurde von 1992 bis 1995 von den renommierten Wuppertaler Gartenarchitekten Rose und Gustav Wörner ein Parkpflegewerk erstellt. Das Landschaftsarchitektenpaar hatte eine in Deutschland beispiellose Arbeit auf dem Felde des Erhalts und der Wiederherstellung historischer Gartenanlagen geleistet, indem es für mehr als vierzig Anlagen, darunter den Berliner Tiergarten, Schloss Moyland in Bedburg-Hau oder auch den Schlosspark Nordkirchen, verantwortlich zeichnete. Auf der Grundlage des Wörnerschen Pflegewerkes wurde der Park aufwändig restauriert und 1997 schließlich unter Denkmalschutz gestellt.

Rose und Gustav Wörner, 1996,
Foto: J. Batzhuber



Übersichtsplan Haus zum Haus – Poensgenpark – Cromford, Plan: Stadt Ratingen

Die heute frei zugängliche Grünanlage ist in drei Bereiche gegliedert: Den erhöht liegenden Rosen- und Staudengarten, eine weite Wiese mit einzelnen Prachtbäumen und ein waldartiges Terrain. In die Gestaltung des gesamten Parks ist der Bachlauf der Anger miteinbezogen worden.

Heute zählt der Ratinger Poensgenpark, der Teil der EUROGA 2002plus (www.euroga-mg.de) war und 2005 in die „Straße der Gartenkunst zwischen Rhein und Maas" (www.strasse-der-gartenkunst.de) aufgenommen wurde, zu den bedeutendsten Kulturschätzen des Rheinlandes. Der Park ist ständig geöffnet und lädt mit seinen vielen reizvollen Plätzen zum Verweilen ein. Darüber hinaus werden hier Führungen angeboten sowie Kunstinstallationen und Picknicks veranstaltet. Zusammen mit der nahe gelegenen Wasserburg Haus zum Haus und der ehemaligen Brügelmannschen Textilfabrik Cromford bildet der Poensgenpark ein herausragendes Kulturensemble.

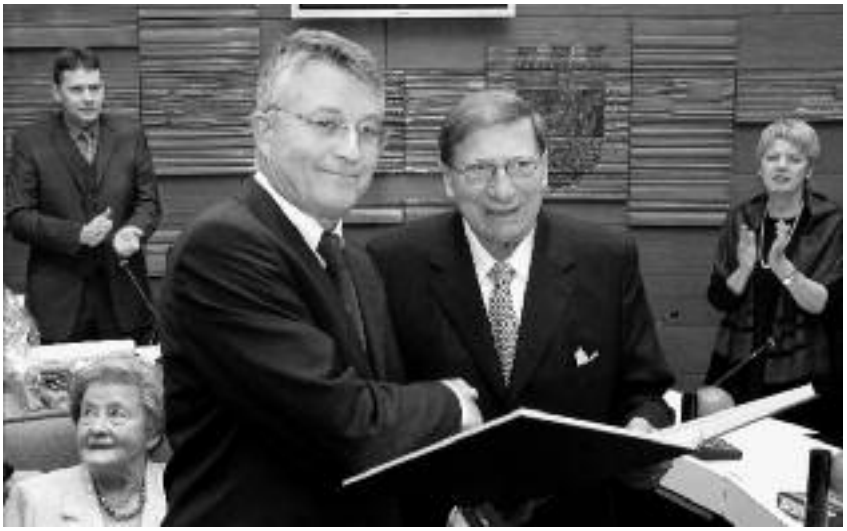
Im Rahmen der 100-Jahrfeier wird eine Festschrift zum Poensgenpark erscheinen. Daneben werden zwischen Mai und September 2007 vielfältige Veranstaltungen angeboten, darunter Vorträge und Lesungen, Installationen und Aktionen, Feste und Picknicks, eine Pflanzenraritätenbörse sowie eine „Mondscheinpartie".

Dr. Andrea Niewerth

„Ein großartiges Beispiel bürgerschaftlichen Engagements“

Ferdinand Trimborn wurde Ehrenbürger der Stadt Ratingen

Am Samstag, dem 17. Dezember 2005, verlieh der Rat der Stadt Ratingen **Ferdinand Trimborn** die Ehrenbürgerwürde, die höchste Auszeichnung, die der Stadtrat an verdiente Bürger vergeben kann. Die Urkunde erhielt Ferdinand Trimborn während einer feierlichen Sondersitzung des Rates aus der Hand von **Bürgermeister Harald Birkenkamp,** der auch die Laudatio hielt, in der er Ferdinand Trimborns Wirken in Ratingen „ein großartiges Beispiel bürgerschaftlichen Engagements“ nannte.



Ferdinand Trimborn erhält aus der Hand von Bürgermeister Harald Birkenkamp die Ehrenbürgerurkunde. Links neben dem Bürgermeister: Frau Trimborn

Ferdinand Trimborn ist erst der zweite Ehrenbürger der Stadt Ratingen. Im März 1921 wurde dem Pädagogen, Schulleiter und Schriftsteller, Begründer der Ratinger Volkshochschule und der Berufsschule sowie Mitbegründer des Ratinger Heimatvereins, **Adam Josef Cüppers,** dieser Titel zum ersten Mal verliehen. Noch nicht einmal die Größen des Dritten Reiches waren es dem NSDAP-beherrschten Stadtrat der 1930er und 1940er-Jahre wert, Ehrenbürger der Stadt Ratingen zu werden. Viele Städte auch in der näheren Umgebung hatten dagegen nach 1945 große Probleme, ihre „Ehren“-Bürger wieder loszuwerden. Superintendent **Heinrich Brinkmann,** langjähriger Pastor der evangelischen Kirchengemeinde, war eigentlich Ehrenbürger der Gemeinde Homberg, die einst zum Amt Hubbelrath gehörte, bevor sie 1975 ein Teil der neuen Stadt Ratingen wurde.

Ferdinand Trimborn wurde 1921 in Duisburg-Kaiserberg geboren. Nach seiner Schulzeit absolvierte er in einer Metallgießerei und Armaturenfabrik seiner Heimatstadt eine kaufmännische Lehre. Nach seiner Ausbildung trat er 1939 eine Stelle in einer Düsseldorfer Firma an, musste jedoch bald Soldat werden und geriet kurz nach der Landung der Alliierten 1944 in Nordfrankreich in Kriegsgefangenschaft, aus der er 1948 nach Düsseldorf zurückkam. Zwar wurde er sofort wieder bei seiner alten Firma eingestellt, doch entschloss er sich schon bald, den Schritt in die Selbstständigkeit zu wagen.

Bevor aber Ferdinand Trimborn am 15. September 1957 in Ratingen endlich seine eigene Firma gründete, besuchte er die technische Akademie und die kaufmännisch-technische Abendschule in Düsseldorf. Nach schwerem Beginn als selbstständiger Unternehmer kam dann aber schon schnell der Erfolg durch einen Großauftrag der Firma Bayer in Leverkusen und durch die von ihm entwickelte „Trimborn-Ankerschiene aus SM-Stahl”. Von nun an vergrößerte er seinen Betrieb ständig, und die Zahl der von ihm eingestellten Mitarbeiter wuchs.

Als in den frühen 1970er-Jahren die bis dahin boomende deutsche Wirtschaft stagnierte und Inflation und Arbeitslosigkeit stiegen, entschloss sich Ferdinand Trimborn in Jahre 1975, seinen Betrieb zu verkaufen.

Sein ohnehin schon ausgeprägtes Bedürfnis, soziale Belange zu fördern, und die Tatsache, dass seine Ehe kinderlos geblieben war, brachten den Ruheständler nun verstärkt dazu, sich in Ratingen, das längst seine Heimatstadt geworden war, als Wohltäter und Mäzen zu betätigen. „Ich habe mein Geld in Ratingen verdient, ich möchte es auch dort für ge-

Der „Ferdinand-Trimborn-Saal“ in der Städtischen Musikhalle an der Poststraße

So sah der „Ferdinand-Trimborn-Saal“ einmal aus:
Die Turnhalle des Ratinger Gymnasiums in den 1950er-Jahren

meinnützige Zwecke wieder ausgeben”, so sagte er einmal.

An vielen Stellen in Ratingen sind die Früchte seines Gemeinsinns heute sichtbar. Immer dort, wo gemeinnützige, kirchliche und karitative Institutionen bestimmte Aufgaben wegen des Mangels an finanziellen Mitteln nicht ausreichend erfüllen konnten, griff Ferdinand Trimborn ein. Er unterstützte Projekte der „Ratinger Jonges“ zur Verschönerung unseres Stadtbildes, gab wohltätige Spenden an die Evangelische Altenhilfe Ratingen und an die katholische Pfarrgemeinde Herz Jesu und ermöglichte dem Evangelischen Fachkrankenhaus den Einbau einer dritten, vom Land nicht zu finanzierenden Operationskabine in den 1997 eröffneten Großraum-Operationssaal.

Ferdinand Trimborns große Liebe gehörte seit jeher der Musik. Er wurde in ein musikalisches Elternhaus hineingeboren. Seine älteren Geschwister spielten schon ein oder mehrere Instrumente, bevor er seine erste Geigenstunde bekam. Später, im Berufsleben, fand Ferdinand Trimborn immer wieder Ruhe und Entspannung beim Musizieren. Lange spielte er in einem kleinen Orchester, das kostenlos in Krankenhäusern auftrat, um den Patienten eine Freude zu machen. Seine Liebe zur Musik veranlasste ihn, im Jahre 1999 zwei Förderpreise für junge und hoffnungsvolle Nachwuchsmusiker aus Ratingen, dem Kreis Mettmann und dem Land Nordrhein-Westfalen zu stiften. Jahr für Jahr werden die Preisträger in Wettbewerben ermittelt, und die Konzerte der Gewinner gegen Ende des Jahres sind ein Publikumsmagnet geworden. Die großzügig dotierten Förderpreise sollen für die jungen Talente Ansporn sein, weiter an sich zu arbeiten.

In diesem Jahr nun konnten wir alle Ferdinand Trimborns größtes und aufwändigstes Projekt bewundern. Am 11. Februar wurde der neue Konzertsaal der Städtischen Musikschule an der Poststraße in einem festlichen Eröffnungskonzert eingeweiht, dessen Umbau und Einrichtung Ferdinand Trimborn mit beispielloser Großzügigkeit gefördert hat. Der neue Kammermusiksaal trägt nun seinen Namen: „Ferdinand-Trimborn-Saal”. In nur sieben Monaten Bauzeit war aus der ehemaligen Turnhalle des alten Ratinger Gymnasiums ein Konzertsaal geworden, der höchsten Ansprüchen genügt. Er bietet 182 Zuhörern Platz, und seine Akustik ist genau auf die Bedürfnisse der Städtischen Musikschule abgestimmt, die den neuen Saal in erster Linie nutzen soll.

Seit der Eröffnung haben schon viele Konzerte im Ferdinand-Trimborn-Saal stattgefunden, und die neue Einrichtung hat ihre Bewährungsprobe glänzend bestanden. Ein ganz besonderes Gefühl ist es dabei für einen älteren Musikliebhaber, wenn er sich in einem Raum in das Reich der Musik entführen lässt, in dem er einst am Reck oder Barren Blut und Wasser schwitzte.

Natürlich lässt es sich das Ehepaar Trimborn nicht nehmen, bei möglichst vielen Konzerten in „seinem“ Konzertsaal anwesend zu sein. So kann sich Ferdinand Trimborn immer wieder freuen, dass sein schon seit vielen Jahren gehegter Plan endlich Wirklichkeit geworden ist.

Am 28. Juni feierte Ratingens Ehrenbürger seinen 85. Geburtstag. Ein Bläserquartett der Städtischen Musikschule und der Ratinger Kinder- und Jugendchor brachten ihm an diesem herrlichen Sommertag Ständchen, denen auch Ferdinand Trimborns Nachbarn gerne zuhörten. Bürgermeister Harald Birkenkamp und Dezernent Rolf Steuwe überbrachten die guten Wünsche aller Bürger unserer Stadt, die sich glücklich preisen können, solch einen Ehrenbürger in ihren Reihen zu wissen.

Manfred Buer

Konzert der „Berliner Cellharmoniker“ während der diesjährigen „Ratinger Bachtage“ am 12. Juni 2006. In der ersten Reihe das Ehepaar Trimborn, rechts daneben Paul Sevenich, der Leiter der Städtischen Musikschule

Wolfgang Amadeus Mozart

** 27. Januar 1756 Salzburg*

† 5. Dezember 1791 Wien

Mozart spielt Klavier im Hause der befreundeten Famile Dušek in Prag Farbiges Schattenbild, Prag, Bertramka

freytag um halb 11 uhr
Nacht.
liebstes, bestes Weibchen! - (Wien, 7./8. Oktober 1791)
Eben komme ich von der Oper; - Sie war eben so voll wie allzeit. – Duetto Mann und Weib etc: und das Glöckchen Spiel im ersten Ackt wurde wie gewöhnlich wiederhollet – auch im 2:t Ackt des knaben Terzett – was mich aber am meisten freuet, ist, der Stille beifall! - man sieht recht wie sehr und immer mehr diese Oper steigt. Nun meinen lebenslauf; - gleich nach Deiner Abseeglung Spielte ich (...) 2 Parthien Billard. – dann verkauffte ich um 14 duckaten meinen kleper. – dann liess ich mir durch Joseph den Primus rufen und schwarzen koffé hollen, wobey ich eine herrliche Pfeiffe toback schmauchte; dann Instrumentierte ich fast das ganze Rondó vom Stadler. in dieser zwischenzeit kamm ein brief von Prag vom Stadler; - die Duscheckischen sind alle wohl; - mir scheint Sie muß gar keinen brief von dir erhalten haben – und doch kann ich es fast nicht glauben! – genug – Sie wissen schon alle die herrliche aufnahme meiner teutschen Oper. –
das sonderbareste dabei ist, das den abend als meine neue Oper mit so vielen beifall zum erstenmale aufgeführt wurde, am nemlichen abend in Prag der Tito zum leztenmale auch mit ausserordentlichen beifall aufgeführet worden. – alle Stücke sind applaudirt worden. (...) – adieu liebes Weibchen! – der Wagen will abfahren. – ich hoffe heut gewis etwas von dir zu lesen, und in dieser süssen Hofnung küsse ich dich 1000mal und bin Ewig dein dich liebender Mann
W.A.Mozart

In einem Brief an seine Frau Constanze berichtet Mozart von der Aufnahme seiner neuen Oper „Die Zauberflöte“ durch das Wiener Publikum.

Schon mehrfach wurden in der „Quecke“ Beiträge jugendlicher Autoren veröffentlicht. Wir sehen uns immer wieder in unserer Arbeit bestätigt, wenn sich junge Menschen mit der Geschichte und den Problemen ihrer engeren Heimat beschäftigen, und sind gerne bereit, mit Rat und Tat zu helfen, z.B. bei der Bereitstellung von Bild- und Archivmaterial oder der Vermittlung von Zeitzeugen. Wenn als Ergebnis dann ein gutes und lesenswertes Manuskript zu einem interessanten Thema entsteht, freuen wir uns, es in der „Quecke“ unseren Lesern vorstellen zu können.

Bei dem vorliegenden Manuskript handelt es sich um eine Facharbeit im Grundkurs Geschichte des Kopernikus-Gymnasiums in Lintorf, die im März des Jahres 2005 von der damals 18-jährigen ***Julia Tillmann*** *eingereicht wurde. Julia Tillmann, eine Enkelin des bekannten, aus alter Lintorfer Familie stammenden Lehrers* ***Erich Klotz,*** *legte im Frühjahr 2006 am Kopernikus-Gymnasium ihr Abitur ab. Bei der Erstellung ihrer Arbeit stützte sie sich im Wesentlichen auf Quellen, die in Publikationen des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ veröffentlicht wurden .*

Lintorf im Wandel der Zeit

Strukturwandel in Lintorf bis zur Eingemeindung nach Ratingen (1945 - 1975)

1. Einleitung
Zielsetzung der Arbeit

Die Geschichte und der Verlauf der Entwicklung des Ortes Lintorf in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist durch zwei bedeutende und wichtige Jahreszahlen geprägt:

1945 endete der Zweite Weltkrieg, 1975 endete die Selbstständigkeit Lintorfs. Beide Daten bedeuteten jeweils einen besonderen Einschnitt für das Leben der Menschen in Lintorf und für die Veränderungen im Ortsbild. Dies gilt auch für die Berufswelt und die Infrastruktur im Allgemeinen.

Der Wechsel vom Krieg zum Frieden vollzog sich in Lintorf nicht still und unauffällig. Deshalb ist es erforderlich, dass zunächst die letzten Tage und Stunden des Kriegsendes in Lintorf erwähnt werden. „Gegen Ende des Krieges, im März 1945, lag Lintorf in der Frontlinie und im Feuerschlag amerikanischer Geschütze. Zahlreiche deutsche Soldaten (...) verloren ihr Leben (...). In der Nacht vom 16. zum 17.4.45 war der Beschuß Lintorfs ungewöhnlich stark. Morgens gegen 5.10 Uhr wurde die Dienstwohnung des Hauptlehrers durch zwei Artillerievolltreffer schwer beschädigt (bei dem Hauptlehrer handelt es sich um den damaligen Schulleiter der Johann-Peter-Melchior-Schule, in der besagten Dienstwohnung ist heute das Lintorfer Reformhaus an der Speestraße untergebracht, Verf.) (...), während der letzte Schuß der Salve das Haus der Witwe Klotz, Admiral-Graf-Spee-Str. 12 (heute Speestraße) vollständig zerstörte.“[1] „Gegen 10 Uhr morgens am 17. April boten zwei Lintorfer den Amerikanern im Hotel Duisburger Hof in Duisburg die kampflose Übergabe Lintorfs an. Am folgenden Tag, gegen 10 Uhr vormittags, rollten die ersten amerikanischen Panzer durch Lintorf. Damit hatte für unsere Gemeinde der unheilvolle (...) Krieg sein Ende gefunden.“[2]

Der 18.4.1945 war somit für die Lintorfer der erste Tag nach dem Krieg. Eine neue Zeit brach an: Die Nachkriegszeit.

Ziel und Aufgabe dieser Arbeit soll es sein, an Hand von Einzelbeispielen, Ereignissen und Fakten den Wandel Lintorfs in seiner Struktur und seinem Ortsbild in dem genannten Zeitabschnitt darzulegen.

2. Bevölkerungsstruktur, Veränderung der Berufe und Erwerbsquellen, Bevölkerungswachstum

Im Jahr 1945 lebten in Lintorf viele verschiedene Nationen. In dem großen Barackenlager an der Rehhecke im Norden Lintorfs waren

1) Volmert: Lintorf Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Lintorf 1987, S. 205 f

2) Ebenda

Das Wachstum der Bevölkerung in der Zeit von 1945 bis 1975 veranschaulicht folgende Tabelle:

Jahr	gesamt	katholisch	evangelisch	andersgläubig
01.01.1946	4667	2901	1438	282
31.12.1950	6263	3667	1937	-
31.12.1958	7568	-	-	-
31.12.1960	7638	4199	3052	387
31.12.1961	7722	4174	3097	-
31.12.1963	9197	-	-	-
31.12.1964	9506	5177	3747	582
31.12.1970	10593	5571	4151	939
31.12.1974	13655	6302	5001	1394

Vgl. verschiedene Angaben aus allen erschienenen Quecken, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde, Lintorf 1950-2005

infolge des Krieges Polen, Niederländer, Russen und nach dem Sturz Mussolinis 1943 auch zahlreiche Italiener untergebracht. Nach dem Kriegsende blieben zunächst noch viele Insassen in den Baracken wohnen. Andere kamen hinzu auf Grund der allgemeinen Wirren in Europa, dies waren z. B. Esten, Letten, Litauer, Ungarn und Jugoslawen. Erst 1960 wurde das Wohnlager aufgelöst und an die Firma Phoenix-Rheinrohr verkauft.[3)]

In dem Maße, wie die oben genannten Ausländer nach Kriegsende Lintorf verließen, kamen andere Personen neu dazu. Diesmal waren es Flüchtlinge und Vertriebene, vornehmlich aus Ostpreußen und Schlesien, besonders im Jahre 1946. Laut Mitteilung der Kreisverwaltung in Mettmann waren für den Monat Januar 1946 sechzig Personen zur Unterbringung im gesamten Kreis angekündigt. Im Verlauf des Jahres 1946 mussten dann aber tatsächlich allein nur im damaligen Amt Ratingen-Land – später Angerland – 2.252 Personen untergebracht werden. Eine genaue Zahl nur für den Ort Lintorf liegt nicht vor. In den folgenden Monaten (1946/47) wuchs die Zahl der Flüchtlinge und Vertriebenen dann noch an.[3)]

2.1 Landwirtschaft – primärer Sektor

1945 hatte Lintorf vorwiegend einen ländlich-bäuerlichen Charakter. 1950 erschien zum ersten Mal „Die Quecke“ mit dem Hinweis auf die sprichwörtliche Armseligkeit der alten Honschaft Lintorf, deren Ackerer einst gezwungen waren Quecken (Garten- und Ackerunkraut) zu verspeisen um zu überleben.[4)]

Die Aufteilung der Lintorfer Bevölkerung nach Wirtschaftsbereichen in den Jahren 1939, 1946, 1950 und 1961 ergibt folgendes Bild: (siehe Tabelle 2)

Das Bild zeigt das Holzfuhrwerk des letzten Lintorfer Holzfuhrmanns vor der Gaststätte Holtschneider (Aufnahme 1946)

Deutlich erkennbar ist der Rückgang der Beschäftigten in der Landwirtschaft, allerdings auch bei den Dienstleistungen.

Zwischen 1950 und 1974 ging die Anzahl der bäuerlichen Existenzen in Lintorf um mehr als die Hälfte zurück. Demgegenüber verdoppelte sich die durchschnittliche Betriebsgröße. „Besonders deutlich lässt sich die Umstellung von der Pferdeanspannung zur Vollmotorisierung erkennen. 1950 gingen auf den Lintorfer Höfen noch 39 Arbeitspferde ‚im Geschirr', rund 2½ Pferde je Betrieb. Im Jahre 1974 gab es längst keine Arbeitspferde mehr. Dafür erledigten in den 7 verbliebenen Betrieben 12 Ackerschlepper die Zug- und Transportarbeiten, während 1950 nur in jedem 3. Betrieb ein Traktor eingesetzt war. Starke Veränderungen weist die Viehhaltung auf. 1950 waren noch in allen Betrieben Milchkühe, Schweine und sonstige landwirtschaftliche Nutztiere vorhanden. 1974 standen nur noch in 3 Höfen Milchkühe. Dafür hat sich der Schweinebestand ganz erheblich erweitert. Derlei Vergleiche ließen sich noch mehr anführen. Diese hier aufgezeigte Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen. Hierzu trägt auch mit Sicherheit die weitere Entwicklung Lintorfs zu einer Industrie- und Wohngemeinde bei.“[5)]

„Die Abwanderung der Arbeitskräfte aus der Landwirtschaft führte zur Mechanisierung und Motorisierung sowie zur Betriebsvereinfachung und Spezialisierung auf nur wenige Betriebszweige. Durch das Preis- und Kostengefälle mußte auf den Höfen zur Erzielung eines ausreichenden Einkommens immer mehr erzeugt werden. Die kleineren Betriebe waren zur Aufgabe gezwungen.“[6)]

2.2 Produzierendes Gewerbe – sekundärer Sektor

„Der wenig fruchtbare Boden (...) ließ die Lintorfer seit hundert Jahren sich nach rentableren Arbeits-

Tabelle 2	1939	1946	1950	1961
Land- und Forstwirtschaft	240	290	237	89
Industrie und Handwerk	2.173	2.009	3.376	-
Dienstleistungen aller Art	751	1.244	1.541	791

Vgl. Theo Volmert: Lintorf Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., 1987, S. 226 und 274

3) Vgl. Ulf Maßen, Auch ein Handtuch wäre erforderlich, in: Westdeutsche Zeitung, Ausgabe Nr.12 (15.1.2005), Teil: Kreis Mettmann

4) Vgl. Theo Volmert: Lintorf Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Lintorf 1987, S. 217

5) Hans Huiras, Der Strukturwandel in der Lintorfer Landwirtschaft, in: Lintorf Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Lintorf 1987, S. 422

6) Ebenda, S. 421

Der Broekmanschacht (Lintorfer Erzbergbau). Die diagonal durch das Bild verlaufende Straße ist die Straße Am Löken. Rechts erkennt man noch den Bahnanschluss

deshauptstadt als Verwaltungs-, Industrie-, Handels-, Kunst- und Ausstellungsstadt.

Umgekehrt trug die günstige Verkehrslage Lintorfs und die damit verbundene bevorzugte Ansiedlung von Industriebetrieben zum Anstieg der Bevölkerungszahl bei. Lintorf besaß ausreichendes Siedlungsland zu niedrigen Grundstückspreisen. Die Forst- und Landwirtschaft, die ehemals für das Dorf der Kleinbauern und Kötter von besonderer Wichtigkeit war, verlor ihre wirtschaftliche Bedeutung mit der industriellen Entwicklung Lintorfs.

1950 waren bei der Fahrrad- und Motorrollerfabrik Hoffmann be-

7) Theo Volmert: Lintorf Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Lintorf 1987, S. 226

8) Ebenda, S. 92

9) Ebenda, S. 227

plätzen umsehen, in industriellen Betrieben, bei der Eisenbahn, bei der Post.“[7)]

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde in Lintorf Bleibergbau betrieben. „Um 1900 waren schätzungsweise 100 Lintorfer im Bergwerk tätig, das waren ungefähr 5% der Gesamtbevölkerung. Auch die Holzhändler, die Fuhrunternehmer, die Schmiede und nicht zuletzt die Gastwirte profitierten von der Gewerkschaft der Lintorfer Erzbergwerke.“[8)]

1902 musste der Betrieb wegen Wassereinbruchs eingestellt werden. Heute erinnern noch die Wohnhäuser an der Broekmanstraße an den Standort des ehemaligen Maschinengebäudes, des sogenannten „Broekman-Schachtes“ und an die Zeit des Bergbaus in Lintorf.

„Nach der Schließung der Erzbergwerke mußten sich viele Lintorfer in den Nachbarstädten nach Arbeit umsehen, besonders in Düsseldorf, Ratingen und Duisburg.“[9)]

Die nachfolgende Tabelle stellt die Pendlerwanderung dar. Die hohe Zahl der Lintorfer Auspendler nach Düsseldorf ist begründet in der beruflichen, geschäftlichen und kulturellen Abhängigkeit von der Lan-

Pendlerwanderung

	Auspendler (1950)	Auspendler (1963)	Einpendler (1950)	Einpendler (1963)
Düsseldorf	472	790	50	429
Ratingen	273	374	170	457
Duisburg	75	71	65	294
Mülheim	-	-	72	446

Theo Volmert: Lintorf Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Lintorf 1987, S. 227 und 281

Broekmanstraße. Hier befand sich der Broekman-Schacht

reits 700 Arbeitnehmer beschäftigt, davon 400 Einpendler.[10)]

„Um 1950 gab es in Lintorf folgende Industriebetriebe:

Holzsägewerk Heinrich Kaiser

Schamotte- und Steinzeugröhrenfabrik Bossong-Werke GmbH

Eisengießerei Sistig

Rollen- und Papierfabrik Blumberg & Co.

Maschinenfabrik Zimmer

Firma Paas u. Co. (Samenzucht und -handlung)

Fahrrad- und Motorrollerfabrik Hoffmann

Mit Ausnahme der Firma Hoffmann handelte es sich um mittlere und kleine Betriebe.“[11)]

1970 gab es in Lintorf weitere Industriezweige, die zusammen mehr als 2.500 Beschäftigte hatten:

Fabrik zur Fertigung von Schalungsgeräten: Hünnebeck GmbH

Fabrik zur Herstellung von Betonmischern: Rex Hünnebeck, heute Karrena

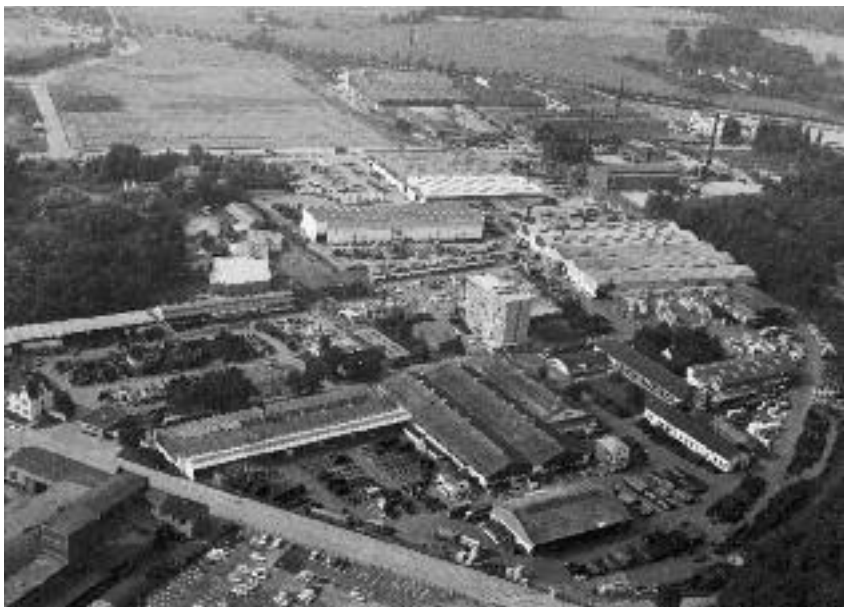
Metallverarbeitung: Tornado GmbH

Zentralschmiertechnik: Rebs GmbH

Speziallieferant für die Elektro-Industrie: Paul Heyderhoff

Holzhandel: Zimmermann & Sohn

Auslieferungslager für VW, Porsche, Audi u. a.: Gottfried W. Schultz



Die Firma Hünnebeck im Norden Lintorfs. Die Straße im Vordergrund ist die Rehhecke. Im Hintergrund sieht man die A 525 (früher B 288). (Aufnahme 1971)

Autolackierung, Reparaturen: Werner Busch & Sohn

Polstermöbelfabrik: Josef Joest[12)]

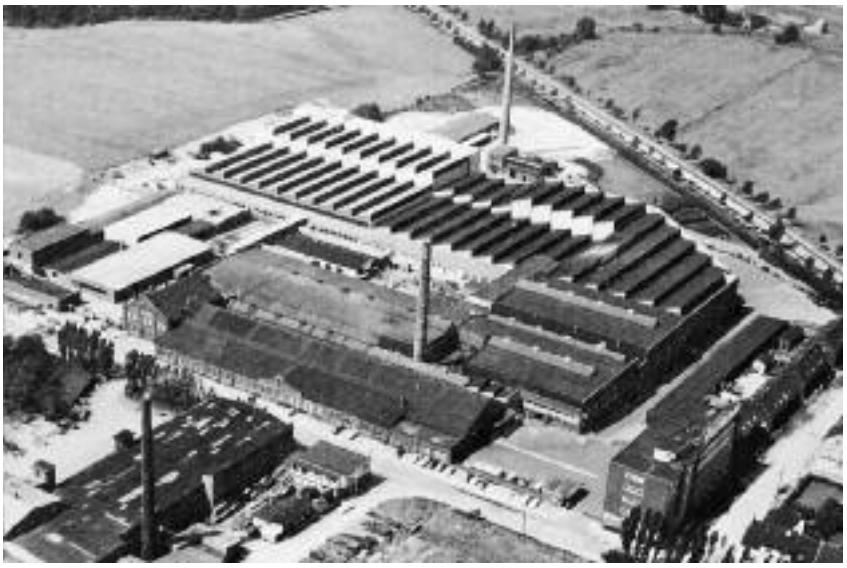
Die Hoffmann-Fahrzeugwerke stellten 1957 den Betrieb ein.

2.3 Infrastruktur

2.3.1 Verwaltung – Rathaus in Lintorf

Das stetige Anwachsen der Bevölkerungszahl und die zunehmende Industrialisierung nach dem Kriege bedeutete zwangsläufig eine umfangreichere und intensivere Arbeit für die Verwaltung der Gemeinde, genauer: für die Verwaltung des Amtes Angerland. Seit Bestehen des Amtes Angerland (ursprünglich Ratingen-Land) infolge der kommunalen Neugliederung 1929 befand sich der Verwaltungssitz in Ratingen. Bis 1929 gehörte Lintorf zum damaligen Amt Angermund mit Sitz in Angermund. Mit der Verlegung des Verwaltungssitzes von Ratingen nach Lintorf wurden der Bevölkerung die in den 50er-Jahren noch verkehrsmäßig beschwerlichen Wege nach Ratingen erspart. Da es aber in Lintorf um diese Zeit noch kein geeignetes Gebäude für eine Verwaltung (sprich: Rathaus) gab, musste man sich in den Jahren von 1950 bis 1956 mit einer behelfsmäßigen Unterkunft im Saal der damaligen Gastwirtschaft Holtschneider zufrieden geben.

„Das Ende des Krieges war wie überall auch in unserem Amt durch die Not gekennzeichnet, die alles kommunale Leben zum Erliegen zu bringen schien. Die wirtschaftliche Not jedes einzelnen, die Wohnungsnot, die Schulraumnot, die Flüchtlingsnot – um nur einige der einer dringenden Lösung harrenden Aufgaben durch eine gemeindliche Verwaltung zu nennen – stiegen ins Uferlose.“[13)]



Im Vordergrund links, diesseits des Breitscheider Weges, die Steinzeugröhrenfabrik Lintorf GmbH (Hoff), auf der anderen Straßenseite links die Hoffmann-Werke (jetzt als Zulieferer für die Automobil- und Rüstungsindustrie), dahinter und rechts die Constructa-Werke

10) Vgl. ebenda, S. 228

11) Ebenda, S. 220

12) Vgl. ebenda, S. 330 f

13) J. Vaßen, Das Amt Angerland, in: Die Quecke (1956), Angerländer Heimatblätter, Heft 26/27, S.4

Das neue Rathaus des Amtes Angerland einige Tage vor der Einweihung am 9. Juli 1956

Bis 1948 waren die Gemeinden infolge des Währungsverfalls nicht in der Lage, die Not der Bevölkerung entscheidend zu steuern. Die Hauptaufgabe zu dieser Zeit bestand in der Verteilung der wenigen vorhandenen Wirtschaftsgüter und dem Versuch, der katastrophalen Wohnungsnot Herr zu werden, die wegen der Flüchtlinge und der Ausgebombten aus den umliegenden Städten bestand. Auch Wege, Straßen und Straßenbeleuchtung befanden sich in einem verkehrsgefährdenden Zustand. Die Friedhöfe genügten nicht mehr den Anforderungen der stark gewachsenen Bevölkerung.

Die Wasserleitungen waren so beschädigt, dass die Wasserversorgung nicht mehr ausreichend war. Eine Müllabfuhr bestand überhaupt nicht mehr. Im Schulwesen sah es nicht viel besser aus. Bei der Bewältigung aller dieser Aufgaben war die Lage des Amtssitzes außerhalb des Amtsbereiches ungünstig, da ein ständiger Kontakt und Gedankenaustausch zwingend notwendig war. Deshalb wurde beschlossen, den Sitz des Amtes nach Lintorf zu verlegen. Dies war meiner Meinung nach ein historischer Meilenstein in der Kommunalgeschichte und objektiv gesehen ein besonderes Verdienst des Amtsbürgermeisters Thiele.[14)]

„Das neue Amtsgebäude liegt unter Berücksichtigung der im allgemeinen vorauszusagenden Entwicklung im Mittelpunkt der Gemeinde Lintorf, dort, wo auch der Marktplatz der Gemeinde später einmal sein endgültiges Gepräge erhalten soll.“[15)]

Dies verdeutlicht, mit welchem persönlichen Engagement und Stolz die Lintorfer Bürger sich in die Neugestaltung der Kommune eingebracht haben.

Am 9. Juli 1956[16)] erfolgte die Einweihung des neuen Rathauses.

2.3.2 Überörtliche Verkehrsverbindungen

Lintorfs Entwicklung von einer bäuerlichen Streusiedlung zu einer modernen Industriegemeinde vollzog sich besonders deutlich seit 1950. Eingeleitet wurde diese Entwicklung bereits 1936 bis 1938 durch den Bau der Autobahn und des Nördlichen Zubringers (B1). Durch den Bau der B 288, des sogenannten Krefelder Zubringers, 1958, die Vollendung des Autobahnkreuzes Nord bei Breitscheid 1967 und der Ruhrtalbrücke bei Mintard 1968 war die verkehrsgeographische Lage Lintorfs zwischen den Großstädten Düsseldorf, Duisburg, Mülheim und Essen sehr günstig.[17)]

„Die Eisenbahnstation, die seit ihrem Bestehen, also von 1874 bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges für die Lintorfer (...) fast die einzige Verkehrsmöglichkeit war, schnell nach Ratingen, Düsseldorf, Duisburg oder Essen zu kommen, hatte ihre Bedeutung für den Personenverkehr völlig eingebüßt. Die Buslinien und (...) Privatwagen haben die Lintorfer von der lokalen Eisenbahn unabhängig gemacht. (...) Am 23.9.1983 hielt zum letztenmal ein Schienenbus im Lintorfer Bahnhof.“[18)]

14) Vgl. ebenda

15) Hugo Deubel, Das neue Rathaus, in: Die Quecke (1956), Angerländer Heimatblätter, Heft 26/27, S. 3

16) Vgl. Theo Volmert: Lintorf Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Lintorf 1987, S. 252

17) Vgl. ebenda, S. 220

18) Ebenda, S. 254

Die Verwaltung des Amtes Ratingen-Land (1945 - 1952) an der Kreuzung Hauser Allee/Mülheimer Straße

Die Verwaltung des Amtes Angerland im Saal der Gaststätte Peter Holtschneider in Lintorf, von 1952 - 1956

Der Lintorfer Bahnhof in den 1960er-Jahren

2.3.3 Versorgungseinrichtungen und Dienstleistungen – tertiärer Sektor

„Die gesamte Wasserversorgung der Gemeinde hat die Rheinisch-Westfälische Wasserwerksgesellschaft (RWW) Mülheim übernommen. Gas liefert die Rheinische Energie AG Mülheim. Strom kommt vom Rheinisch-Westfälischen Elektrizitätswerk (RWE) Düsseldorf-Reisholz. Im Jahre 1956 wurde in Lintorf die Kanalisation in Angriff genommen. Davor mußten sich die Hauseigentümer mit Sickergruben behelfen. (...) Müll wird zu einem Teil zur Mülldeponie in Breitscheid gebracht, zum anderen Teil (Sondermüll) zur Düsseldorfer Müllverbrennungsanlage.“[19)]

Mit der Verlegung des Verwaltungssitzes von Ratingen nach Lintorf vollzog sich in kurzer Zeit die Verwandlung Lintorfs von einem Dorf in eine Gemeinde mit allen Vorzügen einer modernen Stadt.

„1950 besaß Lintorf nur wenige öffentliche Einrichtungen von kommunaler Bedeutung. 1970, zwanzig Jahre später, konnte es folgende zentrale Einrichtungen aufweisen:

Amtsverwaltung, Bahnstation, Polizeiautobahnstation, Straßenmeisterei, AOK, Kreisgesundheitsamt (Ortsstelle Lintorf), Postamt, Feuerwehr, Trinkerheilanstalt, Psychiatrische Klinik, 3 Büchereien, 3 Kindergärten, 3 Grundschulen, 1 Hauptschule (seit 1968, Verf.), 2 Jugendheime, 2 Katholische Pfarrgemeinden, 1 Evangelische Pfarrgemeinde, 3 Apotheken, 1 Lichtspieltheater, 2 Friedhöfe, 2 Sportplätze, 1 Hallenbad, 1 Freibad, 2 Sparkassen, 1 Bankfiliale.“[20)]

Neubausiedlung an der Mörikestraße

Ferner besitzt Lintorf eine Realschule (seit 1969), ein Gymnasium (seit 1972) und eine Sonderschule (seit 1973).

3. Auswirkungen des Strukturwandels im Ortsbild

Das Anwachsen der Bevölkerung und die fortdauernde Ansiedlung von Gewerbeunternehmen bedeuteten zwangsläufig Veränderungen im Ortsbild. Es mussten neue Wohn- und Gewerbegebiete in der Ortsplanung ausgewiesen werden. Die beabsichtigten Planungsmaßnahmen in der Gemeinde Lintorf wurden erstmalig 1956 vom damaligen Amtsbauamt offen gelegt. Es sollte eine Landstraße 1. Ordnung (Karte: L 609) entlang der Eisenbahn kreuzungsfrei unter der B1 (heute: A 52) direkt in die Ortsmitte und weiter über die Duisburger Straße hinaus in Richtung Duisburg mit einer kreuzungsfreien Lösung an der B 288 (heute: A 524) gebaut werden. Die Landstraße 1. Ordnung 435 sollte von Angermund kommend ebenfalls in den Ortsmittelpunkt geführt werden und auf die L 609 nach einer Brücke über die Eisenbahn stoßen. Ihr Zusammenschluss sollte in der Ortsmitte in Form einer großzügigen Platzanlage als gestaltender Mittelpunkt für Lintorf erfolgen. Gleichzeitig sollten auf diesem Platz ein Omnibusbahnhof sowie ausreichende Parkplätze angelegt werden.[21)]

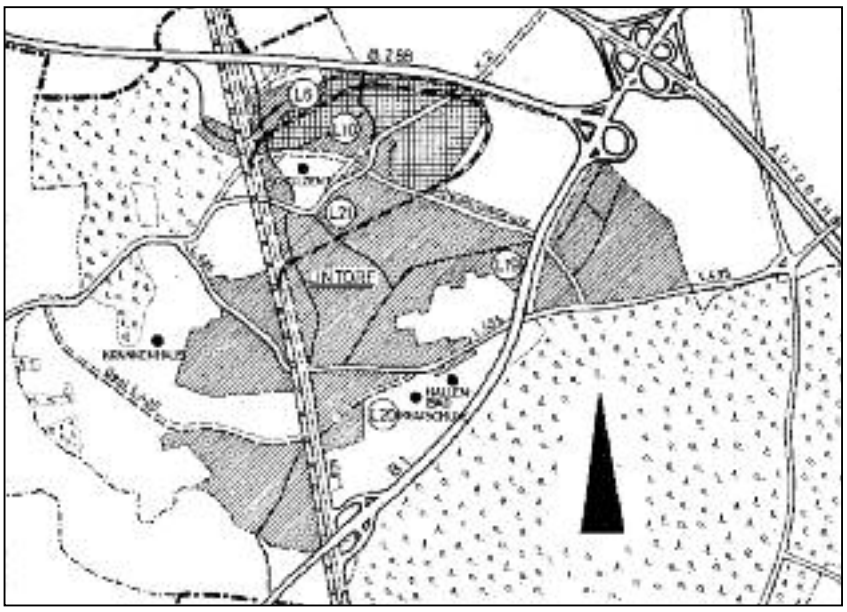
„Die starke bauliche Entwicklung bedingt einen erweiterten Bedarf an Siedlungs- und Bauflächen sowie Freiflächen für öffentliche Ge-

19) Jürgen Görlich: Eine siedlungsgeographische Untersuchung der Stadt Lintorf, in: Die Quecke (1973), Angerländer Heimatblätter, Heft 43, S.18 f

20) Theo Volmert: Lintorf Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Lintorf 1987, S. 341

21) Vgl. Hugo Deubel, Planungsmaßnahmen in Lintorf, in: Die Quecke (1956), Angerländer Heimatblätter, Heft 28/29, S. 7

bäude – wie Kirchen, Schulen, Kindergärten u.s.w. – es wäre dringend notwendig, daß bei einer künftigen Bebauung zunächst auf die Schließung der zahlreichen Baulücken größten Wert gelegt wird. Der wachsenden Nachfrage nach geeigneten Grundstücken für industrielle Ansiedlungen wurde durch die Ausweisung größerer industrieller Flächen Rechnung getragen. (...) Ein neuer Siedlungskern hat sich in jüngster Zeit zwischen der Johann-Peter-Melchior-Straße und der Duisburger Straße gebildet, der noch eine Erweiterung über das Industrieanschlußgleis nach Norden erfahren soll. Eine weitere größere Siedlungsmaßnahme soll südlich der Straße Thunesweg entstehen.“[22]



Franz Radke, „Lintorf heute – Lintorf morgen“, in: Die Quecke, Angerländer Heimatblätter, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde, Heft 37, Lintorf Februar 1967, S. 5

Die zuvor ausgeführten Planungsvorstellungen aus dem Jahre 1956 wurden im Laufe der folgenden Jahre weiter entwickelt und konkretisiert.

Der am 27.11.1966 aufgestellte Flächennutzungsplan wurde am 21.4.1967 im Rathaus ausgehängt. Man ging von einer aktuellen Bevölkerungszahl von ca. 15.000 und einer zukünftigen von 25.000 in Lintorf aus. Man wich wegen der Einwohnerentwicklung und der begrenzten Bebauungsflächen von der bisher ein- und zweigeschossigen Bauweise der Wohngebiete ab.[23]

„Der Kern der Gemeinde Lintorf liegt in einem großen Dreieck, dessen Seiten im Westen die Eisenbahnlinie Düsseldorf – Duisburg-Wedau, im Norden die Bundesstraße 288 (heute: A 524, Verf.) und im Osten bzw. Süden die Bundesstraße 1 (heute: A 52, Verf.) bilden. In diesem Bereich liegt im Norden das Industrie- und Gewerbegebiet, im Süden das ausbaufähige Sportzentrum mit dem im Bau befindlichen Hallenbad, die wichtigsten Wohnbauflächen, die Schulen, die Kirchen und der noch auszubauende Ortsmittelpunkt, dessen Gestaltung die größte Aufmerksamkeit verdient. Westlich der Bahnlinie Düsseldorf – Duisburg-Wedau, die die Gemeinde von Nord nach Süd durchschneidet, wurden neben Wohngebieten ein wichtiges Gewerbegebiet und die Sonderflächen für die Anstalten ‚Bethesda’ und ‚Siloah’ ausgewiesen.

Östlich der Bundesstraße 1 (heute: A 52, Verf.) sind nur Wohngebiete außer dem Waldfriedhof vorgesehen.“[24]

Lintorf war fast ganz von Wald- und Landschaftsschutzgebieten umschlossen, die durch den neuen Flächennutzungsplan nicht angetastet werden sollten mit Ausnahme einer kleinen Fläche zur Erweiterung des Waldfriedhofes.[25]

Zur genaueren Erläuterung der Zahlen in der Karte: „An zusätzlichen Wohngebieten weist der neue Flächennutzungsplan folgende Bauflächen aus:

An den Dieken / B 288 (heute: A 524, Verf.) / Duisburger Straße (L 6)

Am Heidkamp / Am Brand (L10)

Ratinger Straße / Hülsenbergweg (L 20)

Bleibergweg / Am Löken (früheres Zechengelände) (L 21)

Krummenweger Straße / Rehhecke/B1 (heute: A 52,Verf.) (L 19)

Kalkstraße“[26]

Erklärung: schraffierte Flächen: Wohngebiete

karierte Flächen: Gewerbegebiete

Planung Konrad-Adenauer-Platz 1973

22) ebenda
23) Vgl. Theo Volmert: Lintorf Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Lintorf 1987, S. 303
24) Franz Radke, Lintorf heute – Lintorf morgen, in: Die Quecke (1967), Angerländer Heimatblätter, Heft 37, S.5 f
25) Vgl. ebenda
26) Ebenda, S.6

Konrad-Adenauer-Platz im Bau

3.1 Der Konrad-Adenauer-Platz

Die 1956 erstmals vorgesehene Gestaltung eines Ortsmittelpunktes und der von dem Amtsbaurat Radke erneut erwähnte Ortsmittelpunkt nahm Anfang der 1970er-Jahre zwischen der Speestraße und Duisburger Straße und dem Graben (heute: Wedenhof) Formen an. Dieser Mittelpunkt erhielt den Namen Konrad-Adenauer-Platz.

Er hat das dörflich geprägte Zentrum Lintorfs durch seine Hochhäuser so verändert, dass die Alt-Lintorfer sich nur allmählich an den Anblick gewöhnen konnten. Die drei fünf-, sechs- und siebengeschossigen Hochhäuser konnten 1972 bezogen werden, ein viertes (ein elfgeschossiges und heute das höchste der Gemeinde) 1973. Der Konrad-Adenauer-Platz verfügt über rund 120 Wohnungen, über 30 Geschäftslokale und ein Café und demonstriert mit der angrenzenden Speestraße, wie sich das Dorf in eine Stadt verwandelt hat.[28)]

Aus dem Ortsmittelpunkt ist somit kein Omnibusbahnhof geworden.

Die Idee und Gestaltung des Konrad-Adenauer-Platzes vollzog sich nicht zuletzt unter dem Zeitdruck der bevorstehenden kommunalen Neugliederung. Lintorf wollte Zentrum einer möglichen Stadt Angerland werden. Dies kann man auch auf den Bau von Hallen- und Freibad, Schulzentrum sowie viele weitere bauliche Aktivitäten beziehen (siehe: Zitat Nr. 30 – Abwehrkampf um den Erhalt der kommunalen Selbstständigkeit).

4. Das Ende der Selbstständigkeit Lintorfs und des Amtes Angerland – Ergebnisse und Erkenntnisse

Aus Anlass der Einweihung des neuen Rathauses in Lintorf am 9.7.1956 schrieb der damalige Amtsbürgermeister Hermann Thiele ein Geleitwort für die Zeitschrift „Die Quecke“:

„Nun ist es soweit! Nach über 26 Jahren hat das Amt Angerland das richtige und endgültige Domizil erhalten. Nach den großen Umgemeindungen der zwanziger Jahre und dem Entstehen des Amtes »Ratingen-Land«, jetzt »Angerland in Lintorf«, war es den Einsichtigen klar, daß der Amtssitz in Ratingen nur eine vorübergehende Lösung darstellen konnte und der Verwaltungssitz ins Zentrum des Amtsbezirkes gehört.

Jetzt kann gesagt werden, daß

Das höchste Haus der Gemeinde auf dem Konrad-Adenauer-Platz

das Amtsgebäude im Zentrum, im Herzen des Angerlandes liegt, und, was Lintorf anbetrifft, auch in der Mitte des Ortes. (...)

Ich bin mir dessen bewußt: Unsere wohlhabenden und sich stark ausdehnenden Nachbarstädte haben seit langem ein Auge auf unser schönes Angerland geworfen. Im Geiste mögen sie uns vielleicht schon aufgeteilt wissen. Aber wie ehedem geht es nicht mehr. Das Angerland, ein Eiland zwischen

Konrad-Adenauer-Platz im fertigen Zustand. Im Vordergrund die Commerzbank und das Schreibwarengeschäft von Minchen Hamacher

27) Theo Volmert: Lintorf Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Lintorf 1987, S. 299

28) Vgl. ebenda, S. 380

Die Speestraße 1953. Das Haus im Vordergrund rechts ist abgerissen; heute steht dort die Deutsche Bank. Im Hintergrund sieht man die Bäckerei Steingen

den Großstädten, wird weiter bestehen und eine Stätte echter Selbstverwaltung bleiben.“[29)]

Doch es kam anders: 1973 gab es erste Anzeichen für eine geplante kommunale Neugliederung in Nordrhein-Westfalen. Hierzu äußert sich der frühere Stadtdirektor der Stadt Ratingen, Dr. H. Blechschmidt, in der Zeitschrift „Die Quecke“ wie folgt:

„Am 31. Dezember 1974, 24 Uhr, endete die Selbstständigkeit der Gemeinde Lintorf. Sie wurde ein Stadtteil von Ratingen – ebenso wie die bis dahin selbständigen Gemeinden Breitscheid, Hösel, Eggerscheidt und Homberg-Meiersberg. Ein langer Abwehrkampf um den Erhalt der kommunalen Selbständigkeit war verloren gegangen.“[30)]

Die kommunale Neugliederung wurde vom Landtag NRW in Düsseldorf per Gesetz mit Wirkung vom 1.1.1975 beschlossen. Durch die Gebietsreform sollten größere kommunale Einheiten zur wirksameren und wirtschaftlicheren Verwaltung der Städte geschaffen werden. Deshalb wurden alle Amtsverwaltungen mit mehreren selbstständigen, aber zentral verwalteten Gemeinden aufgelöst. Die Angerlandgemeinden hätten sich gerne zu einer neuen Großgemeinde „Stadt Angerland“ zusammengeschlossen, um eine Zersplitterung zu verhindern. Der Verlust der Selbstständigkeit konnte nicht verhindert werden. Das Neugliederungsgesetz wurde am 10. 7. 1974 beschlossen. Lintorf und die östlichen Nachbargemeinden sind mit Ratingen zu einer neuen Stadt mit dem Namen Ratingen zusammengeschlossen worden. Die neue Stadt Ratingen wurde Rechtsnachfolgerin des Amtes Angerland.[31)] In Anbetracht der inzwischen vergangenen 30 Jahre nach der Neugliederung stellt Dr. H. Blechschmidt die Frage: „Hat die Gebietsreform gebracht, was der Gesetzgeber sich und anderen davon versprochen hat? Das Land hat erreicht, dass es in NRW weniger und dafür größere Kommunen gibt, die sich besser steuern lassen. Ob bei den Entscheidungen auch das Wohl der Bürger immer bedacht worden ist, wie oft behauptet, kann man bezweifeln. Zusammenschlüsse führen zwangsläufig zu weiteren Wegen in die Innenstädte mit stärker gegliederten und für manchen Bürger oft nicht mehr überschaubaren Verwaltungen.“[32)]

In dem Zusammenhang sei erinnert an den Satz des damaligen Amtsbürgermeisters H. Thiele aus dem Jahre 1956: „Das Angerland, ein Eiland zwischen den Großstädten, wird weiter bestehen und eine Stätte echter Selbstverwaltung bleiben.“[33)]

5. Eigene Erkenntnisse zum Strukturwandel

Die Jahre 1945 bis 1975 waren in Lintorf von enormen Veränderungen geprägt. Dazu gehörte der Strukturwandel in der Bevölkerung durch z.B. Kriegsgefangene,

29) Hermann Thiele, Zum Geleit, in: Die Quecke (1956), Angerländer Heimatblätter, Heft 26/27, Titelblatt (S. 1)

30) Horst Blechschmidt, Lintorf 1974 – 2004 – 30 Jahre nach der Neugliederung, in: Die Quecke (2004), Ratinger und Angerländer Heimatblätter, Heft 74, S. 199 f

31) Vgl. ebenda

32) Ebenda

33) Hermann Thiele, Zum Geleit, in: Die Quecke (1956), Angerländer Heimatblätter, Heft 26/27, Titelblatt (S. 1)

Die Speestraße

Flüchtlinge und Vertriebene, der Aufbau einer neuen Infrastruktur, die Veränderung der Erwerbsquellen und daraus resultierende Pendlerbewegungen sowie Zuzug von neuen Einwohnern und die kommunale Neugliederung.

Bei der Auswertung der verschiedenen Primär- und Sekundärquellen wird die Aufbruchstimmung in der Nachkriegszeit und der Stolz der Gemeinde bezüglich der Selbstständigkeit deutlich. Man versuchte mit allen zu dieser Zeit zur Verfügung stehenden Mitteln aus einem unbedeutenden Dorf eine Gemeinde mit Zukunft zu gestalten. Dies gilt sowohl für Verkehr, Industrie, Handel, Gewerbe und Dienstleistungen als auch für den Wohnungsbau. Die Gespräche mit Zeitzeugen[34)] haben meinen persönlichen Eindruck diesbezüglich bestätigt. In den benannten 30 Jahren hat sich tatsächlich ein Strukturwandel vollzogen. Von einer Armseligkeit Lintorfs kann nicht mehr gesprochen werden.

Die Eingemeindung war ein herber Rückschlag für alle Lintorfer, die noch bis Ende 1974 an eine Selbstständigkeit glaubten. Bereits 1956 sprach H. Thiele deutlich aus, was die Lintorfer Bürger anstrebten (siehe: Zitat Nr.: 33). Auch Dr. H. Blechschmidt sprach später von einem Abwehrkampf und fragte nach dem Wohl der Bürger (siehe: Zitat Nr.: 30/32).

Der Strukturwandel ist meiner Meinung nach geglückt, auch wenn für manche das Persönliche auf der Strecke geblieben ist. Am schmerzlichsten ist für viele alte Lintorfer der Verlust der Selbstverwaltung. Auch heute meinen einige noch, von der Stadt Ratingen benachteiligt zu werden, z.B. im Bereich Straßenbau, Gebäudesanierung und Verwaltungsnebenstelle. Außerdem fühlen sie sich nicht als Ratinger Bürger, sondern weiterhin als Lintorfer.

Es bleibt eine Aufgabe der Stadt Ratingen, dies zu ändern.

Die Speestraße, Ecke Löken. An Stelle des Hochhauses stand früher die „Kantine“, eine Arbeitersiedlung der Zeche

Alt- und Neu-Lintorf – Bilder: Veränderungen im Ortsbild

Lintorf 1965. Zu sehen ist ein Teil der ehemaligen Angermunder Straße. An Stelle der Gastwirtschaft Mentzen (links) steht heute die Sparkasse. Der Saal und die Häuser vor der Kirche sind abgerissen; hier befindet sich heute der Lintorfer Markt. An Stelle des Hauses (rechts) steht heute die Commerzbank

Dasselbe Ortsbild heute

34) Anmerkung: Bei den genannten Zeitzeugen handelt es sich um Frau Hannelore Klotz, geb. Semmler (*11. 4. 1932) und Herrn Erich Klotz (*3. 6. 1929). Der benannte Herr E. Klotz stammt aus einer alten Lintorfer Familie.

Alt- und Neu-Lintorf.
Das Foto aus dem Jahr 1973 zeigt im Vordergrund die erste katholische Schule Lintorfs. Im Hintergrund sieht man die Neubauten auf dem Konrad-Adenauer-Platz

Hof Hinüber.
Dahinter zu erkennen der Neubau der Johann-Peter-Melchior-Schule

Lintorf 1957/58

Lintorf 1975

Literaturverzeichnis:

Blechschmidt, Horst, Lintorf 1974 – 2004 30 Jahre nach der Neugliederung, in: Die Quecke (2004), Ratinger und Angerländer Heimatblätter, Heft 74

Deubel, Hugo, Das neue Rathaus, in: Die Quecke (1956), Angerländer Heimatblätter, Heft 26/27

Görlich, Jürgen: Eine siedlungsgeographische Untersuchung der Stadt Lintorf, in: Die Quecke (1973), Angerländer Heimatblätter, Heft 43

Huiras, Hans, Der Strukturwandel in der Lintorfer Landwirtschaft, in: Lintorf Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Lintorf 1987

Maßen, Ulf, Auch ein Handtuch wäre erforderlich, in: Westdeutsche Zeitung, Ausgabe Nr.12 (15.1.2005), Teil: Kreis Mettmann

Radke, Franz, Lintorf heute – Lintorf morgen, in: Die Quecke (1967), Angerländer Heimatblätter, Heft 37

Thiele, Hermann, Zum Geleit, in: Die Quecke (1956), Angerländer Heimatblätter, Heft 26/27

Vaßen, J., Das Amt Angerland, in: Die Quecke (1956), Angerländer Heimatblätter, Heft 26/27

Volmert, Theo: Lintorf Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Lintorf 1987

Bildnachweis:

Die Bilder 1, 2, 3, 4, 5, 8, 16, 17, 18, 20, 21 und 22 stammen aus der Zeitschrift Die Quecke, Angerländer Heimatblätter.

Die Bilder 6, 7, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 19 und 23 stammen aus dem Buch Lintorf Berichte, Bilder, Dokumente aus seiner Geschichte von 1815 bis 1974, Hrsg. Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V., Lintorf 1987

Das Bild 24 stammt von einer Postkarte.

Julia Tillmann

Zweirad - Gebel

40885 Ratingen – Lintorf
Konrad – Adenauer - Platz 26
Tel: 02102 / 10 17 202
Öffnungszeiten
Mo.-Fr.: 10:00 – 13:00 15:00 – 18:30
Samstag 10:00 – 14:00

Neuraltherapie
Homöopathie
Ozontherapie
Irisdiagnose
Chiropraktik
Akupunktur
Ohrakupunktur
Sportmedizin

Naturheilpraxis
LUDWIG F. MEURER
Heilpraktiker

Sprechzeiten nach Vereinbarung
Am Speckamp 16 · 40885 Ratingen
Telefon 02102-35349 · Telefax 02102-399640

Zigarrenhaus Hamacher

Tabakwaren - Zeitschriften - Lotto

...und Sie wissen Bescheid!
PRESSE Fachhandel

40885 Ratingen-Lintorf

Konrad-Adenauer-Platz 14

Telefon 0 21 02/3 33 12

Rickys Barbierstube

Frisiersalon
Ursula Peters

Am Löken 46 · 40885 Ratingen-Lintorf
☎ 0 21 02/ 3 42 83

Rena Moden
Inh. Hirschmann

Montags - Freitags
9.30 - 13.00 und 15.00 - 19.00 Uhr
Samstags 9.30 - 16.00 Uhr

☎ 0 21 02 / 3 74 43

Speestr. 27 · Ratingen-Lintorf

Das Hotel mit der idealen Verkehrslage und großem Erholungswert

Hotel garni Uferkamp
Inh. Hirschmann

Tiefenbroicher Str. 55
40885 Ratingen-Lintorf
Tel. 0 21 02 - 89 39 39
Fax 0 21 02 - 73 31 97

Internet:
http://www.hotel-uferkamp.de

ZAUBERFLÖTE
Der phantasievolle Kinderladen
Gutes Spielzeug
Schöne Geschenke
Speestraße 26, 40885 Ratingen-Lintorf
☎ 0 21 02 / 7 06 97 34

Juwelier Steingen
Uhrmachermeister Jürgen Steingen

Post Apotheke
Henning Kienast, Apotheker für Offizin-Pharmazie
Speestraße 33, 40885 Lintorf, Tel. 0 21 02 / 3 73 83

Unser Service für Sie, auch Mittwoch nachmittags

- Diabetikerberatung
- Reise-Impfberatung
- Kompressionsstrümpfe nach Maß
- Krankenpflegeprodukte
- Meßgeräte für Cholesterin, Blutdruck und Diabetes
- Großes Kosmetiksortiment

… und vieles mehr

Beratung ist unsere Stärke
Wir freuen uns auf Ihren Besuch

SCHUHHAUS
STUKE
Ratingen-Lintorf, Speestraße 14

Foto Marx
Speestraße 33 · 40885 Ratingen
Tel. 0 21 02 - 39 91 02

Ist das nicht 'ne verrückte Zeit?
Nur Supermärkte weit und breit,
und Bäckereien mit dreißig Läden,
das ist nicht der Geschmack für jeden.

Wer noch etwas Besond'res möchte,
der findet bei uns noch die echte
Drei-Meister-Handwerksbäckerei,
die hat für jeden was dabei.

Hier läuft das Brot noch nicht vom Band,
hier macht man Brötchen noch von Hand.
So mancher Lintorfer entdeckt es,
man kann es riechen und man schmeckt es.

Dorfbäckerei
· Lintorf ·
GÜNTER VOGEL

Duisburger Straße 25 + Speestraße 19 · Telefon 32198

Die kleine Bäckerei mit dem großen Geschmack!

FLEISCHEREI
FRANK BENSBERG

DUISBURGER STRASSE 25
40885 RATINGEN

Aktiv genießen.
Wir wissen wie

Bei uns bekommen Sie die richtigen Tipps, damit Sie fit bleiben. Vertrauen Sie dem Fachmann zum Thema Gesundheit.

Wir sind für Sie da.

Herz-Apotheke

Duisburger Str. 23 · 40885 Ratingen
Telefon 0 21 02 / 3 55 12

FENSTER KALDE
REPARATUR - SERVICE

Inh. Maria Kalde

NEU-ERÖFFNUNG

Ihr zuverlässiger Partner für:
Rollladen - Fenster - Haustüren
Zubehör für Rollladen

Breitscheider Weg 17 - 40885 Ratingen
Telefon und Fax 0 21 02 / 3 09 74 83
Mobil 0152 / 08 63 79 89

Franz und Rainer* Steingen *GmbH

Seit 1945 · Sanitäre Installationen

Ausführungen von: Be- und Entwässerungsanlagen, Bäder und Toiletten, Neubauten, Altbausanierungen, Kundendienst

Duisburger Straße 39 · 40885 Ratingen
Telefon: 0 21 02 / 3 56 79 · Mobil: 01 72 / 2 11 45 02

Friedrich Wagner: Er hatte wahrlich eine große Seele …

„Nach langer, geduldig ertragener Krankheit ist Schulrat a. D. Friedrich Wagner am 12. Oktober 2005 in Lintorf gestorben. Er wurde 95 Jahre alt – schaffensfrohe, segensreiche Jahre. Viele haben ihn in ihr Herz geschlossen, denn in seinen unzähligen Tätigkeitsfeldern hat er sich immer vorbildlich für seine Mitbürger eingesetzt. Am Ende hat er monatelang mit dem Tod gerungen, und dank aufopferungsvoller Nachbarn war es ihm vergönnt, in seiner vertrauten Umgebung zu sterben“. So begann einer seiner engeren Freunde, Rudolf Orlt, seinen Nachruf in der Ratinger Seniorenzeitung „Aus unserer Sicht“, an der Friedrich Wagner bis zuletzt und mit einigen Artikeln sogar über den Tod hinaus engagiert mitarbeitete, wie er auch für seine Heimat-Zeitschrift „Die Quecke“ noch auf dem Krankenbett schrieb. Und abschließend fasste der Schreiber das Urteil über seinen Freund in den kurzen Satz: „Er hatte wahrlich eine große Seele, und er weckte die Kultur in jedem Menschen, dem er begegnete“.

Es war tatsächlich ein erfülltes Leben des Friedrich Wagner, der am 1. September 1910 in Plettenberg/Westfalen als Sohn eines

Friedrich Wagner als Abiturient im Mai 1930. Schon damals war er ein begeisterter Zeichner und Hobbymaler

Friedrich Wagner als Feldwebel bei der Luftwaffe im Zweiten Weltkrieg

Eisenbahnbeamten geboren wurde. Das bescherte ihm zunächst sichere Jugendjahre, auch in den schweren Zeiten des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit mit dem Besuch der Volks- und Mittelschule in Oberhausen, ließ ihn aber auch schon in jungen Jahren das Los der Vertreibung und Heimatlosigkeit erleben. Sein Vater war nämlich während der Ruhrbesetzung durch die Franzosen als Eisenbahner mit seiner Familie aus der besetzten Zone ausgewiesen worden und im Osten Deutschlands untergekommen. Der junge Fritz besuchte deshalb das Gymnasium in Grünberg und dann die Oberrealschule in Glogau und erst 1930 konnte er schließlich das Abitur wieder im heimatlichen Oberhausen ablegen.

Aber auch damals war es für junge Menschen schon schwer, den Weg zum Beruf zu finden. Unter 300 Mitbewerbern bewarb er sich an der Pädagogischen Akademie Kassel um die Immatrikulation und wurde schließlich unter 60 anderen Studentinnen und Studenten zum Studium zugelassen. Nicht zuletzt deshalb, weil er – wie er später immer mit viel Spaß zu erzählen wusste – nicht nur über Nietzsche bestens Bescheid wusste, sondern vor allem auch musikalisch vom Geigenspiel bis zum Singen vom Blatt alle Anforderungen erfüllte. Nach der ersten Staatsprüfung wurde er 1932 Junglehrer an der Koopmannschule in Duisburg-Meiderich und erhielt 1937 nach der zweiten Staatsprüfung die Anstellung auf Lebenszeit. Und damit war für den verantwortungsbewussten jungen Lehrer die Zeit gekommen, mit Hilde Schlösser, die er schon seit 1929 kannte und mit der er sich 1935 verlobt hatte, den Bund fürs Leben zu schließen. Ihr Wunsch, noch gemeinsam die Diamantene Hochzeit zu feiern, erfüllte sich nicht, weil sie fünf Wochen vorher starb.

Schon das junge Glück wurde in den unruhigen 30er-Jahren bald gestört. Friedrich Wagner, der schon seit Jugendjahren ein begeisterter Segelflieger war, wurde 1937 zur Wehrmacht einberufen und bei der Luftwaffe als Fernaufklärer ausgebildet. Und nach Ausbruch des Zweiten Weltkrieges musste er bei der Luftwaffe als Nachtjäger Dienst tun und wurde am Ende des Krieges noch als Fallschirmjäger eingesetzt. Über seine Kriegserlebnisse hat er selbst unter seinen Freunden nie viel gesprochen. Nur als der Krieg 60 Jahre vorbei war, schilderte er in zwei Artikeln in der „Quecke“ und in der Ratinger Senioren-Zei-

tung „Aus unserer Sicht“ aus der Erinnerung ausführlich, wie er nach Kriegsende mit drei Kameraden von der bei Kiel liegenden Einheit im ausgeliehenen „Räuberzivil“ durch alle Fährnisse zu Fuß den Weg nach Hause fand.

Doch auch zu Hause war nichts mehr wie vorher. Friedrich Wagner kam in eine vom Krieg zerstörte Stadt, in der die Menschen um das tägliche Überleben zu kämpfen hatten. Aber er legte die Hände nicht in den Schoß, sondern packte als engagierter junger Lehrer mit an. Er scharte die Jugend um sich, wurde Leiter der evangelischen Gemeindejugend Obermeiderich und bald danach Gründer und erster Vorsitzender des Christlichen Vereins junger Männer (CVJM). Und bald danach war er auch Mitglied des Presbyteriums in Obermeiderich. Im Schuldienst war er der rechte Mann, um gegen den grassierenden Lehrermangel die Kursleitung und Ausbildung von Aushilfskräften für den Schuldienst zu übernehmen und in der Arbeitsgemeinschaft der Duisburger Junglehrer verantwortlich mitzuarbeiten. Aber sein soziales Engagement ging darüber hinaus. Als Mitbegründer des Deutschen Siedlerbundes Duisburg-Obermeiderich und langjähriger Vorsitzender war er in den Jahren von 1946 bis 1949 entscheidend an der Verwirklichung von 150 Kleinsiedlungen in den Duisburger Stadtteilen von Meiderich bis Großenbaum beteiligt. Gerade in diesen Jahren des Wiederaufbaues wurde es Friedrich Wagner bewusst, dass alles getan werden müsste, um einen Rückfall in Krieg und Barbarei zu verhindern. Er begann sich politisch zu engagieren und wurde 1947 Mitglied der CDU. Das erste Aufblühen der jungen Demokratie hielt er in einem Bericht in „Die Quecke“ (64) fest, in dem er die ersten Kommunalwahlen 1946 schilderte, bei denen noch der Wahlvorstand darüber entschied, wer wählen oder nicht wählen durfte.

Ein wahrlich entscheidender Wendepunkt für sein ganzes weiteres Leben war für Friedrich Wagner das Jahr 1950. Gegen das Angebot seines Oberschulrats für die Leiterstellen an zwei großen Duisburger Volksschulen entschied er sich für eine kleine Schule in der Nachbarschaft, die evangelische Volksschule in Lintorf. Aber der Einstieg in Lintorf wurde ihm gar nicht leicht gemacht, denn vorher hatten sich gleich drei Lehrer der Schule um deren Leitung beworben. Und jeder hatte unter den Eltern seine Anhängerschaft, die sich nun geschlossen zunächst einmal gegen den Neuen wandten, aber dann sehr rasch doch wohl dem Charme des Friedrich Wagner erlagen. Wesentlich mehr machte dem neuen Lehrer zu schaffen, dass es in der Schule keinerlei Arbeitsgeräte für den naturwissenschaftlichen Unterricht gab und überdies nicht einmal ein Schuletat bei der Schulverwaltung

Schon bald nach ihrer Ankunft in Lintorf lernten Friedrich Wagner und seine Frau Hilde (rechts) das Ehepaar Theo und Mia Volmert kennen. Friedrich Wagner wurde Schriftführer im Vorstand des gerade gegründeten „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“

Als Wanderbaas führte Friedrich Wagner die Lintorfer Heimatfreunde jahrelang durch die heimischen Wälder

geführt wurde. Der betroffene Lehrer wäre nicht Friedrich Wagner gewesen, wenn er nicht innerhalb kurzer Zeit bei den Politikern und in der Verwaltung eine für alle Seiten zuträgliche Wendung erreicht hätte.

Der entscheidende Wendepunkt bestand vor allem darin, dass Friedrich Wagner eines Tages mit seiner Frau, die – wie er einmal schilderte – die Fahrt von Meiderich nach Lintorf weinend erlebte, seinen Wohnsitz nach Lintorf verlegte. Und wie es seine Art war, fand er bald auch in Lintorf seine Freunde, darunter Theo Volmert, durch den er unversehens auch in die Arbeit des Lintorfer Heimatvereins geriet, bald Schriftführer wurde, mit einem wanderfreudigen Kreis Wanderungen in die engere Heimat unternahm, Vorträge über alle möglichen Themen hielt und überhaupt seine Schule zu einem Mittelpunkt von Literatur- und Konzertveranstaltungen machte. Zu dieser Zeit konnte ihn die Abordnung des Duisburger Schulausschusses, die ihm die Leitung einer großen Schule anbot, nicht mehr locken. Dafür gab es für Friedrich Wagner in Lintorf immer mehr freiwillig übernommene Arbeit. Er rief eine naturwissenschaftliche Arbeitsgemeinschaft der Lehrer ins Leben und wurde dazu vom Kreis großzügig mit Materialien ausgestattet. Und er bekam die Leitung einer Junglehrer-

arbeitsgemeinschaft übertragen. Schließlich hatte man so etwas weit und breit noch nicht erlebt: Friedrich Wagner hatte in seiner „kleinen Volksschule“ einen Aquarienraum mit zwölf Aquarien, in denen nicht nur die heimischen Stichlinge, sondern exotische Fische aus dem Duisburger Tierpark zur Nachzucht schwammen. Die seit Jahrzehnten dahin gammelnde Umgebung der Schule hatte sich in einen 750 Quadratmeter großen Garten mit Teich verwandelt. Und sogar die Kinder hatten sich verändert: Sie kamen außerhalb der Schulzeit gerne in die Schule, wie etwa die Gruppe der Schüler, die Flugmodelle bauten und flogen.

Bei einem solchen Eingebundensein in die neue Wahlheimat Lintorf konnte Friedrich Wagner, als er dann 1961 zum Schulrat für die Stadt Dortmund mit seiner vielfältigen Arbeit ernannt wurde, schon nichts mehr bewegen, den Wohnort zu wechseln und nach Dortmund zu ziehen. Er nahm die weite Anfahrt zu seinem strammen Arbeitsprogramm in Kauf. In Dortmund oblag ihm u. a. die Junglehrer- und Lehrerfortbildung und zusätzlich die Arbeitsgemeinschaft Kirche-Schule. Dazu kamen über jeweils mehrere Jahre die Ausbildung von Aushilfskräften für das Lehramt und von Schulkindergärtnerinnen und die Durchführung von Schulversuchen. Friedrich Wagner übernahm zusätzlich die Leitung von Lehrerkursen für den Flugmodellbau im technischen Werken bis nach Niedersachsen hinein und gab nach seiner Pensionierung Mitte der 70er-Jahre an der Lintorfer Realschule noch einmal Unterricht in Chemie und Physik.

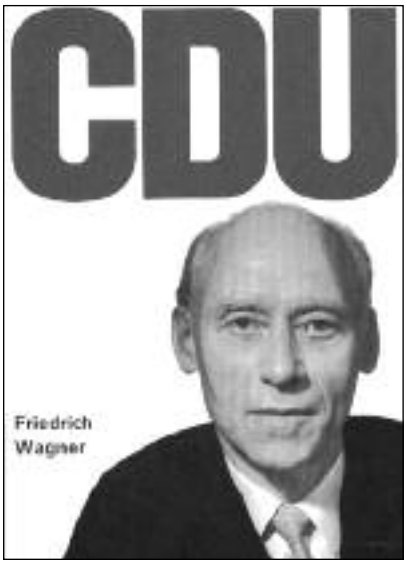
Der Ruhestand war für Friedrich Wagner dann die Zeit, in der er sich noch einmal voll in seinem sozialen Engagement entfalten konnte. In Lintorf war er ohnehin schon zu Beginn der 1950er-Jahre Leiter der evangelischen Gemeindejugend geworden, hatte den CVJM gegründet und über Jahre den Vorsitz geführt. Daneben war er Mitglied des Presbyteriums Lintorf und Kirchmeister, war seit Mitte der 1980er-Jahre vor der Teilung der Synode Mitglied im Kreissynodalvorstand Düsseldorf und wirkte an der Ausbildung der Vikare mit. Zudem war er Ende der 1980er-Jahre Mitbegründer des Förderkreises Diakonie und Caritas, mehrere Jahre Vorsitzender und dann Ehrenvorsitzender. In die Zeit seiner Mitgliedschaft im Presbyterium Lintorf und als Kirchmeister in den Jahren 1975 bis 1985 fallen folgende Maßnahmen: Bau des Gemeindezentrums Bleibergweg, Besetzung der 2. und Schaffung der 3. Pfarrstelle und die Errichtung des Seniorentreffs der evangelischen Kirchengemeinde. In zehn Jahren ehrenamtlicher Tätigkeit bot er dort regelmäßig montags Wanderungen und Wassergymnastik, mittwochs Seniorengymnastik in der Sporthalle und jeweils freitags Bibelarbeit, Vorträge und Gesprächskreise.

Friedrich Wagner wusste wie kein anderer, dass man im Alter nicht untätig werden durfte. Er ließ sich deshalb in der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre als Gedächtnistrainer ausbilden. Den von ihm angeregten Besuchsdienst im Fliedner-Krankenhaus weitete er zu Stunden für Gedächtsnistraining aus und führte solche Lehrgänge auch für die Volkshochschule in den Seniorentreffs durch. Dazu kamen bis in die 1990er-Jahre hinein noch VHS-Vorlesungen und Übungen auch über andere Themen hinzu. Und schließlich war er auch wieder an der 1997 erfolgten Gründung des Kulturkreises VHS Ratingen-Lintorf beteiligt.

Der Fliegerei gehörte Zeit seines Lebens sein Herz. Was er in jungen Jahren mit dem Segelflug als Hobby und Sport betrieb, wurde für ihn in den Kriegsjahren zu einem harten Zwang, bei dem es vielfach um Leib und Leben ging. Vielleicht stammt daher seine in den Nachkriegsjahren geübte Zurückhaltung, bis er dann wieder mit den jungen Menschen mit dem Flugmodellbau begann, zunächst in der Schule und dann in der Schüler-Modellfluggemeinschaft Angerland. Gegen Ende der 1960er-Jahre schloss er sich dem Sportflug Niederberg an, um wieder das beglückende Erlebnis des Schwebens über den Wolken zu erfahren. Zehn Jahre gehörte er dem Vorstand des Sportflug-Vereins an, verbrachte viele Stunden bei der Verwaltungsarbeit und in der Werkstatt und wurde schließlich in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenvorsitzenden ernannt. Über zweieinhalb Jahrzehnte führte er die Jungflieger-Ferienlager durch und zeigte dabei u. a. ein besonderes Herz für behinderte Jugendliche, denen er vielfach zum ersten Mal das Erlebnis des schwerelosen Gleitens mit dem Wind und den Wolken ermöglichte. Daneben war er über ein Jahrzehnt Beauftragter für Luftsicherheit. Für seinen vielfachen Einsatz wurde Friedrich Wagner u. a. mit der Dädalos-Auszeichnung in Silber und der Landesverbandsauszeichnung in Gold geehrt.

Das Fliegen blieb bis ins hohe Alter Friedrich Wagners große Leidenschaft

Der vielseitig bewanderte, musisch begabte und kulturbeflissene Friedrich Wagner war im Grunde aber auch ein „homo politicus“, ein politisch interessierter und engagierter Mensch, der nach seinem Umzug nach Lintorf 1951 in die Lintorfer CDU eintrat und fast ein halbes Jahrhundert lang in der politischen Arbeit für die Allgemeinheit aktiv war. Er führte über zehn Jahre den Vorsitz in der Lintorfer CDU und wurde danach in Anerkennung seiner Verdienste zum Ehrenvorsitzenden ernannt. In der entscheidenden Zeit zu Beginn der 1970er-Jahre, in der um die kommunale Neugliederung gerungen wurde, war er Mitglied im Gemeinderat Lintorf und Amtsvertreter in der Amtsvertretung Angerland und konnte in diesen Funktionen entscheidend mitwirken. Die neue Stadt Angerland mit den früheren Angerland-Gemeinden konnte zwar nicht durchgesetzt werden, aber es fand sich im Zusammenschluss mit der Stadt Ratingen und Teilen des Amtes Hubbelrath die erreichbar günstigste Lösung. Nachdem er vorher schon mehrere Jahre stellvertretender Vorsitzender der CDU des Kreises Mettmann war und dem Kreistag angehörte, wurde er nach dem Zusammenschluss Mitglied des Sozialausschusses der Stadt Ratingen. Entscheidenden Einfluss nahm er Ende der 1980er-Jahre bei der Bildung des Seniorenbeirates der Stadt Ratingen, dessen Vorsitz er zehn Jahre lang führte, um anschließend zum Ehrenvorsitzenden ernannt zu werden.



Wahlplakat der CDU für die Landtagswahl am 10. Juli 1966. Friedrich Wagner war der Kandidat der Kreis-CDU für den Wahlkreis 61 (Velbert, Heiligenhaus, Langenberg und Neviges). Er unterlag Hans-Otto Bäumer (SPD) aus Velbert

Viele Mitmenschen fragten sich in diesen Zeiten der „Vollbeschäftigung“ von Friedrich Wagner, woher er die Zeit und die Kraft nahm, sich seinen großen Freundeskreis zu erhalten, in dem es ihm nicht um seichte Unterhaltung ging, sondern um geistvolle Gespräche. und tiefen Gedankenaustausch. Und selbst in seinem hohen Lebensalter vermochte er immer noch neue Freundschaften aufzunehmen. Dabei beschäftigte er sich auch weiterhin noch eingehend mit der Geschichte seiner Wahlheimat Ratingen. Er schrieb in dieser Zeit weit über 20 Artikel für die von ihm von Anfang an geförderte Heimat-Zeitschrift „Die Quecke“. Er befasste sich in seinen Themen u. a. mit der Entwicklung der Gemeinde Lintorf im frühen 18. Jahrhundert, mit dem Altersaufbau der Bevölkerung, mit dem Geheimnis des Porzellans, mit den Lintorfer Wäldern und ganz einfach, mit dem, was man an Pflanzen am Wegesrand finden konnte. Er schrieb über die Entwicklung der Lintorfer CDU ebenso wie über die Geschichte der Lintorfer Schulen oder die Entstehung verschiedener Einrichtungen der evangelischen Gemeinde. Er gab aber in seinen Berichten auch gerne Einblick in seine eigene Lebensgeschichte, wenn er davon erzählte, wie er an die evangelische Schule in Lintorf kam oder nach Kriegsende wieder den Weg in seine Heimat fand. Manfred Buer widmete in der zur Zeit seines Todes fast schon druckfertigen Ausgabe Nr. 75 der „Quecke“ dem „vielseitig begabten und an allem Neuen interessierten Menschen Friedrich Wagner“ einen ersten Nachruf und schrieb: „Die Bürgerinnen und Bürger Lintorfs haben mit Friedrich Wagner eine Persönlichkeit verloren, der vor allem die sozialen Belange der Mitmenschen am Herzen lagen“ und an anderer Stelle „…uns allen werden sein Rat und seine Lebenserfahrung fehlen“.

Ein nicht minder eifriger Schreiber war Friedrich Wagner zehn Jahre lang bei der von ihm mitbegründeten Ratinger Seniorenzeitung „Aus unserer Sicht“. Er wusste aus eigenem Erleben, was den älteren Menschen interessierte und bewegte, er wusste aber auch selbst mit dem Alter umzugehen und konnte immer beherzigenswerte Ratschläge geben. In der Redaktionsrunde war er vom Alter her der Senior unter den Senioren und war immer dabei, wenn neue Themen angesprochen und aufgegriffen wurden. Selbst nach seinem Tod erschienen noch von ihm vorbereitete Artikel.

Friedrich Wagner als 88-jähriger „Frühschwimmer“ im alten Lintorfer Freibad. Als die Lintorfer Bäder Anfang der 1990er-Jahre für immer geschlossen werden sollten, gründete sich aus dem Kreis der „Frühschwimmer“ ein „Förderverein Lintorfer Bäder“, der im Jahre 1996 bereits 432 Mitglieder zählte. Der Verein sammelte Spenden und investierte das Geld in die maroden Bäder. Friedrich Wagner, der damals Mitglied im Bezirksausschuss Lintorf/Breitscheid und Vorsitzender des Seniorenbeirates der Stadt Ratingen war, setzte sich in allen Gremien vehement für den Erhalt der Lintorfer Bäder ein. Seine Partei, die CDU, machte den Erhalt der Bäder zum Wahlkampfthema der Kommunalwahlen. Mit Erfolg, denn der Stadtrat sprach sich 1994 endgültig gegen die Schließung der Bäder aus

Sein Leben lang blieb Friedrich Wagner im Grund ein musischer Mensch, den von Kindheit an die Musik ansprach. Sein musikalisches Können sicherte ihm nicht nur den Studienplatz an der Kasseler Akademie, sondern war ihm über viele Jahrzehnte seines

Schuldienstes auch ein wichtiges pädagogisches Erziehungsmittel. Musik war ihm aber auch ein persönliches Lebenselixier, und zwar praktisch bis an sein Lebensende. Er war ein eifriger Geiger im Ratinger Seniorenorchester, das nicht nur in der rheinischen Region, sondern bis nach Berlin seine öffentlichen Auftritte hatte. Mit besonderem Vergnügen spielte er immer den Fliegermarsch, und für seine Trauerfeier in der evangelischen Kirche wünschte er sich von seinem Freund ein besonderes Geigenstück von Nico Dostal. Die Vorgeschichte dazu zeigt, mit welcher Gelassenheit Friedrich Wagner dem Tod und Sterben entgegenging und wie er selbst auch noch die letzten Kleinigkeiten persönlich regelte und überwachte.

Friedrich Wagner liebte die Musik und spielte hervorragend Geige.
Jahrelang war er Mitglied des Ratinger Seniorenorchesters.
Hier ein Foto aus dem Jahre 1991

Von seinem Krankenlager aus rief er den Geiger, der dieses Stück spielen wollte, an und bat im Laufe des Gespräches darum, es ihm doch einmal vorzuspielen. Und was dann kam, das war typisch Friedrich Wagner. Es klinge ja schon ganz gut, meinte er und fügte hinzu: „Bis zu meiner Beerdigung, mein Lieber, musst du aber doch noch kräftig üben“. Und das Geigenstück rührte in der Trauerfeier die Zuhörer bis in die Seele. Friedrich Wagner fand seine letzte Ruhestätte auf dem Lintorfer Waldfriedhof neben seiner bereits acht Jahre vorher verstorbenen Frau Hilde, geb. Schlösser.

„Es war ein gesegnetes und erfülltes, vor allem aber aus dem Glauben heraus gelebtes Leben“, sagte sein Freund Gerhard Gruska, langjähriger Pfarrer an der Lintorfer evangelischen Kirche, in der Trauerfeier und fügte hinzu, Friedrich Wagner habe sein Leben lang seinen Glauben auch kämpferisch und einsatzbereit vertreten. Das führte auch im Freundeskreis zu manch hitziger Diskussion, denn Friedrich Wagner war – so Freund Gerhard Gruska – „nur nach gründlichem Überlegen durch sehr einsichtige und stichhaltige Argumente zu überzeugen“. Und er scheute sich auch nicht, sich mit seiner Kirche kritisch auseinanderzusetzen, wenn sie Wege ging, denen er nicht folgen konnte. In allem aber sei es Friedrich Wagner, so Gerhard Gruska, „um einen gelebten Glauben gegangen, der sich an der Bibel orientiert und im Leben bewährt“. Er habe sich ganz bewusst eingemischt und das als seine Verantwortung für den Glauben in Kirche und Gesellschaft gesehen.

Dr. Richard Baumann

Musikschule Lintorf

Die Dorfmusikschule

Qualifizierter Musikunterricht für Kinder
Jugendliche und Erwachsene in den Fächern:
Klavier, Keyboard, Akkordeon, Gitarre, E-Gitarre, E-Bass
Schlagzeug, Blockflöte, Querflöte, Saxophon, Klarinette
Violine, Pop- und Jazzgesang, Klassischer Gesang, Kinderchor
Musikalische Früherziehung, Musikalische Grundausbildung .....

Telefon 02102 - 73 27 18
www. musikschule-lintorf .de

Am 23. August 2006 wurde dem früheren Redaktionsleiter der „Rheinischen Post“ in Ratingen, ***Dr. Richard Baumann,*** *im Medienzentrum der „Rheinlandtaler“ verliehen. Mit dem vom Landschaftsverband Rheinland im Jahre 1976 gestifteten „Rheinlandtaler“ werden alljährlich Frauen und Männer ausgezeichnet, die sich in der Denkmalpflege, in der Archiv- und Museumspflege, in der Landesgeschichte, Volkskunde, Mundartpflege und Sprachgeschichte sowie im Naturschutz besondere Verdienste um das Rheinland erworben haben. Über die Verleihung entscheidet der Kulturausschuss der Landschaftsversammlung.*

Der „Rheinlandtaler“ wurde Dr. Richard Baumann von der stellvertretenden Vorsitzenden der Landschaftsversammlung Rheinland, Corinna Beck, im Medienzentrum der Stadt Ratingen überreicht

In seiner Begrüßung ging ***Bürgermeister Harald Birkenkamp*** *auf die Bedeutung der Kulturpflege und der Förderung von Stadt- und Heimatgeschichte im Leben einer Stadt ein und würdigte in diesem Zusammenhang die seit nunmehr beinahe einem halben Jahrhundert geleistete Arbeit von Dr. Richard Baummann. Der habe es verstanden, in zahllosen Aufsätzen und Beiträgen in der Heimatzeitschrift „Die Quecke“ und anderen Veröffentlichungen und darüber hinaus in zahlreichen Büchern den Menschen die Geschichte des Gemeinwesens nahe zu bringen und verständlich zu machen. Eine solche Arbeit sei nur mit einem starken ehrenamtlichen Engagement möglich, wie es der nun mit dem Rheinlandtaler Ausgezeichnete auch auf vielen anderen Gebieten des öffentlichen Lebens an den Tag gelegt habe. Als besonders bemerkenswert nannte es der Bürgermeister, dass der aus Franken ins Rheinland gekommene Dr. Baumann seinen vollen Einsatz und seine Liebe nun auf seine Wahlheimat Ratingen verwende.*

Ein auch noch weit über die Grenzen der Stadt hinausgehendes Wirken stellte ***Landrat Thomas Hendele*** *mit dem Hinweis fest, dass ihm der Autor Dr. Richard Baumann seit vielen Jahren u. a. auch aus der Mitarbeit am Kreis-Journal bekannt sei, wobei es Baumann ganz eindeutig verstanden habe, Geschichte und Vergangenheit auch den heutigen Menschen verständlich zu machen. Eine besondere Hervorhebung verdiene sein im Kreisbuch über die einzelnen Städte veröffentlichter Beitrag für die Stadt Ratingen, sagte der Landrat mit dem Hinweis, die Stadt könne eigentlich nichts Besseres tun, als jedem seiner Neubürger einen Abdruck zur Information über die neue Heimat in die Hand zu geben.*

Nach den Grußworten hielt die stellvertretende Vorsitzende der Landschaftsversammlung Rheinland, ***Corinna Beck,*** *die Laudatio auf den neuen Träger des „Rheinlandtalers“:*

„Ich begrüße Sie alle recht herzlich hier im Ratinger Medienzentrum zu unserer heutigen Feierstunde. Die Verleihung des Rheinlandtalers ist für mich persönlich immer eine besonders angenehme Aufgabe. Ich lerne viele Menschen kennen, die sich auf ganz unterschiedlichen Feldern um die Kultur in unserem Rheinland verdient gemacht haben. Und nicht zuletzt ist es das vielfältige Engagement der Rheinländerinnen und Rheinländer, die diese Kultur so lebendig erhält. Mich beeindruckt dabei vor allem das Engagement und die Kreativität, die dabei an den Tag gelegt wird.

Deswegen freue ich mich natürlich ganz besonders, dass unser Rheinlandtaler seit Jahren einen so hervorragenden Ruf genießt. Auch ein wenig Stolz möchte ich nicht verhehlen. Stolz darauf, dass es der Landschaftsverband Rheinland ist, der diese Auszeichnung ins Leben gerufen hat und an verdiente Mitbürgerinnen und Mitbürger verleiht. Immerhin ist der Rheinlandtaler die einzige Auszeichnung für kulturelle Verdienste im Rheinland.

Ich freue mich sehr, Herr Dr. Baumann, Sie heute in den Kreis der Persönlichkeiten aufnehmen zu dürfen, die wir mit dem Rheinlandtaler ehren. Dazu darf ich Ihnen auch den Dank und die herzlichen Grüße unseres Landesdirektors Udo Molsberger übermitteln. Sie, Herr Dr. Baumann, haben in Ihrem Beruf und in Ihrer Freizeit sehr engagiert einen Beitrag zur Kultur im Rheinland geleistet. Dafür möchten wir Ihnen heute danken.

Doch bevor Sie geehrt werden, möchte ich Ihnen, liebe Gäste, den neuen Rheinlandtaler-Träger und sein Wirken vorstellen.

In seinem ersten Artikel für die Ratinger und Angerländer Heimatblätter „Die Quecke“ schrieb Richard Baumann 1977 über die Eröffnung des Stadtmuseums Ratingen. Er lobte die Auswahl der Exponate, die das Charakteristische der Stadt und ihrer Umgebung zeigten. Die Ausstellungsstücke würden eine Beziehung zwischen den Menschen und ihrer Geschichte herstellen, schrieb Baumann. Dieser Satz könnte auch als Motto über dem umfangreichen Schaffen Baumanns stehen: In seinen Texten geht es darum, die Geschichte Ratingens und der hier lebenden Menschen zu erzählen und eine Beziehung zwischen beiden herzustellen.

Dabei ist es einem Glücksfall zu verdanken, dass Richard Baumann vor nunmehr fast 50 Jahren ins Rheinland gekommen ist. Er wurde 1925 im fränkischen Buch bei Würzburg geboren und studierte an der Universität Würzburg Volkskunde, Kunstgeschichte und Germanistik. 1952 promovierte Baumann bei dem Volkskundler Josef Dünninger über das Thema „Tore in Franken“.

Alles deutete zunächst auf eine berufliche Zukunft in Süddeutschland hin. Das änderte sich jedoch, als Richard Baumann während seiner Tätigkeit bei der „Main-Post“ in Würzburg erste Kontakte mit dem Verleger der Rheinischen Post knüpfte. 1957 wagte er gemeinsam mit seiner Frau den Sprung über die „Main-Grenze“ ins Rheinland – eine Entscheidung, die sie bis heute nicht bereut haben, denn aus den fünf Jahren, die das Paar zunächst bleiben wollte, ist inzwischen ein halbes Jahrhundert geworden.

Von Anfang an fühlte sich Baumann seiner Wahlheimat Ratingen und seinen Bewohnern eng verbunden. Durch seinen journalistischen Spürsinn und sein sprachliches Talent besitzt er die Fähigkeit, einer breiten Öffentlichkeit die Geschichte seiner neuen Heimat anschaulich zu machen.

Als ehemaliger Redaktionsleiter der Rheinischen Post in Duisburg und Ratingen ist Richard Baumann ein Meister des Worts, und das hat er auch außerhalb seines Berufslebens in seiner langjährigen Forschungs- und Publikationsarbeit immer wieder gezeigt.

Seit 1977, dem besagten ersten Artikel über das Stadtmuseum, ist Baumann regelmäßiger Autor für die Zeitschrift „Die Quecke – Ratinger und Angerländer Heimatblätter“. In weit über 30 Aufsätzen, die von ihm in dieser vom Lintorfer Heimatverein herausgegebenen Zeitschrift erschienen sind, bringt er die Geschichte Ratingens einer breiten Leserschaft in Erinnerung. Ebenso regelmäßig ist Baumann seit über 20 Jahren mit heimatkundlichen Beiträgen im Jahrbuch des Kreises Mettmann vertreten. Die Artikel darin beschreiben zum Beispiel den ersten organisierten Martinszug in der Stadt, die 700-jährige Geschichte des Ratinger Marktplatzes oder die Baudenkmäler Hombergs und die dortigen Wohn- und Lebensverhältnisse in den Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg.

Baumanns heimatkundliches Interesse drückt sich aber auch in so unterschiedlichen Aufsätzen wie dem über den Ratinger Kegelclub „Gemütlichkeit“ von 1933 und dem über die heimischen Heilkräuter aus.

Kirchengeschichtliche Themen bilden einen weiteren Interessensschwerpunkt des Geehrten. So veröffentlichte er Monografien über die Geschichte des Dekanats Ratingen, über die Gemeinden St. Christophorus in Breitscheid und St. Bartholomäus in Hösel sowie über den Sozialdienst Katholischer Frauen in Ratingen.

Arbeiten über die Ratinger Schulgeschichte mit dem Titel „Von der Lateinschule zum Klick ins Internet“ oder über die Schützenbruderschaft runden sein Schaffen ab. Sein neuestes Buch „Ratingen im Jahreskreis“ ist ein Sammelband, der in einzigartiger Weise Sagen, Legenden und Volksbräuche dokumentiert, die einen Bezug zu Ratingen haben. Neben diesen zahlreichen stadt- und heimatgeschichtlichen Veröffentlichungen, mit denen Herr Dr. Baumann sich um seine rheinische Heimat verdient gemacht hat, zeigt er auch ein großes ehrenamtliches Engagement. Seit 1993 ist er ehrenamtlicher Chefredakteur der Ratinger Seniorenzeitung „Aus unserer Sicht“. Obwohl Richard Baumann sich im Redaktionsteam nicht als Chef, sonder als Gleicher unter Gleichen sieht, ist es doch seinem persönlichen Engagement und professionellen Handwerk zu verdanken, dass die vierteljährlich erscheinende kostenlose Zeitung mit einer Auflage von 5.000 Exemplaren so beliebt ist.

Auch in seiner Pfarrgemeinde engagierte sich Herr Baumann auf vielfältige Weise. So führte er seit den 70er-Jahren ehrenamtlich Schulungen für Gemeindebrief-Redakteure durch, war gefragter Gastredner des Katholischen Familien-Bildungswerks und bis zur vergangenen Wahl Kirchenvorstandsmitglied seiner Gemeinde Heilig Geist in Ratingen West.

Darüber hinaus war er bis Anfang dieses Jahres 40 Jahre lang als Autor der Kölner Kirchenzeitung zuständig für die Dekanate Ratingen und Mettmann. In Anerkennung seiner Verdienste für die Kirchengemeinde wurde er im Jahr 2000 mit dem Päpstlichen Orden „Pro Ecclesia et Pontifice“ ausgezeichnet.

Die Begeisterung und Leidenschaft, mit der sich Richard Baumann für Ratingen und seine Einwohner engagiert, hat auch weit über die Landesgrenzen hinaus Anerkennung gefunden. So ist er aufgrund seiner Verdienste um die Städte-Partnerschaft Ratingens mit der amerikanischen Stadt Vermillion vom Gouverneur des US-Bundesstaates South Dakota zum Ehrenbürger des Staates ernannt worden.

Doch brauchen sich die Ratinger keine Sorgen zu machen, dass der frisch gebackene Rheinlandtaler-Träger nach Amerika auswandern möchte. Denn auch mit 80 Jahren hat Herr Dr. Baumann das Interesse an der Heimatgeschichte und die Lust am Schreiben noch nicht verloren. Sein nächstes Buchprojekt „Ratinger Verzällches“, in dem er die Ratinger selbst zu Worte kommen lassen möchte, ist bereits in Arbeit.

Dieser Wahl-Ratinger ist für das Rheinland und seine Kultur eine echte Bereicherung. Für sein großes persönliches Engagement und sein unermüdliches Wirken möchte ich Herrn Dr. Richard Baumann im Namen des Landschaftsverbandes Rheinland aufrichtig danken und ihm den Rheinlandtaler überreichen“.

Nach der Überreichung des „Rheinlandtalers“ bedankte sich Dr. Baumann in einer kurzen Ansprache für die große Ehrung, die ihm zuteil geworden war.

Erinnerungen an das alte Lintorf

Im Jahre 1949 lernten Paul Fink und ich uns in der Spinnweberei Cromford in Ratingen kennen. Paul – ein echter „Böscher Jong“ – war der Sohn von Ewald und Margarete Fink, geborene Maurachter. Außerdem waren da noch seine Brüder Günter, Heinz und Ewald, „dat Jünken“, wie er genannt wurde. Sie wohnten im Hause An den Banden beim Großonkel August und Tante Rita Breuer. Da die Breuers keine Kinder hatten, war Onkel August das beste Kindermädchen, das man sich nur denken konnte. Er lud die Jungen in eine Handkarre, und ab ging es in den Duisburger Busch, wo Holz für den Ofen gesammelt wurde. Saubere „Bückskes“ hatte „Ohme Jus“ immer bei sich, so dass, wenn einer mal ein neues Höschen benötigte, es nie Probleme gab. Er sorgte auch dafür, dass die Familie keinen Hunger leiden musste. Mutter Gretchen war darüber natürlich sehr froh, zumal Vater Ewald im Krieg war. Zuerst war er in Polen.

Da er gut kochen konnte, versorgte er seine Kameraden mit großen Kesseln Eintopf. Als allerdings einmal die Bohnen nicht weich wurden, griff er zu Natron. Er nahm wohl zu viel davon, denn plötzlich kamen ihm die Bohnen entgegengeflogen.

Später landete Ewald Fink in russischer Gefangenschaft in Sibirien.

Im Krieg versuchte man mit den bescheidenen Mitteln, die man hatte, das Beste aus allem zu machen. Da es keinen Friseur gab und Haare bekanntlich schnell wachsen, kam eben eine Schüssel auf den Kopf. Man schnitt dann einfach mit der Schere rundherum, und der Haarschnitt war perfekt.

Es wurden trotz allem auch fröhliche Lieder gesungen. Vaters Lieblingslied war das Lied vom Polenmädchen. Stolz verkündete er: „Ihr singt et, und ich hann et erleft!“

Auch in Lintorf wurde im Krieg „schwarz“ geschlachtet, was natürlich verboten war. Meistens geschah das nachts, wenn der

August Breuer („Ohme Jus“) und drei seiner Neffen

Mitternachtszug durch Lintorf fuhr. Das Schwein, das ja lieber noch leben wollte, schrie laut. Hoffentlich hatte niemand etwas gehört! Alles musste nun sehr schnell gehen. Die ganze Familie stand bereit. Das Feuer im Ofen brannte heiß. Nun war es Punkt 12 Uhr, und der Zug kam. Schnell wurde das Schwein geschlachtet, und jedes Familienmitglied hatte eine bestimmte Aufgabe. Paul musste immer das Blut rühren. Da Fenster und Türen ganz dicht verschlossen waren, lief allen der Schweiß über die Stirn. Gottlob, es war alles gut gegangen.

Man schrieb inzwischen das Jahr 1950. Die Finken „Hahnemänner“ wurden so langsam flügge und die „Pippelchen“ – wie die Freundinnen genannt wurden – stellten sich ein. Ich lernte als Erste die Familie kennen.

Bei den Finken ging es sehr temperamentvoll zu. Mutter Gretchen musste schon mal um Ruhe bitten.

Paul und Wilma Fink als Kompaniekönigspaar der Hubertus-Kompanie im Sommer 1956

Eine große Rolle spielte auch der Schützenverein. So dauerte es nicht lange, bis Paul mit gezielten Schüssen König der Hubertus-Kompanie und Kronprinz der Bruderschaft wurde. „Hoch lebe das Königs- und Kronprinzenpaar!“, freute sich die Schützenfamilie. Zum Schützenfest gehörte das „Hahneköppen“. Tante Martha Rosendahl stellte ihren großen Hof zur Verfügung, auf dem man herrlich viele Grills aufstellen konnte. Vom Metzger Büschken-Cordes wurden saftige Fleischstücke besorgt. Nun konnte das Grillen beginnen. Von weitem konnte man schon den köstlichen Duft riechen. Unsere Männer entpuppten sich als die besten Grillmeister. Alle Hubertus-Freunde konnten die Zeit kaum noch erwarten, bis endlich gegessen wurde. Ein leckeres Bier vom Fass und ein gut gekühltes Schnäpschen schmeckten herrlich dazu. Es wurde anschließend gesungen, getanzt und gelacht. Immer wieder wurden auch lustige Geschichten erzählt.

Um eine gemeinsame Wohnung in Ratingen zu bekommen, heirateten wir im August 1956 standesamtlich. Im April 1957 folgte dann in der Anna-Kirche die kirchliche Hochzeitsfeier, an der unsere große Familie, viele Freunde und Bekannte teilnahmen. Es war wirklich eine fröhliche, glückliche Zeit, an die ich mich immer gerne erinnere.

Wilma Fink

Schützenfest 1956 – Krönungszeremonie im Festzelt. Links das Kronprinzenpaar Paul und Wilma Fink, daneben das Königspaar Willi und Elisabeth Plogmann

Die Hubertus-Kompanie beim Marsch über die Duisburger Straße Ende der 1950er-Jahre. In der ersten Reihe ganz links: Paul Fink. Man erkennt die Scheune des Bauern Laufs gegenüber der Gastwirtschaft Doppstadt

Königsschießen der Hubertus-Kompanie im Garten von Doppstadt im Juli 1960. Am Gewehr: Paul Fink

SCHREINEREI KLEINRAHM

Möbel & Einbauschränke

Innenausbau

Am Heck 2, Ratingen-Lintorf

Telefon 02102 - 36462

Fax 02102 - 34422

VOGT

Heizung - Sanitär

Norbert Vogt

Komplette Bäder

Gas-Öl-Brennwerttechnik

Kundendienst

Duisburger Straße 84

40885 Ratingen/Lintorf

Tel. 0 21 02 - 3 63 69

Fax 0 21 02 - 3 76 22

50 Jahre Reitercorps Lintorf 1956 e.V.

Das Reitercorps Lintorf, eine Formation der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf von 1464, feierte in diesem Jahr sein 50-jähriges Bestehen. War das Hauptziel der Gründer im Jahre 1956 die Förderung des kameradschaftlichen Mit- und Füreinanders der Reiter, so sind es heute darüber hinaus zwei Dinge, die den Mitgliedern des Reitercorps wichtig sind: die Brauchtumspflege und die allgemeine Förderung des Reitsports.

Die Veranstaltungen zum Jubiläum zogen sich über das ganze Jahr hin. Am 1. April gab es eine große Jubiläumsfete für die Freunde und Sponsoren des RCL. Leider konnte das große Reitturnier, das jedes Jahr traditionell am Fest Christi Himmelfahrt beginnt und das in diesem Jahr zwischen dem 25. Mai und dem 28. Mai stattfinden sollte, ausgerechnet im Jubeljahr nicht in der gewohnten Weise durchgeführt werden. Dauerregen hatte die Reitanlage unbenutzbar gemacht. Lediglich die Juniorenwettbewerbe fanden statt. Die Fortsetzung des Turniers musste auf den September verlegt werden. Am 25. Juni organisierten die Mitglieder des RCL ein Jubiläumsbiwak auf der Speestraße als Dank an die Lintorfer Bürger für die jahrelange Unterstützung des Schützenfestes und der Reitturniere. Ein buntes Programm sorgte den ganzen Tag über für viel Stimmung, und auch für das leibliche Wohl war hervorragend gesorgt.

Zum Auftakt der Feierlichkeiten im Jubiläumsjahr fand in der „Manege“ am 8. Januar 2006 ein Neujahrsempfang für geladene Gäste statt. Nach der Begrüßung durch den 1. Vorsitzenden des Reitercorps, ***Jürgen Rumpf,*** *richteten* ***Anne Korzonnek,*** *stellvertretende Bürgermeisterin der Stadt Ratingen,* ***Jan Sahm,*** *der Schirmherr im Jubiläumsjahr 2006,* ***Herbert Hirsch,*** *der neue Chef der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf und* ***Jochen Sirrenberg,*** *der 1. Vorsitzende des Kreisverbandes Niederberg der Reit- und Fahrvereine, Grußworte an die Gäste und Mitglieder des RCL. Zwei der Gründungsmitglieder von 1956, der langjährige Rittmeister und Ehrenoberst der Bruderschaft,* ***Werner Harte,*** *und* ***Gerhard Schulmeister*** *waren bei der Festveranstaltung anwesend.* ***Ludwig Harte*** *konnte, bedingt durch seine Erkrankung, leider nicht mehr teilnehmen. Er verstarb kurze Zeit später, am 21. Februar 2006. Durch die Veranstaltung, deren Wortbeiträge von zwei Violinistinnen musikalisch umrahmt wurden, und die mit einem Neujahrsbuffet bei Jazzmusik endete, führte* ***Alfons Bruglemans,*** *der auch die Organisation übernommen hatte. Höhepunkt des Morgens war die Laudatio, die* ***Hans Lumer,*** *der Ehrenvorsitzende der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf, auf das Reitercorps und seine 50-jährige Geschichte hielt:*

Neujahrsempfang des Reitercorps Lintorf 1956 e.V. am 8. Januar 2006 in der Manege. Am Tisch vorne rechts Jürgen Rumpf, Vorsitzender des Reitercorps. Links vor dem Fenster (stehend) Alfons Bruglemans, Organisator und Moderator des Empfangs, rechts neben ihm am Tisch Jan Sahm, Schirmherr des Jubiläumsjahres

Am Kopfende des Tisches Gerd Schulmeister (links) und Werner Harte, die beiden anwesenden Gründungsmitglieder beim Neujahrsempfang. Links von ihnen Claudia Schulz, Vorsitzende der Amazonengruppe des Reitercorps, rechts neben Werner Harte Anne Korzonnek, stellvertretende Bürgermeisterin der Stadt Ratingen

„Für ein 50-jähriges Jubiläum geziemt sich schon eine Laudatio, eine Lobrede also. In den Grußworten meiner Vorredner und Vorrednerinnen wurde jedoch schon viel Lob über das Geburtstagskind ausgegossen. Darum möchte ich meine Worte eher einen „kleinen Rückblick“ auf 50 Jahre „Reitercorps Lintorf“ nennen. Vielleicht klingt dann hier und da doch ein kleines oder größeres Lob aus dem Gesagten heraus.

Morgen vor einem Jahr war ein Teil der Reiter schon einmal im Kasino, um auf Einladung unseres Ehrenobersten und Mitbegründers des Reitercorps, **Werner Harte,** den 50. Geburtstag der Gründung des Korps bei einem Frühschoppen zu begehen. „Mecki“ Harte hatte mich auch da gebeten, aus der Geschichte, vor allem von der Gründung des Reitercorps zu berichten. Wundern Sie sich also nicht, meine Herren Reiter, die im vergangenen Jahr auch dabei waren, wenn Euch das eine oder andere bereits bekannt ist, bei den Gründern sogar aus eigener Erfahrung.

Die erste Seite des Bruderschaftsbuches der St. Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf. Das Buch wurde 1470 begonnen

Unser Geburtstagskind, das Reitercorps, ist eine Formation der Lintorfer St. Sebastianus-Schützenbruderschaft von 1464, und ihre Wurzeln liegen in dieser Bruderschaft. Es gibt ältere Bruderschaften am Niederrhein, auch in unserer Nähe. Aber selten kann eine Bruderschaft ein Dokument ihres Geburtstages vorweisen wie die unsere hier in Lintorf. Johann Rover, wahrscheinlich der erste Pfarrer von Lintorf, legte im Jahre 1470 das erste Bruderschaftsbuch an, welches für unsere Bruderschaft und die Gemeinde Lintorf von großer Wichtigkeit ist. Auf Seite 33 dieses kleinen Buches von der Größe 28 x 11 cm (also eher ein Heft, teils aus Pergament, teils aus Papier) finden wir die wichtige Eintragung über das Gründungsjahr 1464 und die Namen der ersten Mitglieder. Ihre Zahl stieg bis zum Jahre 1473 auf 63 an: Geistliche, Adelige, Bauern, Männer und Frauen aus Lintorf und der Umgebung. Nach den Satzungen, von denen das alte Bruderschaftsbuch ausführlich berichtet, hatte die Bruderschaft zunächst rein religiösen und karitativen Charakter. Erst später, im 16. Jahrhundert, kamen auch weltliche Feste dazu. An einer Stelle finden wir eine Eintragung über das „Schützenspiel“ (Vogelschießen): Am Schützenfest zogen die Schützenbrüder zur Vogelwiese, wo nach einem kurzen Gebet das Schießen auf den geschnitzten Vogel begann. Wer den letzten Splitter abschoss, war Schützenkönig. Ihm wurde als Zeichen seiner Würde ein Bruderschaftskranz auf den Hut gesetzt. Wann die silberne Kette als Zeichen der Königswürde in Lintorf eingeführt wurde, ist nicht bekannt. Nachweisen lässt sie sich erst ab 1809. Aus diesem Jahr stammt das älteste Schild an unserer Traditionskönigskette. Es zeigt die Zeichen des Schreiners (Winkeleisen und Zirkel) und trägt die Aufschrift: Friedrich Holzschneider, König in Lindorff 1809.

Eine der wichtigsten Aufgaben durch alle Zeiten war die Teilnahme der Schützenbrüder, auch der berittenen, an der jährlichen Fronleichnamsprozession.

So unterschiedlich die Zeiten während der 542 Jahre des Bestehens unserer Bruderschaft in unserer Heimat waren, so verschieden war auch ihre Geschichte mit Höhen und Tiefen. Verschieden waren auch die Aufgaben, die man sich in den einzelnen Zeitepochen stellte. Je nach den Zeitumständen und der Gesinnung des Landesherrn lagen die Akzente einmal mehr im religiös-karitativen, dann wieder mehr im geselligen oder schützenden und beschützenden Bereich.

Die beiden ältesten Silberschilder der Lintorfer Königskette stammen aus den Jahren 1809 und 1810

Aus dem 18. und 19. Jahrhundert wissen wir nur sehr wenig von unserer Bruderschaft. Ein Bruderschaftsbuch wie das erste von 1470 existiert für diese Zeit nicht. In Kriegs- und Nachkriegsjahren, durch Brand und Bomben, durch feindliche Streitkräfte oder von ei-

gener Hand aus Angst sind leider viele Schriftstücke und Gegenstände verloren gegangen. Die Schilder der Königskette von 1809, 1810, 1816, 1820 und 1861 sind die einzigen uns bekannten Zeugen dafür, dass die Bruderschaft existierte und ein Vogelschießen veranstaltete. Erst 1890 wurde das zweite uns bekannte Bruderschaftsbuch angelegt. Es gäbe viel Interessantes daraus nachzuerzählen, aber das würde den Rahmen dieser Feier und meiner heutigen Aufgabe sprengen. Einige Eintragungen noch aus dem Jahre 1897 sind für uns interessant, die wir uns heute so sehr mit den fehlenden Euro in Staat, Gesellschaft, Vereinen und privat quälen: Es wurden für die gesamte Bruderschaft (96 Mitglieder) Hüte beschafft, deren Preis zwei Mark fünfzig betrug, von den Schützenbrüdern in vier Monatsraten zu bezahlen, ferner Holzgewehre, für jeden Schützen 85 Pfennige. Die Musik zum Schützenfest (Kapelle Menzen mit zehn Musikern) kostete die enorme Summe von 158 Mark. Erwähnt werden sollte noch, dass auf der Generalversammlung vom 14. März 1909 die Gründung einer neuen uniformierten Kompanie beschlossen wurde, in die auch evangelische Christen aufgenommen werden konnten.

Der Erste Weltkrieg unterbrach das Schützenleben in Lintorf, weil die meisten Schützenbrüder Soldat werden mussten. Viele kehrten nicht zurück. Im Jahre 1919 taten sich einige aus dem Krieg zurückgekehrte Schützen zusammen, feierten nach altem Brauch das Titularfest und schossen auch einen König aus. Mit einigen Einschränkungen während der Besatzungszeit Anfang der 1920er-Jahre durch französische Truppen schritt die Entwicklung der Bruderschaft weiter fort bis zum Verbot durch die NS-Regierung im Jahre 1936. Es folgte der Zweite Weltkrieg.

Als aber die größten Schrecken dieses Krieges und die schwersten Sorgen der Nachkriegszeit langsam in Vergessenheit gerieten, kam bei einigen Männern in Lintorf der Gedanke auf, die St. Sebastianus-Schützenbruderschaft wieder neu erstehen zu lassen. Initiator und Vorsitzender des vorbereitenden Ausschusses war **Emil Harte,** Mecki Hartes Vater, der von einigen Freunden und dem Pfarrer der Gemeinde, **Dechant Wilhelm Veiders,** in seinen Bemühungen kräftig unterstützt wurde. Am 25. Januar 1948, dem Titularfest der Bruderschaft, fand der erste Schützengottesdienst nach dem Krieg statt, wobei der letzte Vorkriegskönig, **Fritz Zündorf,** das Königssilber trug, das nur noch mit einigen Schilden die Kriegs- und Nazizeit überstanden hatte. Auf der dem Gottesdienst folgenden Gründungsversammlung ließen sich 15 ehemalige und 13 neue Mitglieder in die Bruderschaft aufnehmen. Erster Nachkriegschef wurde Emil Harte, 2. Vorsitzender **Johann Derichs**. Am 22. August 1948, zwei Monate nach der Währungsreform, konnte bereits das erste Schützenfest nach dem Krieg gefeiert werden. 60 Schützen, bunte Schülergruppen und ein Trupp berittener Schützen in weißem Hemd und schwarzer, langer Hose nahmen teil. Auch in den folgenden sieben Jahren, in denen die Bruderschaft auf über 200 Mitglieder anstieg, war immer eine Reitergruppe von Schützen oder Freunden im Schützenzug vertreten. Diese war aber noch keine eigene Formation der Bruderschaft, wie zum Beispiel das Tambourcorps, das sich 1952 gegründet hatte, sondern rekrutierte sich aus den drei Kompanien Stamm-, Tell- und Hubertuskompanie, aber es ritten auch einige Nichtmitglieder mit.

Werner Harte und **Hans Derichs** hatten schon länger die Idee, ein eigenes Reitercorps der Bruderschaft zu gründen. Darum luden sie einige bekannte Reitbegeisterte zum Neujahrstag 1956 ins „Hotel zur Post“, damals besser bekannt als „Gaststätte Karl Plönes“, ein. Aber, o Schreck! Als sie dorthin kamen, war die Wirtschaft brechend voll. Die Erklärung dafür: Die Lintorfer Bevölkerung hatte stark zugenommen, aber es gab noch keine neue Gaststätte. Und es war üblich, nach dem 10 Uhr-Gottesdienst zum Frühschoppen zu gehen. In seiner Platznot schickte **Karl Plönes** die Reiter kurzerhand in die Küche. Man kann annehmen, dass genug Getränke dorthin gelangten, genug, um die Gründung eines Reiterkorps zu beschließen und zu begießen.

Das „Hotel zur Post“ (Inhaber Karl Plönes) an der Angermunder Straße, kurz vor dem Bahnübergang (heute: Konrad-Adenauer-Platz)

Folgende Herren gehörten dazu:

1) Werner Harte
2) Hans Derichs
3) Albert Engels
4) Hans Joch
5) Ludwig Harte
6) Gerd Schulmeister
7) Otto Jansen
8) Ernst Kockerscheidt
9) Josef Jostkleigrewe
10) Werner Raffael
11) Fritz Müller
12) Helmut Steingen

Diese zwölf Schützenbrüder und Neu-Schützenbrüder bildeten das neue „Reitercorps Lintorf“ und gehörten innerhalb der Bruderschaft der Stammkompanie an. Wir haben die Freude, bei der heutigen Jubiläumsveranstaltung zwei Gründungsmitglieder unter uns zu haben, während die anderen leider krank oder bereits verstorben sind.

Von der eigentlichen, offiziellen Gründungsversammlung, die später und nicht mehr in einer Küche stattfand, gibt es leider kein Protokoll.

In den Vorstand wurden gewählt: Werner Harte zum Rittmeister und ersten Vorsitzenden, Hans Derichs zum Adjutanten und zweiten Vorsitzenden, **Otto Jansen** zum Schriftführer und Kassierer. Protektor wurde Johann Derichs.

Beim Schützenfest 1956 ritt die neue Formation der Bruderschaft, das Reitercorps Lintorf, in schmucker Reiteruniform, angeführt von Mecki Harte, hinter der neuen Standarte, die von Frau Laufs, der bekannten Fahnenstickerin von der Duisburger Straße, angefertigt worden war und für die die Reiter für damalige Verhältnisse tief in die Taschen greifen mussten. Die Zuschauer, die dicht gedrängt am Straßenrand standen, klatschten begeistert Beifall. Die Presse war voll des Lobes.

Unter den ersten Reitern waren wohl einige Kavalleristen aus der Militärzeit und einige, die von Berufs wegen mit Pferden umgingen, aber wer von den übrigen konnte schon reiten? Also übte man an einem abgelegenen Ort das Auf- und Absteigen, die Gangarten und alles, was ein guter Reiter braucht. Die alten Kavalleristen gaben dabei Hilfestellung.

Nachdem man 1957 schon einmal auswärts die ersten Erfahrungen mit Ringstechen gemacht hatte, fand am 10. August 1958 das erste Ringstechen in Lintorf statt. In der damaligen Zeit war es noch üblich, dass das Schützenfest eine Woche vorher, am Möschesonntag, mit einem Umzug durch Lintorf angekündigt wurde. Mit der „Goldenen Mösch“, dem Tambourcorps, der Königsformation und dem Reitercorps zog man durch den Ort, um alle Bewohner auf das Schützenfest aufmerksam zu machen. Anschließend trafen sich die Reiter zu ihrem ersten Ringstechen auf dem Feld gegenüber Bauer Derichs auf der Sandstraße (heute Soestfeld). Bei dem spannenden Wettkampf wurde **Albert Engels** Sieger mit drei von möglichen sechs Ringen und damit erster Reiterkönig von Lintorf. Den zweiten Platz belegte Hans Derichs, der im Jahr darauf die Reiterkönigswürde errang. Am Wettbewerb im Jahre 1959 nahmen auch Reiter der Bruderschaft Ratingen, der Schützengilde und der Bruderschaft Tiefenbroich teil. Den neuen Johann-Derichs-Wanderpokal errang die Schützengilde.

Das neu gegründete Reitercorps Lintorf im Jahre 1956, diesmal zu Fuß! Vorneweg Rittmeister Werner Harte (links) und sein Adjutant Hans Derichs. Dahinter die neue Standarte

Diese Wettkämpfe wurden in den folgenden Jahren fortgesetzt und erweitert. Dazu kamen Herbstausritte zum Hubertustag, zum Teil unter Mitwirkung eines Jagdhornbläserkorps. Ab 1960 wurde jährlich ein Reit- und Springturnier veranstaltet, anfangs als „Lintorfer Reiterfest“, später als „Reit- und Springturnier in Lintorf“ schon bald über Ratingen, den Kreis (Düsseldorf-) Mettmann und den Landschaftsverband Rheinland hinaus bekannt. Zu Beginn reichte ein Tag für die Durchführung, später wurden vier Tage (Christi Himmelfahrt - Donnerstag bis Sonntag) benötigt. Während es anfangs 100 Pferde und 200 Nennungen waren, steigerte sich die Zahl später auf über 2.000 Nennungen und fast 1.000 Pferde.

Ort des Geschehens war zunächst das erwähnte Feld bei Bauer Derichs, später am Thunesweg, auf dem heutigen Schützenplatz, dann der alte Sportplatz am „Sonnenschein“ und zuletzt auf dem heutigen Turnierplatz, ehemals „Samenzucht Paas und Co.“.

Das Richterkollegium bestand zuerst aus bekannten Lintorfer Bürgern, zum Beispiel **Liesel Arnold,** den Landwirten Johann Derichs, **Karl Holtschneider, Hermann Kockerscheidt** u.a. Heute sind sachverständige Richter des Verbandes tätig, einige schon etliche Jahre. Einer der langjährigen Richter war auch **Theo Leuchten.** Für ein Turnier von solchen Ausmaßen ist eine immense Sachkenntnis und Vorbereitung Vorbedingung. Ersteres haben sich die Mitglieder des RCL nach und nach im Laufe der Jahre erworben. Zu den Vorbereitungen gehörte in all den Jahren ein enormer Arbeitseinsatz aller Mitglieder, um die Plätze und Hindernisse herzurichten, alle Voraussetzungen für das Gelingen der Veranstaltung sowohl für die antretenden Reiter als auch für die Zuschauer zu schaffen. Die hier

Der Turnierplatz auf dem Gelände der früheren Firma Paas und Co. beim Reit- und Springturnier des Reitercorps Lintorf im Jahre 1999

anwesenden Reiter wissen um ihre Arbeit und ihren Einsatz. Für die außenstehenden Laien sage ich nur: Eine Riesenleistung für dieses kleine Korps. Alle Achtung und Anerkennung!

Eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen eines solchen Turniers, überhaupt das Bestehen eines solchen Vereins, ist die Mitarbeit der Frauen. Ohne ihr Verständnis für das Hobby ihrer Männer, ohne ihre tätige Mitarbeit bei den Turnieren wären diese an irgendeinem Punkt gescheitert. Nachdem ich den Reitern ein „alle Achtung!“ zugerufen habe, möchte ich mich nun an die RCL-Frauen richten: Anerkennung, Achtung und Dank an die tüchtigen Frauen des RCL!

Die Aufgaben für das Reitercorps Lintorf bei den Turnieren wurden von Jahr zu Jahr größer. Im Jahr 1993 übernahm das Reitercorps die Ausrichtung der „Qualifikation für das Jugendchampionat“. 1994 folgte eine Qualifikation zum „Volvo-Cup“. 1996, im Jahr des 40-jährigen Jubiläums, richtete das RCL die Qualifikation zur Sichtung für das „Bundeschampionat des Deutschen Springpferdes“ aus. 2001 musste das für Christi Himmelfahrt geplante und vorbereitete Turnier durch das von der Landesregierung erlassene Viehtransportverbot zwei Wochen vorher abgesagt werden. Bei dem auf den September verlegten Turnier bekam dann das RCL eine von acht Qualifikationsprüfungen zum „Mitsubishi-Cup“, ein S-Springen auf nationaler Ebene. Dreimal, in den Jahren 1992, 1995 und 2002, hat das Reitercorps Lintorf für den Kreisverband „Niederbergischer Reit- und Fahrvereine Mettmann e.V.“ die Kreisturniere veranstaltet. Seit 2003 sind die Kreismeisterschaften als fester Bestandteil integriert worden.

Nicht nur die Pferde brauchen eine Tränke, sondern auch deren Reiter: es ist ihr Vereinslokal. Das erste war die Gaststätte Holtschneider, Inhaberin Maria Becker, in der die oft hitzigen Debatten der Anfangsjahre ausgefochten wurden. 1964 wechselte man zum „Haus Anna“, 1975 zum „Bürgershof“. 1977 beschloss man, ein eigenes Clubhaus auf dem Turniergelände zu errichten. Im April 1978 wurde das Kasino eingeweiht und in den folgenden Jahren in mühevoller Kleinarbeit erweitert und verschönert. Dem RCL gebührt besondere Anerkennung auch für dieses Werk! Versammlungen des Reitercorps und der Bruderschaft, Geburtstags- und Hochzeitsfeiern fanden hier statt, bis es am 8. April 1995 niederbrannte. Aber die Reiter waren nicht gelähmt vor Schreck! Nachdem der Schutt weggeräumt war, ging man an die Arbeit, ein neues Heim zu bauen. Was daraus geworden ist, sehen nicht nur die Schützenbrüder, sondern auch alle Gäste, die zu Festen und Feiern ins Kasino eingeladen sind. Ich möchte sagen, dass das Kasino einer der Gründe ist für den Zusammenhalt und die Kameradschaft im RCL.

Zum Schluss noch einmal einige Sätze über die Stellung des RCL innerhalb unserer Bruderschaft: Vorsitzende des Reitercorps Lintorf waren von der Gründung 1956 bis 1981 Werner Harte, 1981 bis 1982 **Volker von Schindling-Horney,** 1982 bis 1984 **Willi Uferkamp,** 1984 bis 2001 **Horst Bruno Schloßmacher** und seit 2001 bis heute Jürgen Rumpf. Von Beginn an hat Werner Harte immer Wert darauf gelegt, dass das Reitercorps Lintorf eine Formation der Lintorfer Bruderschaft ist, und sich nicht nur während seiner Amtszeit, sondern ständig bis heute dafür eingesetzt, dass der Gedanke der Zugehörigkeit zur Bruderschaft im RCL erhalten und gepflegt wurde. Einen Beweis dafür hat das RCL unter anderem dadurch geliefert, dass es sechsmal den Bruderschaftskönig stellte:

1)	1969	Armin Schnitzer
2)	1983	Friedhelm Johannig
3)	1988	(zum 525-jährigen Jubiläum) Mario Lentzen
4)	1989	Gerd Dunkelberg
5)	1990	Horst Bruno Schloßmacher
6)	1996	Uwe Westphal

Alle Könige haben mit Unterstützung des RCL ein glänzendes Königsjahr gefeiert und als Repräsentanten die Bruderschaft würdig vertreten.

Ein weiteres wichtiges Bindeglied zwischen RCL und Bruderschaft ist die Stellung des Obersten innerhalb der Bruderschaft. Seit dem Tod von Oberst **Willi Frohnhoff** stellt das Reitercorps den Oberst. Von 1983 bis 1992 war Werner Harte Oberst, von 1992 bis zu seinem plötzlichen Tod 2002 Friedhelm Schnitzer und danach bis heute Wolfgang Keller. Ebenso stellt das RCL seit vielen Jahren die Adjutanten des Obersten.

Eine wichtige Satzungsänderung wurde auf der Generalversammlung 2002 beschlossen: Die Gründung einer Amazonengruppe sollte dem weiblichen Geschlecht den Weg ins Reitercorps ermöglichen. Dieser Vorschlag löste zunächst eine lebhafte Diskussion aus. Zitat aus der Chronik: „Der neu gewählte Vorstand konnte alle Bedenken bei den meisten Mitgliedern zerstreuen, und so gründete sich im Frühjahr 2003 eine Amazonengruppe als Unterabteilung des Reitercorps, auf die wir alle stolz sind.“

Schützenzug im Jahre 1999:
Ehrenoberst Werner Harte und Brudermeister Josef Fink in der Kutsche

Es gäbe noch vieles zu berichten über die Arbeit des RCL, über seine Tüchtigkeit, Kameradschaft und Treue zum Verein, aber auch über Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten. Diese wurden aber letztendlich immer überwunden, und anschließend ging man wieder gestärkt an die Arbeit.
Mit der heutigen Versammlung geht das Reitercorps Lintorf in sein 51. Jahr. Viel hat man sich vorgenommen für dieses Jahr. Mit ein wenig Stolz und großer Zuversicht sieht das Reitercorps den Feierlichkeiten zum 50-jährigen Jubiläum entgegen und hofft, dass es ein Jahr voller Harmonie, Freundschaft und Erfolge werden möge und dass der Kameradschaftsgeist und der Zusammenhalt noch stärker gefestigt werden. Wir alle wünschen dem ganzen RCL, besonders aber den Verantwortlichen, dem Vorsitzenden Jürgen Rumpf, dem alten und neuen Turnierleiter **René Krein,** dem Corpskönig Alfons Bruglemans, dem Reiterkönig und Kronprinzen der Bruderschaft, **Benjamin Korte,** dem Schirmherrn Jan Sahm und allen, die eine besondere Aufgabe oder Verantwortung übernommen haben, gutes Gelingen und viel Erfolg:

Zuletzt wünsche ich den noch lebenden Mitgründern viel Glück zu ihrem 50-jährigen Jubiläum und alles Gute, auf dass sie dem Reitercorps auch weiterhin mit gutem Rat zur Seite stehen können.

Dem gesamten RCL und besonders den Jubilaren ein herzliches dreifaches Horrido!“

30. Geburtstag der Stadtteilbibliothek Lintorf

Anlass zum Feiern gab es dieses Jahr in der Stadtteilbibliothek Lintorf: seit 30 Jahren versorgt sie die Lintorfer mit Lesestoff.

Die Eröffnung 1976 erfolgte im Zuge der kommunalen Neugliederung 1975, initiiert vom damaligen Kulturdezernenten Dr. Horst Blechschmidt. Auf einer Größe von 100 m² wurde die Bibliothek errichtet, von Anfang an gab es Platzprobleme für eine Bibliothek, die einen Bestand sowohl für die Erwachsenen als auch für Kinder und Jugendliche bereitstellte. Erst 1994 konnte dem Problem abgeholfen werden mit dem vorherigen Auszug der Firma Mannesmann aus dem ehemaligen Rathaus.

Das Duo „LiteraMusico“ vermittelte den erwachsenen Besuchern am Abend Leselust durch Kurzgeschichten und Chansons rund um das Buch, um Lesen und um Autoren und Menschen, die mit Büchern zu tun haben

Durch umfangreiche Umbaumaßnahmen wurde die Bibliothek um 50 m² vergrößert. Vor allem der Kinderbibliothek, die vorher auf kleinstem Raum untergebracht war, wurde der Umbau gerecht. Mit der Vergrößerung kam natürlich auch eine Verschönerung daher. Viele Kinder waren seitdem „Lokführer“ der überaus beliebten Eisenbahn, in der die Bilderbücher untergebracht sind.

Unerlässlich war der Umbau auch wegen der seit 1976 erheblich veränderten Medienlandschaft. Nicht nur, dass die Verbuchung und Katalogrecherchen seitdem per EDV erfolgen, auch das Angebot für die Nutzer hat sich gewandelt. Von CDs, CD-ROM, (mittlerweile schon fast nicht mehr vorhandenen) Videos und DVDs, den sogenannten audiovisuellen Medien, war bei der Eröffnung 1976 noch nichts bekannt. Die Recherche per EDV ermöglicht es, den Bestand des Medienzentrums und der anderen Zweigstellen mit einzubeziehen und gegebenenfalls zu bestellen.

Auch der Leseförderung, der anlässlich der viel zitierten PISA-Studie immer mehr Bedeutung zukommt, kann in den veränderten Räumen besser Rechnung getragen werden. Regelmäßige Besuche von Schulklassen und Kindergärten, sowie Vorlesenachmittage und andere Veranstaltungen wurden hier ermöglicht.

Die Stadtteilbibliothek Lintorf hat sich im letzten Jahrzehnt zur ausleihstärksten Ratinger Zweigstelle entwickelt, mit zuletzt 45.922 Ausleihen im Jahr 2005.

Ein besonderes Bonbon bietet die Ratinger Stadtbibliothek seit gut einem Jahr allen Lesern, nämlich die Überall-Rückgabe, die auch die Lintorfer Zweigstelle noch einmal mehr belebt hat. Man kann seine ausgeliehenen Medien unabhängig von der ausleihenden Stelle in jeder Ratinger Stadtbibliothek zurückgeben.

Am Jubiläumstag im April wurde die Feier eröffnet mit Vertretern des Freundeskreises der Stadtbibliothek e.V. und der Kulturamtsleiterin Frau Dr. Röhnelt. Für die Kinder gab es eine Zaubervorstellung mit Marc Dibowski, am Abend vermittelte dann die Truppe LiteraMusico „Leselust“ für die erwachsenen Leser.

30 Jahre Stadtteilbibliothek Lintorf – eine Institution, die nicht mehr wegzudenken ist.

Dorothee Brandenstein

Eröffnung der Geburtstagsfeier am Jubiläumstag durch die Kulturamtsleiterin Dr. Inge Röhnelt (links). Neben ihr Dorothee Brandenstein, Leiterin der Stadtteilbibliothek Lintorf

Haus Salem – das neue Altenzentrum in Lintorf

Einen lebendigen Lebensabend, nicht weggeschoben an den Rand der Gesellschaft, so erhofft sich ein jeder sein Alter.

Das neue Altenzentrum in Lintorf symbolisiert mit seiner ortsnahen Lage die Idee dieser Offenheit. Nahe Markt und Kirchen, gleich gegenüber dem Kinderspielplatz am Dickelsbach, steht das freundlich gelb gestrichene Salem Lintorf und lädt mit der Sonnenterrasse vor dem Haus zum frohen Verweilen ein.

Am 1. Oktober 2005 wurde Salem Lintorf eröffnet. Es wird betrieben von der Kaiserswerther Diakonie, einem der ältesten und traditionsreichsten Träger diakonischer Arbeit in Deutschland. Gegründet 1836 von Theodor Fliedner und seiner ersten Ehefrau Friederike, sieht sich die Kaiserswerther Diakonie bis heute in der Verantwortung, Menschen in Krankheit und Not zu helfen.

Zur Zeit sind ca. 2.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in unterschiedlichsten Arbeitsfeldern in diesem Sinne tätig. Das jüngste Mitglied dieser Familie ist das Altenzentrum Haus Salem Lintorf. Der Name leitet sich ab von dem seit 153 Jahren bestehenden Haus Salem in Ratingen und verdeutlicht die inhaltliche Nähe beider Häuser.

Das Haus selber bietet Platz für 80 Bewohnerinnen und Bewohner in vier Wohnbereichen, die mit Straßennamen benannt sind. Im Erdgeschoss befindet sich neben dem Bistro, wo auch gerne Gäste aus dem Ort und der Umgebung zu Kaffee und Kuchen begrüßt werden, der Wohnbereich Wiesengrund. Er bietet eine Heimat für 16 mobile Menschen mit mittlerer und schwerer Demenz. Der Inselweg im ersten und die Brombeergasse im zweiten Stock beherbergen jeweils 24 alte Menschen mit unterschiedlichsten Erkrankungen und Hilfebedarf. Auf der Sonnenallee im dritten Stock leben schließlich auch jüngere Menschen mit einer schweren Erkrankung, die zum Beispiel nach einem Unfall nicht mehr zuhause wohnen können, oder Wachkomapatienten.

Eine wichtige Aufgabe für die leitenden Mitarbeiterinnen besteht u.a. darin, das Haus zu einem Teil des Ortes werden zu lassen. Dabei gab es von Anfang an großartige Unterstützerinnen und Unterstützer, ohne deren Engagement vieles nicht so wäre, wie es heute schon ist.

Gute Kontakte bestehen zu beiden Lintorfer Kirchengemeinden. Der Seniorentreff der evangelischen Gemeinde hat einen Teil seiner Aktivitäten in das Haus hinein verlegt und ermöglicht somit den im Altenzentrum lebenden Lintorfern die Begegnung mit langjährigen Nachbarn und Freunden.

Viele ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter unterstützen das Haus auf besondere Weise, zum Beispiel bei der Begleitung von wöchentlichen Ausflügen, durch Waffelbacken mit Bewohnern, durch Einzelgespräche und auch durch die Gestaltung der Vitrine im Eingangsbereich, bei deren Betrachtung eine gelungene Verbindung Lintorfer Tradition und Geschichte mit aktuellen gesellschaftlichen und jahreszeitlichen Ereignissen auffällt.

Schließlich hat so mancher Bewohner schon Kindheit und Jugend in Lintorf verbracht und kann mit einem Blick aus den Speiseräumen über die Drupnas hin zur St. Anna-Kirche in alten Erinnerungen schwelgen. Besonders legendär war an kalten Wintertagen das beliebte Eislaufen auf den zugefrorenen Mühlteichen des nahen Gutes Helpenstein.

Im wöchentlichen Angebotsplan des Altenheims stehen an jedem Donnerstagmorgen „Gedichte und Geschichten" auf dem Programm, und hier wird dann manches Lintorfer „Döneken" erzählt.

Musikalische Nachmittage, Konzerte, Spielrunden und Gottesdienste beider Konfessionen bieten ein breites Spektrum an Ideen und Auseinandersetzungen an und öffnen oft einsamen Menschen neue Wege zu einer gesellschaftlichen Integration.

Professionelle Hilfe, herzliche Atmosphäre und Offenheit nach innen und nach außen zeichnen das neue Altenzentrum am Helpenstein aus.

Haus Salem ist ein wichtiger Teil des sozialen Lebens in Lintorf geworden.

Walburga Fleermann-Dörrenberg
Karin Rothenbusch, Heimleitung

Das neue Altenzentrum „Salem Lintorf"
im Sommer 2006

Frohe Stunden beim Sommerfest auf der Terrasse am
Helpenstein im Juni 2006

Dat Hus anne Böscherstroot 10

We mäut von Lengtörp fott enn e Seniorenheim?
Do es et secher orntlich on fein,
aver wir wollen liever en Lengtörp blieve
on us do de Tied verdrieve.
Ech han öch watt te verkönde,
wir dont en Wohnjemeinschaft jrönde.
Ech han schon e Hus vör us utjesenn,
dat steht op de Böscherstroot zehn.
Von allem, wat wir hant, dont wir us trenne,
dann könne wir us dat jönne.
Wir mieten dat Hus
on maken en W.G. dodrus.
Ne Lift loten wir us boue een,
dat schu-ent Fü-et on Been.
Em Keller e Schwimmbad mit 30 Jrad,
do tummelt sech, we Lost hätt jrad.
Water mähr 1,40 Meter hoch,
dat es för aule Lütt jenoch.
Bewejung em Water es et Beste,
dann jonnt ut de Jelenke alle Kalkreste.
Wir bruken mähr een Köch, aver jru-es,
kooke dommer, wenn mer Lost hant blu-es.
Sonst lote wir us dat Eete komme en et Hus,
mol Erpel met Schlo-et, mol Speck on Mu-es.
Et Sonndeis, wenn et Weder es schleit
oder et es us nit su reit,
dann rupen wir de Kerk an
on saren: Herr Pastur, wie es et dann?
Dat Weder es us nit jeheuer.
Wir betahlen doch jenoch Kerkesteuer,
e Zemmer bei us zur Verfüjung steht,
kommt, hault bei us et Sonndachsjebet.
Jiede Nommedach haulen wir us op Trapp,
dann jonnt wir die Speestroot op on ab,
de Fahrradwech es dann jesperrt, wie schön,
för die Lütt vonne Böscherstroot zehn.
Dann make wir us fein, dat wir alle jefalle
on donnt met alle Lütt kalle.
Op de Speestroot es suvöll te senn,
do kuhmen se all töm Enkoupe hen.
Mer süht bekannte Jesechter on kann sech touwenke,
mer kann I-es eete on Kaffee drenke.
Op de Drupnas es et och su schü-en,
überall stont Bänk on de Blume blühn.
Langes de Dickelsbeek bequeme Weje führe,
vom Autolärm kann mer nix hühre.
Die Vüjel senge, die Ente quake,
vom Spellplatz hüht mer Kengerlache.
On dann mot mer sech noch merke,
medde em Dörp twei schü-ene Kerke.
Sind wir des Ovends widder en us Klause,
maken wir bei Eete on Drenke Pause.
E Jläske Wing lote wir us munde,
dat es wat för Kranke on Jesunde.
Anschließend wüd Kate jespellt, jelese on jelacht,
on dann kömmt die lange Fernsehnacht.
Su maken wir us schüne Dach, ohne Sorje,
de Doktor kömmt jiede Mettwochmorje,
horch, föllt der Puls enne Ader
on bekickt sech et Krampfader-Jeschwader.
Dann hant wir noch de ju-ede Klaus,
de fährt die alde Herrschafte aus.
Saust eröm met de Kleinbus,
för us all ne Jenuß.
Dat all könne wir noch vonne Stür affziehe,
su ju-et es et en Deutschland vör die Alde jediehe.
Rechnen wir us dat richtich us,
kostet et us fast nix,
dat Wohne em Böscherstroot-Hus.

Maria Molitor

HERZLICH WILLKOMMEN IM ANGERLAND

IHR PERSÖNLICHES HOTEL IN LINTORF.

RUHIGE LAGE UND HOHER SCHLAFKOMFORT.

GOURMET-FRÜHSTÜCKSBÜFFET.

FAMILIENFREUNDLICHE WOCHENENDTARIFE.

HOTEL ANGERLAND GARNI
INH. MARIANNE BJELIC
LINTORFER MARKT 10
40885 RATINGEN-LINTORF
TEL. (02102)3 02 40
FAX (02102)3 64 15

Hotel Angerland

Der Himmel über Lintorf am Morgen des 28. Oktober 2005

Es ist etwa Viertel vor acht Uhr. Nach einer mehrtägigen Schönwetterphase hat der gestrige Wetterbericht für heute wiederum einen strahlenden Herbsttag mit spätsommerlicher Wärme angekündigt. Also ist zu erwarten, dass ich beim Blick aus dem Fenster den schon gewohnten blitzblanken Himmel sehe.

Über Lintorf liegt nur noch ein Hauch von Dämmer, die Straßen sind schon voller Leben. Der östliche Horizont ist besonders hell; in jedem Moment kann sich die Sonne über ihn heraufschieben. Sie malt dicht über die Wälder schon einen schmalen orangefarbenen Streifen, der in ein lichtes Blau übergeht. Die Luft ist klar und frisch.

Aber der Himmel erscheint an diesem Morgen anders als an den vergangenen Tagen - oder habe ich das bloß nicht bemerkt? Zu meiner Überraschung zeigt das Blau heute ein richtiges Bild; es ist in großer Höhe über Lintorf durch Flugzeuge entstanden. (Freilich sehen es auch die Menschen in Mülheim, Duisburg, Düsseldorf und Umgebung mehr oder weniger wie ich über ihren Städten und Dörfern.) Mehrere Flieger haben, als sei es abgesprochen, mit ihren weißen Kondensstreifen geräuschlos ein Muster an den Morgenhimmel gezeichnet. Es besteht aus geraden Linien, die einander in leicht schrägem Winkel überschneiden und sich so zu einer weiträumigen geometrischen Figur zusammenfügen - ein ästhetischer Zufall, der der Fantasie Raum lässt. Die Figur ist ein Rhombus, fast ein Quadrat. Ähnelt sie der Drahtmasche eines Gartenzauns? Der Lücke eines Jägerzauns? Am ehesten gleicht sie wohl einem jener Zeichen aus vier sich kreuzenden Balken, die in der Notenlineatur Dur-Tonarten markieren.

Ich habe im richtigen Augenblick hinaufgeschaut, denn das Bild ist von flüchtigem Reiz, es verändert sich binnen Minuten: Weil einer der Streifen schon ein wenig „älter“ ist, zerfließt er und wird flauschig, während ein winzig erscheinendes Flugzeug rechts am Streifengeviert seinen weißen Doppelstrich vom Horizont nach oben zieht und so das Bild vollendet.

Mit Sicherheit können weder die beteiligten Piloten noch ihre Passagiere - sofern sie denn aus den Fenstern blicken - dieses Bild erkennen. Würde es sie überhaupt interessieren? Und wie vielen (oder wie wenigen) Leuten in unserem Stadtteil und den Orten rings umher mag es ergehen wie mir? Oben geschieht Lufttransport, da herrschen Physik und Technik (und leider auch Verunreinigung der Atmosphäre); auf dem Erdboden herrscht alltägliche Geschäftigkeit. Irgendwo dazwischen gibt es ästhetische Wahrnehmung. Schönheit als Folge der Technik zeigt sich auf dem Hintergrund des Himmels nicht oft.

Heute hat es sie über unserer Region gegeben.

Hartmut Krämer

In der diesjährigen Ausgabe der „Quecke“ veröffentlichen wir den letzten Teil der Aufzeichnungen ***Uta Ashers,*** *die sie vierzig Jahre lang in ihrem Haus am „Drüjen Emmer“ (Kalkumer Straße) niedergeschrieben hat.*

Wie ein Paradies

(Schluss)

Die Rehe vom Anfang hatten viele Nachfolger, der Wald ist nah und die Wintersaat, zu kleinen, saftigen Büscheln gediehen, manche Wochen die einzige frische Nahrung. Im „Sprung“ bis zu acht Tieren stehen sie manchmal, nur wenige Meter vom Garten entfernt, in der Dämmerung fast unsichtbar, und äsen. Ein nicht vorhandener Zaun ist natürlich kein Hindernis für sie. Oft hatten wir nächtlichen Besuch, der sich durch deutliche Spuren im frisch eingesäten Gemüsebeet und im immerhin durch einen halbhohen Maschendraht gesicherten Staudenbeet verrät. Abgerissene und liegen gelassene Stiefmütterchen, sogar abgeknabberte zarte Rosentriebe lassen ihre Spur verfolgen. Ein Schmaltier kam mitten am Tag regelmäßig, spazierte die kleine Treppe herauf, schnupperte unter den Birnbäumen und hielt sich so lange im Garten auf, bis die Leica hervorgeholt war. Es war leider kein Film eingespannt, als in einem Spätsommer eine komplette Rehfamilie – Vater, Mutter und Kind – sich in nicht ganz zehn Metern Entfernung von uns an überreifen Fallbirnen den Bauch vollschlug. Ein andermal sahen wir zwischen Garten und Feldrand eine Ricke in Ruhe äsen, während ihre Zwillingskitze übermütig um sie herumtollten. Eine wirkliche Sensation war es, wie uns der Förster bestätigte, als eine Ricke Drillinge führte, das soll sehr selten vorkommen.

Rehfamilie – Bock, Ricke und Kitz

Ein erstaunlich großes Reh lag einmal in der ruhigen Mittagstunde friedlich im Schatten des Wacholders nahe beim Haus auf der Wiese. Irgendwie sah es seltsam fremd aus. Als es dann aufstand und sich entfernte, tat es das in aller Ruhe und würdevoll. Viel später erfuhren wir durch Zufall, dass im Ort aus einem privaten Gehege ein Damwild entkommen war, unbeschadet Straßen und die vielbefahrene Güterzugstrecke überquert hatte und ein paarmal an verschiedenen Stellen im Wald und auf Feldern gesehen wurde, aber einfangen ließ es sich nicht. Wir fühlten uns geehrt, dass es uns einen Besuch gemacht hatte.

Selbst Füchse, im allgemeinen scheue Tiere, ließen sich hier sehen. Der eine, ein altes eisgraues Tier, das in heller Sonne übers Feld schnürte, ohne darauf zu achten, ob es entdeckt würde, sah krank aus. Das andere Mal war es ein Paar in der Ranzzeit, noch in ihrem buschigen, üppigen Winterpelz. Ein Besucher, der von hier aus einen kurzen Spaziergang durch den Wald und die damalige Lichtung machte, sah bei einem alten Baumstumpf einen Dachs, wir haben nie einen gesehen.

Die häufigste und vielfältigste Tierart, die den Garten bevölkert, darf, obwohl sie nicht zu der beliebtesten gehört, nun nicht mehr verschwiegen werden: Insekten. Unvorstellbar viele Arten gibt es, wir haben sicher nur einen kleinen Teil der Vielfalt zu sehen bekommen. Für die kleinen huschenden, krabbelnden, fliegenden und schwirrenden Tiere bekommt man erst mit der Zeit den unterscheidenden Blick, anfangs sind sie nur lästig und unsympathisch, man will gar nicht genau wissen, wie sie aussehen. Doch dann erwacht das Interesse, und man kann nur staunen, dass jede einzelne Art seinen Zweck, seinen Lebensbereich hat.

Die Ameisen, die immer wieder zwischen den Terrassenplatten Sand hochdrücken, sind meistens von der schwarzen, mittelgroßen Sorte, sie schleppen immer irgendetwas mit sich herum, eilen zielbewusst einem bestimmten Platz zu. Manchmal erlebt man, wenn sie sich, plötzlich mit Flügeln versehen, zum Ausschwärmen rüsten und mit großem Gewimmel ihren alten Platz verlassen. Spannend ist es, wenn plötzlich ein Ameisenzug unter der letzten Treppenstufe oder aus einem Spalt im Türrahmen hervorquillt. Das Haus ist nämlich bis auf einen kleinen Kellerbereich buchstäblich auf Sand gebaut und irgendwie haben es die Ameisen geschafft, das ganze Fundament zu unterminieren.

Im Garten gerät man beim Unkrautzupfen manchmal in kleine Erdhöhlen, in denen winzige, goldbraune Ameisen leben, die gerne stechen. Die gemeinsten Stecher, besonders bei schwülem Wetter, sind die punktkleinen Kriebelmücken. Man merkt gar nicht, wenn sie sich im Gesicht oder an anderen unbedeckten Körperstellen in Ruhe einen schönen Platz aussuchen, nicht einmal den Stich merkt man. Erst nach einer Weile beginnt es zu jucken und anzuschwellen und es dauert Tage, bis man wieder normal aussieht.

Die Bremsen und Stechmücken gehören auch zu den Quälgeistern. Bremsen ärgern einen nur im Garten, aber Stechmücken machen einem auch im Haus das Leben schwer, wenn nachts das gefürchtete Sirren sogar durch den Schlaf dringt und man unter der Decke Schutz suchen muss. In manchen Jahren wird man ganz verschont, in anderen dafür be-

sonders geärgert. Eine überaus gemeine Gattung von Quälgeistern ist eine woanders noch nicht gesehene Stechfliege, die wie ein starres Dreieck aussieht in weißschwarz-gelb mit bösen Knopfaugen. Ihr sehr zielbewusstes Umkreisen des Opfers Mensch mit einem verräterischen dunklen Sirren machte uns bald hellhörig und versetzte uns in höchste Alarmbereitschaft. Hat sie erst einmal zugestochen, kann – zum Beispiel das Ohrläppchen unserer kleinen Enkelin – die Stelle unförmig anschwellen und gemein weh tun.

Ganz ohne lästige Begleiterscheinungen und schön anzusehen sind dagegen die Schmetterlinge. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob die Arten, die hier auftauchen, weniger geworden sind. Natürlich sind es vor allem Kohlweißlinge, Zitronenfalter und der kleine und große Fuchs, der besonders den Sommerflieder liebt und den Lavendel, auf dem dann viele gleichzeitig sitzen und beim Honigsaugen wie Blüten aussehen. Das große Pfauenauge ist mit seinem auffallenden Muster in samtigen Farben eine besondere Schönheit, darin gleichzustellen dem Admiral, der gerne im letzten Sonnenlicht mit ausgebreiteten Flügeln an der warmen Hauswand sitzt. In früheren Jahren habe ich oft die kleineren Bläulinge gesehen, dafür war vor zwei Jahren plötzlich das kleine Landkärtchen da, ein mittelgroßer Falter mit unregelmäßigen bunten Flecken, der Name passt genau. Angorafalter – weiß mit leuchtend orangenen Flügelenden – und Distelfalter kommen auch selten, was mich eigentlich wundert, denn Disteln, die sie als Nahrung für ihre Brut brauchen, gibt es hier im Garten wahrlich genug. Die sehr kleinen Mottenfalter fallen wegen ihrer unscheinbaren Färbung wenig auf. Nachtfalter torkeln auf, wenn man an trockenen Tagen die Beete mit dem Schlauch spritzen muss. An warmen Sommerabenden die Terrassentüre aufzulassen bei Lampenlicht, bedeutet unweigerlich, dass Nachtfalter ins Zimmer schwirren. Sie sind viel plumper als Tagschmetterlinge, haben kräftige Spindelkörper und kleinere, spitz zulaufende Flügel. Keine Rede von scheinbar müßigem Herumgegaukel, das immer aussieht wie ein Freizeitvergnügen.

In unserer Heimat vorkommende Schmetterlingsarten

Hummeln kommen schon sehr früh im Jahr, sie finden die allerersten Blüten. Die Krokusse gehen regelrecht in die Knie, wenn so ein Schwergewicht sie besucht. Das Brummen wird durch die umschließenden Blütenblätter wie durch einen Lautsprecher verstärkt, man hört es aus etlichen Metern Entfernung. Dass es verschiedene Sorten gibt, große, kleine, mit verschiedenfarbigem Streifenmuster, habe ich auch erst hier durch den täglichen Anschauungsunterricht erfahren. Wespen sind zur Zeit der reifen Birnen zahlreich und lästig, auch wenn man weiß, dass sie eigentlich nur stechen, wenn man wild um sich schlägt. Eigentlich verwunderlich, dass nicht öfter etwas passiert. Hornissen hatten wir auch immer wieder im Garten, sie sehen schon recht bedrohlich aus, so wie in einem Horrorfilm. Wie eine aus der Normalität geratene Art.

Hummeln, Wespen und Hornissen

Marienkäfer gibt es in allen Farben- und Punktvariationen. Und zwar so viele, dass man sie trotz ihrer Nützlichkeit – sie verzehren die lästigen Blattläuse – manchmal als Ungeziefer empfindet. Im Jalousiekasten des Schlafzimmerfensters sind unzählige Generationen von ihnen herangewachsen. Selbst im Winter, wenn die Sonne warm auf die Scheibe scheint, krabbeln sie in Massen auf dem Glas herum. Ich löse sie dann vorsichtig mit dem Fingernagel und lasse sie in die hohle Hand fallen, um sie zum Fenster hinauszupusten. Niedlich und appetitlich sind sie, die kleinen rot oder beige getupften Käfer.

Rettungsaktionen stelle ich seit Jahren mit Spinnen an, die ich am Anfang mit Ekel vernichtet hatte, wo ich sie fand. Selbst die ganz dicken mit den haarigen Beinen finde ich faszinierend. Hat sich

eine nachts in der Badewanne gefangen oder im Spülbecken, weil sie die glatten Wände nicht hochkommt, stülpe ich einen kleinen Plastikeimer darüber, schiebe ein glattes Papier darunter her und schon kann ich sie ins Freie befördern. Eine supersensible Hausfrau könnte sicher manchmal verzweifeln ob der vielen Eindringlinge, die ja allgemein als Ungeziefer gelten. Doch ich habe oft das Gefühl, dass wir Menschen hier die Eindringlinge sind und nicht die Tiere, die seit langem hier das Lebensrecht haben.

Schwierig war es, eine Maus zu fangen, die sich im Haus sehr wohl fühlte, wie lange schon, wussten wir nicht, weil sie keine sichtbaren Spuren hinterlassen hatte. Man meint, Halluzinationen zu haben, wenn etwas wie ein Blitz durchs Zimmer huscht, das man in der Geschwindigkeit kaum erkennt, aber was soll es anderes sein als eine Maus! Außer Fallen zu stellen gibt es keine Möglichkeit, sie wieder loszuwerden, aber das muss man leider, denn sie können allerhand Schaden anrichten. Tapetenleim muss ihnen auch schmecken in Ermangelung anderer Nahrung. Eines ruhigen Abends, den wir mit Lesen verbrachten, erschreckte uns ein plötzlicher Trommelwirbel, der durch die Stille dröhnte. Wir schlichen dem Geräusch ins Esszimmer nach und schoben das niedrige Schränkchen weg. Mindestens ein halber Quadratmeter Tapete war abgeknabbert, wir trauten unseren Augen nicht! Die Maus, die wir gerade noch weghuschen sahen, hatte wohl bei gierigem Fressen mit Pfote oder Schwanz gegen die Sperrholzrückwand geschlagen, die das Geräusch verstärkt hatte.

Hausmaus

Ein Wunder ist es nicht, dass gelegentlich Mäuse im Haus sind. Haus- und Terrassentüre sind fast ebenerdig und im Sommer bei schönem Wetter meist offen. Erstaunlich war es aber schon, als mein Mann im ersten Stock mit Grippe im Bett lag, herunterrief, dass eine Maus am Vorhang herunterklettere und jetzt die Treppe herabkäme. Ich konnte gerade noch die Haustüre aufmachen und sie huschte ins Freie. Im Jalousiekasten war ein kleiner flacher Spalt, der mit dem Speicher darüber, der nicht benutzt wurde, in Verbindung stand, hatten wir Jahre vorher schon festgestellt. Denn in dem Kasten piepte es eines Tages mehrstimmig. Er ließ sich ohne Gewalt nicht aufbekommen, außerdem hatte ich gerade keine Zeit, mich mit dem Problem zu beschäftigen. Doch das Getschilpe wurde täglich dringender, die Spatzenkinder mussten also von ihren Eltern durch einen Spalt mit Futter versorgt werden. Dort oben sind sicher viele Spatzennester, denn die Dachplatten liegen ohne Isolation darunter recht lose auf, keine Schwierigkeit für die kleinen Vögel, in den Speicher zu gelangen. Unsere Jalousiekastenbewohner waren sicher in den Kasten gepurzelt und kamen, da sie täglich größer wurden, nicht wieder raus. Da half nun nichts, ich musste den festmontierten Deckel vom Kasten stemmen, dass die Splitter nur so krachten. Da saßen sie ganz erschrocken in der hintersten Ecke unter der schweren, verstaubten Rollorolle, drei winzige, kugelige Spätzchen, die sich nicht von der Stelle rührten, es war ihnen plötzlich viel zu hell. Ich machte die beiden Fenster sperrangelweit auf und beobachtete, wie die Rettungsaktion weiterging. Nach langem Warten plumpsten die drei mehr als sie flogen aus dem Kasten auf den Fußboden, wo sie wieder eine Ewigkeit ratlos hocken blieben, bis das Tschilpen und Locken der Eltern im Garten immer drängender wurde. Flatternd erklommen sie dann das Fensterbrett und torkelten hinaus und hinunter.

Das Maus- und Spatzenloch wurde daraufhin sorgfältig verstopft. Aber natürlich gibt es für Mäuse Möglichkeiten, in die vielen Hohlräume unter dem Dach zu kommen, einer befindet sich knapp

Haussperling, Männchen (links) und Weibchen

über meinem Kopf in der schrägen Schlafzimmerdecke. Manchmal wache ich nachts durch ein leises Trappeln und Huschen auf, kaum zu glauben, dass die Decke dazwischen ist, aber dick kann sie nicht sein.

Dass Mäuse glänzende Knopfaugen haben, konnte ich aus nächster Nähe sehen. Die Blumen im Kasten auf der Terrasse mussten dringend Wasser haben, der trockene Wind hatte die Erde ausgedörrt, ich holte eine Gießkanne voll Wasser und goss ordentlich. Auf einmal tauchten in einer Ecke des Kastens vier bis fünf Mäuseköpfchen auf, sie hatten wohl in einem Loch der Erde des Kastens ihr Nest und dort wären sie ertrunken.

Woher die kleinen Frösche kamen, wo doch damals hier noch kein Teich war, kann ich mir nicht erklären. Aber sie waren da. Jeden Abend freuten wir uns, wenn sie in einer Reihe am Fuß des Mäuerchens hochsprangen, um da verschiedene Insekten zu jagen. Und beim Gießen mit dem Schlauch scheuchte man immer welche auf, fingernagelklein zuerst, später sahen sie wie Halbwüchsige aus, beim Fliehen vor dem scharfen Wasserstrahl sprangen sie mit gestreckten Hinterbeinen in großen Sprüngen über die Wiese.

Mit Kröten machten wir auch Bekanntschaft. Der vermodernde Stumpf der gefällten Birke war für manche Tiere ein willkommener Platz, um sich bei Hitze oder zu viel Regen in Sicherheit zu bringen, wir hatten nämlich eine flache Schüssel als Vogelbad darauf gestellt. Hie und da konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, nachzusehen, was darunter los war. Eine dicke, fette Kröte saß des öfteren in dem dämmerigen

Licht, denn ganz dunkel war es da nicht. Daneben einmal eine kleine Maus, eine Häuschenschnecke und etliche Würmer, ein richtiges Biotop. Als der Teich dann angelegt wurde, strebten Krötenpaare huckepack um die Hausecke und kamen die eine Treppenstufe nicht hoch. Ein paarmal habe ich sie vorsichtig hinaufgehoben, was sie mit aufgeregtem „Gong-Gong“ quittierten, das konnte „Dankeschön“ bedeuten, aber war wohl nur Angst. Ich habe versucht, herauszubekommen, was für eine Krötensorte das gewesen sein könnte, es gibt da auch etliche verschiedene Arten. „Glockenkröte“ schien mir am ehesten zu stimmen.

Erdkröte

Schnecken gibt es bei uns kaum, der Sandboden ist zu trocken, nur manchmal findet man unter hochgehobenen Steinen nackte Schneckenbrut und in einem Sommer, als alle Gartenmenschen über die Schneckenplage stöhnten, musste ich auch jeden Tag welche einsammeln, aber so schlimm war es nicht und bald vorbei. Regenwürmer sind natürlich in allen Größen zu bewundern. Da sie sehr nützlich zum Lockern der Erde sind, habe ich mir abgewöhnt, sie scheußlich zu finden. Nur, wenn ich sie bei der Gartenarbeit zufällig in die Finger bekomme, bin ich rückfällig.

Zu den bizarrsten Insekten, die ich kenne, gehören die Grashüpfer in verschiedenen Farben. Die hellgrünen, die man im frischen Gras kaum bemerkt, wenn sie sich nicht bewegen, sind die Größten. Ich wusste nicht, dass ihre kleinen Flügelstummel sie so hoch tragen, denn mit einem Sprung konnten sie nicht in das Schlafzimmer im ersten Stock geraten sein, auch, wenn vielleicht ein Windstoß mitgeholfen hatte. Ich beförderte das Riesenexemplar wie die vielen Spinnen zuvor wieder ins Freie.

Vor ein paar Jahren brummte in der Dämmerung der letzte Maikäfer um die Hausecke, nie wieder habe ich hier einen gesehen, auch nie einen Engerling beim Umgraben gefunden. Eine seltsame Sache war es, als wir einen Wurzelstubben aus dem Wald mitbrachten, er wirkte auf der Terrasse wie ein modernes Kunstwerk. Nach ein paar Tagen schob ich ihn zur Seite, weil er mir im Weg war. Darunter häufte sich eine Menge Holzmehl und mittendrin lag eine riesige bleiche Made, widerlich anzusehen, mir wurde fast übel. Das Äußerste, was ich zusammenbrachte, war, die Späne mit dem „Ding“ mit abgewandtem Kopf auf die Schaufel zu tun und weit hinaus aufs Feld zu werfen, kaputtmachen konnte ich sie nicht. Wieviele Wochen später es war, weiß ich nicht, aber das große, seltsame Ding, das da langsam aufrecht im Garten herumflog, brachte ich sofort in Zusammenhang mit der scheußlichen Made. Diesmal war mein Mann da, konnte es fangen und übernahm das weitere. Es war ein Hausbock gewesen und so unheimlich, wie er in seinen zwei Erscheinungsformen aussah, konnte ich mir gut vorstellen, welchen Schaden er in Dachstühlen anrichtet.

Grillen sind mit ihrem gemütlichen Zirpen eine selbstverständliche Untermalung schöner Sommertage, doch wehe, es gerät eine ins Haus, dann ist ihr dauerndes Getöne eine rechte Nervensäge, die sich schwer finden und fangen lässt, sie ist ein kleines unscheinbares Tier.

Glühwürmchen geistern in der Dämmerung als glimmende Funken unter den Bäumen, über Wiese und Feld hin und her, ein bezaubernder Anblick. Er findet nur selten statt im Frühsommer, wenn es warm und ganz windstill ist. Sensationell war es, als sich einmal eines ins Schlafzimmer verirrt hatte und als winzige Laterne die abgeschrägten Wände deutlich nachzeichnete. Kaum zu glauben, dass die winzige Lichtstärke seiner „Laterne“ dafür ausreichte.

Die Bienen habe ich vergessen, diese Fleißigen, die im frühen Jahr schon in den ersten Blüten nach Honig suchen, die Beine voller Blütenpollen, mit gemütlichem Gebrumm.

Es war ein schrecklicher Anblick, als sich nach Abernten des benachbarten gewaltigen Rapsfeldes alle Insekten, die sich wochenlang in rauschhaftem Überfluss ernähren konnten, auf den mangelhaften Ersatz im Garten stürzten und danach zu Tausenden verhungert herumlagen.

Früher verirrte sich selten eine Libelle hierher, doch seit der Teich angelegt wurde, sind sie ein vertrauter, faszinierender Anblick. Sie schießen im Zickzack, blitzschnell die Richtung ändernd, dahin. Keine moderne Technik kann ihre Wendigkeit nachahmen. Wenn man Glück hat, rastet eine an einer nahen Stelle, wo man die schillernden, durchsichtigen Flügel, den langen Leib genau betrachten kann. Deutlich kann man das Schwirren der Flügel beim Flug hören.

Die Besucher, von denen ich zum Schluss berichten will, habe ich mir extra aufgehoben, weil sie wahrhaftig etwas Besonderes waren. Noch im hellen Abendlicht zogen zwei junge Wildschweine – im Lexikon steht, dass es „Überläufer“ sind – am Feldrand, knapp sechs Meter von uns entfernt vorbei. Sie verschwanden im Weizenfeld, ihre Ohren und Schwänzchen waren noch eine Weile zu sehen. Wir blieben sprachlos vor Verblüffung zurück, bis einer von beiden nach einer ganzen Weile wie eine Erscheinung an derselben Stelle stand, diesmal den Rüssel mit den kleinen Augen witternd zur Scheibe gewandt, vielleicht spiegelte er

Wildschweine – Bache mit Frischlingen

sich darin. Fast schwarz war er, mit gewölbtem Rückgrat, viel größer, als man sich vorstellt. Wenn ihm nichts zugestoßen ist, ist er ein mächtiger Keiler geworden.

Es gäbe noch viel zu berichten, zum Beispiel von dem „Feldsee“, einer wechselnd großen Wasserfläche an der tiefsten Stelle des unbestellten Feldes, der durch den vielen Regen immer wieder aufgefüllt wurde. Er hielt sich sogar durch den Winter, dann als Eis, in dem sich wie in dem Wasser vorher, die Kiefern und der Abendhimmel spiegelten. Entenpaare dümpelten stundenlang darauf und gründelten nach Würmern. Ein Reiher stakste gemessenen Schrittes oder ruhte sich unbeweglich aus mit eingezogenem Kopf.

Das „Weitsprungmäuschen“ soll auch noch erwähnt werden. Wir stellten ein kleines, ausgedientes Vogelhäuschen auf die Bohle vor der Terrassentüre, die als Treppenstufe dient. Wir wunderten uns, dass das abends noch einmal aufgefüllte Vogelfutter jeden Morgen immer bis auf den letzten Rest verputzt war, bis wir einmal sahen, dass eine Maus hineinhuschte. Da war uns klar, die Vögel hatten einen Mitesser. Also stellten wir das Häuschen in Verlängerung der Bohle auf einen Stein, denn Mäuse wollten wir eigentlich nicht füttern. Die Maus kam angehuscht und stutzte, als sie das bequeme Futter nicht vorfand. Diese Reaktion hatten wir erwartet, eine gewisse Ratlosigkeit. Nicht erwartet hatten wir, dass sie nach Erkundung der neuen Sachlage auf der Bohle Anlauf nahm und mit genau abgemessenem Sprung bei dem Futter landete. Also musste die Entfernung größer sein, sie schaffte auch das. Doch beim nächsten Mal mit noch größerem Handicap, die letzte Entfernung noch im Gedächtnis, machte sie eine Bauchlandung, es war nicht mehr zu packen. Zur Belohnung für das zirkusreife Kunststück rückten wir das Häuschen wieder näher, sie hatte es sich redlich verdient.

Ein paar Jahre nach Abschluss dieser Aufzeichnungen ist mir klar – war es eigentlich immer, doch besonders jetzt, wo sie zu Ende geht – dass es uns gegönnt war, eine wunderbare Zeit von fast vierzig Jahren hier zu leben. Es war eine Zeit, die in der Familie, in der Welt, in jeder Hinsicht einen großen Schritt weiter getan hat.

Leider auch in der mit Freude beobachteten Tierwelt. Viele der erzählten Begegnungen wären jetzt nicht mehr möglich, viele der Tiere, die uns an ihrem Leben teilhaben ließen, gibt es hier als Art nicht mehr. Die Besiedlung ist dichter, die Häuser rücken näher, die breitere Straße verleitet zu mehr Raserei, die Flugzeuge sind lauter.

Doch unsere „Insel“ liegt immer noch inmitten der Felder, die Aussicht ist unverändert frei und weit. Der letzte Blick abends geht zum Wald hinüber und zu den Sternen hinauf, der erste in den Morgen – voll Dankbarkeit.

Uta Asher

Gärten zum Träumen ...
... Ideen für kleine Paradiese

- Neu- und Umgestaltung von Gartenanlagen
- Gehölze und Gehölzschnitt
- Arbeiten am Baum
- Bau von Teichanlagen
- Beleuchtungseffekte
- Natursteinarbeiten
- Pflaster- und Plattierarbeiten
- Dachbegrünung

Garten- und Landschaftsbau Hanke

Mitglied im Verband Garten-, Landschafts- u. Sportplatzbau Rheinland e.V.
Anerkannter Fach- und Ausbildungsbetrieb

Dipl.-Ing. Peter Hanke
Am Rosenbaum 31a
40882 Ratingen

Tel. 0 21 02/3 46 28
Fax 0 21 02/3 20 67

100 Jahre Naturschutz in Deutschland und Europa

Mit großem Interesse habe ich in der Quecke die Artikel von Uta Asher „Wie ein Paradies“ gelesen, die sich mit der Beobachtung der unmittelbar vor Ort sich tummelnden Natur befassen. Da eigentlich fängt der Naturschutz an, nämlich bei der Beobachtung dessen, was sich in der Natur bewegt oder noch bewegt, und was sich möglicherweise nicht mehr bewegt.

Das, was Frau Asher in ihrer unmittelbaren Nähe erfährt, ergibt zusammen mit den Beobachtungen vieler in verschiedenen Regionen ein Gesamtbild, das dann zwangsläufig zu der Frage führt, wie man denn Entwicklungen fördern und Fehlentwicklungen entgegenwirken kann.

Seit nunmehr 100 Jahren betrachtet es in Deutschland der Staat als seine Aufgabe, die uns Menschen anvertraute Natur zu schützen und die Einhaltung der Schutzvorschriften zu überwachen. Aus diesem Anlass fanden am 30. Mai 2006 im Internationalen Kongresszentrum im Bundeshaus in Bonn ein Festakt und ein Empfang „100 Jahre Naturschutz als Staatsaufgabe“ statt. Neben dem gegenwärtigen Bundesminister für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit, **Sigmar Gabriel,** ergriffen drei ehemalige Umweltminister der Bundesrepublik Deutschland das Wort: Bundeskanzlerin **Dr. Angela Merkel, Professor Dr. Klaus Töpfer** und **Jürgen Trittin**. Dass sich die Bundeskanzlerin die Zeit genommen hatte, die Festrede zu halten, zeigt, welcher Stellenwert dem Natur- und Umweltschutz heute eingeräumt wird.

Da ich von Berufs wegen seit Jahren mit Naturschutz, Landschaftsschutz, Landschaftsarchitektur, Bauleitplanung, Verkehrswegeplanung befasst bin und insgesamt alle Facetten des Umwelt- und Naturschutzes kenne, möchte ich versuchen, mit möglichst einfachen Worten den Leser in dieses für uns und unsere nachfolgenden Generationen riesige Aufgabenfeld einzuführen, Zusammenhänge zu schildern, um so Verständnis für die Notwendigkeit zu wecken, die Natur für uns und unsere Nachkommen zu schützen und zu pflegen.

Wie immer fängt es bei nicht gelösten Problemen zunächst mit Fragen an:

Natur, was ist das eigentlich?

Welche Elemente gehören zu ihr?

Wie ist das Wirkungsgefüge zwischen diesen Elementen?

Warum ist sie zu schützen und zu bewahren?

Fragen über Fragen, die man zu Hunderten stellen könnte, was sicherlich den Leser überfordern würde.

Also lassen wir es zunächst bei wenigen Kernelementen und versuchen die Zusammenhänge zu begreifen.

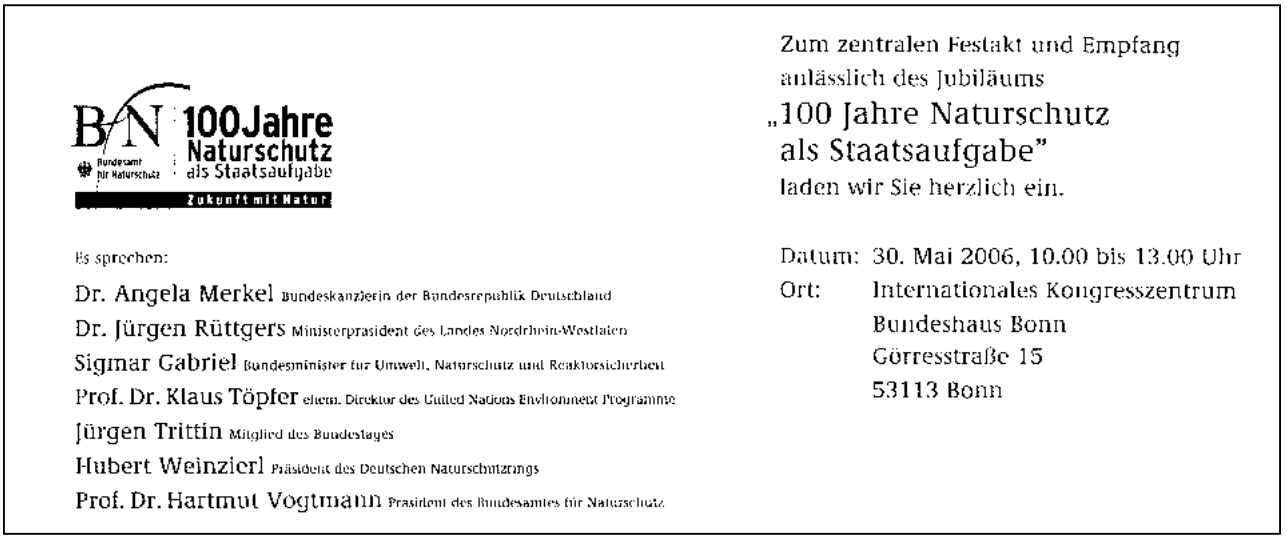
Natur ist

- in erster Linie der Mensch, die Tier- und Pflanzenwelt
- der Boden, die Erde, auf der wir leben,
- Luft, die wir atmen,
- das Wasser, das wir trinken.

Fehlt eines dieser Elemente, dann könnten auf diesem Planeten keine Wesen, die wir kennen, existieren.

Ist eines dieser Elemente durch menschliches Verhalten oder sonstige, schädliche Ereignisse beeinträchtigt, dann gerät das lebensnotwendige Gleichgewicht dieser Elemente so durcheinander, dass in schweren Fällen sehr schnell, aber auch in leichteren Fällen auf Dauer die Lebensmöglichkeiten bis auf „Null“ schrumpfen könnten.

- Wäre der Boden so beschädigt, dass er auf Dauer als Nahrungsquelle nicht mehr dienen könnte,
- wäre die Luft so beschädigt, dass man sie auf Dauer nicht mehr atmen könnte,
- wäre das Wasser so verunreinigt, dass man es auf Dauer nicht mehr trinken könnte,



dann wäre menschliches, tierisches oder pflanzliches Leben auf unserem Planeten zu Lebzeiten nur einer Generation schon nicht mehr möglich.

Schon daraus wird deutlich, dass man diese einzelnen Medien nicht allein für sich betrachten darf, sondern auch das Wirkungsgefüge zwischen ihnen im Auge behalten muss. All das zusammen, einschließlich des unseren Erdball umgebenden Klimas, bezeichnet man als „Naturhaushalt“. Sie merken bereits jetzt, dass man mit den einzelnen Naturgütern haushalten muss, um die Natur funktionsfähig und in ihrem Gleichgewicht zu halten.

Beispiel:

An sich tragen Düngemittel, in vernünftigem Maße durch den Bauern auf den Boden aufgebracht, zur Steigerung des Ernteertrages bei, was wiederum nach den Kriegen der Bevölkerung zu überleben half. Zuviel des Guten aufgebracht, bedeutet aber gleichzeitig, zuviel Stickstoff in den Boden eingebracht. Für das Wachstum der Pflanzen nützlich, kann der Eintrag aber, da er durch den Boden in das Grundwasser und von dort in das Trinkwasser gelangt, zu einer enormen Gesundheitsbelastung für Mensch und Tier werden, weil er auf vielfache Weise in die sogenannte Nahrungskette gelangt und dort Schäden anrichtet.

Zuviel von nur einer Sorte Dünger laugt den Boden auf der anderen Seite so aus, dass dort nichts mehr wächst. Schon früh hat der Bauer durch seine eigene Beobachtung daraus gelernt und daher die sogenannte Dreifelderwirtschaft betrieben, d.h. die Fruchtfolge so gewechselt, dass eben nicht der Boden „verbraucht“, also unfruchtbar wurde.

Und genau so früh hat der Forstwirt gemerkt, dass er immer nur so viel Holz schlagen darf, wie es in der Natur nachwächst, weil er sonst sehr schnell „Konkurs“ mangels Masse anmelden muss. Dies ist letztlich mit dem in letzter Zeit viel zitierten Begriff der „Nachhaltigkeit“ gemeint, d. h., ich darf der Natur nur so viel an Grundstoffen entnehmen, wie sie selbst in der Lage ist zu erneuern.

Weiteres Beispiel:

Kraftwerke waren zwar eine enorme Verbesserung für die Lebensqualität des Menschen und das Wirtschaftswachstum. Ihre Abgase aber verpesteten die Luft dermaßen, dass Mensch und Tier einer dauernden, großen Gesundheitsbelastung ausgesetzt waren. Dies wurde vor allem nach der Wende 1989 sicht- und riechbar, als man die Folgen der ungefilterten Braunkohlekraftwerke in der damaligen DDR besichtigen konnte. Gegenmaßnahmen waren daher umgehend erforderlich, denn mittlerweile waren schon die Hunderte von Kilometer entfernten Tannenwälder der Hohen Tatra in der Slowakei enorm geschädigt.

Und noch ein Beispiel:

Pflanzenschutzmittel (eigentlich ein falscher Begriff), dienen ebenfalls der Steigerung des Ernteertrages. Sie sind aber extrem giftig, die gleichen Grund- und Wirkstoffe sind Ausgangsstoffe für die berüchtigten „chemischen Waffen“. Was Fliegen und sonstige Insekten in geringster Menge umbringt, dient natürlich in hoher Konzentration durchaus als tödliche Waffe gegen den Menschen.

Auch in geringer Konzentration gelangen diese Mittel bei leicht durchgängigen Böden (wie im „Sandhasenboden“ Lintorfs) in Grund- und damit auch Trinkwasser, was wiederum zu abnormen Schäden bei Mensch und Tier führen kann. Wie wichtig eine funktionierende Trinkwasserversorgung ist, sieht man an den sofortigen Bemühungen der Hilfsorganisationen um eine geordnete Trinkwasserversorgung nach Katastrophen wie der Riesenseebebenwelle in Südostasien.

Vorsorge- und Schutzmaßnahmen sind daher unverzichtbar, will die Menschheit sich nicht selbst ausrotten. Wie notwendig dies ist, zeigt das in der Fachwelt unbestrittene Ergebnis, dass jährlich ca. 30.000 Tier- und Pflanzenarten aussterben, d.h. der Erde unwiederbringlich verloren gehen. Was dies allein für die Genforschung und Gentechnik für Folgen hat, würde den Rahmen hier sprengen, dazu vielleicht ein anderes Mal mehr.

Und der Mensch selbst?

Nicht alle Arten sterben wegen der für sie immer aggressiver einwirkenden Umwelt aus, auch das menschliche Verhalten selbst trägt viel dazu bei. Das macht sich vor allem in den extrem dicht besiedelten Gebieten Europas und besonders in Deutschland bemerkbar.

Durch Be- und Zersiedelung von Landschaft, Zerschneidung intakter Naturräume durch Verkehrswege und vieles andere mehr hat der Mensch selbst ursächlichen Anteil am Aussterben vieler Arten. Deshalb umfasst Naturschutz selbstverständlich im besonderen Maße den Artenschutz (wozu der Mensch ja selbst zählt), was zu einem späteren Zeitpunkt einmal zu behandeln sein wird.

Fazit:

Im Grunde haben wir bereits jetzt die wesentlichen Inhalte und Ziele des Naturschutzes – in vereinfachter Form – abgearbeitet, ohne es zu wissen. Denn genau diese Erkenntnisse haben zu den Festlegungen und Regelungen des Bundesnaturschutzgesetzes geführt. Bedauerlicherweise hat dies mehr als 100 Jahre bedurft, bis der Mensch die Zusammenhänge erkannt und entsprechend reagiert hat.

Mit anderen Worten:

Aus dem Schaden, den der Mensch vor allem im Zeitalter der industriellen Revolution angerichtet hat, hat er gelernt und Schutzmaßnahmen in gesetzlichen Regeln ergriffen, die die Bundesländer umsetzen müssen. Die Länder deshalb, weil es die verschiedensten Regionen mit den verschiedensten Eigenarten gibt, die an sie angepasste Regelungen erfordern. Die Alpenregion hat eine anders geartete Tier- und Pflanzenwelt als die atlantischen Regionen, die naturgemäß jeweils speziell auf sie ausgerichtete Schutzregelungen erfordern.

Wie weit gilt der Schutz?
Nur in Deutschland?

Wenn man jetzt ein wenig weiter denkt, dann sind wir schon mitten im europäischen oder gar weltweiten Naturschutz.

Böden sind gefährdet durch	Als (Boden-)schäden treten auf
Wind- und Wassererosion	Verlust der Bodenfruchtbarkeit, Gewässerbelastung durch Nähr- und Schadstoffe
Veränderung der natürlichen Grundwasserverhältnisse	Zerstören des Biotops; Vernichten der Bodenstruktur
Überbauen, Überkippen	Zerstören des Bodens
Abraumhalden des Erzbergbaus und der Erzaufbereitung	Schwermetallbelastung der Böden und Pflanzen
Überdüngung, besonders mit wirtschaftseigenen Düngern (Gülle)	Abtöten der Bodenlebewesen, Grundwasserbelastung mit organischen Nährstoffen
Befahren der Böden mit schweren Maschinen	Strukturschäden des Bodens, Bodenfruchtbarkeit herabgesetzt
Abgrabungen, Tagebaue	Abbau oder Zerstörung des Bodens
Säureeintrag durch ‚Sauren Regen'	Freisetzen giftiger, pflanzenschädigender Verbindungen im Boden
überhöhter Einsatz von Plfanzenschutzmitteln	Beeinträchtigungen der Bodenlebewesen, Belastung des Grundwassers

Die anderen europäischen Staaten haben, so wie wir, auch erkannt, wie wichtig die Erhaltung der Arten und Lebensräume insgesamt für unsere menschliche Existenz ist. Denn Umweltbeeinträchtigungen und -schädigungen sind nicht landesspezifische Ereignisse, sondern machen eben an den künstlich vom Menschen gezogenen Grenzen keinen Halt. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse waren aber in jedem europäischen Land ähnlich, die einen waren schneller, die anderen etwas langsamer. Insgesamt aber hat sich die Erkenntnis durchgesetzt, dass wir allesamt einen europäischen, ja sogar weltweiten Naturschutz für unser Überleben brauchen. Deshalb ist man früh von den sogenannten Inselösungen des einzelstaatlichen Naturschutzes weggekommen und hat sich - was absolut richtig ist – auf die geographischen Gegebenheiten besonnen und danach den Naturschutzgedanken weiterentwickelt. Man hat daher eine sogenannte „Netzbetrachtung" zugrunde gelegt und den Gedanken des Naturverbundes entwickelt, unter Fachleuten auch „Biotopverbund" genannt. (Biotop ist nichts anderes als Lebensraum). Man strebt damit ein Netzwerk an, das den verschiedensten Arten das Überleben in ganz Europa durch Biotopverbindungen sichern soll. Vor allem die wandernden Pflanzen- und Tierarten sollen – wie der Mensch nach Jahrhunderten auch – von der Nordspitze Europas bis an die Südspitze sich ausbreiten dürfen, ja sogar, um die Vielfalt zu erhalten, wieder ausbreiten müssen.

Dieses Netz nennt sich, im Fernsehen oft erwähnt, „Natura 2000". Hierzu wurde eine Richtlinie erarbeitet, die sich – leider Gottes für viele unverständlich – „Fauna-Flora-Habitatrichtlinie" nennt. Man hätte sie besser europäische Naturschutzrichtlinie genannt. Dann hätte die Bevölkerung dies verstanden und auch akzeptiert. Man sieht, dass die fachlich möglicherweise richtigeren Ausdrücke bei weitem nicht immer die besseren und verständlicheren sind.

Diese Richtlinie, die zu Beginn der 90er-Jahre entwickelt und 1992 europaweit beschlossen wurde, ist stringenter als die meisten einzelstaatlichen Regelungen und wirkt sich auf alle möglichen Bereiche des täglichen Lebens aus. Ich möchte hier nicht von Feldhamstern oder Fledermäusen reden, die oftmals als Ärgernis und Wirtschaftshemmnis in der Presse zitiert werden. Auch ich bin der Auffassung, dass sich der Naturschutz durch zu einseitige Betrachtung, durch überzogene Anforderungen mit Absolutheitsansprüchen selbst oft „ad absurdum" führt, sich daher mehr schadet als nützt.

Ich scheue mich nicht, auch zwei eklatante Negativbeispiele zu benennen. Auch das gehört zu den Erfahrungen, aus denen man schlau werden kann.

Da ging es einmal um die Großtrappen in Norddeutschland. Angeblich eine vom Aussterben bedrohte Art, von denen es nur noch wenige Exemplare zu geben schien. Sie lebten in einem Gebiet, das von einer Eisenbahnlinie durchfahren war, die elektrifiziert werden sollte. Sie ernährten sich auf der einen Seite der Bahnlinie und brüteten auf der anderen Seite. Dazu mussten sie natürlich die Bahnlinie überqueren. Da diese Vögel sehr schwer sind, größer als Enten und das Fliegen aus dem Stand heraus nicht beherrschen, musste die Bahn für sage und schreibe 70 Mio. DM Dämme aufschütten, und zwar in zwei Reihen hintereinander, damit diese Vögel auch Anlauf nehmen konnten, um über die Stromleitungen zu kommen. Dies schien zum Schutze der außerordentlich scheuen und seltenen Vögel unabdingbar notwendig zu sein.

Nach einem zufälligen Gespräch mit meinem Kollegen stellte sich heraus, dass dessen Urgroßvater aus altersbedingten Gründen diese Vögel aus der ungarischen Ebene geholt und in Brandenburg angesiedelt hatte, um sie leichter jagen zu können. Die Vogelart wurde nun von einem selbsternannten Vogelwart aufgezogen, indem er den Vogeleltern die Eier im Nest wegnahm und künstlich ausbrütete.

Die Folge war, was ich später erfuhr, dass diese Nestgezüchteten genetisch so verblödet waren, dass sie ihren natürlichen Instinkten nicht mehr zu folgen vermochten. Statt Flüchtlinge waren aus den Nachkommen „Fütterlinge" geworden. Als ich einen meiner Mitarbeiter bat, sich diese Vögel

anzuschauen, ging er trotz des dringenden Verbots, nahe an den Zaun heranzugehen, heran, und was geschah?

Die angeblich so scheuen Vögel kamen wie Hühner und Enten gelaufen und wollten gefüttert werden. Ich habe mich selten so für den Naturschutz geschämt und es abgelehnt, mit dem selbsternannten „Naturschützer“ auch nur ein Wort zu reden.

Von den 73 damals vorhandenen Vögeln sind inzwischen, so wie mir berichtet wurde, 23 übrig geblieben, den Rest hat bereits der Fuchs geholt!

Ein zweites, nicht weniger brisantes Thema betrifft den Schutz des afrikanischen Elefanten. Er schien wegen des Elfenbeinraubes kurz vor dem Aussterben zu stehen. Deshalb wurde er unter Schutz gestellt und in Reservaten / Naturparks angesiedelt.

Die Folge war eine fast explosionsartige Vermehrung dieser Dickhäuter, die mangels konkurrenzfähiger Lebewesen so gewaltig war, dass die gesamte Baumwelt, in der sie lebten, sehr darunter litt und nunmehr ihrerseits unter Schutz gestellt werden musste. Die Baumkronen in der Savanne fraßen die langhalsigen Giraffen, den Rest die Elefanten. Also wurden ganze Herden von Elefanten für ungeheures Geld tausende von Kilometern weit entfernt umgesiedelt und fraßen nunmehr dort alles leer. Es wird nicht lange dauern, dann wird der heute noch geschützte Elefant wieder zum Abschuss freigegeben, eben weil die durch falsch praktizierten Naturschutz eingetretenen Schäden wieder beseitigt werden müssen, ein geradezu paradoxes Ergebnis, das auch hier zeigt, dass überzogener Artenschutz sich selbst ad absurdum führt. Mittlerweile sind tatsächlich die Elefanten in Südafrika wieder zum Abschuss freigegeben worden, weil man ihrer nicht mehr Herr wird.

Vernünftiger Naturschutz in der Praxis

Ich will aber, durch die Erfahrungen jahrelanger Arbeit im Städtebau und vor allem im Verkehrswegebau geprägt, Ihnen die Vorzüge eines vernünftigen Naturschutzes, eingebettet in alle Überlegungen, die ihm zunächst entgegenzustehen scheinen, schildern. Ich überlasse Ihnen, den Leserinnen und Lesern, dann das Urteil darüber, ob ein vernünftig betriebener Natur- und Umweltschutz uns nicht allen, vor allem auch unseren Nachkommen, zugute kommt.

Verkehrswegebau:

Der Verkehrswegebau in Deutschland umfasst auf Bundesebene

– den Fernstraßenbau

– den Schienenwegebau

– den Wasserstraßenbau

– den Hafen- und Flughafenbau, die wir wegen vielfältiger Besonderheiten, die das allgemeine Thema zu sehr komplizieren würden, zunächst einmal ausnehmen.

Deutschland ist eines der Länder mit der höchsten Bevölkerungsdichte in Europa sowie das Land mit der höchsten Verkehrsdichte, weil es als Transitland von Nord nach Süd und in immer stärkerem Maße von Ost nach West dient und damit die höchsten Verkehrsleistungen zu bewältigen hat. Eine vernünftige Verkehrsplanung hatte daher vor allem nach der Wende absolute Priorität.

Aus dieser Erkenntnis heraus war es dringend notwendig, das gesamte Verkehrswegenetz unter die Lupe zu nehmen, neue Planungen aufzumachen, um die zu erwartenden Verkehrströme bewältigen zu können. Die bisherigen Gesetze und die darauf basierenden Fünfjahrespläne waren deshalb zu überarbeiten. Wer sich vorstellt, da seien einige Landkarten zu überarbeiten gewesen, der irrt sehr gründlich. Schon die früheren „ Pläne“ aus den siebziger Jahren umfassten hunderte von Aktenordnern. Die zahllosen Gutachten hierzu nicht einmal einbezogen.

Wie geht man denn nun an eine solche Aufgabe heran?

Das Verkehrsministerium sah natürlich seine Schwerpunkte in der Verkehrspolitik, das Umweltministerium sah seine Schwerpunkte mehr in der Umwelt- und Naturschutzpolitik. Diese unterschiedlichen Interessenlagen mussten nun einmal ausgefochten werden, was, vorweg gesagt, außerordentlich schwierig war, aber letztlich doch gut geklappt hat.

Am Ende standen nämlich 2.600 Verkehrsprojekte, die bis ins Einzelne „durchgeflöht“ worden waren auf die von ihnen ausgehenden Probleme und Gefahren.

Ziele und Lösungen

Zunächst standen die grundsätzlichen Probleme im Vordergrund, möglichst viele Anteile von den durch Gutachten untersuchten, zu erwartenden Verkehrströmen von der Straße weg auf die Schiene und von da weg auf die Wasserstraßen zu verlagern. Wenn das so einfach gewesen wäre, dann wäre man da auch sehr schnell im Grundsatz einig gewesen.

Nun stellte sich aber heraus, dass die Bahn wegen ihrer altmodischen und maroden Infrastruktur nicht einmal in der Lage gewesen wäre, auch nur 10 % des Zuwachses der Verkehrssteigerung im Osten Deutschlands aufzunehmen, wohlgemerkt, des zu erwartenden Verkehrszuwachses! Die Wasserstraßen wären auch nur in der Lage gewesen, einen verschwindenden Bruchteil an langlebigen Gütern (Sand, Kohle, Steine oder Erden) aufzunehmen.

Mit der grundsätzlichen, wirksamen Verlagerung der Verkehrsströme war es also nicht so weit her. Wer etwas anderes behaupten sollte, den kann ich gern eines Besseren belehren.

Es kam also darauf an, aus den wenigen Möglichkeiten, die man hatte, einen vernünftigen Mix zu bauen, angefangen von der Vermeidung von Parallelausbauten von Straße und Schiene bis hin zur intelligenten Verkehrstelematik, d.h. Steuerung durch die EDV.

Wie hier noch Umwelt- und Naturschutz betrieben werden sollte und konnte, war vielen Beteiligten zu dieser Zeit absolut unklar. Der Verkehrsminister war deshalb anfangs sehr skeptisch, weil er seine ureigenen Probleme kaum in den Griff zu kriegen glaubte.

Dennoch entwickelte sich die Lage ganz anders, viel positiver, als die meisten gedacht hatten.

Die Lage entwickelte sich wie folgt:
Die Länder hatten natürlich ihre eigenen Vorstellungen zu Lösungen ihrer Verkehrsprobleme und legten ihre Pläne dazu dem Verkehrsminister vor, weil der sie bezahlen sollte. Dieser gab diese Pläne an den Umweltminister mit der Bitte um Prüfung, ob nach den durchgeführten Gutachten Schwierigkeiten aus Umwelt- oder Naturschutzsicht bestanden. Diese waren natürlich mehr als reichlich vorhanden. Eine Vielzahl von Plänen musste daher zur Bearbeitung an die Länder zurückgegeben werden. So mancher Traum eines „Ortsfürsten" drohte daher schon im Vorfeld zu zerplatzen. Manche Ministergespräche mit dem eigenen Minister waren erforderlich, um diesen davon zu überzeugen, dass man z.B. einen früheren Ministerpräsidentenkollegen aus seinem Stammland Niedersachsen (meinen heutigen Chef Sigmar Gabriel) „aufs falsche Pferd" gesetzt hatte, was man dem eigenen Minister (früher Frau Dr. Merkel, danach Jürgen Trittin) nicht antun mochte, denn spätestens in Brüssel sei – eben wegen der stringenteren europäischen Regelungen – Schluss mit Lustig. Ich als insoweit verantwortlicher Berater jenes Umweltministers mochte mir nach seiner Rückkehr aus Brüssel nicht anhören wollen: „Welcher Idiot hat mir denn so einen Ratschlag gegeben?"

Kooperation statt Konfrontation
Wir mussten daher unseren eigenen Ansprüchen genügen, die anderen überzeugen. Dies gelang auch gut. Nach dem Motto „Kooperation statt Konfrontation" bekam das Umweltministerium sämtliche (Millionen) Daten in digitalisierter Form vom Verkehrminister und konnte so mit Hilfe der viel geschmähten EDV diese mit den eigenen Daten (Schutzgebiete und besonders empfindliche Naturräume) abgleichen. Die Folge war, dass bereits im Vorfeld sämtliche Problemfelder erkannt und gegengesteuert werden konnte. Umwelt- und Naturschutz hatten sich binnen weniger Monate als Planungshelfer für die Länder und den Verkehrsminister entwickelt, konnten frühzeitig den Finger heben und auf die zu erwartenden und zu lösenden Konflikte aufmerksam machen.

Dieses „Frühwarnsystem" war einzigartig in Europa und dient nunmehr als Muster für alle anderen Mitgliedsstaaten. Hierdurch konnten Millionen von Euro an Planungskosten eingespart und die Planungsprozesse sogar noch beschleunigt werden, ein Ergebnis, mit dem niemand zuvor gerechnet hatte.

Um es ganz konkret in Zahlen auszudrücken:
Von den 2.600 insgesamt von den Ländern geplanten Verkehrsprojekten wurden ca. 700 Projekte einer sogenannten „Umweltrisikoeinschätzung" unterzogen, d.h. erkennbare Auswirkungen auf Mensch, Tier, Pflanze, Boden, Wasser und Luft sowie deren Wirkungsgefüge zueinander wurden durch Gutachter untersucht und bewertet und für gut oder schlecht befunden. Waren sie schlecht, dann wurden sie an die Länder zurückgegeben - natürlich nach ausführlichen Besprechungen mit all den Fachleuten der Länder und nicht über deren Köpfe hinweg – und führten zu Um- bzw. zu Neuplanungen.

Waren sie gut (bereits umgeplant), dann wurden sie in den sogenannten „Vordringlichen Bedarf" eingestellt.

Die dann noch übrig gebliebenen ca. 300 Projekte wurden nochmals „durchgeflöht", davon blieben dann immer noch ca. 150 Projekte übrig, die so, wie sie erneut eingereicht wurden, nicht zu verwirklichen waren. Diese sind dann – nach erneuter Überarbeitung – mit einem sogenannten „Ökosternchen" versehen worden, was nichts anderes ist als noch zu behebende Umweltprobleme, die erst dann vom Bundestag für gut befunden werden können, wenn diese Fragen abgearbeitet sind. Ein Ergebnis, auf das alle Verkehrs- und Umweltplaner stolz sein können, denn nicht in einem einzigen Fall war der Gang nach Brüssel mit der Bitte um eine – sehr schwer zu erlangende – Ausnahmegenehmigung erforderlich.

Wasserstraßenbau
Wasserstraßen gehören zu den empfindlichsten Ökosystemen auf dieser Erde, weil sie eine ungeheure Vielzahl von Lebewesen aller Arten enthalten. Immerhin hat sich nach heutigen Erkenntnissen sämtliches Leben auf diesem Planeten aus dem Wasser als Lebenselixier heraus entwickelt!

Wird in dieses System eingegriffen, dann drohen oft irreparable Schäden. Welche Sünden der Mensch durch die Begradigung und Kanalisierung der Flüsse begangen hat, das sieht man am besten an Rhein und Mosel und, wie fast jedes Jahr, an den Folgen der Hochwässer. Retentionsräume, d.h. Rückzugsräume für das überlaufende Hochwasser sind größtenteils zugebaut, die Schäden entsprechend groß.

Deshalb ist es gerade in den ostdeutschen Ländern zu heftigen Auseinandersetzungen zwischen den Wasserbauern und der Binnenschifffahrt auf der einen Seite und den Naturschützern auf der anderen Seite gekommen, die heute noch andauern. Auenwälder, wie sie heute noch an der Elbe und Oder als Europas schönste Flusslandschaften existieren, die zum Fortbestehen Hoch- wie Niedrigwässer abwechselnd brauchen, müssen erhalten bleiben und absoluten Vorrang vor Ausbaumaßnahmen eingeräumt bekommen. Hier prallen Ideologien aufeinander, die hoffentlich zugunsten des Naturschutzes ausgehen. Denn sind die Landschaften erst einmal zugebaut, dann sind die Schäden irreparabel ebenso wie die Folgeschäden für die gesamte dort noch anzutreffende Artenvielfalt, die es in Westdeutschland schon lange nicht mehr gibt.

Der größte Verbündete des Naturschutzes ist dabei das mangelnde Geld, denn für den Wasserstraßenbau stehen bis zum Jahre 2015 nur knapp 900 Mio. Euro zur Verfügung, während für die angedachten Planungen insgesamt 5,1 Mrd. Euro erforderlich wären. Anders als im Straßenbau und im Schienenwegebau sind Vorfinanzierungen durch private Dritte nicht zu verwirklichen, weil es wirtschaftlich letztlich uninteressant wäre.

Hoffentlich bleibt es so, damit die Natur ihre Chancen behält.

Dr. Erhard Tittel
Bundesministerium für
Umwelt, Naturschutz und
Reaktorsicherheit

Der Ratinger Geologische Wanderweg und andere Naturdenkmäler

Wer kann sich noch an die kleine Broschüre erinnern, die 1994 vom Ratinger Stadtmuseum herausgegeben wurde und dem Leser (und Wanderer) 15 geologische Highlights rund um Ratingen nahebringen wollte, an denen unsere Heimat so reich ist? Leider ist die Broschüre (Lit. 1) nahezu in Vergessenheit geraten, wie Nachfragen in der Stadtverwaltung ergeben haben.

Übrigens hat der Autor Rosendahl schon 1989/90 die Grundlage für die lesens- und erfahrungswerte Broschüre mit einer geologischen Kartierung des Lintorfer Raumes und einer dazugehörigen Erläuterung von 90 Seiten im Rahmen seiner Examensarbeit geschaffen. Das Untersuchungsgebiet erstreckt sich hier von Angermund bis zur A3 und reicht von der Nordgrenze Lintorfs bis südlich Tiefenbroich und Haus Cromford. Etliche der im Ratinger Geowanderweg beschriebenen Punkte sind darin bereits erfasst. Ein komprimierter Bericht über die Arbeit findet sich in der „Quecke“ Nr. 60 (Lit. 3). Eine andere Zusammenfassung der geologischen Gegebenheiten unserer Heimat, hier unter dem Aspekt des Vorkommens und Abbaus von Bodenschätzen, wurde bereits 1968 in der „Quecke“ veröffentlicht (Lit. 4). Allerdings wird in diesem frühen Beitrag das Karbonzeitalter um knapp 100 Mio Jahre jünger angesetzt, als es nach heutigem Kenntnisstand tatsächlich ist.

Wenn auch einige Punkte im Laufe der Zeit verwachsen oder unzugänglich geworden sind, so sind andere auch heute einen Besuch wert. Einige davon und auch anderweitige geologisch interessante Stellen sollen nachfolgend unseren Lesern vorgestellt werden. Die Nummern der in Lit. 1 beschriebenen Aufschlüsse sind im nachfolgenden Text in Klammern gesetzt. Mit dem Wanderweg ist auch ein Gang durch die Erdgeschichte verbunden, da sich das Programm von den ältesten Zeugnissen aus der Devonzeit vor fast 400 Mio Jahren bis in die jüngere Eiszeit vor 100.000 Jahren und darüber hinaus bis zur Gegenwart spannt.

Felsrippe unterhalb des Hofes Götzenberg mit einem eingelagerten Band aus sog. Schwarzbach-Konglomerat. Die etwa in Bildmitte sichtbaren Gerölle sind in der Devonzeit von Westen in eine Felsrinne eingeschwemmt worden, die sich damals im Meeresboden befand. (Maßstab: Zollstocklänge 1 m)

Im Schwarzbachtal (1) sind in Höhe des Götzenberg-Hofes am Nordhang die ältesten geologischen Zeugnisse des Ratinger Raumes zu finden. Hier haben sich vor mehr als 360 Mio Jahren im Mittleren Devon in einer Rinne am Boden des Flachmeeres Schutt und Geröllmassen gesammelt, die von den damaligen Flüssen eines im Westen (bei Krefeld) gelegenen Nordkontinents (Old Red Continent) eingetragen worden sind. Diese Schuttmassen wurden durch Bindemittel (z.B. Tone) verkittet und schließlich zu sog. Konglomeratgestein verfestigt. Der sehr gut nachvollziehbare Aufschluss (siehe Lit. 2) am Nordhang unmittelbar unterhalb des Gehöftes zeigt über ca. 6 m Höhe von unten nach oben steilstehenden rötlichen Schluff- und Feinsandstein, darüber die leicht nach rechts einfallende 2 m hohe mit Konglomerat gefüllte Rinne, darüber weiteres Festgestein. - Der in der Beschreibung des Geoweges (Lit. 1) beschriebene Aufschluss liegt dagegen am Fußpfad etwa 300 m bachaufwärts und besteht ausschließlich aus Konglomeratfelsen, in denen hier bis kopfgroße Blöcke von Kieseln, Karbonatstein und Milchquarz eingelagert sind.

Spektakulär ist der Aufschluss im ehemaligen Steinbruch Cromford

Punkt 3 des Ratinger Geowanderweges: Das Südufer des Blauen Sees wird von einer gut 30 m langen und bis 15 m hohen, mit ca 60° steil einfallenden Devonschieferwand begrenzt

am Blauen See (4), wo eine etwa 350 Mio Jahre alte Kalksteinwand aus dem Unteren Karbon zu sehen ist. Das Karbonzeitalter setzt man bei uns ja eher mit den Kohlevorkommen des Ruhrgebiets in Verbindung, aber es gab in dieser Zeit auch Kalkriffe im Flachbereich vor Meeresküsten, aus denen sich die Kalksteinfelsen bildeten. Obwohl diese eindeutig von weißer (oder gelblicher) Farbe sind, nennt man

Eine ganz andere Attraktion am Blauen See ist ein über 30 m hoher, mehr als 140 Jahre alter Mammutbaum am Aufstiegsweg auf das Plateau der Kalksteinfelsen, westlich hinter dem Spielplatzgelände

sie wegen ihrer Entstehung in der Karbonzeit Kohlenkalke.

Übrigens wurde bei der Klosterkirche Maria Laach in der Eifel, die sonst ausschließlich aus lokalem Vulkangestein erbaut ist, für die schlanken Säulen der Vorhalle (sog. Paradies) ebenfalls ein Kohlenkalk verwendet, der aber hier aus den belgischen Ardennen stammt und schwarz erscheint.

Der Aufschluss am Blauen See ist als einziger der Ratinger Geopunkte durch eine vor Ort aufgestellte Infotafel kommentiert, die sogar erst 2004 wieder restauriert worden ist. Nach dieser besteht der Nordteil des Steinbruchs im Bereich der Freilichtbühne und links davon aus Dolomitgestein. Dagegen wird die senkrechte, unmittelbar in das Wasser des Blauen Sees abstürzende Wand aus Kalkstein aufgebaut.

Nicht auf der Infotafel erwähnt ist jedoch, was den Steinbruch geologisch so interessant macht und worauf im Geowegführer unter Punkt (3) hingewiesen ist, nämlich eine ca. 15 m hohe, mit ca 60° einfallende Steilwand aus dunkelgrauem Devonschiefer (allerdings in großen Teilen grün bemoost), die sich am Südostrand des Sees entlang des unteren Rundweges über etwa 30 m hinzieht. Dieses etwa 10 Mio Jahre ältere Gestein aus dem obersten (jüngsten) Devon liegt hier nicht unter dem jüngeren Kohlenkalk, sondern auf gleicher Höhe mit diesem, der allerdings von der Devonschieferplatte durch den Steinbruchbetrieb abgetragen ist. (Man kann sich gut vorstellen, wie sich der Steinbruchbetreiber gewundert haben wird, als hier der Kalkstein schlagartig zu Ende war). Die südöstliche Steinbruchecke, wo der Kalkstein noch auf dem Schiefer aufliegt, ist leider nicht aufgeschlossen, also nicht sichtbar (verwachsen). Ergänzend sollte noch auf einen 32 m hohen, 1862 gepflanzten Mammutbaum hingewiesen werden, der hinter dem Spielplatzgelände links (westlich) von der Zufahrt steht und einen ca. 2,6 m dicken Stamm hat.

Man trifft auch an anderen Stellen im Angertal immer wieder auf Kalkaufschlüsse, z. B. am Wanderweg entlang der Kalkbahn, nur ca. 150 m östlich der Zufahrt zum Märchenzoo, der mehrere steil einfallende Lagen gebankter Schichten von unterschiedlicher

Gut 10 m hohe Kalksteinwand im Angertal am Wegabzweig „Im Wusten“, östlich der Hofermühle

Struktur zeigt. Weitere Kalksteinaufschlüsse im Angertal können beiderseits der Anger an den aufgelassenen Steinbrüchen im Bereich der Hofermühle beobachtet werden. Weiter östlich, am Abzweig des Fahrweges Wusten vom Angerweg, steht am Nordufer eine natürliche, von der Anger herauserodierte Kalksteinwand (an Kolkmarken erkennbar) an, die als Kletterfelsen genutzt wird. Allerdings handelt es sich im Vergleich zum Blauen See nach Osten zu wegen der zum Velberter Großsattel schräg ansteigenden Schichten um immer ältere zutage tretende Gesteine, die - obwohl Kalk -

Kalksteinbruch Schlupkothen bei Wülfrath, Blick in die mit Grundwasser gefüllte ehemalige Abbaugrube, jetzt Naturschutzgebiet

dem Oberen Devon angehören. Schließlich gelangt man in Wülfrath-Flandersbach in dem riesigen Steinbruch Rohdenhaus der Rheinkalkwerke in den Bereich der viele Meter mächtigen Massenkalke an der Untergrenze des Oberen Devon.

Man muss sich vorstellen, dass die Gesteinsschichten von Ratingen her bis Velbert immer höher aufgewölbt worden sind und dann östlich von Velbert wieder abfallen. Dabei wurde die so gebildete Kuppe im Laufe der Jahrmillionen durch Erosionskräfte abgetragen und dadurch sukzessive die tieferen Schichten durch die heutige mehr oder weniger ebene Geländeoberfläche freigelegt. Nach Osten wiederholt sich die Gesteinsfolge spiegelbildlich, sodass man dort auch wieder auf den vom Blauen See her bekannten Kohlenkalk stoßen sollte. Die heute nicht mehr vorhandene Sattelkuppe bezeichnet man daher als Luftsattel.

In der Tat trifft man an der Kuhlendahler Straße, die von Langenberg nach Neviges führt, beim Gehöft Nr. 325 in dem aufgelassenen Kalksteinbruch Zippenhaus wieder auf den Kohlenkalk, wie er auch am Blauen See in Ratingen ansteht. Man befindet sich jetzt auf der anderen (östlichen) Seite des Velberter Großsattels. In dem jetzt als Naturdenkmal ausgewiesenen Steinbruch sind die gebankten Kalksteinschichten zu einem sehr schönen lokalen, etwa 30 m breiten Spezialsattel aufgewölbt, außerdem ist eine kleine schichtenparallele Aufschiebung zu erkennen.

Neben der historischen Entwicklung des Kalksteinabbaus, die im Wülfrather Heimatmuseum anschaulich dargestellt ist, kann die Erdgeschichte im neu eingerichteten Industriemuseum im ehemaligen Steinbruch Erbach studiert werden. Darüber hinaus ist rund um die - jetzt wassergefüllte und als Naturschutzgebiet umgewidmete - Grube Schlupkothen ein Rundwanderweg mit etlichen Informationstafeln eingerichtet.

Der Kalksteinzug Ratingen - Angertal - Wülfrath - Velbert ist durch eine Riffbildung im Flachmeer des Devon entstanden. Diese ist einem wesentlich größeren Riff vorgelagert, das sich von Wuppertal-Dornap über Schwelm - Letmathe - Hemer bis Balve erstreckt, und in dessen Ostteil sich später spektakuläre Karsterscheinungen wie z.B. die berühmten Höhlen Dechenhöhle, Heinrichshöhle, Balver Höhle und andere sowie das Felsenmeer bei Sundwig gebildet haben. Auch diese Entwicklung kann man auf einer Infotafel im genannten Wülfrather Steinbruch nachvollziehen.

Während die vorgenannten knapp unter der heutigen Geländeoberfläche liegenden Karsterscheinungen im devonischen Kalk erst in relativ junger Zeit, nämlich im Tertiär entstanden sind, wurde 1997 im Wülfrather Steinbruch Rohdenhaus in etwa 200 m Tiefe ein großräumiges Höhlensystem von ca. 100 x 700 m Ausdehnung entdeckt, das vollständig mit Sedimenten aus der Kreidezeit ausgefüllt war, die vor 120 Mio Jahren durch unterirdische Flusssysteme in die damals schon vorhandenen Hohlräume eingetragen worden sein müssen (Lit. 5). Bis dahin waren solche in größerer Tiefe auftretende sogenannte Tiefenverkarstungen aus dem Erdmittelalter nicht beobachtet worden. Außerdem hat die Sedimentfüllung ein „Eldorado“ von Fossilien enthalten, die noch über Jahre durch das Geologische Landesamt von Nordrhein-Westfalen in Krefeld ausgewertet wurden. Leider konnte das Höhlensystem, nachdem die geologische und paläontologische Bestandsaufnahme und Dokumentation erfolgt war, nicht erhalten werden, da es genau im Abbaugebiet der Kalkwerke lag. Außerdem würde die Grube nach Einstellung des Abbaus und Beendigung der derzeitigen Absenkungen des Grundwassers von diesem wieder viele Meter hoch geflutet werden.Vereinzelte isolierte Kalkvorkommen liegen auch weiter nördlich von der genannten Linie Ratingen – Wülfrath.

Ratingen, Pfarrkirche St. Peter und Paul: in der vertieften Kapelle im Innern des Westturms steht dieses Taufbecken aus Ratinger Marmor.
Das achtseitige Becken ruht auf einem quadratischen Sockel, der auf jeder der vier Seiten ein Engelrelief trägt

Bei Ausschachtungsarbeiten für den Neubau des Lintorfer Schulzentrums wurden 1972 in der Baugrube sowohl Dolomitgestein des Unterkarbon wie plattige Schieferschichten des Oberkarbon angeschnitten (Lit. 6). In dem temporär auf Halde abgekippten Gesteinsmaterial wurden durch den Autor Ruthmann zahlreiche Fossilienreste sichergestellt und ausgewertet. Einige Exemplare wurden dem Löbbecke Museum in Düsseldorf zur Verfügung gestellt. Unter anderem wurden Muschelschalen, Korallen und Seelilien (Crinoiden) gefunden. Letztere sind weit verbreitet, besonders ihre Stielglieder, die sich in dünne Scheiben zerlegen und dabei Miniaturmünzen ähneln (daher die volkstümliche Bezeichnung Bonifatiuspfennig), werden vielerorts in Kalksteinaufschlüssen angetroffen, so auch in den Devon-Kalkmulden der Eifel. Besonders schöne Exemplare finden sich z.B. an Punkt 23 des Hillesheimer Geo-Pfades, der den aufgelassenen Kalksteinbruch Weinberg zwischen Berndorf und Kerpen/Eifel erläutert (Lit. 7).

Eine Spur ganz anderer Art wurde in der genannten Grube ebenfalls freigelegt, nämlich bis 5 m tiefe Hohlräume, die auf Einsturzvorgänge im Bereich der alten Lintorfer Bergwerksanlagen zurückgehen. Für die Verfüllung waren nicht unbeträchtliche Mengen von Beton erforderlich.

Ein weiteres isoliertes Kalksteinvorkommen liegt im Wald nördlich von Lintorf zur Grenze nach Duisburg, westlich des Fahrweges In

Formsandgrube Liethen in Ratingen-Homberg. Entgegen normaler Sandanschnitte bleibt dank des im Formsand enthaltenen Bitumenanteils eine fast senkrechte ockergelbe Wand standfest erhalten. Die abdeckende Humusschicht ist relativ dünn

der Drucht. Ein Wassertümpel weist auf eine alte Kalkabbaugrube hin, wie man an den Ufern feststellen kann (Lit. 4). Auf den dortigen frühen Kalkabbau deuten noch Relikte eines Kalkbrennofens und im Gemarkungsnamen erhaltene Transportwege hin. Ganz in der Nähe befindet sich ein kleiner Aufschluss, der gebankte Kalksteinschichten in einer wenige Meter breiten und hohen lehrbuchmäßigen Spezialfalte zeigt. Ein Bild davon findet man in Lit. 8a. Diese geht auch ausführlich auf den Lintorfer Bleibergbau ein, von dem man in dem genannten Waldgebiet eine ganze Reihe von Relikten findet. Einige Schachtbereiche sind sogar wegen Einsturzgefahr mit massiven Zäunen und Warnschildern durch das Oberbergamt Gelsenkirchen gesichert. Im Ort Lintorf selbst weisen nur noch einige Straßennamen (Bleibergweg, Zechenweg, Broekmanstraße) auf den ehemaligen Bergbau hin – wenn es nicht gelegentlich zu Tagesbrüchen kommt. Zuletzt so geschehen am Bleibergweg am 2. Weihnachtstag 2001 unmittelbar hinter der Rehhecke (siehe Rheinische Post vom 1. 3. und 19. 4. 2002). Ein ähnlicher Vorfall passierte schon früher unweit – nomen est omen – der Gaststätte Zur Alten Zeche).

Der Lintorfer Bergbau ist aber ein eigenes Kapitel, auf das in diesem Beitrag nicht näher eingegangen werden soll, siehe hierzu ausführliche Dokumentation in der „Quecke“, Lit. 8a-c.

Kommen wir zum Ratinger Geoweg zurück, so wird unter Punkt (5) der in der Nähe der A3 hoch über der Anger auf einem Felssporn thronende ehemalige Rittersitz Gräfgenstein genannt. Er steht auf Sandstein des Unteren Karbon, allerdings kann der Wanderer davon wegen der überlagernden Vegetation so gut wie nichts erkennen. So bleibt nur das historische Bauwerk des Wohnturmes der einstigen mittelalterlichen Burganlage aus dem 15. Jh. zu bewundern.

Eine andere heute wassergefüllte Steinbruchgrube befindet sich im Ratinger Süden, das Schwarze Loch (2). Hier wurde „Ratinger Marmor“ abgebaut, ebenfalls ein Kalkstein aus der Devonzeit (hier mittleres Devon - ca. 360 Mio Jahre alt). Seinen Namen hat das Vorkommen von seiner guten Polierbarkeit und dem bisweilen tiefschwarzen Aussehen, das durch geringfügige Einlagerung bitumenartiger Biomasse bedingt ist. Daneben treten helle Bänderungen aus Calcit auf. Leider ist am Ort nur wenig zu sehen wegen üppiger Vegetation über die Bruchwände, überdies ist das eingezäunte Gelände in Privatbesitz. Aber man findet in Ratingen Produkte, die aus diesem Material hergestellt wurden, so z.B. in St. Peter und Paul das Taufbecken, und auch die Weihwasserbecken an den Turmeingängen. Das große Becken an der Nordwand hat in dem schwarzen Material eine auffällige weiße Calcitader. Weitere Objekte sind diverse Türstürze und -schwellen sowie Seitenwangen an den historischen Häusern Oberstraße Nr. 16 und Nr. 18 sowie an der Adler-Apotheke am Marktplatz, ferner die Innentreppe in Schloß Hugenpoet. Im Stadtmuseum liegt ein Türsturz aus Ratinger Marmor mit der eingemeißelten Jahreszahl 1757, der hat allerdings eine mehr ockerbraune Farbe, jedenfalls ist er bei weitem nicht schwarz.

Am Lintorfer Weg (6) westlich der über eine Brücke führenden Kölner Straße ist ein Aufschluss beschrieben, der 300 Mio Jahre alte Tonschiefer des Oberen Karbon zeigen soll. Hier sieht der Wanderer nur noch wenig, an der rechten Böschung liegt vereinzelt verstreutes Splittermaterial, das sogar bisweilen fossilführend ist. Dagegen stehen auf der linken Seite

Großer Lochquarzitblock in einer umzäunten Waldschonung am Westabhang des Stinkesberges

Naturdenkmal an der Kettwiger Ruhrschleuse: Dieser 6 t schwere Findling aus nordischem Granit wurde in der Riß-Eiszeit vor 250.000 Jahren durch die Gletscher aus Skandinavien bis hierher verfrachtet

zwischen Einmündung der Auffahrt und Brücke noch ca. 0,5 m hohe Partien feiner Schieferplatten an, die allerdings durch Flechten völlig vergrünt sind. Die leicht nach Norden einfallenden Schiefer wurden durch den Bau der Straßenunterführung in einem ca. 6 m tiefen Geländeeinschnitt freigelegt. Mit großem Glück findet man vielleicht bei vorsichtigem Aufspalten von Schieferstückchen noch Fossilienreste (z.B. Abdrücke von Farnpflanzen). Einige solcher Funde sind im Stadtmuseum ausgestellt. Wenn man von hier weiter nach Norden fortschreitet, so gelangen in Richtung Mülheim immer jüngere Schichten des Karbons an die Oberfläche. So ist in Broich am Kassenberg, in dem Steinbruch der Firma Rauen an der Trasse der ehemaligen Ruhrtalbahn eine bis 40 m hohe Abfolge von dicken gebankten Sandsteinschichten zu sehen, die mit Schiefertonen und in einem Fall sogar Toneisenstein wechseln. Das Kohleflöz Mausegatt ist ebenfalls eingelagert. Die Gesteinsschichten sind stark fossilführend. Auf der gegenüberliegenden Seite der Ruhr ist entlang der Mendener Straße unterhalb des Bismarckturms auf etwa 700 m Länge ebenfalls zum Karbon gehörender gebankter Schiefertonstein und Ruhrsandstein aufgeschlossen. Diese nach links (also Nordwest) mit etwa 20° Neigung einfallenden Schichten sind älter als diejenigen auf der anderen Ruhrseite und enthalten die ersten (ältesten) Kohlenflöze, die aber in dem Straßenanschnitt nicht sichtbar sind.

Recht eindrucksvoll ist der Aufschluß in der Homberger Formsandgrube Liethen (8) an der Straße nach Wülfrath, kurz vor dem Abzweig nach Homberg-Süd, wo mehrere Meter hoch die 25 Mio Jahre alten Grafenberger Sande aus dem oberen Oligozän (Tertiär) anstehen. Die fossilienreichen Feinsande lagerten sich in einem flachen Meeresabschnitt der Nordsee ab, die zu jener Zeit bis in den Ratinger Raum vorgedrungen war. Die Sande haben eine kräftig ockergelbe Farbe und sind wegen ihres leichten Bitumengehaltes sehr standfest, weshalb sie sich auch in der eisenverarbeitenden Industrie für die Verwendung als Formsand besonders gut eignen.

Leider ist das inzwischen massiv eingezäunte Gelände für Unbefugte nicht zugänglich und der Betreiber reagiert empfindlich auf Eindringlinge, da schon lange eine Kontroverse zwischen ihm, der Kreisbehörde, der Stadt und einer Bürgerinitiative wegen einer beabsichtigten Deponieverfüllung der nicht mehr genutzten Grube schwelt. Letztere möchte das Gelände als Biotop erhalten (z.B. Rheinische Post vom 21. Februar 2002).

Eine andere ähnliche Grube (Muscheid) gab es in Lintorf am Fliegelskamp (7), wo bis in die 1960er-Jahre sog. Ratinger Ton abgebaut wurde, ebenfalls aus dem Oligozän, aber mit 32 Mio Jahren etwas älter als der Homberger Sand. Heute liegt dort der malerische Lintorfer Waldsee mit einem umlaufenden Fußweg, aber von dem früheren Grubenprodukt sieht man kaum etwas.

Um die Kuppe des Stinkesberges (9) ranken sich zahlreiche Legenden über alte germanische Kultstätten oder die Missionierungstätigkeiten des Hl. Suitbertus. Ausführliches hierzu findet sich in Lit. 9, auch zum korrekten Namen, in diversen Wanderkarten kann man Stinkenberg lesen. Wirklich handfeste Fakten zur Geschichte des Berges hat man bisher nicht gefunden. So bleiben auch der Frauenkopf und andere Gesichtsreliefs und sonstige eingemeißelte Geheimzeichen in den Quarzitblöcken auf der Bergkuppe rätselhaft, wenn man vielleicht auch Anklänge an den Jugendstil empfinden kann. Immerhin hat im Dritten Reich die - fälschliche - Ansicht, es handele sich um ein germanisches Heiligtum, dazu geführt, daß die ursprünglich mitten durch den Stinkesberg geplante Autobahn A3 nach Osten auf die heutige Trasse verlegt wurde.

Der geologische Hintergrund der Felsen ist dagegen klar, es handelt sich um 20 Mio Jahre alte sog. Lochquarzite aus dem Miozän, einer Epoche des Tertiärs. Der Name deutet auf die an einigen Felsen sichtbaren Löcher, die erhaltene Hohlräume ehemaliger Baumwurzeln darstellen. Der Sand der Wurzelzone wurde dabei durch den Einfluss der reichlich vorhandenen Humussäure zu festen Quarzitblöcken umgewandelt, die sich samt der Wurzellöcher bis heute erhalten haben. Die Löcher fallen besonders auf, da heute darin vielfach wieder Erdreich eingeschwemmt ist, in dem sich neue Vegetation angesiedelt hat. Besonders auffällige Quarzitblöcke dieser Art findet man südwestlich der Bergkuppe in einer eingezäunten Baumschonung.

In Lit. 10 ist die Bildung dieser Lochquarzite detailliert beschrie-

Auf dem Plateaugelände des Blauen Sees ist der Zugangsweg zur Naturbühne teilweise von Flußgeröllen der Oberen Rheinterrasse bedeckt, in denen sich laut Infotafel auch Komponenten aus nordischem Gestein befinden. (Bildbreite ca 45 cm)

ben und ihr heutiges Aussehen für einige Exemplare im Bild dargestellt. Andere Quarzitblöcke wurden in der Lintorfer Tongrube „Am Fliegelskamp“, am Schloß Linnep, an der Landstraße zwischen Kettwig und Werden sowie im Aaper Wald gefunden, ein Hinweis dafür, daß es sich im Tertiär um ein ausgedehntes Vegetationsgebiet gehandelt hat. Neben den eiszeitlichen Findlingen (s. unten) wurden auch die Quarzitblöcke gerne als Gedenksteine verwendet. So steht ein solcher Block auf dem alten Lintorfer Friedhof als Ehrenmal des Turn- und Sportvereins Lintorf 08 zum Andenken an dessen im Ersten Weltkrieg gefallene Mitglieder.

Für den Stinkesberg ist die in verschiedenen Wanderkarten eingetragene Bezeichnung Findling irreführend, da man hierunter nordische Gesteinsblöcke (meist Granit) versteht, die während der Eiszeiten durch die skandinavischen Gletscher in unsere Gegend verfrachtet wurden. In der vorletzten Eiszeit (Saale - Riß vor ca. 250.000 Jahren) ist das Eis besonders weit nach Süden vorgestoßen, und verschiedene Gletscherzungen haben etwa auf der Linie Ratingen - Eggerscheidt - Hösel Bhf - Kettwig - Werden Halt gemacht, und so sind nördlich dieser Linie wiederholt „echte“ Findlinge zu sehen, die aber meist als Naturdenkmäler an andere Stellen verbracht wurden. Ein solcher Findling aus nordischem Granit wurde Ende der 1930er Jahre im Bett der Ruhr beim Bau des Kettwiger Stausees gefunden. Er ist heute in den Parkanlagen neben der Schleuse, unmittelbar am östlichen Treppenabgang von der Ruhrbrücke, also in der Nähe der Fundstelle aufgestellt. Ein anderer gleichartiger Findling befindet sich im Vorgarten des Rutherhofes an der Grenze von Kettwig zu Werden. Im übrigen beherbergt der Hof als Attraktion eine große Straußenfarm, die von Besuchergruppen nach Vereinbarung besichtigt werden kann. Ende Mai wird auch ein „Tag der offenen Tür“ veranstaltet. Auf dem Hof kann man Fleischprodukte und Eier dieser Riesenvögel, aber auch Dekoartikel und Lederwaren erwerben. Zur Zeit beläuft sich der Bestand auf ca. 50 Exemplare, die alle aus deutscher Zucht stammen, wie der Halter versichert.

Einen weiteren Findling kann man in Kettwig oberhalb des Krankenhauses, vor dem Haus Am Bögelsknappen Nr. 19 besichtigen, der schon 1913 als preußische Erinnerung zum 100. Jahrestag der Völkerschlacht von Leipzig aufgestellt wurde, wie man einer an dem Stein angebrachten Bronzetafel entnehmen kann. Auch die Begrenzungsblöcke an der Einfahrt zum Schloß Linnep (12) dürften solche versetzten Findlinge sein, wie man auch auf den umliegenden Feldern auf kleinere, für unsere Gegend untypische Granitfindlinge stoßen kann.

Ein anderer Findling aus rötlichem Granit ist ohne weiteren Hinweis in Hösel neben dem Parkstreifen vor der evangelischen Adolf-Clarenbach-Kirche aufgestellt.

Und schließlich wurde Mitte der 80er Jahre ein Findling, der von einem anderen Typ als die zuvor genannten ist, im Gedenken an das langjährige Wirken des Kettwiger Försters Hubert Prigge im Dienste des Freiherrn Max von Fürstenberg direkt am Fundort aufgestellt. Dieser liegt - noch auf Ratinger Gebiet - auf der Ruhrhöhe direkt am markierten Ruhrhöhenweg in Richtung Mintard, einige 100 m westlich der Essener Straße, bevor diese in Serpentinen am „Esel“ in das Ruhrtal hinabführt.

Auf der anderen Seite führt ein Forstweg in eine aufgelassene und größtenteils verfüllte Kiesgrube. Ein Schild „Naturdenkmal“ verweist auf eine stehengelassene, allerdings völlig verwachsene Abbauwand, in der man vereinzelt auf Geröll und Kies, zuweilen auch auf einen kleinen Findling stoßen kann. Denn der frühere Abbau beutete das Geschiebematerial einer eiszeitlichen Gletschermoräne aus.

Weitere typische Muster eiszeitlicher Findlinge kann man z.B. im „Geologischen Garten“ in Bochum-Wiemelshausen, Am Dornbusch, bewundern, der auch sonst sehenswert ist. So ist in dem ehemaligen Steinbruch das „flözführende Karbon“ mit den Kohleflözen „Dickebank“, „Wasserfall“ und „Sonnenschein“ angeschnitten, in denen auch verbrochene Stollen erkennbar sind. Das Karbon ist zudem von Mergelschichten aus der Kreidezeit überlagert (Deckgebirge), für die es im Ratinger Raum keine Belege gibt.

Eher unscheinbar, aber trotzdem interessant, kann man in Hösel (10) zwischen den Ortsstraßen Am Tannenbaum und Am Pannschoppen die vom Urrhein vor 2 Mio Jahren abgelagerten Flussschotter nachvollziehen. Man braucht auf dem verbindenden Waldpfad hinter der Pferdekoppel nur weni-

Großer Baggersee bei Angermund, südlich des Ortes und östlich der Bahnlinie. Das Südufer läuft in einen flachen Strand aus einem Schotter-Sand-Gemisch aus

ge cm tief zu schürfen und man stößt auf diverse gut gerundete Steine und Steinchen verschiedener Größe und Farbe aus unterschiedlichstem Material - völlig untypisch für einen Waldboden. Hier liegt die höchste und älteste der sich nach Westen erstreckenden verschiedenen Rheinterrassen aus der Flußgeschichte, die sog. Hauptterrasse. Ihr Niveau liegt auf 110 m über NN. Viel leichter, weil offenliegend, lassen sich solche Schotter aber am Blauen See auf dem über das Plateau an der Spielplatzanlage vorbeiführenden Fußweg zur Naturbühne beobachten, wo diverse gerundete gelbliche und andersfarbige Gerölle freiliegen, allerdings nicht zu verwechseln mit dem an dieser Stelle beim Wegebau aufgebrachten grauen Splitt. Denn auch die Oberfläche des am Blauen See anstehenden Kohlenkalkes ist mit einer Lage Rheinschotter bedeckt, wie die dort aufgestellte Infotafel erläutert.

Es wäre vielleicht interessant, Art und Zusammensetzung dieser Schotter mit denen des heutigen Rheinbettes zu vergleichen. Z.B. findet man in den Schottern der Hauptterrasse Taunusquarzite aus dem Lahngebiet, Achate und Quarzporphyr von der Nahe, Granite aus den Vogesen, Basalte und Trachyte aus dem Siebengebirge und viele andere.

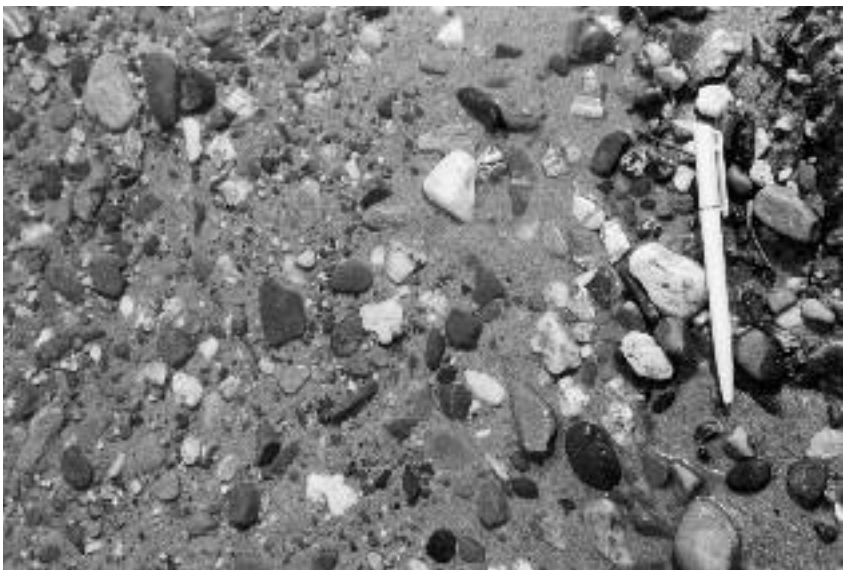
Im Waldgebiet zwischen Ratingen und Lintorf liegt der Langenberg (11), der als Teil der mittleren Rheinterrasse vor ca. 1 Mio Jahren entstanden ist. Das auf gut 100 m über NN liegende Niveau ist gegenüber der Höseler Terrasse 10 m niedriger. Und an der Ratinger Jugendherberge (13) kann man vom Autobahnzubringer (Lintorfer Straße) aus, bei dem man auf dem Niveau der Niederterrasse des Rheins auf 87 m über NN steht, deutlich einen parallel ziehenden Geländeversprung zu einem gut 10 m höheren Niveau erkennen, es ist die Grenzlinie zwischen der Mittel- und der Niederterrasse des Rheins, die sich erst vor ca. 120.000 Jahren zwischen zwei Eiszeiten gebildet hat. Überhaupt sind diese Abstufungen dadurch entstanden, daß einerseits noch geringfügige Landhebungen stattfanden, aber vor allem durch den Wechsel von Eis- und Zwischeneiszeiten die Flüsse über jeweils Zehntausende von Jahren eine höchst unterschiedliche Wasserführung (bis zur Reduzierung auf Rinnsale) und damit auch ein sehr stark wechselndes Transportvermögen für Geröllführung hatten. Dabei fanden die Hauptaufschotterungen eher in den Kaltzeiten durch die im jahreszeitlichen Wechsel auftretenden Schmelzwässer statt.

Die Schotter der Niederterrasse aus der jüngsten Eiszeit (Weichsel - Würm) vor 20 bis 30.000 Jahren wurden in einer Kiesgrube in Ratingen West abgebaut, die heute das Erholungsgebiet Grüner See (14) ist. Ein eiszeitlicher Baumstamm von hier ist im Stadtmuseum ausgestellt.

Weitere aufgelassene Kiesgruben befinden sich z.B. im Kalkumer Forst und südlich von Angermund. Dort ist östlich der Bahnlinie ein großer See vom Angermunder Windsurfing-Club genutzt. Den See kann man z.T. auf Fahrwegen, z.T. auf Fußpfaden umrunden. Zahlreiche Warn- und Badeverbotsschilder weisen auf die Gefahren durch Untiefen, Kaltwasserstellen und -strömungen hin, was von verschiedenen Sohlen des früheren Abbaus herrührt. Der etwa 5 m unter dem weiträumigen Geländeniveau liegende Wasserspiegel zeigt die heutige Grundwasserhöhe des Areals an, die aber mit der Wasserführung des Rheins schwankt. Am Rand des Wasserspiegels erkennt man, daß nicht nur Schotter, sondern auch Rheinkies und feiner Flusssand gewonnen wurde.

Westlich der Bahn liegen beidseitig des Heiderweges zwei weitere wassergefüllte Gruben, von denen die östliche von einem Düsseldorfer Anglerverein genutzt wird. Die westliche Grube hat noch den Zustand seit der Einstellung des Betriebes. Neben neueren Schildern zum Betretungsverbot wird auch noch auf „Lebensgefahr infolge stromführender Kabel“ hingewiesen.

Die Angermunder Kiesgruben wurden seit den 60er Jahren ausgebeutet. Der Betrieb wurde vor einigen Jahren eingestellt, da die zuständigen Behörden für eine Erweiterung des Abbaus keine Genehmigung mehr erteilten. Das auf etwa 15 m Tiefe anstehende Material der Niederterrasse des Rheins besteht hier fast ausschließlich aus Sand, Kies und Flußgeröllen, überwiegend als Quarzit, die auf einer tertiären Schicht verfestigten Meeressandes auflagern, der als Baumaterial nicht verwertbar ist und daher die unterste Abbausohle der Kiesgrube darstellt. Das Material der Rheinterrasse konnte dagegen praktisch ohne Abraumverlust verwertet werden. Es wurde in verschiedenen Klassierungen für das Baugewerbe (Straßen- und Hochbau) aufbereitet, handelsüblich



Detailansicht des Schotter-Sand-Gemisches des Angermunder Baggersees. Die Größe der verschiedenfarbigen Gerölle in diesem Beispiel liegt bei 0,5 - 1, max 1,5 cm. (Kugelschreiberlänge = 14 cm)

waren die nach Korngrößenbereichen unterteilten Stufen 0/2 mm, 2/4 mm, 4/8 mm, 8/16 mm und 16/35 mm. Zeitweise verließen bis zu 100 LKW à 15 t Ladegewicht die Grube westlich des Heiderweges, wofür zwei Zufahrten in das Werksgelände erforderlich wurden. Die Tore sind heute noch vorhanden. Insgesamt wurden allein in dieser Grube ca. 2 Mio m^3 Material abgebaut.

Von wesentlich größerem Ausmaß - ebenfalls durch Kiesabbau entstanden - ist die Seenplatte in der Duisburger Wedau, wo man auch in einer noch betriebenen Grube die Förderprodukte studieren kann. Neben Sand und Kies werden dort auch Geröllschotter verkauft, die nach verschiedenen Größen sortiert (klassiert) werden.

Ein anderes Relikt aus der letzten Eiszeit findet sich am Lintorfer Hülsenberg (15), der auf den dort abgelagerten Schottern der Niederterrasse des Rheins eine bis 1 m mächtige Flugsandbedeckung aufweist. Da in den warmen Zwischeneiszeitperioden die Wasserführung der Flüsse sehr gering war, trockneten die Schotterterrassen weitgehend aus, und die angreifenden Winde, vorwiegend aus Westen, konnten das Feinmaterial zwischen den Kies- und Schottermassen wegblasen. Es wurde dann an weiter östlich gelegenen Geländehindernissen als Flugsand abgelagert.

Im übrigen ist die Situation und Materialzusammensetzung der nach Osten ansteigenden Staffelung der Schotterterrassen des eiszeitlichen Rheins von der Nieder- über die zweistufige Mittelzur (oberen) Hauptterrasse sowie deren tertiärer Untergrund ausführlich in Lit. 11 und 12 beschrieben, wobei auch auf die in der Mittelterrasse stehengebliebenen Erhebungen des Hülsenberges, des Stinkesberges und des Langerberges hingewiesen wird. Auch auf die am Stinkesberg zu beobachtenden Quarzitblöcke wird eingegangen.

Nacheiszeitliche Ablagerungen, die ja auch heute noch andauern, kann man in der Nähe und am Ufer des aktuellen Flußbettes des Rheins, dort besonders bei Niedrigwasser beobachten.

Viele der erdgeschichtlichen Vorgänge, Gesteine und Fossilfunde können übrigens in der geologischen Abteilung des Ratinger Stadtmuseums besichtigt und die Zusammenhänge in anschaulichen Erläuterungen und Grafiken studiert werden. Besonders zu erwähnen sind die ausgestellten Fossilienfundstücke aus den verschiedenen geologischen Epochen und eine Zeitsäule, in der typische Gesteins- und Bodenschichten des Ratinger Raums in ihrer zeitlichen Abfolge aufgeschichtet sind.

Dr. Gerhard V. P. Watzel

Literatur:

1) Klaus Thelen, Tanja Bark, Wilfried Rosendahl: Geologischer Wanderweg Ratingen, Stadt Ratingen - Stadtmuseum 1994

2) Dieter Richter: Ruhrgebiet und Bergisches Land zwischen Ruhr und Wupper, Sammlung Geologischer Führer Bd. 55, Borntraeger, Stuttgart 1996

3) Wilfried Rosendahl: Geologische Kartierung im Bereich von Krummenweg-Ratingen/Nord-Tiefenbroich-Lintorf-Angermund-Kalkum
Die Quecke Nr. 60, S. 61-63, Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. 1990

4) Hubert Hahn: Zur Geologie des Angerlandes
Die Quecke Nr. 39, S. 4-5, Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. 1968

5) Agnes Viehofen, Volker Wrede: Höhlenfüllungen aus der Unterkreide-Zeit im Wülfrather Massenkalk
Die Quecke Nr. 70, S. 221-225, Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. 2000

6) Karl-Heinz Ruthmann: Fossilienfunde in Lintorf
Die Quecke Nr. 47, S. 50-57, Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. 1977

7) I. Eschghi, W. Kasig, Ch. Laschet: Begleitbuch zum Geo-Pfad der Verbandsgemeinde Hillesheim
Herausgeber: Verbandsgemeinde Hillesheim 2000, S. 150

8a) Michael Lumer: Lintorf hat viel Wasser, aber auch viel Erz
Die Quecke Nr. 71, S. 228-238, Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. 2001

8b) derselbe (Fortsetzung)
Die Quecke Nr. 72, S. 232-250, Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. 2002

8c) derselbe (Fortsetzung)
Die Quecke Nr. 73, S. 213-230, Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. 2003

9) Bastian Fleermann: Volkssage oder völkischer Mythos - Die Ratinger „Kultstätte“ Stinkesberg und die Geschichte ihrer Rezeption
Die Quecke Nr. 74, S. 107-116, Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. 2004

10) Karl Heinz Ruthmann: Miozäne Quarzite am Stinkenberg, im übrigen Angerland und in seinen Quellgebieten
Die Quecke Nr. 43, S. 24-29, Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. 1973

11) Jürgen Görlich: Eine siedlungsgeographische Untersuchung der Stadt Lintorf
Die Quecke Nr. 43, S. 1-22, Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. 1973

12) Rudolf Hoffmann: Angermund und Lintorf, die Autochthonie zweier Ortschaften des Angerlandes
Die Quecke Nr. 47, S. 40-47, Verein Lintorfer Heimatfreunde e.V. 1977

Die „Golden Girls“

Wir hadden et Fröhjohr 1996. Et Lisabeth, et Käthe on ech, wir wollten en Rees make, janz wiet, wir wollten jet von de Welt senn. Wir hant Kataloge jewälzt on überleiht, endlich wohr et su wiet: Wir maken en „Kreuzfahrt zu den Sonnenküsten Westeuropas“.

Jieder weet jo, wat et för e Jedöns es, bes mer alles tesame hätt, wenn mer en jru-ete Rees mäckt. Koffer packe, en dor Pass kieke, off e noch jültich es, alles opeete, domet nix ömkömmt, all de Fenster tou, Jeld nit verjeete, Büjelieser utschalte, Lecht em Keller ut, de Kenger sare, wo mer henfährt, et jöft hongeterlei, wo mer dran denke mott.

Am 12. Mai wohr et su wiet, do jing et los. Met em Zoch nach Frankfurt, dann met em Flieger nach Barcelona, on dann op et Schepp.

Wir hant us schnell tereitjefonge, Kabinennummer nit verjeete, Rezeption, Speisesaal, Musiksalon, Restaurant, alle Decks, Frisör, Doktor, et es wie in nem kleene Dörp, mähr alles feiner. Alles, wat wichtich wohr, hant wir us jemerkt.

Nu kohm die ieschte Neit, ruhige See, kenn Windstärke 12, richtich ju-et jeschloope.

Et wohr der 13. Mai, Pech- oder Jlöcksdach?

De ieschte Hafen, de wir anliepen, wohr Ibiza, do hant wir us richtich drüver jefreut. Wir wohren all schon mol do on wollten alles noch emol sen, dat Viedel met Shops, Cafés, Bodegas, Betrieb, wo su richtich wat los wohr. Wir liepen, wir kieken, wir söckten, aver wir konnten die bekannte Stroote nit fenge. Wir wohren wie em Rausch, an et Schepp deihten wir nit mieh, die angere Passagiere hant wir ut de Ooge verlore. Wir wollten dohen, wo wir fröher schon mol wohre on en Erennerunge schwelje. Wir frochten ne aule Spanier nach Ibiza-City, de scheckten us der Berg erop, halfwegs sind wir widder ömjejange, dat wor verkiet. Et wud immer wärmer, wir hant us verloope, aver endlich wohren wir do. Wohr dat en Freud, wir flanierten dorch die Stroote, hant he on do wat jekoppt, wir wohren vom Ibiza-Rausch befalle. Endlich wohren wir müd, jetz noch ne Campari-Orange, e schü-en Plätzke enne Sonn met Bleck op et Meer, ne schü-ene Dach. Nu aver los to usem Schepp, et wud hüchste Tied.

Aver wat wohr dat? Et Schepp wohr fott. Vör e paar Stond wohr et noch do. Dat konnt doch nit wohr sin. Wat jetz? Wo et Schepp lohg, soh mer mähr blaue Welle, et Schepp wohr verschwunde. Wat mieken wir jetz? Der Sprache unkundig, mähr e paar Pesetas enne Täsch, wiet von Hus, ehnsam on verlote, su stongen wir do. Aver: Die Polizei, dein Freund und Helfer, och en Spanien. En der Nöh sohren wir en Polizeistation, do eren, med e beske Englisch hant wir denne klor jemackt, wat passiert wohr. Met Funk hant se die „Vistamar“ verständicht, dat se die dree verlorene Fraue jefonge hant. Jetz fiel uns ne Steen vom Häzz. Nu jingen se met us nach nem Reisebüro. Pass? Personalausweis? Nix dobee, alles op em Schepp. Geld? Nix. Mähr e paar Pesetas. Nu wud jesproke on verhandelt, wir verstongen ke Woot. Dann kohm e Taxi, on met Herrenbejleitung fuhren wir nach em Flughafen von Ibiza.

Jetz jing et met nem kleene Flieger nach Valencia. Als wir em Flieger so-eten, jing et uns widder ju-et. Wir flogen janz niedrich, wir konnten Stroote, Appelsineplantage, Städte, Berge on Flüsse senn, wir lieten us Säfte, Nü-et on Plätzkes schmecke, nu wohr us alles ejal. Die Tied wud us nit lang, em nu wohren wir en Valencia. Do warteten se schon op us. Dree äulere Fraue sind jo schnell te erkenne…

„MS Vistamar“

Schiffsdaten

Baujahr	1989
Bruttoreg.	7500 t
Decks	6
Länge	121 m
Breite	17 m
Kabinen	150
Passagiere	300
Besatzung	110
Bordwährung	EURO
Bordsprache	Deutsch
Flagge	Spanien

No nem Stöndche Wartetied jing et met dem nächste Flieger nach Malaga. Och dat wohr en schüene Tour. Wie die Tied verjeht! Et wohr schon Ovend, als wir en Malaga ankohmen.

Do stong schon ne Taxifahrer met nem Scheld, do stong drop „Vistamar“. Nu wohren wir jerettet. Jetz wuden wir dree Fraue met em Taxi dorch Malaga jefahre bes nach dem Hotel.

Noh all den Strapaze moßten wir us entspanne. Te-iesch bestellten wir us en ju-ede Fläsch Wing, dann wud noch mol alles op de Tapet jebreit, wat wir an dem Dach erleft hant, dobee hant wir döchtich gelacht.

Nu kohmt die Neit, on wir wuden müd. An der Rezeption hant wir us die Schlütel för us Zemmer jeholt. „Wie wollen Sie schlafen? Einbett, Zweibett oder Dreibettzimmer“? Et Lisabeth wohr sparsam. Eh dat wir wat sare konnten, seit et: „Dreibettzimmer“. Et hätt wahl jedeiht, dat wüd us suwiesu ne düre Spass.

Wir kohmen en dat Zimmer, een Bett wohr op de Eed jemackt, dat angere wohr e Doppelbett, dat Bett op de Eed han ech jenohme, ech han jedeiht, su hässe din Roh, wenn eent schnarcht. Wir hatten ke Nachthemd, kenn Zahnbüschel, ken Nachtcrem, et jing alles, on ech han ju-et jeschloope. Öm dat Betahle hant wir us ken Sorch jemackt, et wohr jo alles für us orjanisiert. On wenn et wat kost, wir hant jo doför e Abenteuer erleft.

Am angere Morje noh em Frühstück hant wir dann noh em Wech narm Hafen jefrocht. De wohr nit wiet, do könnten wir te Fu-et henjonn, on jejen Meddach köhm us Schepp. Wir jingen fruhjemut dorch der Park op em Hafen tou. Von de „Vistamar“ wohr wiet on breet nix te senn, wir hadden noch völl Tied, sind überall erömspaziert, hant wat jejeete on luhrden immer no usem Schepp.

Endlich am Horizont e Schepp, us wohr klor, dat konnt mähr de „Vistamar“ sin. Dat wohr schon e Jlöcksjefühl, als wir us twedde Heimat sohren. Dat Schepp kohm nöher, an der Reeling stongen all die neujierije Passagiere on wollten die dree arme verlorene Fraue senn. De Spass sollten se nit han. Wir hant us henger e paar jru-ete Tonne verstoppt. Wat soll de Kapitän jedeiht han, als he ke Mensch do stonn soh? Wir hant immer jeluhrt, als die Gangway eronger on der Zollinspektor fott wohr, kohmen wir ut usem Versteck.

De Kapitän hätt schon immer jekieke on us jesöckt. Als wir kohmen, konnte nix sare, hat Tröne enne Ooge on hätt us all en der Arm jenohme. Wir föhlden us wie Kenger, die sech verloupe hant on der Vatter widder jefonge hatt.

Als wir an Deck wohren, föllden wir us wie te Hus. Nu kohmen se all anjeloupe on wollten wiete, wat passiert wohr. Wir hant jeseit, wie et wohr, wir hant us verloupe. Sie hant sech all jru-ete Sorje jemackt, sie deihten, wir wöhren onger de Räuber jefalle oder wir wöhren entführt wohde on löhren jetz irgendwo en en Hött on die Jängster verlangten en Million Lösejeld. Jieder wollt wiete, wat passiert wohr, wir wohren die dree bekannteste Fraue op em Schepp, wir hießen überall „Die Golden Girls“.

Mittlerweile wohr et Ovent, on wir jingen tom Dinner. Do kohm die Kreuzfahrtdirektorin on ongerhielt sech met us. Ja, seit se: „Wie konnte das denn passieren, sie hatten doch alle ihre Uhren dabei?“ Dobee kiek se op us Armbanduhre. Do sag ech janz keck: „Die hatten wir nicht dabei, die guten Uhren lagen im Safe, man hat uns vor Taschendieben und Räubern gewarnt“. Die twei angere seiten nix, die neckten met em Kopp.

Nu kohm en ruhige Neit, die hant wir verdennt noh all den Strapaze, di wir henger us hatten. De angere Dach genossen wir op em Schepp, do jo-ef et jenoch te entdecke. Wir hant völl jesenn op der Kreuzfahrt. Jiede Dach hätt et Schepp en nem angere Hafen anjeleiht, on wir hant Besichtijunge jemackt.

Am 17. Mai wohr morjens öm 8 Uhr ne Ausflug nach Lissabon, do wohren wir med, öm 12 Uhr widder Abfahrt, wir wohren immer pünktlich do. Ech kohm enne Kabine, do loch ne Brief om Dösch, ech les: „Der Kapitän von MS Vistamar freut sich, Frau Molitor an den Kapitänstisch einzuladen. Datum 17. 05. 1996, Uhrzeit 19 Uhr 45, Treffpunkt Musiksalon. Der Kapitän Raimund Krüger, die Kreuzfahrtdirektorin Beatrice Giese.“ Ech wohr platt! Och et Lisbeth on et Käthe hadden en Einladung, wir, die „Golden Girls“, wohren Jäst bem Käptens-Dinner. Wat en Ihr! Tom Jlöck wohren wir bem Frisör jewest, de Kopp wohr en Ordnung, benne on butte. Et beste Kleed wud erutjesöckt, de Perlekett ömjehange, Make up on Rouge dorch et Jesecht, de Leppe ru-et jemackt, nu konnt et losjonn. Et wohr schon e Erlebnis. Op fröhere Kreuzfahrte han ech immer jedeiht, watt mögen dat för feine Lütt sinn, die do setten, jetz wohr ech selver dobee. Vörher ne Cock-

Der Kapitän von MS Vistamar freut sich
Frau Molitor
an den Kapitänstisch einzuladen.
Datum 17.05.96 Uhrzeit 19 45 Treffpunkt Musiksalon
MarLine
Der Kapitän
Beatrice Giese
Der Kreuzfahrtdirektor

Erinnerungsfoto an das Galadiner am Kapitänstisch. Links neben Kapitän Raimund Krüger die „Golden Girls“ Käthe Jüntgen, Maria Molitor und (sitzend) Elisabeth Doppstadt

tail em Musiksalon, kenneliehre von de angere jeladene Jäst, dann „Galadiner am Kapitäns-Tisch.“ Wir hant allet jenosse, die nette Jesellschaft, die fröhliche Unterhaltung, dat leckere Eete, die aufmerksame Bedienung, de ju-ede Wing, de festlich jedeckte Dösch, et wohr alles Klasse on hätt us juet jefalle. Nachher noch e Erinnerungsfoto. Ja, su es dat, wenn mer berühmt es.

Et Lisabeth hätt us damols streng verbode, dodrüver te kalle, dat wir en Ibiza et Schepp verpasst hant, dat dürften wir kennem sare (dat es mech schwer jefalle, aver en äulere Schwester mot mer jo jehorche). Nu es et tien Johr vorbee, on et es verjöhrt, nu kann mer drüver kalle on lache.

Maria Molitor

Lengtörper Kall

am Eng	am Ende
Ärpelsrief	Kartoffelreibe
Büdel	Beutel
Büschel	Bürste
butte	draußen
dä hätt de doll Schuur	er ist gereizt, ausgelassen
dor Kell vam Waater	lauwarmes Wasser
Döske	kleine Dose
Driesch	Brachland
dat Feiel litt driesch	das Feld bleibt unbearbeitet
dröppele	leicht fließen, tropfen

Dengelhammer und Amboss zum Dengeln einer Sense

Mahdhoek und Seth (Haken zum Heranziehen der Getreidehalme und Kurzsense)

en Schlopp benge	eine Schleife binden
Fech	Ferse
Führeng	Vorende beim Feld, die Furchen laufen quer zum übrigen Feld
Füerspöhn	Streichhölzer
he danzt wie ne Oos, de letscht	er macht unkontrollierte Tanzbewegungen (letsch = gleiten)
he jappt noh der Hout oder der Troch	müde sein, gähnen, er muss zu Bett oder etwas essen (Hout = Ruhezone, Troch = Trog)
he kann net en de Pött kume	er kann nicht rechtzeitig fertig werden
Hönder	Hörner
Hönder-Hipp	Ziege mit Hörnern
Husdür	Haustüre
Jesötz	Sämerei
Jraffstehn	Grabstein
jrawe	graben
Jrawschöpp	Spaten
Kazhoff	Schimpfname für Metzger
Klätsch	Undefinierbares zum Essen, feuchte, unsaubere Masse
kömmt et vam Sack oder vam Bengel	es ist gleich wo es herkommt, Hauptsache es kommt
Krudpott	Möhrenkrauttopf
Lädder	Leiter
Lädderware	Leiterwagen
löppt üwer dor dicke Tiew	er, sie hat nach innen stehende Füße
nate Plack	nasses, einfaches Tuch
ne Döh-drop	mit großen Schritten langsam gehen
ne Schlodder	unordentliche, unkontrollierte Person
Nickel	ungezogenes Kind
Nuteboom	Nussbaum
op de Plänk hange	einen Gegenstand gut sichtbar hinhängen
oule Büdel	alter Mann
Plackschnie	nasser Schnee
Pöttwaater	Brunnenwasser

Kruuthiep (Sichel)

Seis und Wetholt
(Sense und Wetzholz zum
Schärfen der Sense)

schlabbere	kleckern
Schnie	Schnee
schockele	schaukeln
Schockelpääd	Schaukelpferd
Soot	Samen
Stalldüür	Stalltüre
stief	steif
stikkisch Loft	Gewitterluft, unangenehme Luft
stoppe	stopfen
Tankping	Zahnschmerzen
te Hus klucke	zu Hause sitzen, nichts unternehmen, häuslich
töntere	basteln, leichte handwerkliche Tätigkeit
Traktement	eingeteilte Essensportion
Tralge	Gitter
ut-döppe	Hülsenfrüchte auslesen
verwendt	verwöhnt
Waaterdroppe	Wassertropfen
Waaterlude	Wassertriebe
Weckmannspiep	Weckmannspfeife aus Ton
wo sal et baan	wo soll es hin
Wutelbüschel	Wurzelbürste

Lorenz Herdt

ESSO
ESSO Station
Autowäsche mit modernster Technik

Exklusiv in dieser Anlage
Wir bieten Ihrem Auto in unserer neuen Waschanlage die sanfteste Wäsche, die es je gab!
Mit *Sof tecs* von WashTec CLEANING TECHNOLOGY

Unsere Leistungen auf einen Blick!
- 24 Stunden-Tank- und Shopdienst
- Kfz-Reparaturen
- Bremsendienst
- Inspektionen und Diagnosen
- TÜV-Vorbereitung und TÜV-Abnahme im Haus
- Reparaturen auch samstags nach Terminabsprache
- Lackaufarbeitung und Polierarbeiten

Wissenschaftlich bewiesen und vom ADAC empfohlen
Garantiert keine Abriebspuren

Bei jeder Wäsche enthalten:
Eine 70 bar Shampoo-Hochdruck-Vorwäsche

Auf Wunsch! Exclusiv:
Ein Sonax-Plus-Polierprogramm
(wie von Hand gewachst)

Günther Flocken e.K.
40885 Ratingen-Breitscheid / am Krummenweg (im Kreisverkehr)
Telefon 02102 / 1 72 95

Treffpunkt Krummenweg.

Das neue Landhotel und Restaurant KRUMMENWEG ist wieder traditioneller und beliebter Treffpunkt für Gäste aus nah und fern. Und das zu allen Jahreszeiten.

Der Frühling lockt zu Waldspaziergängen und Besuch der Café- und Sonnenterrasse. Der Sommer mit Biergarten und kühlem Schatten unter alten Kastanien. Und nicht nur im Herbst verwöhnt unser Küchenchef die Gäste im romantischen Restaurant KRUMMENWEG. Jetzt ist die Zeit für heimische Fisch- und Wildgerichte und Ratinger Gänsebraten.

Familienbanquets, Betriebsfeste, Events und Seminare begleitet unser Service übers ganze Jahr. Doch im Winter, zur Nikolaus-und Weihnachtszeit, oder zur großen Silvesterparty ist die Atmosphäre am KRUMMENWEG besonders feierlich.

Mit Hoppeditz und Karneval ist auch die fünfte Jahreszeit zu Gast und erlebt im Bistro, in den alten Kutscherstuben so manch fröhliche, unvergessliche Runde.

Gäste aus aller Welt, die vor allem zur Messezeit aus Düsseldorf und Essen anreisen, haben das Landhotel KRUMMENWEG wieder zum Kongress- und Tagungstreffpunkt entdeckt.

Allen ein herzliches Willkommen.

KRUMMENWEG
RESTAURANT

Landhotel und Restaurant KRUMMENWEG · Am Krummenweg 1 · 40885 Ratingen · Fon: 0 21 02 / 70 06 70 · www.krummenweg.de

227

Nachtrag zum Artikel „Essener Straße 5 – Eine vergessene Adresse in Breitscheid“ in der „Quecke“ Nr. 75

Mit großem Interesse habe ich Ihr Magazin „Quecke“ vom Dezember 2005, das mir Herr Schwarzrock leihweise zur Verfügung stellte, intensiv durchgeblättert, und vieles ist mir sehr gegenwärtig.

Es war der Bombenangriff Pfingsten 1942, der die Firma Schloemann, Steinstraße 13, zwang, zum Krummenweg - Familie Doerenkamp - umzusiedeln. Dieser Umzug für den Notfall, wenn er denn kommen musste, war schon eine lange Zeit vorher vom Vorstand (Herrn Dr. Hentschel und Herrn Dr. Huyssen) mit der Familie Doerenkamp abgesprochen. Man wollte ihr gesamtes Territorium mieten.

Der Einsatz - auch der Familie Doerenkamp - war beeindruckend. Sie kümmerten sich und halfen, wo sie konnten - und das nicht nur bei ihrem guten Essen.

Ich - damals jung an Jahren - fuhr nun jeden Tag per Fahrrad von Flingern über Rath und Ratingen zum Krummenweg - aus den Trümmern Düsseldorfs in die wunderschöne, heile Landschaft zwischen Lintorf und Hösel. Nur die damaligen sehr kalten Winter veranlassten mich, den Zug zu benutzen - bis Hösel, und dann ging es zu Fuß durch den Wald.

Zunächst war ich die Dame am Telefon, die sämtliche Gespräche annahm und weitergeben musste - und das in Zusammenarbeit mit der Chefsekretärin Mimmi Piel und ihrer Schwester Lenchen Kramer -, um später, als dann der Fernschreiber installiert worden war, durch den alle wichtigen Nachrichten liefen, gemeinsam mit Hildegard Gewehr zu arbeiten.

Ja, und wie oft sind wir nach Feierabend in gemischter Formation zum „Blauen See“ gewandert, um ein kühles Bad zu nehmen, ein paar Runden zu schwimmen, und uns etwas zu erholen.

Trotz der ernsten Kriegslage ist die Erinnerung an diese Zeit am Krummenweg, die Erinnerung an die Familie Doerenkamp - mit Tochter Eva war ich freundschaftlich verbunden - ein Lichtblick, an den ich gerne zurückdenke.

Noch in Wien, wo ich seinerzeit meinen Mann besuchte (Ingenieur bei Schloemann - Ende 1943 Soldat - Pionier in Köln und Dänemark - vom Heereswaffenamt nach Peenemünde V 2 - Wernherr v. Braun - beordert, anschließend nach Wien, Techn. Hochschule, Professor Lösel), blieben Eva und ich in brieflicher Verbindung.

Beim weiteren Durchblättern ihres Magazins lese ich auf Seite 107 den Bericht: Berichtigung zum Thema „Stollen Krummenweg“ von Herrn Tournay. Und zu den ersten Abschnitten dieses Berichtes - fern vom Thema „Stollen“ - möchte ich wie folgt ausführen:

Die Firma Schloemann AG wurde 1937 nicht von Herrn Fritz Möller geleitet.

Direktor Fritz Möller war Leiter der Walzwerk-Abteilung, wie auch Direktor Willi Geiger Leiter für Hydraulischen Pressenbau war.

Im Frühjahr 1936 verabschiedete sich Generaldirektor Ludwig Loewy[1)] (mit Handschlag von jedem seiner Angestellten), um Deutschland zu verlassen.

Nach dem Ausscheiden von Herrn Loewy übernahm für eine kurze Übergangszeit Herr Dr. Reusch von der Gutehoffnungshütte Oberhausen (55% der Schloemann Aktien waren im Besitz von GHH Oberhausen und MAN Nürnberg) die Leitung der Firma Schloemann, bis dann Herr Dr. Hentschel 1937 von der MAN Nürnberg als Generaldirektor eingesetzt wurde.

Der Chefkonstrukteur der Abteilung Pressenbau, Heinrich Albers, der sich nach dem Ausscheiden von Loewy mit Herrn Bottenhorn von der Walzwerkabteilung selbstständig gemacht hatte, kehrte Ende 1938 auf Drängen von Herrn Dr. Hentschel zur Firma zurück. Er übernahm als große Aufgabe die Konstruktion der 30.000t-Gesenkpresse IFA GIGANT - der damals größten Presse der Welt -, die von IG Farben Bitterfeld an Schloemannn in Auftrag gegeben worden war.

Eva-Valentina Reinstädtler

---

1) Ludwig Loewy, seit 1931 alleiniges Vorstandsmitglied der Schloemann AG, musste den Betrieb auf Grund seiner jüdisch-tschechischen Herkunft 1936 verlassen. Er emigrierte mit einigen Konstrukteuren nach Großbritannien und gründete dort die Loewy Engineering Company (Die Schriftleitung).

Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel

Der fünfte Lernausflug

Mit dem fünften Lernausflug beendet Lehrer Peter Vogel sein einmaliges Zeitdokument über Hösel von 1877 bis 1944. Er beschreibt den Wohnort Hösel von seinen Kindertagen an bis kurz vor Beendigung des Zweiten Weltkrieges. Er berichtet über das Dorf Hösel aus einer Zeit, wo jeder jeden kannte, wo der Ort noch überwiegend von der Landwirtschaft geprägt war und wo fast nur Höseler Platt gesprochen wurde. Als sein ehemaliger Schüler war es mir eine Verpflichtung, 58 Jahre nach seinem Tod im Jahre 1948 die Beschreibung Hösels aus der Sicht eines Lehrers zu veröffentlichen und der Nachwelt zu erhalten.

Über zwölf Fortsetzungen wurden die fünf Lernausflüge von Lehrer Peter Vogel in der Quecke wiedergegeben. Im Laufe der Serie hat er mehrfach die gleichen Gebäude oder Straßen genannt. Deshalb wird jetzt im letzten Teil auf Wiederholung bereits besprochener Erklärungen teilweise verzichtet und nur auf die Quellenangabe hingewiesen.

Lehrer Peter Vogel mit seinen letzten Schulentlassenen im Jahre 1932, als er in den Ruhestand trat. Ganz rechts die Zwillinge Willi und Anneliese Hornscheidt, Onkel und Tante von Helmut Kuwertz

Mit dem fünften Lernausflug beschließen wir die Besichtigung der Gemeinde Hösel. Wir gehen von der Schule aus über den letzten Teil der Adolf-Hitler-Allee[1]. Wiederhole, was du zu beiden Seiten der Adolf-Hitler-Allee siehst und was du davon zu erzählen weißt? Dann benutzen wir zur Weiterwanderung die Eggerscheidter Straße. Wiederhole auch hier kurz, was wir bereits kennengelernt haben? Der Straße Am Neuhaus gegenüber biegen wir in die Bruchhauser Straße ein. Welches Gebäude trägt keine Nummer? Wer wohnt in Nr. 2? in Nr. 4? Woher kommt die neue Telefonleitung? – Heidschnucke[2] –. Welche Hausnummer ist an dem Hause auf der linken Straßenseite angebracht? An welcher Seite sind die geraden Zahlen und an welcher Seite die ungeraden Zahlen an den Häusern angebracht? Welchen Namen trägt das Haus, worin die Familien Pera und Vogelbusch wohnen? – Schlagbaum[3] –. Ich sehe aber keinen Schlagbaum, der den Weg absperrt. Es hat aber vor vielen Jahren hier eine Wegsperre[4] gestanden. Wer den Weg bis zur Eule mit Pferd und Wagen benutzen wollte, mußte den Bauern zu Bruchhausen bitten, die Schlüssel zur Öffnung der Sperre oder des Schlagbaumes ihm leihweise zu überlassen. Das ist alles in Fortfall gekommen. Jetzt ist der Hof zum Erbhof erhoben worden. Der Erbbauer Stinshoff darf von seinem Land keinen Platz zu einem Hausbau verkaufen. Haus und Hof bilden ein untrennbares Ganzes und tragen den Namen Bruchhausen, haben also mithin keine Hausnummer und keine Straßenbezeichnung[5]. Das Ende der verlängerten Bruchhauser Straße mit den drei Häusern des Gärtners Lemmer[6], des alten Kalkofens[7]

1) Heute Bahnhofstraße

2) Unter dem Decknamen „Heidschnucke“ befand sich während des Zweiten Weltkrieges auf dem Feld gegenüber dem heutigen Heiligenhauser Stadtteil Unterilp eine militärische Funkstation und Abhöranlage, die von allen Seiten auch telefonisch mit militärischen Informationen versorgt wurde. Daher auch die neue Telefonleitung, die damals durch Hösel führte.

3) Das Haus „Am Schlagbaum“ stand im Winkel der Bruchhauser Straße und der Straße Am Schlagbaum und wurde 1965 abgerissen. Der Name bezieht sich auf eine Wegesperre in der alten Landwehr, die östlich von Hösel verlief. Mitte des 18. Jahrhunderts verlor sie ihre Bedeutung und wurde niedergerissen. Siehe Quecke Nr. 67, Seite 98 unten. Bild: Landwehr. Quecke Nr. 69, Seite 173. Bild: Mitte.

4) Es gibt keinen Nachweis über eine solche von Lehrer Vogel beschriebene Wegesperre.

5) Diese Bestimmungen sind im Laufe der Zeit aufgehoben worden. Heute Bruchhauser Straße 30. Siehe Quecke Nr. 69, Seiten 170 bis 173, Text und Anmerkungen 63 und 64. Bild: Seite 171 Mitte.

6) Heute Bruchhauser Straße 85

7) Heute Bruchhauser Straße 86

und der früheren Gastwirtschaft[8] rechnet man zur Ernst-Stinshoff-Straße. Unterhalb Bruchhausen senkt sich der Weg und somit der mittlere Höhenrücken zum Sondersbach hinab. In welches Bachtal senkt sich der erste Höhenrücken von der Bahnstrecke an gerechnet?[9] Von dem sich senkenden Weg aus hat man einen umfassenden Blick in das Sondersbachtal. Wo liegen der Wetzelshof[10], der Stollshof[11], der Gützenhof[12], der Hof auf der Schlippen[13], das Haus Hinüber?[14]

Ist auch der Hof Unterhösel[15], wo der Bürgermeister Einloos wohnt, zu sehen? Welches Haus ist auch nicht zu sehen? Das „Sondershäuschen“[16]. Wie heißt die Wegebezeichnung? „In den Höfen“. Und die Hausnummern? Da wir noch einen weiten Weg um den letzten Teil Hösels zu machen haben, benutzen wir an der Waldecke die Wegkürzung durch das sogenannte „Kuhböschken“[17]. Wer wohnt in dem früheren Jugendheim[18] Nr. 14 im Angertal? Mit der Nr. 1 beginnt die Wegbezeichnung „Im Angertal“. Der Angerbach hat bis zum Steinkothen eine nordwestliche Richtung. Mit der Aufnahme des Sondersbaches nimmt er die Richtung dieses Baches ein, nämlich nach Südwesten. Die Ernst-Stinshoff-Straße, die hier endet, führt durch eine Senke, die das Angertal mit dem Dickelsbachtal verbindet. Welche neue Verkehrsstraße geht auch durch die Senke? Die Reichsautobahn[19]. Wir setzen unseren Lernausflug fort und bleiben beim Durchschreiten des Angertales auf der rechten Seite der Anger. Von dem breiten Fahrweg, der nach Homberg führt, zweigt sich bald auf der linken Seite ein Fußweg ab, der uns vor dem Waldeingang bis dicht an die Anger führt. Haben wir den Wald durchschritten, immer neben uns die rauschende Anger, dann sehen wir vor uns liegen den Kothen Buchmühle[20] in dem die Familie Müller wohnt. Das ist bis zur Angermühle oder zum Angerschloß das einzige Haus an der Anger. Auf der linken Höhe zweigt ein Fußweg von dem Feldweg, der weiter aufwärts zu den Angerwiesen führt, ab, der an der Buchmühle über eine alte Steinbrücke geht und in meiner Jugendzeit an dem Bache, der hier in die Anger fließt, vorbei gerade aufwärts auf

Der Kothen Buchmühle um 1935

die entgegengesetzte Höhe führte. Er begleitete den eben erwähnten Bach an der rechten Seite durch sein von ihm gebildetes Tal durch einen schönen Buchenwald. Dieser Fußweg stieg nur allmählich bergan und ging in den Hauptweg zwischen den Höfen Knops[21] und Breckhausen[22] über. Wenn wir mit unseren Eltern die Großeltern an der Bracht[23] besuchten, holten wir unterwegs an der Spindeck[24] Onkel Wilhelm und Tante Hanna und Onkel Johann und Tante Jettchen vom Tollshof[25] ab und benutzten dann hin und zurück nur diesen eben erwähnten Weg. Den breiten Weg am Hof Bruchhausen und jenseits der Anger am Bellscheider Hof[26] vorbei benutzten wir nie, eben weil er bedeutend weiter war. Jetzt ist dieser schöne Fußweg ganz zugewachsen, weil die Besitzer von Knops und Breckhausen den Fußweg versperrten. Wir benutzen zu unserem Weitermarsch auch diese alte Angerbrücke und verfolgen den Lauf der Anger bis zum Angerschloß auf der linken Seite. Dieser Weg, ein Fahrweg, ist ungepflegt und nur bei trockenem Wetter passierbar. Er führt aber durch schönen Hochwald an der Angertalbahn[27] vorbei, die am Fuße der Angertalberge vorbeigeleitet ist. Selten begegnet man hier einem Wanderer, fern von Geräuschen der Handelswelt kann man still, friedlich und ungestört hier ein halbes Stündchen sich dem Genuß der Naturschönheit hingeben, ehe man das Angerschloß[28] erreicht.

---

8) Heute Bruchhauser Straße 91. Anmerkungen 6, 7, 8: Siehe Quecke Nr. 74, Seite 215, Anmerkungen 38, 42. Bild: Seite 216 oben.

9) Das Dickelsbachtal

10) Siehe Quecke Nr. 74, Seite 210, Anmerkungen 1, 15. Bild: Seite 210 oben.

11) Siehe Quecke Nr. 73, Seite 155, Anmerkung 29. Bild: Seite 154 oben.

12) Siehe Quecke Nr. 69, Seite 170, Anmerkung 53. Quecke Nr. 73, Seite 153 bis 155, Anmerkung 20. Bild: Seite 156 unten. Siehe auch Quecke Nr. 74, Seite 216 – Berichtigung.

13) Siehe Quecke Nr. 73, Seiten 152-153, Anmerkung 15. Bild: Seite 152 oben.

14) Siehe Quecke Nr. 72. Bild: Seite 74 unten.

15) Siehe Quecke Nr. 72, Seiten 73 und 74, Anmerkung 38. Bild: Seite 73 unten, Seite 74 oben.

16) Siehe Quecke Nr. 73, Seite 155, Anmerkung 21. Bild: Seite 156 oben. Siehe Quecke Nr. 74, Seite 212, Anmerkung 23. Bild: Seite 212 unten.

17) Als „Kuhböschken“ bezeichnet man den unteren Teil des Sondersbachtals bis zum Steinkothen.

18) Siehe Quecke Nr. 74, Seite 213, Anmerkung 26. Bild: Seite 213 oben.

19) Siehe Quecke Nr. 67, Seiten 116 bis 123 „Von der Reichsautobahn zur A 3“.

20) Der frühere Kothen Buchmühle wurde 1957 abgerissen.

21) Der Hof Knops liegt in Ratingen-Homberg am Breckhauser Weg.

22) Der Hof Breckhausen liegt in Ratingen-Homberg am Breckhauser Weg.

23) Siehe Quecke Nr. 72, Seite 71, Anmerkung 24.

24) Siehe Quecke Nr. 68, Seiten 101/102, Anmerkungen 67, 75, 74. Bild: Seite 100 oben.

25) Siehe Anmerkung 11

26) Der Bellscheiderhof liegt in Ratingen-Homberg am Breckhauser Weg.

27) Die Angertalbahn wurde 1903 eröffnet. Siehe Quecke Nr. 74, Seite 214, Anmerkung 30. Bild: Quecke 74, Seite 215 oben.

28) Das Angerschloss wurde schon in den Jahren 904 und 1148 urkundlich erwähnt.

Die Angertalbahn vor „Haus Anger“ (Vorkriegsaufnahme)

Hauptlehrer Schmitz zu Lintorf schreibt in seinen „Geschichtsbildern aus dem Landkreise Düsseldorf“ auf der Seite 28/29 über diese Besitzung: „Der Hof zum Anger war ein freier Hof und im Besitz der Familie Bernsau. Diesen Hof kaufte im Jahre 1148 der Abt Lambert von Werden von Heinrich von Caster für 40 Silbermark. Die Angermühle gab im Jahre 1343 der Graf Adolf von Berg der Stadt Ratingen in Erbpacht.“

Die Stallungen von dem Angerschloß sind noch die alten, die das Wohnhaus in einem Halbbogen umgaben. Sie wurden von einem Knecht in einem Racheakt angezündet. Sie brannten vollständig nieder. Die neuen Stallungen sind noch im Werden begriffen. Die beiden Scheunen, die auf der rechten Angerseite lagen, sind durch Bomben getroffen worden und ebenfalls ganz niedergebrannt. Der jetzige Besitzer vom Angerschloß ist Werner Sudhoff, ein Sohn eines Industriellen. Dieser erwarb Haus Anger mit allem, was dazu gehört, die Angermühle[29], das Forsthaus[30], das Blockhaus[31], Hohenanger[32], Gut am Weyersberg[33], das abgebrannte Hexenhäuschen[34] und die Buchmühle[35]. Angeblich 630 Morgen. Amtlich 116,54 ha, Nutzland 50,86 ha von der Familie Berkemeyer. Letzterer übernahm Haus Anger von dem letzten Baron von Heister. Dieser hatte schlecht gewirtschaftet und mußte sein Erbe veräußern, zog nach Afrika, kehrte aber bald von dort zurück und soll in Eltville am Rhein sich niedergelassen haben.

me waren lange die einzigen Zeugen, daß hier eine menschliche Besitzung gestanden hatte. Daß sie in der amtlichen Statistik noch fortlebte, geht daraus hervor, daß noch eine Nummer für dieses Haus angefertigt wurde, als die letzte neue Hausnummerierung vorgenommen wurde.

Wir verlassen nun das Gebiet des Hauses Anger und wandern auf dem Fahrweg zurück auf Hösel zu. Am Walde, wo das Hexenhäuschen gestanden hat, verlassen wir

29) Die Angermühle wurde vor ca. 30 Jahren vor dem Verfall bewahrt und total wieder aufgebaut.

30) Das Forsthaus ist abgebrannt.

Das sogenannte Blockhaus Anfang der 1930er-Jahre

Dieser bewohnte seiner Zeit nur Hohenanger, Haus Anger verpachtete er. In Hohenanger wohnen jetzt verschiedene Familien: Dr. Inhofen, Dietrich Emil Bruyn. Auf dem Gut am Weyersberg wohnt zur Miete Franz Agethen und als Landwirt die Familie Habermehl. Das Ackergut Haus Anger bearbeitete vorher der Bauer Weidtmann und davor Gottfried Bernsau, beide waren Pächter des Barons von Heister. Im Forsthaus wohnt jetzt der Berginvalide Borussa. Berkemeyer kaufte vor einigen Jahren das katholische Schulhaus[36] an der Eggerscheidter Straße. Angeraufwärts stand vor langen Jahren noch eine vereinzelte Wohnstätte auf Höseler Gemeindeboden. Sie brannte ab und wurde nicht wieder aufgebaut. Noch einige Obstbäu-

31) Das Blockhaus ist noch vorhanden. Es wurde 1928 von dem damaligen Besitzer Berkemeyer erbaut.

32) Das Haus Hohenanger wurde um die Jahrhundertwende von dem Baron von Heister erbaut und vor einigen Jahren renoviert. Es steht südlich auf einer Anhöhe des Angertales auf dem Gebiet von Ratingen-Homberg an der Straße Hohenanger.

33) In der direkten Nachbarschaft von Haus Hohenanger liegt der Hof Weyersberg.

34) Das „Hexenhäuschen“ ist eigentlich das „Oldershäuschen“. Im Jahre 1928 ist es abgebrannt. Siehe Quecke Nr. 72, Seite 68, Anmerkung 7.

35) Siehe Anmerkung 20.

36) Die ehemalige Katholische Schule in Hösel lag an der Eggerscheidter Straße Nr. 27. Hier wurden von 1910 bis 1936 die katholischen Kinder von Hösel unterrichtet. Siehe Quecke Nr. 68. Bild: Seite 99 oben.

Das Haus Hohenanger, um die Jahrhundertwende erbaut, nach der Renovierung vor einigen Jahren

den Fahrweg und gehen den kleinen Nebenbach der Anger eine gute Strecke aufwärts und klettern dann links den Berg hinauf. Wir kommen jetzt auf die Ackerfelder des Gutes Unterhösel. Ein Feldweg führt uns bergan bis auf die höchste Höhe von Hösel.[37)]

Hier bleiben wir stehen und schauen, wie vor Zeiten Moses auf dem Berge Nebo das gelobte Land, unsere liebe teure Heimatgemeinde Hösel und betrachten zuerst ihre Gestalt.

Hinter uns liegt das Haus Anger mit den letzten Wohnstätten der Gemeinde Hösel. Die Anger bildet die Grenze zwischen Hösel und Bellscheid-Homberg-Bracht. Wir können von hier den Lauf der Anger an den tiefer liegenden Waldungen erkennen. Daher geht die Grenze bis zum Steinkothen[38)]. Dieser liegt da, wo die zu beiden Seiten zur Anger sinkenden Wälder nach Westen die Richtung nehmen. Dann geht die Grenze durch die Senke, die die Anger mit dem Dickelsbach verbindet, an der Gaststätte Steinkothen[39)], an der Schmiede am Dörchen[40)], an der Gaststätte Eule[41)], an der Hasper[42)], an der Windfoch[43)] vorbei und über die Kalkstraße[44)] bis zur Eisenbahnunterführung.[45)]

Hinter uns geht dann die Grenze vom Angerschloß durch die Ackerfelder diesseits von dem Gut Oberhösel[46)] und Blanhorst[47)] vorbei, jenseits des Hofes Schinnenburg[48)] und diesseits von Großvogelbusch[49)] vorbei bis unterhalb des Ausgangs des Höseler Tunnels am Siepen[50)] vorbei bis fast an den alten Judenfriedhof[51)]. Die Eisenbahn nach Ratingen bildet dann die weitere Nordwestgrenze. Welche Gestalt hat also die Gemeinde Hösel? (Dreieck). Wir können von hier aus die Größe der Gemeinde bestimmen und ihre Grenzgemeinden.

---

37) Die höchste Erhebung von Hösel ist der Höselberg mit 158,6 m. Er befindet sich auf dem Höhenrücken zwischen dem Sondersbachtal und dem Angertal. Die früher hier landwirtschaftlich genutzten Flächen wurden alle zum Golfplatz umgebaut.

38) Siehe Quecke Nr. 74, Seite 214, Anmerkung 28. Bild: Seite 214 links.

39) Siehe Quecke Nr. 74, Seite 214, Anmerkung 27. Bild: Seite 214 rechts.

40) Siehe Quecke Nr. 74, Seite 214, Anmerkung 35. Bild: Seite 215 unten.

41) Siehe Quecke Nr. 74, Seite 218, Anmerkung 43. Bild: Seite 216 unten.

42) Siehe Quecke Nr. 70, Seiten 142/143. Bild: Seite 142 Mitte. Siehe Quecke Nr. 74, Seite 216, Anmerkung 44.

43) Der frühere Kothen Windfoch stand an der Einmündung der alten Eggerscheidter Straße in die Ernst-Stinshoff-Straße und wurde um 1970 abgerissen.

44) Siehe Quecke Nr. 70, Seite 141, Anmerkung 45. Bild: Seite 143 oben. Siehe Quecke Nr. 74, Seite 214, Anmerkung 28.

45) Die Eisenbahnunterführung befindet sich an der Stelle, wo die alte Kohlstraße und die alte Kalkstraße im Dickelsbachtal in den Weg Richtung „Trockener Stiefel“ – Mülheimer Straße übergehen.

46) Das ehemalige Gut Oberhösel befand sich da, wo heute das Kasino des Golfclubs Hösel steht, an der Höseler Straße Nr. 149. Siehe Quecke Nr. 72, Seite 68, Anmerkung 4.

47) Das Haus Blanhorst steht an der Höseler Straße 157.

48) Siehe Quecke Nr. 67, Seite 98, Anmerkung 10. Siehe Quecke Nr. 72, Seiten 70 bis 72, Anmerkungen 20 und 30. Bild: Seite 71 unten.

49) Der frühere Bauernhof und landwirtschaftliche Brennerei Groß-Vogelbusch wurde völlig abgerissen. Zurzeit wird hier ein großer Reiterhof mit Stallungen, Reithalle, Reitbahn, Wohnungen und Nebengebäuden errichtet. Er liegt an der Heiligenhauser Straße - Vogelbusch Nr. 42.

50) Gemeint ist hier die Stelle, wo die Straße (Weg) „Am Tannenbaum“ bis an die S-Bahngleise der S 6 von Düsseldorf nach Essen verläuft. Siehe Quecke Nr. 66. Bild: Seite 87 unten.

51) Der alte Judenfriedhof liegt auf Breitscheider Gebiet am Blomericher Weg.

Das „Hexenhäuschen“ oder „Oldershäuschen“ brannte im Jahre 1928 nieder

Von der Eisenbahnunterführung[52] bis zum Siepen[53] an der Bahnstrecke entlang sind es 4 km. – Ihr seht von fern den Turm der evangelischen Adolf-Clarenbach-Kirche[54]. Daran vorbei verfolgen wir die Landstraße bis zum Bahnhof Hösel[55]. Vom Bahnhof Hösel über die Adolf-Hitler-Allee dann über den Peddenkamp am Gützenhof[56] vorbei über den Feldweg bis zur Spitze des Dreiecks sind es wieder 4 km. Hätte die Gemeinde Hösel die Gestalt eines Quadrats, dann wäre sie 4 x 4 = 16 km² groß. Sie ist aber nur die Hälfte des Quadrates gleich dem Dreieck = 16 : 2 = 8 km² groß. Die Grenzgemeinden sind: im Nordwesten Breitscheid, im Südwesten Eggerscheidt und Bellscheid, im Nordosten Laupendahl und Hasselbeck[57].

Bodengestalt: Durch den nördlichen Teil von Hösel zieht sich in westlicher Richtung der Velberter Landrücken. Hösel liegt zum Teil auf dem Velberter Landrücken: Der Hof Schinnenburg[58], das Haus am Bruch[59], am Rennbaum[60], die Dörnenburg[61], an den Strüken[62], Pannschoppen[63], die Hühnerfarm Schneeweiß[64], am Kronenberg[65], das Höseler Haus[66]. Zum kleineren Teil auf dem nordöstlichen Abfall und zum größeren auf dem südwestlichen Abfall. Dieser letztere und größere Teil von Hösel bildete früher eine Hochebene, die sich nach Südwesten senkte. Die beiden Bäche: Der Dickelsbach[67] und der Sondersbach[68], die auf demselben entspringen und im großen und ganzen die südwestliche Richtung einschlagen, haben die Hochebene durch Talbildung ausgewaschen, so daß sie die Gestalt eines welligen Hügellandes bekommen hatte. Der Eikelscheidter Bach[69] und der Leienbach[70] haben das Tal gebildet, wodurch die Eisenbahn angelegt wurde. Zwischen dem Eikelscheidter Bach und dem Dickelsbach liegt der erste Höhenrücken, und zwischen dem Dickelsbach und dem Sondersbach liegt der weit größere und breitere Höhenrücken. Zwischen dem Sondersbach und dem Angerbach liegt der 3. Höhenrücken. In der nordöstlichen Richtung dieses Höhenrückens liegt die höchste Erhebung von Hösel, auf der wir stehen. Vor uns stand lange Jahre hindurch ein Eichbaum, der „Krause Baum“ genannt. Es war ein trigonometrischer Punkt, und man durfte den Baum auch aus militärischen Gründen nicht abhauen. Aber an das Gebot kehrte sich der Blitz nicht. Bei einem schweren Gewitter traf ein Blitzstrahl den Baum und nahm ihm das Leben. Nun ist er nicht mehr da, und seine Stätte kennt man kaum wieder. Auf dem zuerst genannten Höhenrücken liegt die Kieselei[71]. Er ist weniger fruchtbar. Der zweite, breitere Höhenrücken ist nach dem nordwestlichen Abfall sandig und stark bewaldet. Der übrige Teil ist fruchtbar und darauf liegen die Bauerngüter: Schinnenburg[72], an der Burg[73], Fernholz[74], Kückels[75], Spindeck[76], Schmitzboltenburg[77], Boltenburg[78] und Bruchhausen[79]. Der dritte Höhenrücken, der schmalste, ist von besonderer Fruchtbarkeit, darauf liegen die Ackerfelder der sechs Höfe: Unterhösel[80], Nofen[81], Schlippen[82], Gützenhof[83], Stolls[84] und Wetzels[85]. Das Sinkesbruchgebiet ist eine besondere Stelle, die den rechten Namen führt. Der Isselsteiner Bach[86] hat hier wahrscheinlich durch den durch den Velberter Höhenrücken verhinderten Abfluß einen großen Teich gebildet, bis der Sinkesbrucher Bach den Durchbruch nach langem Auswaschen durch den Velberter Höhenrücken erzwang. Durch den legte man später den Hohlenweg, nach dem die Bäckerei und Gastwirtschaft der weit verzweigten Familie Nofen den Namen „Am Hohlenweg“ erhalten hat. Der letzte und bereits verstorbene Karl Nofen verkaufte den alten „Hohlenweg“ und erbaute an der Sinkesbrucher Straße die Gastwirt-

---

52) Siehe Anmerkung 45.

53) Mit Siepen bezeichnet man das letzte Haus am unteren Tannenbaum, direkt an der Eisenbahnstrecke. Siehe Quecke Nr. 66, Anmerkung 23. Bild: Seite 88 oben.

54) Die Adolf-Clarenbach-Kirche steht in Hösel an der oberen Bahnhofstraße und wurde 1929-30 errichtet. Bild: Quecke Nr. 63, Seite 73 oben.

55) Der Bahnhof Hösel wurde 1897 errichtet und liegt an der Eisenbahnstrecke Düsseldorf-Essen, die 1872 eröffnet wurde. Siehe Quecke Nr. 65, Seiten 70-71. Bilder: Seite 70 oben, 75 unten.

56) Siehe Anmerkung 12.

57) Bei der Gebietsreform 1929 wurden Teile von Laupendahl und Hasselbeck dem Ort Hösel zugeordnet. Siehe Quecke Nr. 61, Seite 69, Artikel: „Einiges über die geschichtliche Entstehung der Höseler Straßennamen und die Entwicklung seines Straßennetzes.“

58) Siehe Anmerkung 48.

59) Siehe Quecke Nr. 72, Seite 70. Text: Rechts oben und Anmerkung 19. Bild: Seite 70 unten.

60) Siehe Quecke Nr. 67, Seite 98, Anmerkungen 8 und 41. Bild: Seite 102 unten.

61) Siehe Quecke Nr. 67, Seite 98, Anmerkungen 11 und 39.

62) Siehe Quecke Nr. 67, Seiten 98 und 102, Anmerkungen 12 und 37. Bild: Seite 101 unten.

63) Siehe Quecke Nr. 67, Seite 101, Text: Rechts oben und Anmerkung 26. Bild: Seite 101 Mitte.

64) Siehe Quecke Nr. 57, Seite 101, Anmerkung 32.

65) Siehe Quecke Nr. 66, Seite 92, Anmerkung 46. Bild: Seite 91 unten.

66) Siehe Quecke Nr. 66, Seite 91, Anmerkung 43. Bild: Seite 91 oben.

67) Beschreibung des Baches siehe „Der Dickelsbach“.

68) Siehe Quecke Nr. 74, Seiten 212 bis 214.

69) Beschreibung des Baches siehe „Der Eikelscheidter Bach“.

70) Der Leienbach mündet in einer Senke, die gegenüber dem Höseler Caféhaus an der Badenstraße liegt, in den Eikelscheidter Bach.

71) Nach der Bodenbeschaffenheit (kiesreiches Flurstück) wurde der alte Kothen Kieselei benannt, der 1783 erbaut und 1992 abgerissen wurde. Das Gebäude stand an der Kieselei Nr. 3. Siehe Quecke Nr. 64, Seite 44, Anmerkungen 25 und 26. Bild: Seite 39 Mitte.

72) Siehe Anmerkung 48.

73) Siehe Quecke Nr. 67, Seiten 102-103, Anmerkungen 43 und 44.

74) Siehe Quecke Nr. 67, Seite 103, Anmerkung 47. Bild: Seite 103 oben.

75) Siehe Quecke Nr. 65, Seite 76, Anmerkung 61. Siehe Quecke Nr. 72, Seiten 69-70, Text. Anmerkung 15. Bild: Seite 69 oben.

76) Siehe Anmerkung 24.

77) Siehe Quecke Nr. 69, Seiten 165 und 166. Bild: Seite 165 unten.

78) Siehe Quecke Nr. 68, Seiten 96 und 97, Anmerkungen 26 und 27. Bild: Seite 96 unten.

79) Siehe Anmerkung 5.

80) Siehe Anmerkung 15.

81) Siehe Quecke Nr. 73, Seiten 150 bis 152, Anmerkung 8. Bilder: Seite 150 unten, 151 unten.

82) Siehe Anmerkung 13.

83) Siehe Anmerkung 12.

84) Siehe Anmerkung 11.

85) Siehe Anmerkung 10.

86) Siehe Quecke Nr. 66, Seite 90, Anmerkung 41. Bild: Seite 90 oben.

schaft und Bäckerei „Am neuen Hohlenweg“[87]. Diese aber hat bisher schon viermal den Besitzer gewechselt. Den alten „Hohlenweg“[88] besitzt jetzt Dr. Hugo Henkel, und er gebraucht ihn als seinen Sommersitz. Der halbe Sinkesbruch sowie die Waldungen bis unterhalb des östlichen Tunnelausgangs nennt der reiche Industrielle bereits schon sein Eigentum.

Bewässerung: Die drei Bäche, die die Hochebene Hösel wellenförmig gestaltet haben, bekommen ihr Wasser aus Sammelbecken, die in der Hauptsache ihr Wasser durch unterirdischen Zufluß erhalten.

Der Sondersbach: (Der Sondersbach wurde von Lehrer Vogel schon ausführlich in der Quecke Nr. 74 auf den Seiten 212 bis 214 beschrieben).

Der Dickelsbach: Der Dickelsbach ist ein direkter Nebenbach des Rheinstromes. Er mündet bei Duisburg in den Rhein-Ruhrkanal. Nur mit seinem Oberlaufe fließt er durch die Gemeinde Hösel. Er bekommt sein Wasser aus zwei Sammelteichen. Der eine liegt im Baumhofe vom Fernholzhof[89] und der andere im Baumhofe des Hofes an der Burg[90]. Dieser liegt wohl zehn Meter höher als der erstgenannte. Beide sind stets voll Wasser. Das ist ein Zeichen, daß beide Sammelbecken verschiedene unterirdische Zuflüsse besitzen. Nach kurzem Lauf vereinigen sich die beiden Ausflüsse und zwar am Anfang des Waldes, der zum Fernholzhof gehört. Durch diesen Wald hat er durch sein starkes Gefälle eine tiefe Schlucht gebildet. Beim Austritt aus dem Walde fließt er durch den ersten Teich. Dann setzt er seinen Lauf durch ein liebliches Wiesental fort. Am rechten Bergabhang liegt das Gansenhaus[91], in dem der verstorbene Fuhrunternehmer Wilms wohnte. Von seiner Familie ist nur noch seine unverheiratete Tochter Anna übrig geblieben. Sie wohnt noch im Gansenhaus. Zwischen dem Stuten[92] und der Villa „Haus am Bach“[93] fließt der Dickelsbach unter der Adelsstraße her und dann durch die schönen Parkanlagen der Villa „Haus am Bach“, wobei er am Schlusse einen großen Fischteich füllt. Zwei Zuflüsse kleiner Bäche vermehren seinen Wasserreichtum. Der eine, vom Sprung am Kradenpoot[94] vorbeikommend, fließt rechts in den Dickelsbach, und der andere aus dem Bochmannswald[95], früher Spindeckswald, kommend, fließt links in den Dickelsbach. Aus dem Teich kommend, fließt er nach kurzem Lauf durch Schnitzlers Wald[96] unter der Adolf-Hitler-Allee[97] her durch Gerhards Wald[98] und unter der Promenade, dem früheren Bahndamm der Bergischen Kleinbahn[99], her in einen Teich, der im Gebiet des Robert Wetzel liegt.[100] Links nimmt er den Bach mit, der aus der Wiese der Gastwirtschaft von der Bey kommt.[101] Beim Austritt aus Wetzels Teich macht er nach kurzem Wiesenlauf seinen Gang durch den 4. Teich bei der Gaststätte

Der Quellteich des Dickelsbaches auf dem Gelände des Fernholzhofes

87) Siehe Quecke Nr. 62, Seiten 62 bis 64, „Einiges über den Alten und neuen Hohlenweg in Hösel und die Familie Nofen.“ Die frühere Gaststätte wurde 1981 aufgegeben und in den 1990er-Jahren von dem Architekten Hugenbruch zu Wohnungen umgebaut.

88) Siehe Anmerkung 87.

89) In unmittelbarer Nähe der früheren Hofgebäude befindet sich in einer Senke ein Teich. Darin sind die Quellen des Dickelsbaches. Siehe Anmerkung 74.

90) Der früher offen verlaufende kleine Bach aus dem Teich an der Burg besteht nicht mehr. Ursache ist die Verlegung des Baches in den Regenwasserkanal der neugebauten Straße Sinkesbruch. Siehe Anmerkung 73.

91) In dem lieblichen Wiesental wurde in den 1950er-Jahren eine Tennisanlage gebaut und das Gansenhaus wurde danach abgerissen. Siehe Quecke Nr. 65, Seite 76, Anmerkung 63.

92) Siehe Quecke Nr. 65, Seite 76, Anmerkung 66. Bild: Seite 75 oben. Siehe Quecke Nr. 75, Seite 150, Anmerkungen 1 und 2.

93) Siehe Quecke Nr. 65, Seite 65. Bild: Seite 74 unten.

94) Der früher offen verlaufende „Kradenpooter Bach“ wurde 1952 durch den Neubau der Straße „Am Roland“ und die in den 1960er-Jahren beginnende Bebauung an der oberen Kieselei in einer Rohrleitung verlegt. Siehe Quecke Nr. 64, Seite 44, Anmerkung 31. Bild: Seite 39 unten. Der Bach verlief offen direkt hinter der alten Scheune in einem großen Eisenrohr unter die Kieselei.

95) Der „Bochmannswald“ wurde um 1900 von dem bekannten Kunstmaler Gregor von Bochmann durch die Familie Straßen vom Spindeckshof angekauft. Er befindet sich zwischen den Straßen „Am Adels“ und „Altenhof-Fängerskamp“ und der Straße „Am Fernholz - Füngers Feld“.

96) Der Teich ist nicht mehr vorhanden und „Schnitzlers Wald“ ist heute im Besitz der Stadt Ratingen. Hier beginnt ein Wanderweg, der immer am Dickelsbach entlang bis zum Schlipperhaus führt.

97) Heute Bahnhofstraße.

98) Hier befindet sich am Dickelsbach heute die Altenwohnanlage der Geschwister Gerhard-Stiftung, Bahnhofstraße 90.

99) Hier wird zurzeit in bergmännischem Stollenbau ein neuer, größerer Bachtunnel von 46 m Länge erbaut.

100) Der kleine Teich ist noch vorhanden, wird aber nicht mehr vom Dickelsbach durchflossen. Direkt am Bach in Richtung Schlipperhaus wurde hier ein Wanderweg gebaut.

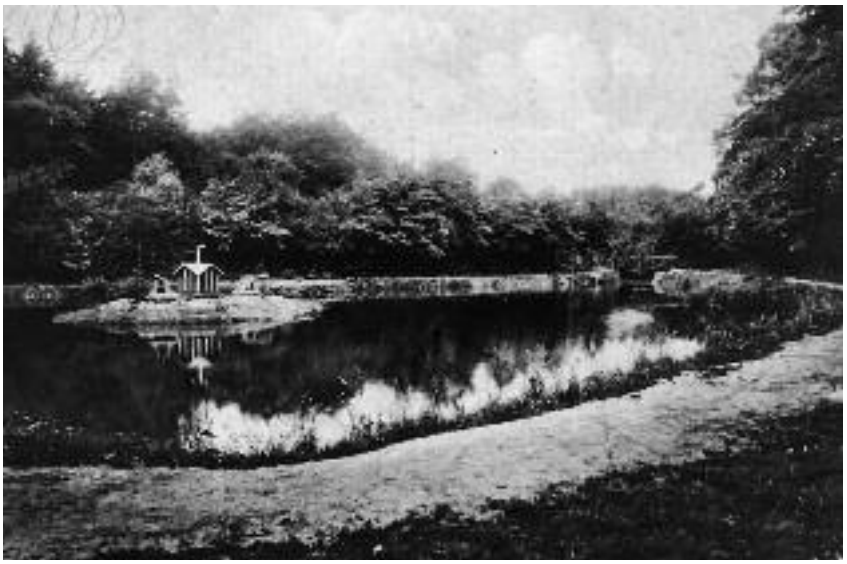
101) Der früher offen verlaufende Bach ist im oberen Teil verrohrt worden und fließt hinter dem Gebäude des Malteser Hilfsdienstes in den Dickelsbach. Siehe Quecke Nr. 63, Seite 73, linke Spalte und Anmerkungen 32 und 33.

Der Dickelsbach in „Gerhards Wald“

Schlipperhaus[102]. Sein weiterer Lauf geht nur durch Buchenhochwald. Beim Genesungsheim[103] nimmt er links den Spindecker Bach[104] auf und fließt dann durch den 5. Teich[105], den man ihm hier beim Bau des Heimes im Jahre 1907-1908 besonders anlegte. Weiter abwärts fließt er unter der Reichsautobahn[106] und bald darauf unter der Eisenbahnstrecke Ratingen-Hösel her. In einem eigenartigen Serpentinenlauf (schlangenförmig) setzt er seine Reise zum Rhein fort.

Der Eikelscheidter Bach: Der Eikelscheidter Bach bekommt wie die vorgenannten Bäche sein Wasser wieder aus einem Sammelbecken[107]. Im Winter, wenn der Frost das Wasser mit einer Eisdecke überzieht, kann man an dem Teichrand sehen, wo die unterirdischen Zuflüsse in das Becken münden. Dort bewegt sich das Wasser und es friert an dieser Stelle gar nicht oder nur bei hartem Frost zu. Hier ist schon mancher, der darauf nicht achtete, beim Betreten des Eises eingesunken. Wir mieden daher diesen Teich in meiner Jugendzeit und betraten ihn nur nach längerem harten Frost. Er gehörte früher zum Hof Eikelscheidt[108]. Jetzt liegt er auf dem Grundstück, das zur Gaststätte „Höseler Hof“ gehört[109]. An seinem unteren Ufer vorbei ging früher ein Fahrweg von der Landstraße in gerader Richtung in den Bauernhof hinein. Dann nahm der Bach, aus dem Teich unter dem Weg herkommend, seinen Lauf durch eine etwas tiefer liegende Wiese. Der Bachrand war hier und da mit niedrigem Erlengebüsch geschmückt.

Das Bachbett ist jetzt durch eine Rohrleitung ersetzt worden bis zu dem Bachdurchlass unter der Landstraße her. Das kleine Wiesental ist mit Erde ausgefüllt worden. Das frühere liebliche Bild ist ganz anders geworden und ist durch ein modernes Bild verdrängt worden. Jetzt befinden sich hier der Promenadenweg[110], eine Kastanienbaumreihe und die Badenstraße mit einer stattlichen Häuserreihe. Auf der Waldseite des Bachdurchlasses ist eine einfache Kläranlage angelegt worden[111].



Der 1907/08 angelegte Teich an der „Heilstätte Hösel“ (jetzt Seniorenresidenz) wurde später trockengelegt

Der Eikelscheidter Bach hatte früher da, wo jetzt der Bahnhof steht mit seinen Nebengebäuden, eine große, weite und tiefe Schlucht gebildet, die reich bewaldet war und wohin die Menschen flüchteten, wenn ein Feind

---

102) Der Teich bei der früheren Gaststätte „Schlipperhaus“ (Abriss 1976) ist noch zu sehen, aber er versandet immer mehr. Siehe Quecke Nr. 70, Seite 145, Anmerkung 70. Bild: Seite 146 oben.

103) Heute „Seniorenresidenz“. Siehe Quecke Nr. 70, Seiten 138 und 139, Anmerkung 16. Bild: Seite 138 unten.

104) Der Spindecker Bach ist heute bis zur oberen Schlipperhausstraße verrohrt. Dann fließt er offen hinter der Straße Stolsheide und durch den Park der Seniorenresidenz in den Dickelsbach. Siehe Quecke Nr. 68, Seite 97, Anmerkung 33. Bild: Seite 97 oben.

105) Der Teich wurde nach dem Zweiten Weltkrieg trockengelegt und das Bachbett renaturiert. Nach kurzem Bachlauf beginnt hier die große Kläranlage, und der Dickelsbach muss dann die gereinigten Abwässer aufnehmen.

106) Heute Bundesautobahn A 3.

107) Der große Teich wurde vor ca. 35 Jahren für Bauzwecke trockengelegt. Siehe Quecke Nr. 64. Bild: Seite 42 unten.

108) Der frühere Hof Groß-Eickelscheidt wurde schon im Jahre 1585 urkundlich erwähnt. Ab dem Jahre 1910 wurde hier auf den früher landwirtschaftlich genutzten Flächen von dem Düsseldorfer Bauunternehmer Woker die Waldsiedlung Hösel erbaut. Der Hof stand an der Bayernstraße. Siehe Quecke Nr. 61, Seiten 64 bis 73. „Einiges über die geschichtliche Entstehung der Höseler Straßennamen und die Entwicklung seines Straßennetzes.“ Bilder: Seite 67 unten, Seite 68 oben und unten. Siehe Quecke Nr. 64, Seiten 41 und 42 (Text), Seite 44, Anmerkung 71.

109) Die Gaststätte „Höseler Hof“ wurde 1936 erbaut und 1969 abgerissen. Sie stand an der heutigen Sachsenstraße, Ecke Bahnhofstraße. Das Grundstück verlief damals parallel zum heutigen Fuß- und Radweg (Bahnhofstraße) bis zur Bayernstraße.

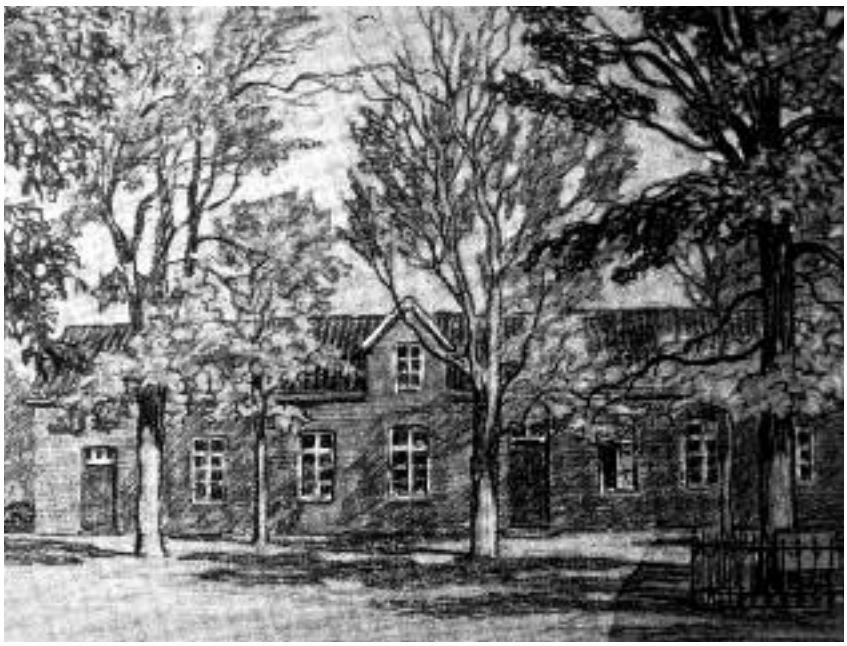
110) Der frühere Promenadenweg, der vom S-Bahnhof Hösel parallel zur Bahnhofstraße bis zur Einmündung der Hugo-Henkel-Straße verläuft, war von 1899 bis 1923 die Bahnstrecke der Kleinbahn nach Heiligenhaus.

111) Die Abwässer der Häuser der Waldsiedlung Hösel liefen damals gegenüber dem Höseler Caféhaus in das tiefer liegende Bachbett des Eikelscheidter und des Leienbachs. Da die Bäche keinen offen liegenden Abfluss mehr hatten, versickerte das Wasser im aufgeschütteten Untergrund. Zurück blieb eine stinkende, übelriechende Schlammschicht, die früher das ganze Bachtal ausfüllte. Siehe Quecke Nr. 65, Seiten 70-72.

nahte, und die daher auch Russenschlucht genannt wurde. Durch den Bahnbau in den Jahren 1870 bis 1872 wurde die Schlucht mit dem Schiefergestein aus dem tiefen Einschnitt bis zum Tunnel und aus dem Tunnel[112] selbst ausgefüllt. Von dem Baumreichtum der Schlucht ist die dicke Buche[113] auf dem Rande des Gartens vor der Gaststätte Jägerhof[114] noch übrig geblieben. Dem Eikelscheidter Bach legte man ein neues Bachbett an, das durch eine Unterführung[115] unter dem Bahnübergang am Bahnwärterstellwerk[116] vorbei ging. Der Bach benutzte das künstliche Bett nicht, sondern suchte, durch das Schiefergestein sickernd, sein altes Bett wieder auf, fand es, und kommt nun auf der Hinterseite der Reparaturwerkstätten der Firma Ernesti[117] als große Quelle machtvoll hervorgequollen und setzt, munter, dem langen finsteren Weg entronnen zu sein, seinen Lauf zum Krummenweg weiter fort.

Die Zusammenfassung nach dem letzten Lernausflug kann auch in der Schule beendigt werden. Der Schlußmarsch ist von hier aus den Kindern zu zeigen und dann auszuführen: Wir steigen jetzt hinab ins obere Tal des Sondersbaches und kommen an dem Hof Unterhösel[118] vorbei, über den Bach, am Rande des 1. Quertales hinauf und kommen an dem Hof Schinnenburg[119] auf die Landstraße[120] und gehen auf ihr hinab bis zur Schule[121].

Bearbeitung und Anmerkungen von Helmut Kuwertz



Die alte evangelische Schule in Hösel Ende der 1920er-Jahre.
(Pastellzeichnung von Ernst Miesler)

112) Der Höseler Tunnel musste im Jahre 1914 von 442 m Länge auf 327 m Länge wegen Einsturzgefahr gekürzt werden. Mit dem Abbruchmaterial (Schiefer) wurde ein weiteres Stück des damals noch offen verlaufenden Eikelscheidter Baches zugeschüttet. Siehe Quecke Nr. 65, Seiten 70-72 (Der Bahnhofsvorplatz).

113) Die dicke Buche musste aus Sicherheitsgründen im September 1994 gefällt werden.

114) Siehe Quecke Nr. 65, Seite 76, Anmerkung 10. Bild: Seite 70 unten.

115) Im Zweiten Weltkrieg wurde der Bachtunnel zu einem Luftschutzstollen umgebaut. Die Ein- und Ausgänge (Treppen) sind heute mit einer Stahlblechabdeckung gesichert, jeweils auf der rechten Seite vor dem Bahnübergang.

116) Das Stellwerk OT am Bahnübergang wurde nach dem Umbau der Gleisanlagen und der Bahnschranken von Handbetrieb auf Automatik abgerissen. Bild: Quecke Nr. 65, Seite 70 oben.

117) Siehe Quecke Nr. 65, Seite 76, Anmerkung 14.

118) Siehe Anmerkung 15.

119) Siehe Anmerkung 58.

120) Heiligenhauser Straße.

121) Die alte Schule von 1696 stand da, wo sich heute das evangelische Gemeindehaus befindet. Der Schulbetrieb endete 1936 und der endgültige Abriss erfolgte 1960. Siehe Quecke Nr. 63, Seiten 69 und 70 (Beschreibung der alten Schule). Bild: Seite 70 unten, Seite 71 oben.

Also lautet ein Beschluß:
Daß der Mensch was lernen muß. –
– Nicht allein das A-B-C
Bringt den Menschen in die Höh';
Nicht allein im Schreiben, Lesen
Übt sich ein vernünftig Wesen;
Nicht allein in Rechnungssachen
Soll der Mensch sich Mühe machen;
Sondern auch der Weisheit Lehren
Muß man mit Vergnügen hören. –
Daß dies mit Verstand geschah,
War Herr Lehrer Lämpel da. –

Wilhelm Busch

Das Kämpchen in Hösel

Seit frühen Zeiten stand in Hösel an der Eggerscheidter Straße das „Kämpchen“. Hier wohnte in meiner Kinderzeit die Familie Hortz. Diese hatte Landwirtschaft auf eigenem und gepachtetem Land. Der Sohn Willi war Schreiner. Die beiden Töchter waren unverheiratet. Die eine, Sophie, war Schneiderin und die andere, Emmi, kümmerte sich um den Garten und das Vieh. Der alte Herr Hortz war jahrzehntelang Hauptmann der Freiwilligen Feuerwehr in Hösel. Das Kämpchen stand an der Stelle, wo heute die Brücke über die Autobahn führt. In alten Zeiten war das Kämpchen eine Fuhrmannskneipe. Die Eggerscheidter Straße war hier ein Stück der Kalkstraße, die von den Kalksteinbrüchen im Angertal bis zum Rhein führte. Auf Höseler Gebiet begann die Kalkstraße am Haus Anger. Sie folgte der Anger bis zur Einmündung des Sondersbaches und führte dann weiter über die Trasse der heutigen Ernst-Stinshoff-Straße, vorbei an der Eule und dem Gut Hasper, bis zur Eggerscheidter Straße. Das Kämpchen lag an der Kalkstraße direkt vor dem Wald. Nach ca. 50 Metern bog die Kalkstraße nach rechts in den Wald ab in Richtung Lintorf. Die Kalkstraße war zur damaligen Zeit viel befahren. Von Hofermühle durch das Angertal in Richtung Rhein brachten die Fuhrleute gebrannten und gebrochenen Kalk. Nachdem in Duisburg die Hochöfen gebaut worden waren, nahm der Bedarf an Kalk noch mehr zu. Zur Eisen- und Stahlerzeugung braucht man Kalk. Durch den Bau der Kalkbahn durch das Angertal wurden Fuhrwerke nicht mehr gebraucht. Die Kalkstaße verlor an Bedeutung, sie wurde fast nur noch zur Holzabfuhr aus den Speeschen Wäldern benutzt. Es waren immer weniger Fuhrleute unterwegs. Das bedeutete wohl auch das Aus für das Kämpchen. Die damaligen Fuhrleute waren für ihre derben Sitten bekannt. In den Kneipen und Wirtschaften wurde meistens Schnaps getrunken, die Fuhrleute hatten alle eine Flasche für unterwegs in der Tasche. Heute sagt man einen „Flachmann“. In den Kneipen an der Straße füllten die

Fuhrleute die leeren Flaschen und sich selber mit neuem Schnaps. In den Kneipen trafen die Fuhrleute auf die dort wohnenden Bauern, Kötter und Handwerker. Dabei kam es dann oft zu derben Scherzen und manchmal auch zu Streit. In meiner Kindheit erzählten sich die alten Männer verschiedene Geschichten darüber. Eine davon ist mir besonders im Gedächtnis geblieben:

An einem Abend im Winter saßen einige Fuhrleute aus Heiligenhaus mit Leuten aus der Nachbarschaft im Kämpchen. Unter ihnen Pitter, ein Kötter aus der Umgebung. Alle hatten schon einige Schnäpse intus. Bier gab es kaum und Wein war zu teuer. Der Raum war voller Tabakspfeifen- und Ofenqualm und es roch nach Schnaps und Schweiß. Man frotzelte untereinander und erzählte die tollsten Lügengeschichten. Ein besonderes Ziel ihrer Spötteleien war Pitter. Dieser galt mit seinem besonderen Wissen über Tiere und deren Krankheiten als halber Tierarzt. Bei deren Heilungen praktizierte er auch den „Mukkedanz“. Ob „de Mukk“ wirklich eine Krankheit der Kühe war oder nur ein Aberglaube, ist mir nicht bekannt. Jedenfalls hatte Pitter an diesem Abend keinen Pfennig mehr in seinen Taschen. Er hätte aber gerne noch etwas getrunken. So kam es ihm recht, als einige der Fuhrleute zu ihm sagten: „Pitter, danz enz de Mukkedanz, mer betale dann noch en paar Schnäps!“ Gesagt, getan. Man machte die Mitte der Wirtsstube frei, und Pitter begann mit seinem Tanz. Er war von kleiner Statur und hatte sehr dünne Beine. Nach ein paar Sprüngen hörte der Pitter auf. „Wat is“, fragten die Zuschauer. „Ich mot en Kuh hann, söss kann ech net danze.“ Der Wirt protestierte laut: „Et kömmt ken Kuh en de Wetschaft.“ - „Dann mot dat ener von öch make“. Ein betrunkener Fuhrmann stellte sich in die Raummitte. „Nee“, sagte der Pitter, „do most dech op de Knie un Häng opstötze.“ Der Fuhrmann machte es so. Pitter warf ihm eine alte Decke über und dann ging es los. Zunächst umkreiste er die „Kuh“, dann muhte er beruhigend, um dann plötzlich mit flinken Bocksprüngen die „Kuh“ zu umspringen. Er hüpfte und schrie, dann muhte er wieder. Dabei verfiel er in einen tranceähnlichen Zustand. Nach einigen sehr hohen Bocksprügen stand er dann am Schwanzende der „Kuh“ und biß ganz plötzlich dort kräftig hinein. Nun stand da aber keine Kuh, sondern ein betrunkener Fuhrmann, den der Pitter kräftig in seine Gesäßbacken gebissen hatte. Der Fuhrmann schrie und hielt sich sein Hinterteil, während die Zuschauer sich vor Lachen bogen. „Jöff dem Pitter noch ne Schnaps op min Rechnung“, riefen einige. Pitter war wieder klar und trank genüsslich noch einige Schnäpse.

Nach kurzer Zeit gebot der Wirt Feierabend. Alle tranken aus und bezahlten, um sich dann auf den dunklen Heimweg zu begeben. Die Fuhrleute bestiegen ihre Wagen und Karren in stark betrunkenem Zustand. Zum Glück wussten die Pferde ja den Heimweg .

Einige jüngere Männer, die wenig getrunken hatten, waren in Richtung von Pitters Heimweg vorgelaufen. Pitters Weg führte durch einen Schwarzerlenhain mit vielen Sträuchern. Dort hatten sich die Jungen versteckt. Als Pitter angetorkelt kam, trat einer vor ihm auf den Weg. Er hatte sich ein weißes Laken umgehängt und breitete die Arme aus. Vor Schreck fiel der Pitter um. Nachdem er seine Stimme wiedergefunden hatte, röchelte er: „Kumm, Jeist, freet mech“.

Der Name ist geändert und der Hergang der Geschichte wurde von mir ausgeschmückt.

Edi Tinschus

Motorsport in Ratingen und Umgebung

(Fortsetzung)

Geländesport auf dem Vormarsch

Mit einer Kuriosität konnte das Sportjahr 1956 aufwarten. Der MSC Dumeklemmer, angeführt von seinem neuen Vorsitzenden Ernst Kleiner, feierte in diesem Jahr sein fünfjähriges Bestehen, obwohl er offiziell erst 1953 gegründet worden war. Man hatte wohl die ersten lockeren Treffen des Jahres 1951 im Gedächtnis. MSC-Urgestein Arnold Dalemans erinnert sich, dass der Ehrenvorsitzende, Fahrlehrer Stephan Franzsander, den Ehefrauen der MSC-Mitglieder kostenlose Fahrstunden anbot, aber kaum eine Dame dieses Angebot in Anspruch nahm.

Am 21. April wurde die sechste Nachtorientierungsfahrt des MSC Lintorf unter dem Motto „Der Motorsportler fährt fair im Verkehr" durchgeführt. Erstmals waren neben den Motorrädern in der Klasse G Kabinenroller und Kleinautos bis 500 cm^3, in der Klasse H Kraftwagen bis 1200 cm^3 und in der Klasse I Kraftwagen über 1200 cm^3 zugelassen.

Der Düsseldorfer Autohändler Wolfgang Seidel fuhr sich auf verschiedenen Autos und mit wechselnden Langstreckenpartnern (u.a. dem Düsseldorfer Baustoffhändler Peter Nöcker) in die Spitze der internationalen Sportwagenrennfahrer. Der größte Erfolg des Jahres 1956 war sicherlich der Sieg in der Grand Tourismoklasse über zwei Liter Hubraum beim Großen Preis von Deutschland auf dem Nürburgring auf Mercedes 300 SL.

Im Rennjahr 1957 erreichte August Wurring den Höhepunkt seiner Sportfunktionärslaufbahn. Er wurde zum technischen Abnahmekommissar beim Motorrad-WM-Lauf am 19. Mai in Hockenheim bestellt. Die schnellsten Rennmaschinen der Welt wurden vor dem Rennen von seinem gestrengen Auge auf technische Mängel an Fahrwerk und Bremsen untersucht. Alleine die italienische Marke MV Agusta war in allen Soloklassen vertreten und hatte insgesamt 25 (!) Werksmaschinen mitgebracht. Gilera war mit den schnellen 4-Zylindern und Moto-Guzzi mit den technischen Wunderwerken, den 8-Zylinder-500ern, vertreten. Im Rennen der 500er-Klasse verlor der Grenzlandring seinen Nimbus als schnellste Rennstrecke Europas. Der Italiener Libero Liberati gewann mit einem Gesamtschnitt von genau 200 Stundenkilometern auf Gilera vor Bob McIntyre auf Gilera, der die schnellste Runde mit einem Stundenmittel von 208,5 Kilometern zurücklegte, und vor Walter Zeller auf BMW. 100.000 Zuschauer verfolgten die Rennen.

Der MSC Dumeklemmer veranstaltete am 23.Juni seine erste Zuverlässigkeitsfahrt „Rund um Ratingen". Heimlich, still und leise hatten sich die Straßenzuverlässigkeitsfahrten mit Geländesonderprüfungen zu reinen Geländesportveranstaltungen gemausert. Unter der Schirmherrschaft von Bürgermeister Peter Kraft nahmen über 130 Teilnehmer die Ratinger Felder und Wiesen, Sandkuhlen und Waldwege unter ihre stollenbereiften Räder. Fahrtleiter Ernst Kleiner und die Teilnehmer hatten mit den Unbilden der Witterung zu kämpfen, die auch für die Veranstaltungen der nächsten Jahre prägend sein sollten.

Als Fahrwerkskonstrukteur wurde August Wurring im Herbst 1957 von dem Freiburger Rennfahrer und Motoren-Spezialisten Fritz Kläger gefordert, der aus der Konkursmasse der Bad Homburger Horex-Werke alle noch vorhandenen Teile der 350er Zweizylinder-Werksrennmaschine erworben hatte. Unter den Händen der beiden Altmeister entstand eine Maschine, mit der Fritz Kläger bis 1961 noch vier erste, sieben zweite, zwei dritte und zwei vierte Plätze bei internationalen Rennen erreichte. Das Horex-Werk selbst hatte mit diesem Projekt Schiffbruch erlitten.

Der einzige heimische Titelträger des Jahres 1957 war Wolfgang Seidel, der Deutscher Meister in der Grand Tourismoklasse über 1600 cm^3 wurde. Er war Klassensieger beim GP von Deutschland auf einem Ferrari 250 und gewann gemeinsam mit Graf Berghe von Trips den Großen Preis von Venezuela.

Die zweite Auflage von „Rund um Ratingen", die der MSC Dumeklemmer 1958 auf eine Fahrtstrecke von 300 Kilometern ausgeweitet hatte und die erstmals als Gaumeisterschaftslauf der ADAC-Gaue Nordrhein, Westfalen-West, Westfalen-Ost und Mittelrhein eine enorme Aufwertung erfahren hatte, wurde vom MSC mit zwei Mannschaften beschickt, die aus den Fahrern Rudolf Welter (DKW 175), Kurt Baer (Adler 250) und Erich Zimmermann (BMW 250) sowie Hubert Goersmeyer (Maico 175), Manfred Malbranc (NSU 250) und Heinrich Goersmeyer (BSA 350) bestanden. Der MC Homberg brachte ebenfalls zwei Mannschaften an den Start, bestehend aus Herbert Johanning (NSU 250), Hans Eickenberg (NSU 250) und Dieter Lücker (Horex 350), sowie Rolf Lücker (BSA 500), Kurt Rech (NSU 250) und Emil Gier (NSU 250). Die Ratinger waren nette Gastgeber, der Mannschaftspreis mit Goldplakette ging an die Geländesportgemeinschaft Rhein/Ruhr, die 1. Mannschaft der Dumeklemmer erreichte Platz 3. Gesamtsieger von 104 Startern wurde Willi Gehring aus Detmold auf einer 250er Zündapp mit null Strafpunkten.

Der MC Homberg veranstaltete am 24. August 1958 seine 1. Niederbergische Zuverlässigkeitsfahrt. Die Gesamtleitung lag in den Händen von Leo Eickenberg. Die Vereinsmitglieder hatten in Homberg an jeder Haustüre geklingelt, um bei der Bevölkerung um Verständnis für diese Veranstaltung zu werben. 89 Starter nahmen das Angertal unter ihre Räder.

Bei den Autofahrern machte Wolfgang Seidel auch weiterhin international auf sich aufmerksam. Im April fuhr er gemeinsam mit dem US-Amerikaner Harry Schell auf einem Porsche 1600 bei den 12 Stunden von Sebring (Kalifornien, USA) auf einen dritten Rang. Auf der Berliner Avus gewann er mit einem Zwei-Liter Maserati und beim Eifelrennen auf einem Ferrari.

Bereits in seiner dritten Auflage war die Geländesportveranstaltung „Rund um Ratingen“ am 24. Mai 1959 als Großveranstaltung im nationalen Motorsportkalender etabliert. Der MSC Dumeklemmer-Vorsitzende Ernst Kleiner hatte wieder keine Mühe gescheut, den 138 Teilnehmern eine schwere Prüfung zu bieten.

Die „2. Niederbergische Zuverlässigkeitsfahrt“ des MC Homberg am 23. August 1959 stand als ADAC-Meisterschafts-Lauf der Ratinger Veranstaltung in nichts mehr nach. Start und Ziel befanden sich auf dem Hofplatz des Gutes Lücker „auf dem Berg“, die Sonderprüfungen waren im Bereich des Hauses Anger. Viel Beachtung fand die Teilnahme einer Dame in einer Männerdomäne, Olga Hagena aus Berum/Ostfriesland, die mit ihrer NSU-Max einigen Herren das Nachsehen gab.

Fast 120 Teilnehmer konnte der MSC Dumeklemmer bei seiner zweiten Trialveranstaltung in den Sandbergen begrüßen. Motorrad-Trialsport ist eine britische Erfindung, bei der es nicht auf Tempo, sondern auf Geschick und Körperbeherrschung ankommt. Eine Geländestrecke wird in kurze, sehr schwierig zu fahrende Abschnitte, sogenannte Sektionen, unterteilt. In diesen Sektionen darf der Fahrer sich nicht mit den Füßen am Boden abstützen. Jede Bodenberührung oder gar ein Sturz wird mit Strafpunkten geahndet. Als bester Vertreter dieser jungen Sportart präsentierte sich die Mannschaft des MSC Köln-Porz, die den Wanderpokal mit nach Hause nahm.

Erfreulich war die Entwicklung des Ratinger Motorsportnachwuchses. Im Moto Cross stellte der Tiefenbroicher Wolfgang Kiel mehrfach sein Talent unter Beweis. Unter anderem belegte er beim 9. Brühler Moto Cross vor 30.000 Zuschauern hinter dem Solinger Spitzenfahrer Adolf Weil einen hervorragenden zweiten Platz auf seiner 250er DKW.

Auf vier Rädern hielt sich Wolfgang Seidel auch weiterhin schadlos. Sein größter Saisonerfolg war der Sieg bei der weltberühmten Targa Florio auf Sizilien, gemeinsam mit Porsche-Werksfahrer Edgar Barth auf einem Porsche Spider RSK. Im November durfte er dann auf Einladung von Ferry Porsche und Huschke von Hanstein Versuchsfahrten im neuen Formel II-Rennwagen des Stuttgarter Sportwagenbauers durchführen, eine schöne Anerkennung seiner bisherigen Laufbahn!

Geländefahrt „Rund um Homberg“ 1959.
Heinz Wallner gewinnt auf einer 175er AWD eine Goldmedaille. Rechts August Wurring

Ratingens erfolgreichster Motorsportler

Beim ersten Moto-Cup-Rennen 1959 für 50 cm^3-Motorräder in Hockenheim ging erstmals ein junger Ratinger namens Gerhard Thurow an den Start, der später einmal ein ganz Großer in der „Schnapsglasklasse“ werden sollte.

Thurow, Jahrgang 1934, stammte aus einem kleinen Ort nahe der alten Festungsstadt Kolberg in Pommern. Gemeinsam mit seiner Mutter und seinem Bruder Willi kam er 1946 nach Ratingen, wo die Familie im Flüchtlingslager am Voisweg untergebracht wurde. Vielleicht waren es die Entbehrungen des Krieges und der Vertreibung aus der Heimat, die Gerhard Thurow trotz zahlreicher Schicksalsschläge hart an seiner Sportkarriere arbeiten ließen. Nachdem er seine Lehre als Stahlbauschlosser abgeschlossen hatte, trat er 1950 in die Dienste der Dürr-Werke AG am Ostbahnhof. 1952 machte er den Motorradführerschein. Mit seinem ersten Motorrad besuchte er alle in Deutschland gefahrenen Straßenrennen. In einer Autobiografie schreibt er: „…dabei immer nur einen Traum gehabt: selbst einmal Rennen fahren!“ Leider reichten bis dahin die finanziellen Mittel nicht aus. 1956 platzte der Traum fast endgültig. Ein schwerer Verkehrsunfall kostete ihn beinahe sein linkes Bein, er lag vier Monate im Krankenhaus, konnte ein Jahr lang nicht arbeiten, danach ging lange nichts mehr. Erst 1959 konnte er sich eine kleine Kreidler „Florett“ kaufen, mit der er aber bei den Rennen um den Moto-Cup in Hockenheim gegen die vielen „verkappten“ Werksmaschinen keine echte Chance hatte. Aber Gerhard Thurow ließ sich nicht entmutigen. Im Winter wurden an der Maschine erste einschneidende Veränderungen vorgenommen, und der erste bemerkenswerte Erfolg war ein 4. Platz beim Eifel-Pokal-Rennen auf dem Nürburgring im Herbst 1960. Im Januar 1961 verstarb seine Ehefrau Elise, mit der er seit 1957 verheiratet war.

Trotzdem war er bei allen Läufen um den Moto-Cup 1961 am Start, belegte stets die Plätze 4 bis 6, dazu kam ein 3. Platz beim Bremerhavener Fischereihafenren-

Gerhard Thurow (rechts) auf seiner Kreidler „Florett“ beim Herbst-Pokal-Rennen auf dem Hockenheim-Ring am 4. September 1960

nen. Als Belohnung für den 4. Gesamtrang gab es am Ende der Saison die ersehnte Rennlizenz für das Jahr 1962, quasi den Aufstieg von den Amateuren zu den Profis. Das Jahr 1962 zeigte, welche fahrerische Klasse Gerhard Thurow mittlerweile erlangt hatte. Mit seinem privat „getunten“ Kreidler-Moped im Feld der technisch weit überlegenen Werksrennmaschinen der Firmen Kreidler aus Stuttgart, Itom und Motom aus Italien, Tomos aus Jugoslawien, Tohatsu und Bridgestone aus Japan etc. gelang es ihm, bei den Deutschen Meisterschaftsläufen am Nürburgring, in St. Wendel (Saarland) und am Schauinsland bei Freiburg die Plätze 3 bis 5 zu belegen und damit, wenn auch ein wenig glücklich, Deutscher Vizemeister zu werden.

Aufgeben gilt nicht

1963 kaufte sich Thurow noch eine gebrauchte 250er Adler-Rennmaschine, um in zwei Hubraumklassen an den Start gehen zu können. Für den waschechten Privatfahrer, der ohne Werksunterstützung oder andere Sponsoren auskommen musste, begann jetzt eine lange und harte Durststrecke. Neben dem täglichen Broterwerb musste an den Maschinen gearbeitet werden. Ersatz- und Tuningteile waren, wenn überhaupt zu bekommen, kaum finanzierbar. Also wurden sie unter erheblichem zeitlichen Aufwand selbst hergestellt. Dazu kamen noch das unverzichtbare Konditionstraining und eine strenge Diät, um die körperlichen Voraussetzungen für's Rennfahren zu schaffen. An den rennfreien Wochenenden, auch im Winter, fuhr Thurow mit seinem privaten Motorrad über die kurvenreichen Straßen im Bergischen Land, um Fahrpraxis zu sammeln. Wenn dann im Laufe der Saison bei fast jedem Rennen der Defektteufel zuschlägt, bedarf es schon besonders guter Nerven, um die Brocken nicht hinzuschmeißen. Beste Platzierung im Jahr 1963 war der 8. Rang im deutschen Weltmeisterschaftslauf auf der Stuttgarter Solitude, aber damit war Thurow immerhin bester Privatfahrer in der 50 cm^3-Klasse.

1964 waren die größten Erfolge ein zweiter Platz im jugoslawischen Potoroc und ein vierter Platz im österreichischen Laxenburg. 1965 folgte ein siebter Platz beim WM-Lauf auf dem Nürburgring in der 250er Klasse mit der Adler, wiederum als bester Privatfahrer. Das Pech folgte prompt: Sturz beim zweiten DM-Lauf auf der Solitude, Bruch des rechten Handgelenkes, Zwangspause. Aber so hatte Gerhard Thurow Zeit für die Heirat mit seiner zweiten Frau Margret. 1966 war das wichtigste Ereignis in der Familie Thurow die Geburt der Tochter Heike. Die Rennerei wurde ein wenig eingeschränkt. Es wurde auch klar, dass die Adler international nun wirklich nicht mehr konkurrenzfähig war. 1967 kaufte sich Thurow in Holland ein japanisches Kawasaki-Straßenmotorrad. Das 250 cm^3-Drehschiebermodell war in Deutschland noch nicht erhältlich. Wie sich zeigte, war der Motor eine „Granate“ mit Tuningreserven, das Fahrwerk für Rennzwecke aber nicht geeignet. Also wurde der Motor in das Adler-Fahrgestell eingebaut, aber auch diese Kombination konnte nicht überzeugen. Der erste Renneinsatz der Kawasaki war beim 30. internationalen Eifelrennen auf der Nürburgring-Südschleife am 22. April 1967. Die Eifel zeigte ihre kalte Seite mit viel Schnee und heftigen Graupelschauern. Thurow ließ es im Feld der 45 internationalen Klassefahrer vorsichtig angehen und stellte sein Motorrad ab, nachdem ihm die neue Brille völlig beschlagen war. Die folgenden Rennen brachten einen 6. Platz beim Großen Preis von Deutsch-

Gerhard Thurow (rechts) mit seiner Adler Rs 250 in Opatija (Jugoslawien) im Jahre 1963

land in Hockenheim, einen 6. Platz beim Bergrennen am Freiburger Schauinsland und einen 4. Platz im jugoslawischen Opatija auf einem wunderschönen Kurs auf öffentlichen Straßen direkt an der Adria.

Die Rennsaison 1968 verlief für Gerhard Thurow sportlich gesehen recht bitter. Nicht nur, dass in dieser Saison die Startgelder für die Privatfahrer wieder rigoros gekürzt wurden, auch der Defektteufel war unerbittlich. Nachdem im Winter ein neues Fahrgestell gebaut und der Drehschieber-Motor leistungsmäßig wieder auf konkurrenzfähig getrimmt wurde, zeigte sich, dass die Kolbenbolzen-Nadellager einer Renndistanz nicht gewachsen waren. Hochfrequente Schwingungen machten ihnen den Garaus. Beim Weltmeisterschaftslauf auf dem Nürburgring lag Thurow unter 84 Teilnehmern in der 250er Klasse bis kurz vor Schluss an 10. Stelle, als der Motor „gegen Gummi ging". In Hockenheim, als bester deutscher Fahrer im Feld liegend, ereilte ihn der gleiche Schaden. Auf dem Norisring in Nürnberg, mit aufgebohrten Zylindern in der 350er Klasse unterwegs und an zweiter Stelle liegend, war ebenfalls vorzeitig Feierabend. Nun wollte Gerhard Thurow die Rennerei an den berühmten Nagel hängen, weil das Geld für die standfesten Dürkopp-Nadellager mit Silberkäfig, die in der benötigten Abmessung wieder eine Spezialanfertigung gewesen wären, einfach in der Thurowschen Familienkasse nicht vorhanden war. Die Familie konnte ja schließlich nicht nur von Wasser und trockenem Brot leben.

Dass man die Hoffnung auch in trüben Zeiten nie aufgeben soll, zeigte sich im Vorgriff auf die Saison 1969. Seitens der F.I.M., der obersten internationalen Motorradsportbehörde, wurden neue Formelbestimmungen wirksam, und die Firma Kreidler in Stuttgart-Kornwestheim setzte Erfolgsprämien für die Fahrer ihrer Produkte aus. Thurow verkaufte seine Kawasaki-Teile, um sich einen neuen Kreidler-Rennsatz leisten zu können. Er wollte sich jetzt ganz auf die 50 cm^3-Klasse konzentrieren. Bei Dürr, wo er in der Rohrbiegerei arbeitete (Quecke-Autor Michael

Mit einem Fuß im Gipsverband wird Gerhard Thurow beim Hessenpreis auf dem Hockenheim-Ring im Okober 1969 Dritter

Lumer war dort zu der Zeit sein Arbeitskollege!), baute sich Thurow ein neues Fahrwerk, und durch eine strenge Diät wurde das Körpergewicht auf 65 kg reduziert. Doch der sportliche Lorbeer hing wieder sehr hoch für den Ratinger Privatfahrer: Ausfall am Nürburgring, und beim Weltmeisterschaftslauf in Hockenheim ging in der letzten Runde, an fünfter Stelle liegend, in der Ostkurve die Kurbelwelle fest. Das Motorrad ins Ziel schiebend, wurde Thurow noch Zehnter. In Freiburg stürzte er und riss sich das Innenband im rechten Kniegelenk. Über das nächste Rennen schreibt Thurow in seiner Biografie: „Im Oktober Meisterschaftslauf in Hockenheim, Donnerstag vom Arzt gesund schreiben lassen, Sonnabend Rennen gefahren, mit viel mühe Sitzposition eingenommen, Fußgelenk steif durch Gipsverband, bedienen der Bremse unmöglich, dritter Platz."

Mehr Glück in dieser Saison hatte Thurows Düsseldorfer Freund und Sportkamerad Ludwig Faßbender, der das Hockenheimer Rennen gewann und damit Deutscher Meister wurde.

1970 war die Erfolgsbilanz ebenfalls durchwachsen. International bedeutsam war der siebte Platz beim Gran Premio della Nazione in Monza, in der Deutschen Meisterschaft sprang am Ende der dritte Platz heraus. Dennoch wurde immer klarer, dass ein Privatfahrer gegen die Werksfahrer kaum noch eine echte Chance hatte.

Besonders deutlich wurde das im folgenden Jahr 1971. Nachdem der Kreidler-Triebsatz im Winter wieder einer Leistungskur unterzogen worden war, kam in allen Rennen das vorzeitige Aus durch Pleuellagerschäden, immer in vorderen Positionen liegend. Jeder andere hätte spätestens an dieser Stelle völlig frustriert aufgegeben, nicht jedoch Gerhard Thurow!

Auf der Überholspur

Im Winter 1971/72 kaufte Thurow beim holländischen Kreidler-Importeur van Veen zum Preis von 5.000 DM einen Rennmotor (ein 1200er VW-Käfer mit 34 PS kostete damals 5340 DM), den dort der junge Kettwiger Ingenieur Jörg Möller konstruiert und entwickelt hatte.

Dieser hatte während des Studiums an der Essener Maschinenbauschule seine Praktika in der Werkstatt meines Großvaters August Wurring gemacht. An der Drehbank bearbeitete er „nebenbei" immer ein paar Kreidler-Zylinder, und immer wenn mein Großvater fragte: „Jörg, hast du da nicht zuviel Material abgenommen?", kam die Antwort: „Nee, Herr Wurring, da muss noch was weg!". Mein Großvater erzählte auch immer gerne die Anekdote von einer sehr erbosten Dame, die eines Tages in der Werkstatt stand und ihre zerrissene Hundeleine ersetzt haben wollte, die Jörg Möller durch ein sehr beherztes Fahrmanöver auf einer seiner zahlreichen Testfahrten in der Mittagspause auf dem Gewissen hatte. Als er wie immer viel zu schnell von der Kölner Straße in die Linneper Schlossallee einbog, stand die Dame im Weg, und um sie nicht umzufahren, entschied er sich für die Mitte zwischen Dame und Hund. Zum Glück war die Hundeleine nicht allzu stabil. Was dem Hund passiert ist, ist leider nicht überliefert.

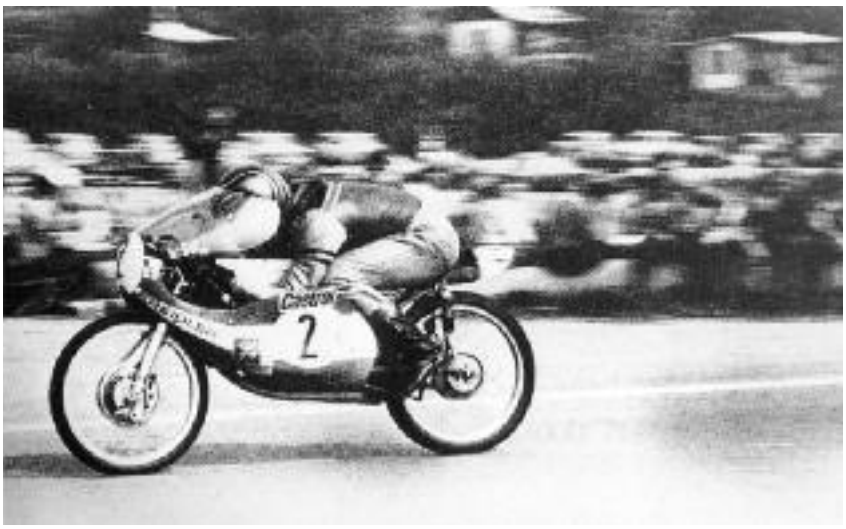
Der neue Motor mit einer Leistung von 20 PS (Literleistung 400 PS!) bei ca. 16.000 Umdrehungen und, was noch wichtiger war, einem nutzbaren Drehzahlband von 1500 Umdrehungen, bedeuteten maschinenmäßig einen Quanten-

sprung, der sich endlich auszahlte: Podestplätze bei allen Deutschen Meisterschaftsläufen führten zum Gewinn der Deutschen Meisterschaft 1972, und ein jeweils fünfter Platz beim Großen Preis von Deutschland in Hockenheim und bei der Dutch TT in Assen ließen Thurow den 10. Platz in der Weltmeisterschaft erringen.

Die Rennsaison 1973 sollte noch erfolgreicher verlaufen: Überlegener Gewinn der Deutschen Meisterschaft und vierter Platz in der Weltmeisterschaft! Gerhard Thurow war nun endgültig in der Weltspitze angekommen, vor ihm lagen nur Jan de Vries (Holland) und Bruno Kneubühler (Schweiz) vom van Veen – Kreidler-Rennstall und Theo Timmer (Holland) vom niederländischen Jamathi – Rennstall. Das Nachsehen hatten unter anderen die Kreidler-Werksfahrer Herbert Rittberger und Rudolf Kunz.

Die Saison 1974 wurde einmal mehr zur Strapaze für den alten VW-Bus, der als Renntransporter, Werkstatt und Hotel herhalten musste. Ich führe hier einmal tabellarisch die WM-Saison auf (siehe Tabelle unten):

Das macht unter dem Strich rund 16.000 Reisekilometer nur für die WM-Läufe, wenn man berücksichtigt, dass die beiden skandinavischen Rennen quasi als Jahresurlaub angesehen und „in einem Rutsch“ angefahren wurden. Dazu kamen noch die Läufe um die Deutsche Meisterschaft, ein weiteres Rennen in Jugoslawien und zahlreiche „Kirmesrennen“ in Holland, die als Training unter verschärften Bedingungen unverzichtbar waren.



Nach dem Sieg im Großen Preis von Belgien in Spa-Francorchamps am 7. Juli 1974 wird Gerhard Thurow auf seiner Kreidler Dritter beim Großen Preis der CSSR in Brünn am 28. August 1974

Die internationalen Spitzenfahrer streikten am Nürburgring, da der Veranstalter in ihren Augen nicht genug für die Sicherheit der Fahrer getan hatte. Durch zahlreiche Modernisierungsarbeiten, unter anderem Begradigung zahlreicher Streckenabschnitte und Verbreiterung der gesamten Fahrbahn, wurden höhere Geschwindigkeiten ermöglicht. Fast um die ganze Strecke waren Leitplanken angebracht worden, für Autorennen eine Sicherheitsoption, für stürzende Motorradfahrer aber fatal. Der Fahrerforderung nach zusätzlichen Strohballenabsicherungen kam man nur sehr zurückhaltend nach, und so verweigerten die Stars der Szene den Start. Beispielhaft genannt seien hier nur der 15-malige italienische Weltmeister Giacomo Agostini und der Brite Phil Read, die alleine schon die Zuschauer in Massen an die Strecken zogen. Die deutschen Fahrer, die sich dem Streik angeschlossen hatten, wurden seitens der Obersten Motorradsport-Kommission in Frankfurt mit einer Sperre für den nächsten WM-Lauf belegt. Leider erfuhren das die Fahrer erst an Ort und Stelle in Imola, die Reisekosten wurden jedoch nicht ersetzt!

Beim nächsten WM-Lauf auf dem Circuit van Drenthe in Assen schaffte Gerhard Thurow eine Sensation: er erwischt im Training auf der 7,7 km langen Strecke eine optimale Runde und fährt mit einer Zeit von 3.39,2 min auf den ersten Startplatz. Thurow und seine Maschine sind in Top-Form. Doch wieder hat er kein Glück. Nach dem Start zum Rennen wird Thurow in der ersten Kurve angerempelt und stürzt. Während das 38-köpfige Fahrerfeld enteilt, muss er sich und das Motorrad wieder aufrappeln, verbogene Lenkerhebel und Fußrasten halbwegs wieder geradebiegen und die Maschine wieder anschieben. Er jagt dem Feld hinterher und

Datum	Rennstrecke	Platzierung	Entfernung von Ratingen ca.
21. April	Clermont-Ferrand, Frankreich	Ausfall	900 km
27. April	Nürburgring	Fahrerstreik	150 km
19. Mai	Imola, Italien	Startverbot	980 km
29. Juni	Assen, Niederlande	Zwölfter nach Sturz	320 km
7. Juli	Spa-Francorchamps, Belgien	1. Platz	160 km
21. Juli	Anderstorp, Schweden	4. Platz	1100 km
28. Juli	Imatra, Finnland (an der sowj. Grenze)	4. Platz	900 km von Anderstorp inkl. Fähre
25. August	Brünn, Tschechoslowakei	3. Platz	800 km
8. September	Opatija, Jugoslawien	4. Platz	1350 km
22. September	Barcelona, Spanien	4. Platz	1570 km

kann sich mit der waidwunden Maschine noch bis auf den 12. Rang vorschieben.

Ganz oben

Als nächstes folgt der WM-Lauf auf dem Ardennen-Kurs von Spa-Francorchamps. Die Zeitschrift „Das Motorrad“ beschrieb das Rennen folgendermaßen: „Zum ersten Lauf des Tages nehmen die Fahrer der 50 cm^3-Maschinen Startaufstellung. Das Rennen führt über fünf Runden – das Wetter ist gut. Gerhard Thurow auf seiner privaten Kreidler, der schon mit der schnellsten Trainingszeit (5.18,7) überrascht hatte, schießt als Erster das Gefälle des Start- und Zielhanges hinunter, ihm folgen van Kessel (Kreidler) und Kunz (Kreidler). Und auch am Ende der ersten Runde liegt er in Führung, van Kessel und Kunz im Schlepptau. Bereits mit Abstand folgen Bruins (Jamathi), van Dongen (Kreidler), Huberts (Kreidler), Graf (Kreidler), Dörflinger (Kreidler), Audry (A.B.F.) und Rittberger (Kreidler). Und während Kunz etwas zurückfällt, entwickelt sich zwischen Thurow und van Kessel ein Zweikampf um die Spitze. Der Holländer fährt in der dritten Runde mit 5.11,9 = 162,744 km/h die schnellste Runde dieses Rennens und geht dann in der vierten Runde vor Thurow in Führung. Thurow ficht das jedoch nicht an, in einem Super-Endspurt entreißt er van Kessel den ersten Platz wieder und geht sogar mit einem 1,8 Sekunden-Vorsprung vor ihm ins Ziel – ein schöner Erfolg für Thurow, wahrscheinlich sein größter bisher.“

So war es. Ein Privatfahrer, der seine Rennmaschine in der heimischen Küche vorbereitete, der im Winter, wenn es auf dem Balkon und im Keller zu kalt wurde, sein Ehebett zur Werkbank umfunktionierte, der keine große Werkstatt mit Leistungsprüfstand sein eigen nannte, sondern die Leistung seiner Motoren auf der langen Steigung der Knittkuhler Straße testen musste (oder auf der Mettmanner Straße durchs Schwarzbachtal, wenn es um die Straßenlage ging), dabei oft genug im Seitenwagen des Zündapp KS 601 – Gespanns seines Freundes Fritz Wehner wieder zurückgeschleppt wurde (Zitat Wehner: „Die ersten 400 Meter konnte ich ihm immer folgen, dann hab ich ihn nicht mehr gesehen.“), dessen Maschine nicht von zahlreichen Monteuren fix und fertig präpariert an den Startplatz gestellt wurde, der nach nächtlicher Anreise hundemüde zum Training antrat und nicht ausgeschlafen aus dem Nobelhotel kam, solch ein Privatfahrer, der jede Schraube aus eigener Tasche bezahlte und seinen Sprit selber an der Tankstelle holen musste, hatte die versammelte Weltelite geschlagen!!! Dieser Erfolg war kein Zufallsprodukt, er war über Jahre zäh erarbeitet. Man stelle sich vor, ein Michael Schumacher würde seinen Formel 1-Boliden eigenhändig vorbereiten…

Der vierte Platz in der WM-Abrechnung war verdient. Weltmeister wurde der Niederländer Henk van Kessel vor Herbert Rittberger und dem Belgier Julien van Zeebroeck. Dieser lag nur zwei Punkte vor Thurow, umso bedauerlicher ist, dass Thurow in Italien nicht starten durfte. In der Deutschen Meisterschaft belegte Thurow den dritten Rang. Es ist natürlich nicht verwunderlich, dass eine Saison auf diesem Erfolgslevel mit privaten Mitteln nicht zu wiederholen war. Trotzdem erreichte Gerhard Thurow im Jahr 1975 den achten WM-Rang und die deutsche Vizemeisterschaft, wobei ein einziger Punkt auf den Titelgewinner, Kreidler-Entwicklungsingenieur Rudolf (Rudi) Kunz aus Mühlacker, fehlte.

Die Saison 1976 endete mit einer Tragödie, bevor sie richtig begonnen hatte. Beim ersten Rennen am 11. April im niederländischen Tilburg fiel Gerhard Thurow auf gerader Strecke ohne Fremdeinwirkung vom Motorrad. Der sofort anwesende Rennarzt konnte nur noch seinen Tod feststellen. Gerhard Thurow war 41-jährig einem

Die Schicksalsstunde schlug zu früh,
doch Gott der Herr bestimmte so.

Gott, der Herr über Leben und Tod, nahm heute, für uns unfaßbar, infolge eines Unfalles, meinen lieben Mann, meinen guten Papi, Sohn, Bruder, Schwager, Schwiegersohn, Neffen, Vetter und Onkel

Gerd Thurow

im Alter von 41 Jahren zu sich in die Ewigkeit.

In stiller Trauer:

Margarete Thurow, geb. Wallukat
Heike Thurow
Maria Spröte, verw. Thurow,
geb. Treptow
und alle Anverwandten

4030 Ratingen, den 11. April 1976
Industriestraße 82

Die Trauerfeier findet am Donnerstag, 15. April 1976, um 12.00 Uhr in der Kapelle des Waldfriedhofes, Homberger Straße, statt.

Die Beerdigung ist daran anschließend.

Von Beileidsbezeugungen am Grabe bitten wir Abstand zu nehmen.

Fahrgelegenheit um 11.30 Uhr ab Trauerhaus zum Friedhof.

Sollte jemand aus Versehen keine besondere Anzeige erhalten haben, so bitten wir, diese als solche zu betrachten.

Herzschlag erlegen. Ratingens erfolgreichster (Motor-) Sportler wurde auf dem Waldfriedhof an der Homberger Straße beigesetzt.

Ich kann mich noch gut daran erinnern, wenn mein Großvater für Gerhard Thurow die Laufräder zentrierte. Im Gegensatz zur normalen Kundschaft mußte „Gerd“ nie vorne an der Bedienungstheke warten, er mußte immer mit in die Werkstatt, um bei der prompten Erledigung seiner Arbeiten von den letzten Rennen zu berichten. Für mich war Gerhard Thurow immer ein sportliches Vorbild. Nicht vergessen möchte ich an dieser Stelle die Wegbegleiter von Gerhard Thurow, die alle das Ihre zu seinen Erfolgen beigetragen haben. Die Familie mit Ehefrau Margret und Tochter Heike, der Arbeitgeber Dürr, bei dem er manche Freiheiten genießen konnte, die heute nicht mehr drin wären, und die Freunde, die ihre Hand reichten, ohne sie aufzuhalten !

Thomas von der Bey

(Wird fortgesetzt)

Unser Autor **Thomas von der Bey** pflegt sorgfältig und mit viel Liebe das Erbe seines Großvaters **August Wurring.** In der ehemaligen AWD-Werkstatt seines Großvaters an der Kölner Straße in Breitscheid unterhält er ein sehenswertes Motorradmuseum mit historischen Maschinen, die größtenteils von ihm selbst restauriert wurden.

Am 10. September 2005 wurde das kleine Museum in der Fernsehsendung „Wunderschönes NRW“ mit dem Untertitel „Neanderland“ durch Moderator **Bernd Müller,** der übrigens lange in Ratingen wohnte, vorgestellt. Neben August Wurrings Werkstatt gab es in diesem Film auch einige andere Museen aus dem Kreis Mettmann zu sehen.

M.B.

Ratingen – Deutsches Mekka für die Königsklasse der Leichtathletik

Mehrkampf-Meeting schon seit 10 Jahren sportliches Highlight im Stadion

Zehnjähriges Jubiläum konnte im Juni 2006 das Mehrkampf-Meeting im Ratinger Stadion feiern. Wieder einmal zogen die Königinnen und Könige der Leichtathletik im Zehnkampf der Männer und Siebenkampf der Frauen die Besucherscharen im schönen Stadionrund in ihren Bann. Für die deutschen Mehrkampf-Cracks waren es zugleich die Qualifikationswettkämpfe für die Europameisterschaften im schwedischen Göteborg. Aber auch internationale Spitzenstars waren am Start des Meetings, das in diesem Jahr komplett vom TV Ratingen ausgerichtet wurde und zu dessen Hauptsponsoren erstmalig auch die in Ratingen ansässige Weltzentrale des Modegiganten Esprit gehörte. Das Jubiläum ist Anlass, Rückschau zu halten, wie alles bei diesem deutschen Mekka der Königsklasse der Leichtathletik begann. Dass es zu diesem Glücksfall für das Sportgeschehen in Ratingen kommen konnte, ist dem entschlossenen gemeinschaftlichen Handeln von drei Männern zu verdanken – dem Lintorfer Heilpraktiker Lutz Meurer, dem Zehnkampf-Spitzenathleten Jürgen Hingsen und dem damaligen Zehnkampf-Bundestrainer Claus Marek. Geboren wurde damals von Lutz Meurer, der viele Top-Athleten auch heute noch betreut, und Jürgen Hingsen, dem damaligen Präsidenten des Zehnkampfteams, die Idee, in Ratingen im damals noch nicht ausgebauten Stadion einmal die Top-Athleten zu einem Sport-Event zusammenzurufen. Bundestrainer Claus Marek vom Deutschen Leichtathletik-Verband (DLV) zog mit. Als Ausrichter wurde der TV Ratingen mit seinem agilen Vorsitzenden Horst Becker gewonnen. Damals sollte ein Ländervergleich zwischen den Mehrkampfspitzen von Deutschland und den USA stattfinden. Der Termin war schon nach Bonn vergeben. Er wurde kurzfristig storniert, und die Veranstaltung stieg dann im auch von den Athleten als ideal empfundenen Rahmen des Ratinger Stadions. Eine Agentur, die den Ländervergleichskampf durchführte, verlangte damals eine Ausfall-Bürgschaft von 35.000 Mark. Diese Bürgschaft wurde vom Rat der Stadt Ratingen abgelehnt, weil er möglicherweise damals die Werbewirksamkeit und Zukunftsträchtigkeit dieser Wettkämpfe unterschätzt hatte. Lutz Meurer übernahm die Bürgschaft, weil er vom Erfolg des Mehrkampf-Meetings überzeugt war.

In den zehn Jahren Wettkampfgeschichte in Ratingen sahen Zehntausende von Besuchern an den jeweils zwei Wettkampftagen herausragende Leistungen u.a. von Jochen Busemann, Paul Meier, Sabine Braun, Karin Ertl und Sonja Kesselschläger. Die Spitzen-Olympioniken Heide Ecker-Rosendahl und Willi Holdorf waren Stammgäste bei den Veranstaltungen, die über die Jahre immer auch als Qualifikationen für Welt- oder Europameisterschaften und Olympische Spiele für die deutschen Top-Athletinnen und -Athleten dienten sowie internationale Mehrkampfstars zu Vergleichen nach Ratingen zogen. Im Beiprogramm, das u.a. von 800-Meter-Weltmeister Willi Wülbeck entwickelt wurde, schafften Ratinger Schulen Spitzenleistungen in Laufwettbewerben. Die Mehrkampf-Meetings waren sicherlich auch ein Grund mehr, das Ratinger Stadion zu dem Schmuckkästchen auszubauen, als das es sich jetzt präsentiert.

Wolfgang Diedrich

Erinnerungsfoto vom ersten Mehrkampf-Meeting vor zehn Jahren im Ratinger Stadion. Von links nach rechts: Horst Becker, Vorsitzender des TV Ratingen, Lutz Meurer und Olympia-Silbermedaillengewinner Frank Busemann Foto: Achim Blazy

„Hammer“ Juskowiak

Zur Erinnerung an den großen Fußballer Erich Juskowiak

Auch in Lintorf kannte die Begeisterung der Fußballfans während der Fußballweltmeisterschaft im Juni dieses Jahres keine Grenzen. Jugendliche Anhänger der deutschen Nationalmannschaft trafen sich im Jugendzentrum „Manege“ oder im Pfarrsaal der Pfarre St. Anna und St. Johannes, um wichtige Spiele auf der Großleinwand mitzuverfolgen. Nach Siegen der Klinsi-Elf gab es Autokorsos, die mit wehenden Deutschland-Fahnen und Hupkonzerten, wohlwollend geduldet von unserer Polizei, Fußgänger und Radfahrer das Weite suchen ließen. Schwarz-Rot-Gold wehte auch von vielen Häusern und Balkonen. Hübsch war es anzusehen, wenn, wie am Hochhaus an der Ecke Speestraße/Am Löken, zwischen den deutschen Fahnen schüchtern und vereinzelt auch italienische und britische Wimpel auftauchten. An der Straße Ulenbroich hatte ein Fan zusätzlich zum Deutschlandbanner eine Fahne mit dem Lintorfer Wappen aufgehängt – hoch genug, dass andere begeisterte Lintorfer sie nicht erreichen konnten.

Natürlich waren die Namen unserer Nationalspieler in aller Munde, und die jugendlichen Fußballbegeisterten identifizierten sich mit ihren Helden und übernahmen ihre Rollen beim Spiel auf dem heimischen Rasen oder dem nahe gelegenen Bolzplatz. Auch ich kenne heute noch alle Namen der „Helden von Bern“ und ihrer berühmten ungarischen Gegner.

Nur wenige Lintorferinnen und Lintorfer werden aber wissen, dass einer der bekanntesten Nationalspieler der 1950er-Jahre auf dem Lintorfer Waldfriedhof begraben liegt. Durch Zufall ist unsere Autorin Walburga Fleermann-Dörrenberg darauf gestoßen:

Der Lintorfer Waldfriedhof wurde die letzte Station des Fußballnationalspielers Erich Juskowiak. Hier in Lintorf, damals Wohnort seines einzigen Sohnes, trugen ihn im Juli 1983 seine Familie, seine Freunde und viele seiner Mannschaftskameraden, allen voran Fritz Walter, zu Grabe.

Erich Juskowiak wurde am 7.9.1926 in Oberhausen geboren und begann auch in seinem Geburtsort seine Fußballkarriere. Von 1951 bis 1959 bestritt „Jus“ 31 Länderspiele, eins für Rot-Weiß Oberhausen und 30 für Fortuna Düsseldorf. Im deutschen Nationalteam erzielte er vier Länderspieltore. 1952 kam Erich Juskowiak zu Fortuna Düsseldorf und war dort jahrelang Stammspieler. Er galt als Elfmeterexperte und wurde wegen seiner enormen Schusskraft landesweit der „Hammer“ genannt.

Der “Hammer” in Position. Juskowiak bei einem tollen Fallrückzieher in einem Spiel für die Fortuna Anfang der 1950er-Jahre

Sepp Herberger, Trainer des „Wunders von Bern“, bezeichnete den vielseitigen Abwehrspieler Juskowiak als eines der größten Talente der Nachkriegszeit. So hatte Herberger auch Erich Juskowiak für die Weltmeisterschaft 1954 nominiert, aber eine üble Gelbsucht hinderte Juskowiak an der Teilnahme in der Schweiz.

Nun sollte die Weltmeisterschaft 1958 in Schweden der Höhepunkt seiner Fußballkarriere werden. Beim Halbfinalspiel im tobenden Stadion von Göteborg jedoch bekam er nach einem Revanche-Foul gegen den Schweden Kurt Hamrin einen umstrittenen Platzverweis. Die deutsche Elf kämpfte weiter vergebens und verlor das Halbfinalspiel mit 1:3. Die „Bild“ berichtete am 25.6.1958: „Hammer Juskowiak, der stahlharte Düsseldorfer Verteidiger, wurde vom Platz gestellt, nachdem er für eine Sekunde die Nerven verloren hatte. Er hatte sich für ein übles Foul von Hamrin gerächt – Ungarns Schiedsrichter Zsolt, der den Schweden geschont hatte, stellte den Deutschen vom Platz.“ Uwe Seeler stürmte in Göteborg als junger Spund und berichtete Jahre später: „… Dann das berüchtigte Halbfinalspiel gegen Schweden. Im Hexenkessel vom Rasunda-Stadion gab’s ein 1:3. Es war die Hölle! Die Zuschauer waren fanatisch angepeitscht, das Stadion brodelte. Mir liefen Schauer den Rücken runter. Und als Juskowiak vom Platz flog, waren wir verloren.“

Aufbauspiel zur Fußballweltmeisterschaft 1958 im Düsseldorfer Rheinstadion: Nationalmannschaft A gegen Nationalmannschaft B. Erich Juskowiak (rechts) mit dem jungen Mittelläufer Karl Heinz Schnellinger

Tief erschüttert verließ damals Juskowiak mit der roten Karte das schwedische Feld. In Deutschland zurück, bekam er körbeweise Post mit „Kopf-hoch-Zuspruch“, aber es sollte Jahre dauern, bis das bittere Ende von Göteborg verwunden war : Im Jahre 1982 trafen sich die Gegner von einst, Kurt Hamrin und Erich Juskowiak, am Ort des Geschehens in Göteborg wieder. Es kam zum „Fair-Play“, zur sportlichen Versöhnung! Beide Fußballlegenden verabschiedeten sich in Freundschaft nach den gemeinsamen Tagen mit ihren beiden Ehefrauen in Göteborg. Eine großartige und vorbildlich sportliche Geste.

Nach seinem Abschied aus dem Fußballleben wandte sich Erich Juskowiak einem bürgerlichen Beruf zu. Viel zu früh und völlig unerwartet starb er nur 56 Jahre alt am 1.7.1983 in Düsseldorf.

An seinen heute 13 Jahre alten Enkel Fabio hat er die Leidenschaft für den Fußball weitergegeben.

Walburga Fleermann-Dörrenberg

Erich Juskowiak (links) im Gespräch mit Sepp Herberger und Bauer vor dem Spiel Deutschland gegen Luxemburg am 23.Dezember1951 in Essen

Quellen :

Mehrere Gespräche mit Familie Juskowiak im Sommer 2006

Bild-Zeitung vom Juni 1958

Bild-Extra – 50 Jahre Deutschland

HörZu von 1982

Alfons **Weber** GmbH
Seit 1926
Heizung · Sanitär

Heizungsbau
Solar- und Brennwerttechnik
Sanitärinstallation
Raumklimageräte
Kundendienst

Angermunder Straße 9
40489 Düsseldorf-Angermund
Telefon: 0203 / 74 21 00
Telefax: 0203 / 74 21 021
www.alfons-weber-gmbh.com
e-mail: info@alfons-weber-gmbh.com

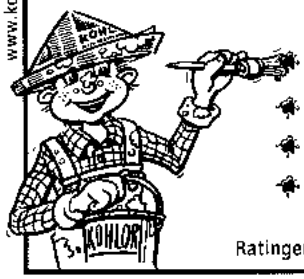
Ideen aus Holz von A - Z !
S+K Schreinerei
Schlüter + Kleinbeck GmbH
Birkenstraße 7
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (02102) 893316
Telefax (02102) 893412

Qualität und Leistung - Unsere Referenz
Kunststoff- und Aluminiumfenster – Kunststoff- und Aluminium-Rolladen – Kunststoff-Klappladen – Alu-Haustüren – Hebeschiebeanlagen – Haustürüberdachungen – Garagentore – Markisen – Jalousetten – E-Antriebe für Rolladen und Markisen

Reparatur-Service
Profilbau H. Wendeler GmbH
Inhaber Reinhold Scheil
40885 Ratingen-Lintorf
Am Schließkothen 9
☎ 33943 - 35046
Fax 36095
www.profilbau-wendeler.de

PB PROFILBAU

Hubertus Apotheke
Dr. Jons **Aßmutat** e.Kfm.
Speestraße 47 · 40885 Ratingen
Tel. 02102/31626 · Fax 02102/732468

www.kohl-ratingen.de
K maler kohl

- Maler-/Lackierarbeiten
- Tapezierarbeiten
- Außenanstriche
- und vieles mehr...

Ratingen-Lintorf • Tel. 02102 - 17593

Lust auf Frisur?!
Dann besuchen Sie uns!
Damen- und Herrensalon
A. Waterkamp
Am Potekamp 49 · Ratingen-Lintorf
Telefon 02102/35520

Der Spezialist für Karosserie und Lack

WERNER BUSCH GMBH
Karosserie + Lack PKW/LKW
Zechenweg 21 • 40885 Ratingen
Tel. (02102) 31107 • E-Mail: web@buschkarosserie.de

Auch im Jahre 2005 ehrte der Heimatverein „Ratinger Jonges“ einen verdienten Ratinger Bürger mit der Dumeklemmer-Plakette. In einer Feierstunde im Museum der Stadt Ratingen am 3. Dezember 2005 erhielt ***Eckhard Franken*** *die Auszeichnung aus der Hand von Jonges-Baas* **Georg Hoberg,** *assistiert von seinem Vizebaas Uwe Budzin. Für den musikalischen Rahmen sorgte ein Flötenquartett der Städtischen Musikschule Ratingen, das mit Werken von Mozart, Telemann, Gessec und Keuning die Ehrung begleitete. Auf die vielfältigen Verdienste Eckhard Frankens vor allem für das Ratinger Sommer- und Winterbrauchtum ging* ***Bürgermeister Harald Birkenkamp*** *in seiner Laudatio ein:*

Sehr geehrte Ratinger Jonges, verehrte Festversammlung, lieber Eckhard Franken,

ich habe Sie kurz nach meinem Dienstantritt als Kämmerer der Stadt Ratingen im Jahr 1996 kennengelernt. Wir begegneten uns in einer Arbeitsgruppe des City-Kaufs, deren Aufgabe es war, ein Stadtmarketing-Projekt für Ratingen anzukurbeln. Schon bei diesen Treffen wurde mir klar, dass Eckhard Franken ein Mann der Tat ist.

Keiner, der das große Wort schwingt und sich dann verdrückt, sondern einer, auf den man zählen kann, wenn es darauf ankommt. Es gab in den folgenden fast zehn Jahren viele Gelegenheiten, bei denen sich unsere Wege kreuzten, aber meinen ersten Eindruck musste ich nie korrigieren. Deshalb ist es mir eine besondere persönliche Freude, dass ich diese Laudatio halten darf.

Wenn wir heute diesen verdienten Ratinger Bürger für sein großes und vielfältiges Engagement ehren, so müssen wir sagen, dass die Grundlage für dieses Engagement der berufliche Erfolg ist.

Als gut ausgebildeter Kaufmann hat Eckhard Franken 1971 die Firma Franken-Holz gegründet. Das Gelände am Ostbahnhof gehörte damals zu einem Schrotthandel und zum Güterbahnhof. Davon ist heute keine Spur mehr.

Was einst auf 2.500 Quadratmetern mit einem Großhandel für Schnitt- und Bauholz begann, ist auf 10.000 Quadratmeter Fläche gewachsen. Groß- und Einzelhandel sind hier vereint, der Baumarkt lockt Kunden weit über Ratingen hinaus. Das ist das berufliche Lebenswerk des Eckhard Franken, auf das er stolz sein kann. Stolz ist

Verleihung der Dumeklemmer-Plakette 2005.
Von links: Jonges-Baas Georg Hoberg, Ursula Franken, Bürgermeister Harald Birkenkamp, Eckhard Franken und Vizebaas Uwe Budzin

er auch auf seine Söhne André und Christian, die als Gesellschafter und Geschäftsführer inzwischen in den Betrieb eingestiegen sind.

Die Nachfolge, die in vielen mittelständischen und Handwerksbetrieben heute so ein großes Problem darstellt, ist bei Franken-Holz längst geregelt.

Doch kommen wir zum Ehrenamt. Das erste hat auch mit dem Beruf zu tun. Seit 1993 gehört Eckhard Franken der Prüfungskommission der IHK an. Jungen Menschen, die Groß- und Einzelhandelskaufmann in der Fachrichtung Holz und Möbel werden wollen, nimmt er die mündliche Prüfung ab. Seit 2005 ist Franken sogar Vorsitzender der Prüfungskommission. Dabei ist es stets sein Anliegen, den Kaufmannsnachwuchs zu fördern und den jungen Leuten Mut für die Zukunft zu machen.

Apropos IHK: Seit 1984 ist Eckhard Franken Mitglied in der Vollversammlung der Industrie- und Handelskammer. Seit 1988 gehört er dem Regionalausschuss an, in dem auch speziell über die Belange der Stadt Ratingen diskutiert wird. Eckhard Franken war hier stets ein Fürsprecher der klein- und mittelständischen Betriebe der Region. Er ist inzwischen stellvertretender Vorsitzender des Gremiums, dessen Wort immer Gewicht bei Rat und Verwaltung hat.

Viel Gewicht hat auch ein weiteres Ehrenamt des künftigen Dumeklemmer-Plaketten-Trägers: Eckhard Franken wurde 1999 vom Regierungspräsidenten zum Handelsrichter am Landgericht Düsseldorf berufen. Worum geht es da? Da muss ich etwas weiter ausholen.

Rechtsstreitigkeiten in Handelssachen unterliegen natürlich gesetzlichen Vorschriften. Dazu gibt es aber im Handel eine Menge ungeschriebener Gesetze, die der Jurist „Handelsbräuche“ nennt. Damit diese auch in die Urteilsfindung mit einfließen, werden eh-

renamtliche Richter berufen, die die Handelsbräuche aus ihrer täglichen Praxis kennen. Diese Aufgabe versieht nun Eckhard Franken.

An acht Terminen pro Jahr trägt er die Richterrobe und entscheidet mit dem hauptamtlichen Richter über Wirtschaftsstreitigkeiten. Er kann während der Verhandlung Fragen stellen und hat Akteneinsicht. Der Handelsrichter ist also sehr viel mehr als ein Schöffe, und das Ganze ist fast schon mehr als ein Ehrenamt. Für diesen Einsatz im Dienste des Gemeinwohls gebührt Eckhard Franken höchstes Lob.

Kommen wir nun von der ehrenamtlichen Arbeit zum ehrenamtlichen Vergnügen. Ein solches ist sicher sein Einsatz im Sommerbrauchtum. Seit 1973 ist Eckhard Franken Mitglied im Reitercorps der Ratinger Bruderschaft. 1978 konnte er sich sogar mit dem Titel des Reiterkönigs schmücken. Doch damit nicht genug, von 1975 bis 1987 war Eckhard Franken als Rittmeister Chef des Reitercorps. In diesem Amt sorgte er für den Zusammenhalt der Truppe und hielt die Zügel straff in der Hand. Seit 1993 ist er Ehrenrittmeister, und sein Rat ist im Vorstand immer noch gefragt.

Dies gilt aber auch für die Sankt-Sebastiani-Bruderschaft, der Franken seit 1975 angehört. Hier wurde er 1987 stellvertretender Platzmeister, ein Amt, das er bis heute innehat.

Nun könnte man ja sagen, er ist nur Stellvertreter, die Hauptarbeit macht ja der erste Platzmeister. Doch weit gefehlt: Eckhard Franken steht auch hier mitten im Geschehen. Alle Belange rund um den Schützenplatz muss er regeln. Und da geht es nicht nur um die Aufstellung der Fahrgeschäfte zur Schützenkirmes. Nein, das ganze Jahr über müssen die Interessen der Anwohner an der Brückstraße und die Interessen der Bruderschaft in Einklang gebracht werden. Und das ist nicht immer einfach. Wir erinnern uns, dass es vor nicht allzu langer Zeit eine öffentliche Diskussion um die Nutzung des Schützenplatzes gab. Eckhard Franken stand im Brennpunkt dieser Diskussion und er hat alle Probleme wieder mit dem ihm eigenen diplomatischen Geschick gelöst.

Zum Thema Bruderschaft noch eine ganz persönliche Anmerkung von mir: Am Schützenfestmontag dieses Jahres hatte ich es mir zum Ziel gesetzt, alle Kompanien und das Reitercorps beim Mittagessen in den Stammlokalen zu besuchen. Und so trat ich die Tour an, begleitet vom Bruderschaftsvorsitzenden Karl Heinz Schneider und von Eckhard Franken. Einen besseren Führer durch die Kompanielokale hätte ich mir nicht wünschen können. Dafür an dieser Stelle noch mal herzlichen Dank.

Sie wissen es alle: Neben dem Sommerbrauchtum gibt es in unserer Stadt ein aktives Winterbrauchtum. Und auch die Karnevalisten können sich auf Eckhard Franken seit Jahrzehnten verlassen.

Kein Wunder, dass er Träger zahlreicher karnevalistischer Auszeichnungen ist, so ist er zum Beispiel bei „Blau-Weiß“ Ritter vom Blauen Dumeklemmerorden. Aktuell hat Eckhard Franken eine Halle am Sandbach für die Unterbringung der Karnevalswagen zur Verfügung gestellt.

Ein weiteres Ehrenamt zeichnet Eckhard Franken besonders aus. Er hat ein florierendes Geschäft am Ostbahnhof, Parkplätze vor dem Haus und könnte sagen: Was geht mich die Ratinger City an? Aber nein, als der City-Kauf-Vorsitzende Paul M. Zimmermann 1986 einen ehrbaren Kaufmann als Nachfolger für Alfred Gille im Amt des City-Kauf-Kassierers suchte, da hat Franken sofort ja gesagt.

Nach 19 Jahren kann man heute feststellen, dass er auch für dieses Ehrenamt die Idealbesetzung ist. „Einen tüchtigeren und loyaleren Mitstreiter als Eckhard Franken kann ich mir nicht vorstellen“, sagt City-Kauf-Vorsitzender Paul M. Zimmermann. Der Werbering Innenstadt betreibt seit vielen Jahren Stadtwerbung - ob mit Trödelmärkten, City-Festen, Automeilen, Bauernmärkten oder Weihnachtsmärkten. Eckhard Franken sorgt dafür, dass alles solide finanziert ist und auf sicheren Beinen steht. Dafür ist ihm die Ratinger Kaufmannschaft zu großem Dank verpflichtet.

Dank sagen aber heute auch die Ratinger Jonges, bei denen Eckhard Franken Vorstandsmitglied war und denen er beim jährlichen Biwak tatkräftig hilft.

Und natürlich darf bei der heutigen Feierstunde eine Dame nicht unerwähnt bleiben, die ihm seinen beruflichen und ehrenamtlichen Erfolg erst ermöglicht hat: Frau Ursula Franken. Sie hat gewiss viele Stunden der Freizeit auf ihren Mann verzichtet, wenn er wieder im Dienste der Allgemeinheit unterwegs war. Dafür möchte ich mich bei Ihnen, liebe Frau Franken, mit einem Blumenstrauß besonders herzlich bedanken.

Lieber Eckhard, erlaube mir zum Schluss ein persönliches Dankeschön: Menschen wie du tragen durch ihren Einsatz dazu bei, dass unsere Stadt lebens- und liebenswerter wird! Bleib gesund, damit wir alle noch lange etwas von dir haben.

GARTENGERÄTE-SERVICE **STRACK GMBH**
Inh. Roman Gibbels
Verkauf, Verleih und Service von Gartengeräten
Mühlenstraße 3 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon (0 21 02) 9 31 40 · Fax (0 21 02) 9 31 51

Frank Nitsche
Malermeister
Thunesweg 14
40885 Ratingen
Telefon
0 21 02 / 39 91 77
Telefax
0 21 02 / 89 35 21

Die Ratinger Schützen trauern um ihren Ehrenvorsitzenden Josef Keusen

Josef Keusen verstarb am 8. August 2006 im Alter von 76 Jahren nach langer und schwerer Krankheit. Umfangreich waren seine Verdienste, zu groß sein Engagement für Stadt und Brauchtum und zu übermächtig seine sympathische Präsenz im Gemeinwohl Ratingens, um alle Details gleichsam lückenlos aufzulisten.

Keusen trat der St. Sebastiani-Bruderschaft 1950 bei und löste 1987 Karl Peters als Schützenchef ab. Zehn Jahre sollte Keusen erster Schützenbruder unter den Dumeklemmern bleiben, prägend und souverän, unermüdlich und mit Durchsetzungsvermögen. Höhepunkt seiner Schützenlaufbahn war sicherlich die Saison 1980/81, bei der er selbst den Vogel abschoss und mit seiner Frau Rita einen prunkvollen Umzug absolvierte. „Mit der Bruderschaft verbinde ich ein großartiges Umfeld, Kameradschaft, ehrliche Freundschaft und viele schöne Erlebnisse“, hatte Keusen einmal gesagt. Und als 1997 sein Rücktritt erfolgte, fragte die Rheinische Post bezeichnend: „Die St. Sebastiani-Bruderschaft ohne Josef Keusen an der Spitze – ist das überhaupt möglich?“ Es war möglich, auch wenn der scheidende Chef damals große Fußstapfen hinterließ. Jupp Keusen zumindest blieb Ehrenvorsitzender – und damit gefragte Instanz und ideenreicher Impulsgeber. Mitglied der Reserve-Kompanie blieb er ohnehin.

Die Familie Keusen war seit jeher im Ratinger Brauchtum fest verankert.

Josef Keusen wurde am 26. Februar 1930 in Ratingen geboren und machte nach dem Krieg eine kaufmännische Ausbildung. 1969 schließlich übernahm er das elterliche Lederwaren-Geschäft an der Wallstraße – ein Traditionsunternehmen wie aus dem Bilderbuch: Schon seine Vorfahren waren Gerber und Lederhändler. Viele Jahre lang war Josef Keusen zudem im Citykauf-Vorstand aktiv. Der Geschäftsmann, der seit dem Tod seiner Frau Rita im Jahr 2001 Witwer war und dessen Tochter viel zu früh verstarb, hinterlässt einen Sohn und vier Enkelkinder.

Der leidenschaftliche Schütze Keusen mied Alkohol, aber suchte den Kontakt zu den Menschen. Er lehnte übertriebene Lobhudelei kategorisch ab, liebte aber das Gemeinwohl. Er war ein heiterer Charakter, eine markante Erscheinung, ein gläubiger Christ und ein aufmerksamer und sozial engagierter Bürger. Das wusste jeder, der seinen entschlossenen Händedruck, sein charismatisches Auftreten oder seine begnadeten Reden erlebt hat. Im Sommer zog er die Schützenjacke an, im Frühjahr die Narrenkappe und im Herbst das Sankt-Martins-Kostüm, wenn er über den Schulhof der Behindertenschule in Ratingen West schritt, um den geistig behinderten Kindern eine Freude zu bereiten. „Das mache ich in jedem Jahr. Gar nicht der Rede wert“, sagte er dann schlicht und im Vorbeigehen. So und nicht anders war der Mensch Josef Keusen.

Dr. Bastian Fleermann

Rat und Hilfe
Bestattungen Kleinrahm
... dem Leben einen würdigen Abschluss geben

Am Heck 2
Ratingen-Lintorf
Tag und Nacht
Tel: 02102/36462

- Erd-, Feuer-, See- und Anonymbestattungen
- Erledigungen aller Bestattungsformalitäten
- Vorsorgeverträge
- kostenlose Beratung
- eigener Druck der Trauerbriefe
- große Sargausstellung

- ob einfach
od. repräsentativ
- individuell nach
Ihren Wünschen

REBS
Zentralschmiertechnik GmbH

Duisburger Straße 115
40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 93 06-0
Telefax 0 21 02 / 93 06-40

Lieferprogramm:

Zentralschmierung mit Progressiv-Verteiler
Spurkranzschmierung für Schienenfahrzeuge
Öl-Luft Schmierung Turbolub System
Automatische Kettenschmierung
Rolltreppen-Schmierung

Wir beraten, projektieren, liefern und montieren.
Besuchen Sie uns im Internet: www.rebs.de

10 autoservice
BOSCH

Reparaturen aller Fabrikate
Beseitigung von Unfallschäden
Reifendienst • Achsvermessung

PFEIF KFZ-SERVICE GMBH

Zechenweg 33
40885 Ratingen

Telefon (0 21 02) 3 42 35
Telefax (0 21 02) 3 15 13

Karl Kronen
Malermeister

Malerarbeiten aller Art

Am Potekamp 3
40885 Ratingen-Lintorf

Tel. 0 21 02 - 3 47 78
Fax 0 21 02 - 39 91 08

W&W

Wagner GmbH · Schreinerei

Wohn-Schlaf-Badezimmer · Türen · Schrankwände · Wand- und Deckenverkleidungen · Dachausbauten · Trennwände · Büroeinrichtungen · Verspiegelungen · Schrankergänzungen
Instandsetzung und Restauration antiker Möbel

Rufen Sie uns an!
Wir beraten Sie gerne und unverbindlich!

Zechenweg 29 · 40885 Ratingen-Lintorf
Tel. 0 21 02 / 3 60 32 · Telefax 0 21 02 / 3 47 49

Bau- und Kunstschlosserei Kolbe
Inh. Dieter Linke · Schlossermeister Gegr. 1949

Fenstergitter · Geländer
Türen · Tore

Wir fertigen nach Ihren und unseren Vorlagen

Siemensstraße 13 · 40885 Ratingen
Telefon 0 21 02 - 3 58 78 · Fax 3 91 78

WEGA Reisen

Moderne Reisebusse in allen Größen für In- und Auslandsfahrten

Siemensstr. 23 - 25 · 40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 3 20 55 und 93 44-0
Telefax 0 21 02 / 93 44 22

Wie die „Quecke“ entsteht

Manfred Buer, Vorsitzender des Vereins Lintorfer Heimatfreunde, hebt einen grauen Karton von der Sackkarre über den Verkaufstisch. Peter Quack, Beisitzer im Vorstand des Vereins, nimmt den unscheinbaren Karton entgegen. Er stapelt ihn auf der Palette im Hintergrund des kleinen Verkaufsstandes.

Derweil legen Monika Buer und Angela Wisniewski, auch beide im Vorstand, Bücher, Postkarten, Bilder und CDs auf den improvisierten Verkaufstisch. Es herrscht hektische Betriebsamkeit. Denn in einer knappen Stunde öffnet der Lintorfer Weihnachtsmarkt. Und noch hängt keine Dekoration. Die künstlichen Tannengirlanden liegen noch in der Schachtel; die dicke rote Kerze auch, die nie angezündet wird.

„Kann ich schon die neue Quecke kaufen?“, tönt es aus dem Hintergrund. Eine Lintorferin nutzt die Gelegenheit des morgendlichen Einkaufs im Dorf, um auch gleich die druckfrische Quecke 2006 zu kaufen. Wenn Ehrenmitglied Hans Huiras schon mit der Kasse und dem Wechselgeld da ist, wird die erste neue Quecke des Jahres verkauft. Wenn nicht, wird sie auch verkauft, sofern kein Wechselgeld benötigt wird. Vielleicht ist es aber auch ein Vereinsmitglied, das die Quecke kostenlos als Jahresgabe abholen möchte. Dann wird der Name auf einer Liste abgehakt. Denn die ist meist schon ausgepackt.

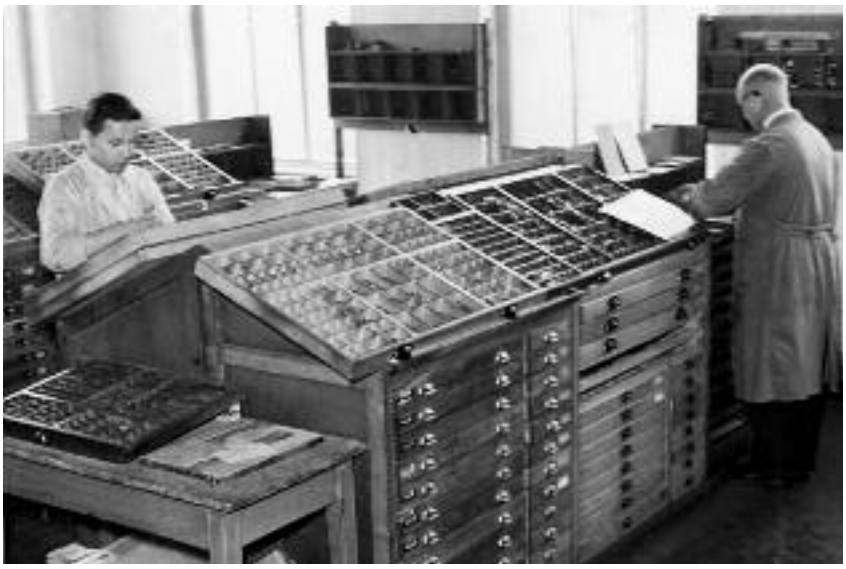
Ein langer Weg

Doch bis es soweit ist, fließt viel Wasser den Dickelsbach hinunter. Die ersten Gedanken für die Quecke 2006 hat sich der langjährige Schriftleiter Manfred Buer mindestens ein Jahr zuvor gemacht. Vielleicht sogar noch eher. Lange eingeplant sind Artikel über Jubiläen in Lintorf. Wie dieses Jahr das 50-jährige Bestehen des Reiter-Corps’ Lintorf. Auch Schwerpunkte sind oft Jahre im Voraus geplant. Oder ergeben sich einfach aus der Geschichte.

Der Stand des Lintorfer Heimatvereins auf dem Weihnachtsmarkt 2004. Von links nach rechts: Peter Quack, Klaus Backhaus und Dr. Andreas Preuß

Natürlich war in der Quecke 75 des Jahres 2005 dem Ende des Zweiten Weltkriegs ein umfangreiches Kapitel gewidmet. Dieses Jahr befasst sich ein Teil der Berichte mit der Vertreibung aus den deutschen Ostgebieten, die für viele Menschen oftmals auch im kleinen und beschaulichen Lintorf endete.

Es gibt auch Reihen, die sich über viele Ausgaben ziehen. Seien es in den vergangenen Jahren die Schulausflüge mit dem Höseler Lehrer Peter Vogel oder die Quellen zur mittelalterlichen Geschichte Ratingens. Nie fehlen dürfen die Beiträge in Lintorfer Mundart. Viele Texte in dieser herrlichen Sprache verfasst Maria Molitor, früher kamen sie häufig von dem unvergessenen Jean Frohnhoff. Neuerdings schreibt auch Ewald Dietz in Lengtörper Platt. Wichtig zum Verständnis der Texte ist für viele Lintorfer natürlich Lorenz Herdts Reihe „Lengtörper Kall“, eine Art Wörterbuch Lengtörper Platt/Deutsch.



Alfred Preuß sen. (links) und Heinrich Fettweis setzen die „Quecke“ in der Druckerei Perpéet in den 1950er-Jahren

So steht ein knappes Jahr vor dem Erscheinen schon ein Gerippe der Heimatzeitschrift. Manfred Buer nennt es immer sein Inhaltsverzeichnis.

Mit dem Inhaltsverzeichnis wird in den nächsten Wochen und Monaten verstärkt gearbeitet. Artikel, die von Autoren gemeldet werden, müssen in das Gerippe hineinpassen oder auf eine nächste Ausgabe verschoben werden. Für andere Artikel, die der Schriftleiter gerne in der neuen Quecke hätte, müssen die passenden Autoren gesucht und angesprochen werden. Der Inhalt des Beitrags wird mit ihnen abgesprochen, der Abgabetermin festgelegt. Vereinsvorsitzende, deren Verein ein Jubiläum feiert, werden angesprochen, ob sie darüber berichten wollen. Ein Ratinger Künstler wird ausgewählt, der in der Ausgabe vorgestellt werden soll. Dazu muss jemand gefunden werden, der den Künstler porträtiert und sein Werk vorstellt. Eine nicht immer einfache Aufgabe.

Viel Know-how und eine Menge Computer-Rechenleistung ist notwendig, um alle gelieferten Daten zu sehenswerten Seiten zusammenzustellen

Anfang des Jahres

Irgendwann Anfang des Jahres macht sich Manfred Buer auf den Weg in die Druckerei Preuß. Seit 1982 wird die Quecke ununterbrochen in dem Lintorfer Unternehmen gedruckt. Wobei Firmengründer Alfred Preuß sen. schon an der ersten Ausgabe der Heimatzeitschrift mitgearbeitet hat. Denn bis 1980 wurde die Quecke mit wenigen Ausnahmen in der Lintorfer Druckerei Perpéet hergestellt. Und in der Druckerei hat Alfred Preuß sen. als Mitarbeiter 1950 an der Erstellung der ersten Quecke mitgearbeitet.

Brachte Manfred Buer früher einen großen Stapel maschinenbeschriebenes Papier mit, hat er heute meist Disketten, CDs oder andere Datenträger in seiner Tasche. Kaum noch ein Autor, der nicht auf dem Rechner schreibt. (Nur der Schriftleiter nicht.) Selbst die älteste Autorin, Maria Molitor, nutzt mittlerweile den elektronischen Alleskönner. Sie schaltet allerdings die automatische Rechtschreibprüfung aus, sonst würde der Computer wohl am Lengtörper Platt verzweifeln.

In der Druckerei Preuß ist meist Wolfgang Böder der erste Anlaufpunkt für den Schriftleiter der Quecke. Hier im Satz erinnert nichts mehr an die gute alte Buchdruckerkunst. Statt Holzschubladen mit vielen kleinen Bleilettern (Buchstaben) stehen hier nur noch zahlreiche Bildschirme und Computertastaturen.

Wolfgang Böder nimmt die Datenträger und überspielt den Inhalt auf seinen Rechner. Anschließend werden die Texte formatiert und in

Der Arbeitsplatz des Schriftleiters

einer speziellen Software umbrochen. Das heißt, sie laufen in eine Vorlage hinein und sehen dann schon ein wenig wie die spätere Queckeseite aus. Digital gelieferte Bilder werden in die Seite eingebaut. Papierbilder werden gescannt, also digital erfasst, und dann ebenfalls in den dazugehörenden Texten platziert.

Sind genügend solcher Seiten fertig, kommt Alfred Preuß sen. an die Reihe. Er muss nicht mehr wie 1950 bei der ersten Ausgabe Bleiletter neben Bleiletter setzen, sondern er liest die fertigen Texte erstmals Korrektur. Er macht die so genannte Hauskorrektur. Natürlich geht es auch um Rechtschreibfehler. Denn welcher Autor drückt nicht versehentlich auf seiner Computertastatur einmal „sit“ statt „ist“. Bei der Hauskorrektur wird aber vielmehr darauf geachtet, dass alle Absätze in der gleichen Schrift gesetzt sind, dass Anführungszeichen am Beginn eines Zitats unten und am Ende oben stehen, dass Überschriften die richtige Schriftgröße haben und dass überhaupt der ganze Artikel übertragen wurde. Denn auch Computer sind nur Menschen und machen Fehler. Ab und zu scheinen sie den Textanfang oder das Textende zu verschlucken. Sind schließlich alle Seiten korrigiert, gehen sie wieder in den Satz. Jetzt überträgt Wolfgang Böder die Korrekturen in seinen Rechner.

Lesen, immer wieder lesen

Wenn Manfred Buer neue Datenträger in die Druckerei bringt, bekommt er im Gegenzug meist einen Stapel Ausdrucke mit nach Hause. Es sind die Seiten, die bereits die erste Korrektur durchlaufen haben. Jetzt liest er die ganzen Seiten selbst, gibt sie aber auch seinen beiden Mitkorrektoren Dorothee Brandenstein und Andreas Preuß.

Jetzt geht es vor allem um Rechtschreibung und Kommasetzung. Aber nicht nur danach prüfen die drei Korrektoren die Texte. So manches Mal fallen beim Korrigieren Wortdopplungen auf. Da steht dann im Artikel „beim Korrigieren fallen Wortdopplungen auf auf“, und der Autor hat’s beim Schreiben nicht gemerkt. Die Korrektoren achten auch darauf, dass alle Zahlen bis zwölf ausgeschrieben sind, dass Prozent im Text ausgeschrieben ist und nicht ein Prozentzeichen verwendet wird, und sie achten darauf, dass im ganzen Heft einheitlich nach den neuen Rechtschreibregeln geschrieben wird. Eine nicht ganz einfache Aufgabe. Denn manche Autoren verwenden noch die alten Regeln. Aber selbst bei der neuen Rechtschreibung muss auf Einheitlichkeit geachtet werden. Der eine schreibt „Delfin“, während der andere Autor den alten „Delphin“ bevorzugt. Und beides ist ja möglich, auf eines müssen sich die Korrektoren aber einigen. Ein ziemlich schwieriges Unterfangen, wenn der erste Text im April Korrektur gelesen wird und der letzte im September oder Oktober.

Weiter achten die drei Korrektoren darauf, ob die Bildunterschriften zu den jeweiligen Bildern passen. Sie prüfen, ob die im Text mit Zahlen gekennzeichneten Fußnoten tatsächlich auch am Ende des Textes stehen. Die verschluckt der Computer nämlich auch schon mal gerne.

Korrekturlesen ist ein mühseliges, aber durchaus notwendiges Geschäft. Schließlich soll die Quecke ja möglichst fehlerfrei erscheinen. Obwohl es bestimmt in jeder Quecke den einen oder anderen Schreibfehler trotzdem noch gibt.

Das Interessanteste am Korrekturlesen ist, dass die Korrektoren am Ende zwar sämtliche Quecketexte vom ersten bis zum letzten Buchstaben einschließlich aller Bildunterschriften und sogar aller Fußnoten schon gelesen haben, aber den Inhalt trotzdem nicht wirklich mitbekommen haben.

Übrigens, wenn Dorothee Brandenstein und Andreas Preuß ihre Korrekturen beim Schriftleiter abgegeben haben, fügt er alle diese Korrekturen auf einem Ausdruck zusammen. Damit fährt Manfred Buer wieder in die Druckerei, damit die Korrekturen in die elektronischen Dateien übernommen werden können.

Inhaltsverzeichnis

Doch mittlerweile ist die neueste Ausgabe der Heimatzeitschrift einen Schritt weiter. Inzwischen steht das endgültige Inhaltsverzeichnis. Allerdings ist zwischenzeitlich auch schon August. Und dass das Inhaltsverzeichnis fertig ist, heißt nicht, dass alle Artikel vorliegen. Es heißt nur, dass Manfred Buer jetzt genau die Zusammenstellung seines nächsten Heftes kennt. Zur Ehrenrettung der Autoren muss allerdings erwähnt werden, dass jetzt auch die letzten Beiträge nach und nach eintrudeln. Offizieller Abgabetermin für die Texte war übrigens Ende Mai.

Mit dem Inhaltsverzeichnis kann nun die Quecke umbrochen werden. Jetzt werden die Textseiten mit den Anzeigen zusammengeführt. Wiederum eine mühsame Aufgabe. Bleibt am Ende eines Textes ein Drittel der Seite leer, kann dort eine entsprechend große Anzeige platziert werden. Doch muss dabei berücksichtigt werden, ob die Anzeige zum Text passt und ob der Auftraggeber seine Anzeige weiter vorne wiederfinden möchte oder lieber weiter hinten im Heft.

Bleibt aber nur wenig Platz auf der Seite über, müssen Alfred Preuß sen. und Manfred Buer schauen, wie sie den Freiraum füllen. Hat der Autor ein zusätzliches Bild oder gibt es eines im Archiv des Heimatvereins? Können die vorhandenen Bilder größer gemacht werden oder muss ein Bild herausgenommen werden, damit eine Anzeige auf die Seite passt. Hier diskutieren die beiden oft lange, bevor eine Entscheidung fällt.

Übrigens ist die letzte Seite, die so genannte vierte Umschlagseite, immer der Werbung der Sparkasse vorbehalten. Mit den Anzeigen der meist heimischen Unternehmen wird ein großer Teil der Herstellungskosten der Heimatzeitschrift finanziert. Aber woher kommen die Anzeigen überhaupt?

Jetzt wird so mancher treue Queckeleser denken, was das denn für eine Frage sei. Es sind doch fast immer die selben Anzeigen. Die Unternehmen inserieren eben jedes Jahr; sie schicken ihre neuen Anzeigenvorlagen wahrscheinlich automatisch in die Druckerei oder lassen die vom letzten Jahr erneut abdrucken.

Leider ist dem nicht so. Wer im Frühjahr offenen Auges durch Lin-

Papierlieferung am frühen Morgen

torf geht, sieht oft ein rosa Damenrad vor einem der Geschäfte stehen. Es ist Monika Buers Fahrrad. Sie macht keine Einkäufe, vielmehr bemüht sie sich, Anzeigen für die neue Quecke zu akquirieren. Gerade in den vergangenen Jahren ein mehr als schwieriges Unterfangen.

Die Konjunktur war nicht so, dass die Geschäftsleute mit Anzeigenaufträgen um sich warfen. Es bedurfte so manches Mal Monika Buers Überzeugungskünsten, dass sich eine Anzeige in der Quecke für das Geschäft lohnt. Doch trotz aller wirtschaftlichen Schwierigkeiten haben die meisten Lintorfer Geschäftsleute die Quecke nicht im Stich gelassen. Sie haben sie all' die Jahre hindurch mit ihren Anzeigen unterstützt.

Wieder in der Druckerei

Zurück in die Druckerei. Wenn die Artikel und Anzeigen zusammengebracht wurden, wird die gesamte Quecke für eine dritte und letzte Korrektur ausgedruckt. Früher nannte man die ausgedruckten Seiten auch Fahnen. Vermutlich deshalb, weil das Papier in der Höhe wesentlich länger war als das spätere, gedruckte Original.

Ein gutes Auge und ein ausgeprägtes Farbempfinden muss der Drucker mitbringen, um die Vorgabe des Fotografen in der Maschine zu reproduzieren

Jetzt wird vornehmlich geprüft, ob die Seiten zusammenpassen, ob Bilder und Anzeigen richtig platziert sind und ob es nicht irgendwo noch freie Stellen gibt. Manchmal werden aber auch noch „Hurenkinder" und „Schusterjungen" entdeckt. Darunter verstehen Setzer und Drucker, wenn ein Satzausgang in einer einzelnen Zeile am Beginn einer neuen Seite steht oder ein neuer Satz in einer letzten Zeile anfängt.

Gleichzeitig werden von den Umschlagseiten und von den Farbbildern Andrucke gemacht. Dabei wird geprüft, ob die Farbe stimmt. Die gedruckten Bilder sollen schließlich aussehen wie die Originale. Besondere Aufmerksamkeit verlangt das Titelbild. Die Aufnahmen macht seit vielen Jahren der Lintorfer Fotograf Udo Haafke.

Das Titelbild

Das Titelbild bedarf aber nicht nur beim Farbandruck der erhöhten Aufmerksamkeit aller Beteiligten in der Druckerei. Lange vorher hat sich Manfred Buer Gedanken zum Titelbild gemacht. Hat er ein passendes Motiv entdeckt, bespricht er seine Vorstellungen mit dem Fotografen.

Udo Haafke muss die Wünsche seines Auftraggebers kennen. Er muss versuchen, die Vorstellungen und Wünsche des Schriftleiters in ein gutes Bild umzusetzen. Auf der Titelseite der Ausgabe 74 vom Dezember 2004, so war es Manfred Buers Wunsch, sollte ein Bild des neuen „Landhotels Krummenweg" erscheinen.

Wie aber fotografiert man ein Hotel, das gerade erst gebaut wird? Ein Hotel, wo noch kein Baum und kein Strauch wächst? Ein Hotel, das noch nicht eröffnet ist und noch gar keine Gäste hat?

Natürlich sollen auf dem Bild Blumen zu sehen sein und blauer Himmel. Schließlich soll das neue Hotel ja freundlich erscheinen. Möglichst soll der Neubau auf dem Foto erscheinen, aber auch das restaurierte Fachwerkgebäude.

Udo Haafke hat das Problem genial gelöst. Auf dem Titelbild 2004 blickt der Betrachter über einen Blumenkübel hinweg am Hotelein-

gang vorbei auf das Fachwerkhaus, über dem ein blauer Himmel scheint.

Ein gutes Foto zu machen, bedarf mehr, als nur knipsen zu können. Das Titelbild für die Quecke zu machen, aber bedarf noch viel mehr.

Zurück zu den Andrucken in der Druckerei. Wenn die Farbe der Bilder stimmt, die allerletzten Korrekturen durchgeführt wurden und Manfred Buers letzte, meist seine eigenen Texte eingefügt sind, wird eine so genannte PDF von den etwa 270 Seiten geschrieben. Davon werden dann die notwendigen Druckplatten produziert.

Bei der Quecke Nr. 75 aus dem letzten Jahr waren es 70 Druckformen für die Innenseiten. Elf Stunden reine Belichtungszeit brauchten die Druckereimitarbeiter um die Platten zu belichten.

Mittlerweile ist es Ende Oktober und die heiße Phase für die Druckerei beginnt. Alfred Preuß hat längst das notwendige Papier irgendwo in Europa bestellt. Letztes Jahr kam es aus Luxemburg, davor das Jahr aus Lothringen. Diese Quecke wurde auf Papier gedruckt, das aus Finnland geliefert wurde.

Jetzt muss Geschäftsführer Alfred Preuß, Sohn des Firmengründers, den Einsatz der Druckmaschine planen und die Falzmaschine freihalten. Mit dem Buchbinder stimmt er ab, wann die zwölf Paletten mit den gefalzten Druckbogen geliefert werden können, damit die Quecke pünktlich zum Lintorfer Weihnachtsmarkt fertig ist.

Vorstandssitzung

Derweil trifft sich der Vorstand des Heimatvereins, um die letzten Vorbereitungen für den Weihnachtsmarkt und die Vorstellung der Quecke zu besprechen. Der Termin der Queckevorstellung liegt bereits länger fest. Es ist möglichst der Dienstag vor dem Weihnachtsmarkt, damit die Ratinger Presse in den Tagen vor dem Weihnachtsmarkt ordentlich Werbung für die neue Quecke machen kann.

Im Laufe des Jahres hatte sich der Vorstand auf einen Ort für die Vorstellung geeinigt. Oft wird die Quecke im Stadtmuseum oder im Medienzentrum vorgestellt, oft aber auch auf heimischem Boden im alten Lintorfer Rathaus. Für die Bewirtung der geladenen Queckeautoren, die an diesem Abend als Dankeschön ein Autorenexemplar der Quecke erhalten und auch ihre Manuskripte zurückbekommen, für die anwesende Presse und andere Gäste sind immer Vereinsmitglieder zuständig. Meist sind es Irmgard Wisniewski, Doris Volmert, Monika Buer und Walburga Fleermann-Dörrenberg, die Sekt und Orangensaft ausschenken. Bevor es soweit ist, haben sie schon Gläser ausgepackt und geputzt, haben Kerzen aufgestellt und den Raum dekoriert.

Doch noch ist die Quecke nicht gedruckt. Und meist steht auch erst noch der Unterhaltungsnachmittag für die Vereinsmitglieder auf dem Programm. Den nutzt Manfred Buer zur Freude der Vereinsmitglieder immer, um aus der neuen Quecke Leseproben zu geben.

Er stellt den Inhalt vor, erzählt, wieviel Tonnen Papier benötigt wurden und dass es wieder einmal sehr knapp wird mit dem Druck.

Schlussspurt

Etwa Anfang November beginnt der Druck der Heimatzeitschrift. Obwohl die Druckmaschine rund 80.000 bedruckte Seiten pro Stunde produziert, vergehen fast fünf Tage, bis die gesamte Auflage von etwa 3.200 Exemplaren gedruckt ist. Immer wieder kontrolliert dabei Druckermeister Frank Rumpza die Druckqualität. Aber auch Geschäftsführer Alfred Preuß selbst überzeugt sich ständig davon. Oft genug wird auch Alfred Preuß sen. an der Druckmaschine gesehen, wie er einen fertigen Druckbogen in die Hand nimmt. Manchmal begleitet ihn dabei Manfred Buer, der es einfach nicht abwarten kann, bis sein jüngstes Kind fertig ist. Am Schluss sind über 30.000 Quadratmeter Papier bedruckt. Das sind etwa vier Fußballplätze.

Wenn die gedruckten Bögen trocken sind, werden sie gefalzt. Denn auf einem Bogen Papier sind ja acht Seiten Quecke, die so gefalzt werden müssen, dass die Seiten richtig aufeinander folgen. Natürlich musste das schon bei der Zusammenstellung der Druckbögen berücksichtigt werden. Zwei bis drei Tage dauert das Falzen. Auf zwölf Paletten stapelten sich 2005 am Ende die 35 Druckbögen der Quecke.

Inzwischen ist es Mitte November und die Queckevorstellung und der Weihnachtsmarkt nähern sich mit riesengroßen Schritten. Und die Buchbinderei benötigt noch einmal mindestens eine Woche, bis sie die Quecke endgültig fertiggestellt hat. Auch wenn sie es nicht zeigen,

In der Zusammentragmaschine werden alle Bogen gesammelt

Optische Kontrollen verhindern doppelte Bogen oder eine falsche Reihenfolge

Alfred Preuß sen. und Manfred Buer werden langsam unruhig. Werden die ersten Exemplare der Quecke bis zur Vorstellung am folgenden Dienstag wirklich vorliegen? Gut, dass der Sohn, Alfred, als Geschäftsführer alles im Griff hat und die beiden beruhigen kann. Nur einen Maschinenausfall darf es jetzt nicht mehr geben.

In der Buchbinderei werden zunächst die Druckbogen zusammengetragen, verleimt und dann in den Umschlag eingehängt. In einem letzten Arbeitsschritt wird die Heimatzeitschrift an drei Seiten auf das endgültige Format geschnitten, dann in graue Kartons verpackt und wieder auf Paletten gestapelt.

So manches Mal musste Alfred Preuß sen. für die Queckevorstellung die ersten fertigen Exemplare noch in der Buchbinderei abholen. Doch immer rechtzeitig zum Weihnachtsmarkt liefert die Druckerei rund 1.200 Quecken in die evangelische Altentagesstätte im alten Rathaus. Von dort bringen die Vorstandsmitglieder, die auf dem Weihnachtsmarkt Dienst haben, die Kartons zum Stand auf dem Marktplatz vor St. Anna, heben sie über den Verkaufstisch und stapeln sie auf einer Palette. Etwa 300 bis 400 Quecken werden jedes Jahr von Vereinsmitgliedern auf dem Weihnachtsmarkt am Stand des Heimatvereins abgeholt. Noch einmal so viele werden verkauft. In guten Jahren auch mehr.

Ob die Lintorferin, die die Quecke vor der Eröffnung des Weihnachtsmarktes haben wollte, wusste, welch' langen Weg die neue Quecke bereits hinter sich hatte? Wohl kaum. Und der Weg ist auch noch nicht zu Ende.

Am Montag nach dem Weihnachtsmarkt liefert die Druckerei die neue Quecke an verschiedene Buchhandlungen und Schreibwarengeschäfte in ganz Ratingen und an die Bäckerei Steingen. Jetzt kann der Verkauf losgehen. Aber die Arbeit mit der Quecke ist noch nicht beendet.

Manfred Buer verschickt Exemplare der Quecke an die Ratinger Büchereien und Schulen. Er schickt sie auch an verschiedene Bibliotheken, Archive und Universitäten. Doch damit wartet er bis ins neue Jahr, bevor die Arbeit an der nächsten Quecke so richtig beginnt.

Auch Monika Buer schreibt erst im Januar die Rechnungen für die Anzeigen. Und der Kassierer oder die Kassiererin des Heimatvereins bezahlt schließlich den Druck der Quecke.

Dann ist für alle an der Herstellung und dem Erscheinen der Heimatzeitschrift „Die Quecke" Beteiligten die neue Quecke abgeschlossen. Sie müssen sie nur noch lesen. Und viele, viele Autoren arbeiten währenddessen längst an den Berichten für die nächste Ausgabe.

Andreas Preuß
Peter Quack

TAVERNAKI
GRIECHISCHE SPEZIALITÄTEN
TANNENSTRASSE 19 · 40476 DÜSSELDORF
TELEFON 02 11 - 45 37 77
ÖFFNUNGSZEITEN:
MO. - FR. 11.30 - 14.30 UND 17.00 - 24.00 UHR
SA. 14.00 - 24.00 UHR · SONNTAG RUHETAG
TISCHRESERVIERUNG ERFORDERLICH

In eigener Sache

Im Jahre 1999 erzählten drei Ungarn in der „Quecke“ Nr. 69 von ihrer Zeit als Kriegsgefangene im Lintorfer Lager an der Rehhecke. Durch Zufall war ein Mitglied unseres Vereins bei einem Museumsbesuch in Ungarn in der Nähe des Plattensees **István Wöller** begegnet, einem der drei Männer, die heute alle im Rentenalter sind.

Als 15-jährige Jungen waren sie im Februar 1945 mit vielen Leidensgenossen von dem im Oktober 1944 in Ungarn an die Macht gekommenen **Ferenc Szálasi,** „Führer der Nation“ und Vorsitzender der nazistischen Pfeilkreuzler-Partei, nach Deutschland geschickt worden, um als „letztes Aufgebot Ungarns“ den deutschen Verbündeten zu helfen, das untergehende Dritte Reich zu retten. Nach kurzem Aufenthalt in einem Ausbildungslager auf der Insel Sylt gerieten István Wöller, **László Horváth** und **Lajos Leitgeb** am 13. Juni 1945 in britische Gefangenschaft. Vom 8. September bis zum 27. Oktober 1945 waren sie mit 600 ungarischen Kameraden als Gefangene der britischen Armee im „Lintorf Camp“ an der Rehhecke untergebracht (heute befindet sich dort das Rechenzentrum der Firma Vodafone), bevor sie nach einem weiteren Aufenthalt in einem Zwischenlager 1946 in ihre ungarische Heimat entlassen wurden.

Seit uns die drei ungarischen Freunde ihre Tagebuchaufzeichnungen für den Abdruck in der „Quecke“ überlassen hatten, ist der Kontakt zu ihnen nie abgebrochen. Jedes Jahr zur Urlaubszeit bringt unser Mitglied **Horst van Lohuizen** die neue „Quecke“ zu ihnen nach Ungarn, und László Horváth versorgt uns in seinen Briefen mit den neuesten Nachrichten. Wie viele ältere Ungarn beherrscht er hervorragend die deutsche Sprache. Rührend ist es zu lesen, wenn er seine Briefe mit „ein ehemaliger Lintorfer“ unterzeichnet.

In einem seiner letzten Briefe teilte uns László Horváth mit, dass am

Pater Mihály Kovács
(1916 - 2006)

23. März 2006 **Pater Mihály Kovács** im Alter von 90 Jahren verstorben ist. Pater Mihály gehörte dem Piaristenorden an und war der geistliche Betreuer der ungarischen Jugendlichen im Gefangenenlager in Lintorf. Er hatte sich zu dieser Aufgabe freiwillig gemeldet. In Lintorf ließ er bei der Druckerei Perpéet damals ein kleines Gebetbuch für seine Schützlinge drucken. Später wurde Mihály Kovács Lehrer für Mathematik und Physik am Piaristen-Gymnasium in Budapest. Er war in Ungarn sehr bekannt, vor allem durch seine zahlreichen Buchveröffentlichungen. So schrieb er Lehrwerke über experimentelle Physik, eine Einführung in die Kybernetik und ein Buch über Rechenautomaten und logische Spiele.

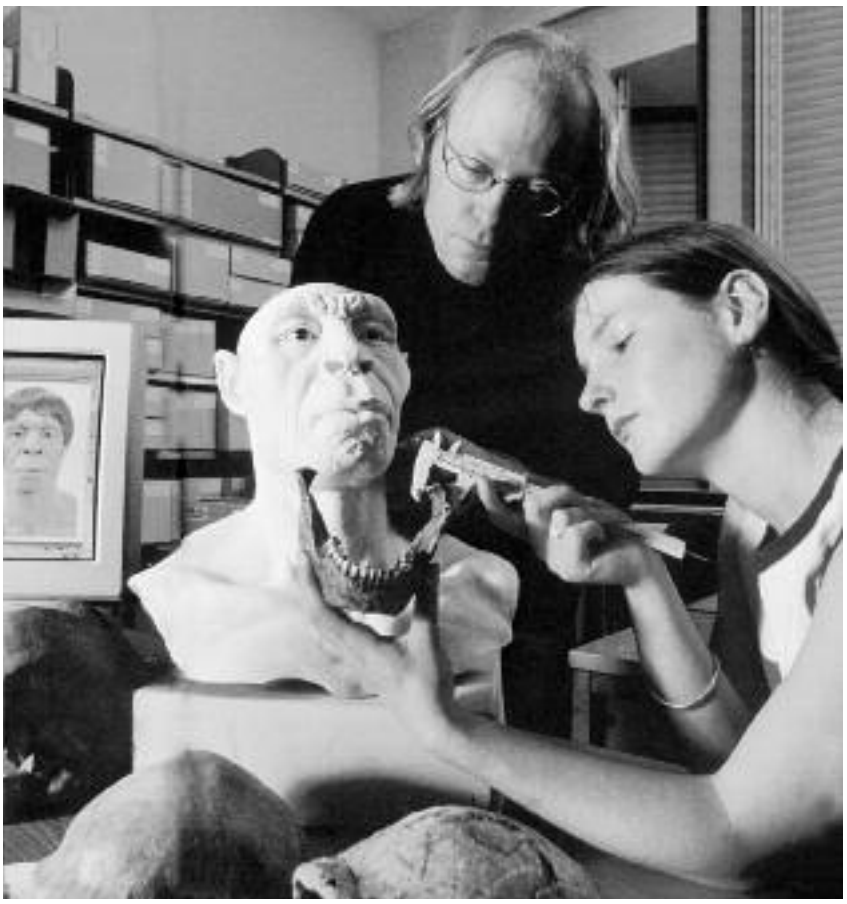
„Ein 15-Jähriger in Deutschland – Aus dem Tagebuch István Wöllers“ so lautet der Titel des Buches, das jetzt in ungarischer Sprache erschienen ist

In seinem Buch „Der Leidensweg von 40.000 ungarischen Jugendlichen am Ende des Zweiten Weltkrieges“ schildert er auch seine Erlebnisse in Deutschland.

Auch István Wöller und László Horváth haben die Tagebuchaufzeichnungen von ihrem Aufenthalt in deutschen Lagern mittlerweile in ungarischer Sprache in Buchform veröffentlicht. Die einzigen Wörter, die ich bei Durchsicht des Buches lesen konnte, waren - Lintorf und Quecke!

Ein weiterer „Quecke“-Bericht wird demnächst in englicher Sprache auf der Homepage einer amerikanischen Vereinigung im Internet zu lesen sein! Es ist die abenteuerliche Lebensgeschichte unseres Vereinsmitglieds **Willi Kibbat,** der heute in England lebt. Sie wurde in der „Quecke“ Nr. 74 im Dezember 2004 veröffentlicht.

Der Ex-Lintorfer Willi Kibbat war im Juli 1943 als Matrose mit seinem U-Boot U 527 im Atlantik nach dem Beschuss durch einen amerikanischen Jagdbomber untergegangen, konnte aber mit 12 seiner Kameraden gerettet werden und geriet in amerikanische, später in britische Gefangenschaft. Da er dort durch seine Fußballleidenschaft seine spätere Frau Dorothy kennen und lieben lernte, blieb er nach seiner Heirat im Mai 1949 in England und ließ sich in Yorkshire nieder, wo er ein erfolgreicher Geschäftsmann wurde. Als Ruheständler nahm er später Kontakt auf zu noch lebenden Besatzungsmitgliedern des amerikanischen Flugzeugträgers „USS Bogue“, von dem aus der Bomber gestartet war, der U 527 versenkte. Eine herzliche Freundschaft entstand.



Dr. Gaëlle und Dr. Wilfried Rosendahl vermessen den Unterkiefer eines Homo heidelbergensis, der wahrscheinlich vor 1 Million Jahren von Afrika zu uns kam

Die Amerikaner ließen nun unseren „Quecke“-Bericht von einem vor 42 Jahren aus Österreich eingewanderten Ehepaar ins Englische übersetzen und waren so begeistert, dass sie diesen Bericht ins Internet stellen wollen, nicht, ohne vorher aus verlagsrechtlichen Gründen die "Quecke"-Schriftleitung um Druckerlaubnis zu bitten!

Zwei weitere „Quecke“-Autoren konnte man im September 2005 auf einem Foto in der Illustrierten „Stern“ bewundern. **Dr. Gaëlle** und **Dr. Wilfried Rosendahl**, die in der vorigen „Quecke“ Nr. 75 eine Abhandlung über „Tertiär-Quarzit aus Ratingen - Handelsware in der jüngeren Altsteinzeit“ verfasst hatten, wurden als Forscherehepaar - beide sind Paläontologen (= Wissenschaftler, die sich mit den Lebewesen vergangener Erdperioden befassen) - in der Stern-Serie „Saurier, Neandertaler und Germanen“ vorgestellt.

Natürlich gäbe es auch im Jahre 2006 wieder vieles aus der Tätigkeit des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ zu berichten. Wir wollen uns hier jedoch auf einige wichtige Ereignisse beschränken.

Im Rahmen der monatlichen Vorträge des Vereins referierten **Pater Chris Aarts** und **Michael Wiesenhöfer** am 14. Februar 2006 im Pfarrsaal von St. Johannes über einen Besuch in der Mission der Kreuzherren in der Demokratischen Republik Kongo. Die mehr als 50 Zuhörerinnen und Zuhörer waren von der Lebendigkeit des Vortrages begeistert und spendeten in einer spontan organisierten Sammelaktion 261 EURO für die Kongo-Mission.

Bei den Vorbereitungen und der Durchführung des jährlich am 8. Mai stattfindenden ökumenischen Friedensgottesdienstes nahm diesmal auch der Lintorfer Heimatverein teil. Die eindrucksvolle Veranstaltung in der evangelischen Kirche am Konrad-Adenauer-Platz stand unter dem Motto „Versöhnung bringt Frieden - 60 Jahre Vertreibung“.

Der „Tag des Offenen Denkmals“ am 10. September 2006 war dem Thema „Rasen, Rosen und Rabatten - Historische Gärten und Parks“ gewidmet. Bei herrlichem Spätsommerwetter stellte der Lintorfer Heimatverein 35 interessierten Teilnehmerinnen und Teilnehmern den „alten“ Lintorfer Friedhof am Konrad-Adenauer-Platz vor. Beim eineinhalbstündigen Spaziergang durch das denkmalgeschützte Ensemble konnte man Historisches zu den verschiedenen Lintorfer Friedhöfen, aber auch so manch schöne Geschichte zu einzelnen Grabsteinen hören.

Am 14. September fand die diesjährige Mitgliederversammlung des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde„ im evangelischen Gemeindezentrum am Bleibergweg statt.

Bei den Neuwahlen zum Vorstand gab es zwei Änderungen:

Eldor Koreneef, der sein Amt als Kassierer acht Jahre lang hervorragend und vorbildlich ausgefüllt hatte, stand auf eigenen Wunsch aus Altersgründen nicht mehr zur Wiederwahl an. Er wurde aufgrund seiner großen Verdienste um den Verein zum Ehrenmitglied ernannt. Neue Kassiererin wurde **Angela Wisniewski,** die bisher 2. Schriftführerin war. **Ulrike Hilgendorf** wird in Zukunft die Schriftführerin **Felicitas Lumer** vertreten, wenn diese verhindert ist.

Pfarrer **Pater Chris Aarts,** der Lintorf inzwischen verlassen hat, wurde vom Vorstand des Vereins

wegen seiner mehr als 20-jährigen guten und freundschaftlichen Zusammenarbeit mit dem Lintorfer Heimatverein ebenfalls zum Ehrenmitglied ernannt.

Seit dem Erscheinen der letzten „Quecke“ im Dezember 2005 konnten wieder einige ehemalige und aktive Vorstandsmitglieder runde Geburtstage feiern.

Den Anfang machte **Ewald Dietz,** stellvertretender Vorsitzender und Reisemarschall des Vereins, als „Christkind“ am 1. Weihnachtstag – er wurde am 25. Dezember 2005 70 Jahre alt.

Der langjährige Wanderbaas **Helmut Kuwertz** konnte am 19. Mai 2006 seinen 75. Geburtstag feiern.

Beisitzer **Günther Pieper** (23. März) und das ehemalige Vorstandsmitglied **Wolfgang Kannengießer** (22. September) begingen ihren 80. Geburtstag. Den Teilnehmerinnen und Teilnehmern an unserem Kaffee- und Unterhaltungsnachmittag am 4. November 2006 wird der musikalische Beitrag des Ehepaares **Elisabeth** und **Wolfgang Kannengießer** unvergesslich bleiben!

Den Reigen der Vorstandsgeburtstagskinder schließt am 10. Dezember unser Ehrenmitglied und langjähriger Schriftführer **Hans Huiras,** der 90 Jahre alt wird.

Am 7. März 2006 konnten wir unsere Melchior-Ecke im alten Lintorfer Rathaus verschönern. An der Wand wurde in großen Metallbuchstaben der Schriftzug „Lintorf“ angebracht. Die Buchstaben sind ein Geschenk des Lintorfer Apothekers **Norbert Niemann.** Sie schmückten vorher die Fassade der „Lintorfer Apotheke“ und mussten einer modernen Leuchtreklame weichen.

Unsere Vitrinen auf dem Treppenabsatz zum ersten Stock des Rathauses zogen auch in diesem Jahr wieder viele aufmerksame Betrachterinnen und Betrachter an.

Die kleinen, liebevoll zusammengestellten Ausstellungen zeigten:

„Weihnachtsbäckerei“ (Dezember 2005 und Januar 2006)

„Alt-Lintorf im Schnee“

„Bemalte Ostereier und Bilder mit Lintorf-Motiven von Günther Saßmannshausen"

„Fußball in Lintorf“ (Zur Fußballweltmeisterschaft)

„Reiz und Scham“ (‚Appetithäppchen’ zur Wäscheausstellung im Industriemuseum Cromford)

Zum Jahresabschluss ist eine kleine Mozart-Ausstellung (Mozartjahr 2006) geplant.

Nun möchte sich der Betreuer der Website unseres Vereins, unser Mitglied **Achim Dietz,** mit einer Information an Sie wenden:

Die Internetseite „www.lintorf-die-quecke.de **<http://www.lintorf-die-quecke.de/>**“

Vier Jahre im Internet mit fast 13.000 Zugriffen auf unsere Domain, da kann man schon einmal einen Rückblick wagen.

Der Grund, mit der „Quecke" Ende des Jahres 2002 in das Internet zu gehen, war einmal, die fortgezogenen Lintorfer „auf dem Laufenden“ zu halten, und zum Anderen, eine höhere Aktualität zu erzeugen, als es in der „Quecke“ möglich ist (Siehe Abriss „Haus Anna“ oder „Löken„). Dieser Wunsch ging in Erfüllung, wie man am Gäs-

Die Melchior-Ecke im alten Lintorfer Rathaus

tebuch erkennen kann. Hier wird und wurde rege eingetragen und geantwortet. Das Gästebuch funktioniert wie ein Forum und lässt auch Bemerkungen von anderen Gästen zu. Es gibt einige Einträge von Personen, die ihre Ahnen suchen, Anfragen an den Heimatverein, Grüße aus Russland oder auch Fachsimpeleien. Die Möglichkeit, online Mitglied im Verein zu werden, wurde sogar aus dem Ausland wahrgenommen, was uns sehr gefreut hat.

Quecke-Suchmaschine

Großer Beliebtheit erfreute sich die ‚Quecke-Suchmaschine', mit der man im Datenbestand aller bisher erschienenen Quecke-Ausgaben mittels Stichwort nach Themenbeiträgen suchen kann. Diese Hilfe wurde dankbar angenommen und lief in diversen Büchereien in Ratingen und Umgebung als Hilfe für Heimatforscher. Die alte Version wurde Mitte September durch die Version „Quecke-Suchprogramm 2.0" ersetzt. Nun kann das Programm auf der Internetseite heruntergeladen werden. Es darf frei weitergegeben werden und lässt sich auf allen PC-Systemen installieren. Der Datenbestand kann über eine Updatefunktion überprüft werden.

Kulturkalender

Im Kulturkalender können Sie sich über alle Aktionen des Vereines und wichtige Termine in Ihrer Umgebung informieren. Der „Kulturkalender Lintorf" wurde in „Kulturkalender Angerland" umbenannt, um einen größeren Einzugsbereich anzusprechen.

Auswertung der Webstatistik

Das Potenzial der Internetpräsenz wird in unseren eigenen Reihen leider unterschätzt. Dabei zeigt die Auswertung unserer Webstatistik höchst Interessantes: Während man am Anfang, in den ersten Monaten 2003 mit 20 - 30 Zugriffen je Woche zufrieden sein musste, steigerten sich die Zugriffe 2004 auf 150 - 200 je Woche. Ende des Jahres 2006 finden jede Woche 300 - 350 User den Weg zu uns, d.h. wir werden im Moment im Monat von ca. 1000! Menschen besucht. Das sind mehr, als der Verein Mitglieder hat! Das kann sich schon Stammgemeinde nennen. Die Menge der abgerufenen Daten beträgt im Moment 800 Mb im Monat, d.h.: diese Menge an Daten wird jeden Monat „aus aller Welt" oder nur aus der „Nachbarschaft" von unserer Seite abgefragt. Das wir international registriert werden, lässt sich am einfachsten an den Google-Suchmaschinen erkennen. In der Statistik finden sich Anfragen von Google aus den Niederlanden, Spanien, Polen, Italien, Russland von Usern, die über diese Suchmaschinen zu uns finden. Das soll uns Ansporn sein weiterzumachen. „Die Quecke" ist nicht mehr bloß eine jährlich erscheinende Sammlung von lokalen Artikeln, sie ist zu einem Kommunikationsmittel geworden, das international funktioniert.

Die Website des Lintorfer Heimatvereins,
www.lintorf-die-quecke.de

Wie soll das weitergehen?
- oder - kleiner Hilferuf!

Wünschenswert wären Rückmeldungen oder Angebote zur unterstützenden Mitarbeit aus unseren Reihen. Das Mehr an Arbeit belastet natürlich den privaten Zeitrahmen. Kurzum: wir benötigen Hilfe im redaktionellen Bereich. Wir denken an redaktionelle Mithilfe zur Erfassung von Berichten, Texten und Terminen, die dann auf die Seite geladen werden. Auch die Pflege des Kulturkalenders oder die Ergänzung unserer Fotoserie „Lintorf alt - neu", auf die viele positive Berichte Bezug nahmen, könnte doch eine dankbare Aufgabe für den einen oder anderen sein.

Es würde uns auf jeden Fall freuen, wenn Sie, auch wenn Sie keinen Internetzugang besitzen, bei Freunden oder Kindern auf „Ihrer" Internetseite, der Internetseite des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde e.V." vorbeischauen würden. Die Adresse lautet:

„www.lintorf-die-quecke.de".

Manfred Buer

Denkmalschutz für „Haus Bethesda“

Als ich im Juli 2004 bei einer Feierstunde des Fliedner-Krankenhauses anlässlich der Wiedereröffnung eines modernisierten Bettentraktes von den Plänen der „Theodor Fliedner Stiftung“ erfuhr, in Lintorf ein neues Demenzzentrum zu errichten und dabei das altehrwürdige Haus „Bethesda“ abzureißen, war ich zunächst erstaunt. Hatte ich doch – und meinen Vorstandskollegen ging es nicht anders – stets angenommen, die beiden historischen Häuser „Siloah“ und „Bethesda“ auf dem Gelände des Fliedner-Krankenhauses stünden seit langem unter Denkmalschutz. Ein Blick in die Denkmalliste der Stadt Ratingen belehrte uns jedoch schnell eines Besseren. Nur das „Haus Siloah“, 1879 als Kuranstalt für „Trunksüchtige aus den gebildeten Ständen“ errichtet, war schon vor längerer Zeit, wohl wegen seines klassizistischen Treppenhauses, als denkmalwürdig unter Schutz gestellt worden. Das 1901 eröffnete „Haus Bethesda“, vorgesehen für Kranke „des mittleren Standes“ (heute würden wir sagen: für Angehörige der gesetzlichen Krankenversicherung), genoss diesen Schutz dagegen nicht. Beide Häuser bildeten einst zusammen mit dem 1851 gegründeten „Männerasyl“ am heutigen Konrad-Adenauer-Platz die erste Trinkerheilstätte Europas. Mit dem Aufbau, der Entwicklung und der Betreuung dieser Einrichtung für alkoholkranke Menschen sind die Namen der evangelischen Lintorfer Pfarrer **Eduard Dietrich, Eduard Hirsch** und **Friedrich Kruse** auf das Engste verbunden. Die Ideen, die vor allem Eduard Dietrich für die Behandlung und Heilung Alkoholabhängiger und für die Leitung seiner damals „Anstalt“ genannten Einrichtung entwickelte, waren Beispiel gebend und hoch modern. Manches davon hat seine Gültigkeit bis heute nicht verloren.

Vor dem Neubau des Fliedner-Krankenhauses liegt „Haus Bethesda“ noch inmitten landwirtschaftlicher Nutzflächen. Die Straße im Vordergrund ist der Thunesweg, im Hintergrund erkennt man die Straße Am Eichförstchen. Im Hof von „Haus Bethesda“ die „Glocke“, das historische Werkstattgebäude des Hauses

In die Außenmauer der Straßenfront eingelassene Inschrift am „Haus Bethesda“

Aus der reinen Suchtklinik wurde nach dem Zweiten Weltkrieg eine große und moderne Klinik für Psychiatrie und Suchttherapie mit Vollversorgung. Neben dem damals noch von landwirtschaftlichen Nutzflächen umgebenen „Haus Bethesda“ wurden neue Krankenhausgebäude errichtet. In „Bethesda“ wurde die Verwaltung untergebracht. Das an der Straße „Am Eichförstchen“ gelegene „Haus Siloah“ wurde mit einigen Neubauten zu einem modernen Therapiezentrum für Suchtkranke

Im Frühsommer 2006 begannen die Restaurierungsarbeiten

umgebaut. Es setzt damit die Tradition der alten Trinkerheilanstalt, die aus drei Häusern bestand, fort.

Ein den neuesten Anforderungen entsprechendes psychiatrisches Krankenhaus muss sich zwangsläufig auch um die Betreuung und Versorgung demenzkranker Menschen kümmern. Altersdemenz und Alzheimer-Krankheit gehören zu den großen Problemen unserer Zeit. Es war absehbar, dass die „Theodor Fliedner Stiftung“ aus diesem Grund ein neues und modernes Zentrum für Demenzkranke errichten würde. Es war aber für uns nicht einsehbar, dass zu diesem Zweck ein altes, historisches Gebäude abgerissen werden sollte, obwohl auf dem Gelände des Fliedner-Krankenhauses noch viele Freiflächen zur Verfügung standen. Zudem war das Gebäude seit seiner Errichtung im Jahre 1901 äußerlich so gut wie gar nicht verändert worden. Für die Lintorfer Bevölkerung ist das alte Gebäude nicht nur wegen seiner Geschichte als Heilanstalt von Bedeutung, viele Lintorfer haben als Flüchtlinge oder Vertriebene in der Zeit unmittelbar nach dem Krieg in ihm Zuflucht gefunden, bis sie gegen Ende der 1950er-Jahre in eigene Wohnungen umziehen konnten.

Die Satzung des „Vereins Lintorfer Heimatfreunde“ verlangt, dass sich der Verein für die „Erhaltung charakteristischer Bauten“ einsetzt. Auf Beschluss des Vorstandes stellte der Verein am 26. August 2004 einen Antrag auf Unterschutzstellung des „Hauses Bethesda“ und auf die Aufnahme in die Denkmalliste der Stadt Ratin-

Grundsteinlegung für das neue Demenzzentrum am 9. Juni 2006. Aenne Hildemann-Groß, die Geschäftsführerin des Fliedner-Krankenhauses, versenkt die Kupferröhre mit Dokumenten in den Grundstein. Hinter ihr Dr. Josefine Lorentzen und Dr. Michael Schifferdecker, die leitenden Ärzte der Klinik. Ganz rechts Dr. Gerd Vogel, der Baudezernent der „Theodor Fliedner Stiftung“

Der Kölner Architekt Professor Peter Kulka bei seiner Ansprache

gen bei der Unteren Denkmalbehörde, die beim Bürgermeister der Stadt Ratingen angesiedelt ist. Das Verfahren zur Unterschutzstellung zog sich über einen Zeitraum von eineinhalb Jahren hin. Während dieser Zeit bemühte sich unsere Stadtkonservatorin, **Frau Ria Voß,** in langwierigen Verhandlungen um den Erhalt des Hauses. Am 8. März 2006 konnte sie uns den Erfolg ihrer Bemühungen in einem endgültigen Bescheid mitteilen:

> Aufgrund ihres Antrages zur Unterschutzstellung des Hauses Bethesda hat die Untere Denkmalbehörde die Überprüfung des Denkmalwertes durchgeführt. Da bereits ein Bauvorhaben geplant war, wurde das Gebäude zunächst vorläufig unter Denkmalschutz gestellt. Verschiedene Gespräche mit dem Bauherrn, den Planern und der Denkmalbehörde haben letztendlich dazu geführt, dass das Gebäude erhalten bleibt.
>
> Um eine zeitgemäße Nutzung zu ermöglichen, hat die Denkmalbehörde einerseits einer umfassenden Sanierung und Umplanung im Gebäudeinnern zugestimmt, insbesondere da im Gebäudeinnern nur noch wenig historische Substanz vorhanden war. Andererseits musste jedoch die Erhaltung der Gebäudehülle (Fassaden und Dach) von Seiten des Bauherrn akzeptiert werden, wobei die jetzt unpassende Ausstattung mit Kunststofffenstern durch Holzfenster mit der ursprünglichen Gliederung ersetzt werden wird.
>
> Am 12. Dez. 2005 erfolgte dann die endgültige Unterschutzstellung mit der Eintragung in die Denkmalliste der Stadt Ratingen. Aufgrund der im Rahmen der anstehenden Umplanung einvernehmlich getroffenen Lösung wurde der Eintragung nicht widersprochen, so dass die Eintragung nunmehr rechtsverbindlich ist.
>
> Damit konnte Ihr Antrag mit Erfolg umgesetzt werden.

Im Frühsommer dieses Jahres begannen die ersten Arbeiten für die Errichtung des neuen Demenzzentrums auf dem Gelände des Fliedner-Krankenhauses. „Haus Bethesda“ wurde entkernt und der Dachstuhl saniert. Aufgeregte Lintorfer informierten den Heimatverein, weil sie befürchteten, das Haus solle abgerissen werden. Niedergerissen wurden dagegen der bisherige gläserne Eingangstrakt zum Fliedner-Krankenhaus, der an das historische Gebäude angebaut war, und die „Glocke“, das alte Werkstattgebäude des „Hauses Bethesda“, das nicht unter den Denkmalschutz fiel.

Am 9. Juni 2006 wurde dann der Grundstein für das neue „Demenzzentrum Haus Bethesda” gelegt. Hinter dem sanierten und restaurierten historischen Gebäude, das für 30 demenzkranke Bewohner ein neues Zuhause werden soll, wird ein lichtdurchfluteter Pavillon für weitere 22 Patienten errichtet. Der bekannte Kölner Architekt **Professor Peter Kulka** betonte in seiner Ansprache bei der Grundsteinlegung: „Ein Abriss des alten Verwaltungsgebäudes wäre sicherlich billiger gewesen. Doch wir wollten ein Stück Geschichte mitnehmen.“ Ähnlich äußerten sich auch **Pfarrer Professor Dr. Klaus Hildemann,** der Leitende Direktor der „Theodor Fliedner Stiftung“, sowie der zuständige Baudezernent der Stiftung, **Dr. Gerd Vogel,** in ihren Reden.

Wir freuen uns, dass es der Unteren Denkmalbehörde auf unsere Anregung hin gelungen ist, eine einvernehmliche Lösung zu finden und das historisch wichtige „Haus Bethesda“ für Lintorf zu erhalten.

Manfred Buer

So wird das neue Demenzzentrum einmal aussehen: eine Computersimulation auf der Einladung zur Grundsteinlegung

Paass
Spedition GmbH

Paass
ZEITSCHRIFTEN-FACHSPEDITION

Logistik ● Einlagerung ● Kommissionierung ● Auslieferung

Breitscheider Weg 117b ● 40885 Ratingen-Lintorf

Telefon 0 21 02 / 93 43 - 0 ● Fax 0 21 02 / 93 43 19

Tischlerei Frey MF Möbel und Innenausbau

● Neuanfertigung ● Ergänzung ● Reparatur

° Nach eigenen und gegebenen Entwürfen
° Echtholz oder Kunststoffdekor
° In massiver , furnierter oder farbiger Ausführung
° Oberflächen geölt , gewachst oder lackiert

Manfred Frey
Tischlermeister
Tel./ Fax 02102-399672
abends Tel. 02102 - 37240
Breitscheider Weg 115
40885 Ratingen-Lintorf

- Individuelle Maßanfertigung
für alle Räume Ihres Hauses
- Innentüren
- Möbel aller Art
- Wand- und Deckenvertäfelung
- Fertigparkett und Laminat
- Treppenrenovierung

- Wartung und Reparatur
von Kunststoff- und Holzfenstern
sowie
Erhöhung der Sicherheitsklasse
durch Umrüstung der Beschläge

- Holzarbeiten an Haus und Hof

- und vieles mehr

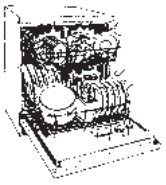
Fragen Sie uns - Wir beraten Sie gerne

manfred-frey@tischlerei-frey.de ------ www.tischlerei-frey.de

HEIZUNG • SANITÄR
H. BALSTER
HAUSTECHNISCHE SANIERUNG

Breitscheider Weg 115
40885 Ratingen-Lintorf
Telefon 0 21 02 / 70 31 28
Fax 0 21 02 / 70 31 34

KUNDENDIENST



für Waschmaschinen,
Trockner, Kühlgeräte,
Herde + Geschirrspüler

Elektro Manteufel
Meisterbetrieb

Lintorf · Breitscheider Weg 115
Tel. 3 43 55 · Fax 12 78 82

KAROSSERIEBETRIEB
G. KRAUSE
UNFALLREPARATUREN
UND LACKIERUNG

Ratingen-Lintorf · Breitscheider Weg 136 · Fax 89 31 43

Karosserie

Fachbetrieb

89 32 89

MUNK BEDACHUNGEN

GmbH gegr. 1920

Dachdeckermeister für Dach- Wand- und Abdichtungstechnik
Duisburger Straße 169, 40885 Ratingen-Lintorf, Telefon 0 21 02 / 7 31 10, Fax 3 65 68

hilgenstock bauelemente GmbH

Lieber gleich zum Fachmann!

Fenster - Türen - Haustüren - Wir beraten - Wir montieren

Kalkumer Straße 36 · 40885 Ratingen-Lintorf · ☎ (02102) 9 34 20
Fax: 0 21 02 / 93 42 42 · Internet: www.hilgenstock.de · www.fenstersicherheit.de

ZEITSCHRIFTENVERTRIEB
BERTELSMANN-LESERING
DER CLUB

Peter Coenen GmbH
Wedauer Straße 8 · 40885 Ratingen
Tel. 0 21 02 / 3 19 24 · Fax 3 29 24

Buchbesprechungen

Von Aadelskar bes Zoppemetz – Ratinger Mundartwörterbuch

Herausgeber: Verein für Heimatkunde und Heimatpflege Ratingen e.V. / Heimatverein Ratinger Jonges e.V. / Heimatverein Ratinger We-iter e.V.

Verfasser und Gestaltung: Arbeitskreis „Mundartwörterbuch“: Wilfried Link, Willi Nüsser, Hans Nettler, Otto Samans (†), Hans Schilling, Hanni Schorn

Ratingen 2005

Wenn ich mit Besuchern auf den Turm von Sankt Peter und Paul steige und ihnen dann die Inschrift der Peter und Paul-Glocke aus dem Jahr 1523 vorlese, dann hören sie gut zu und verstehen auch das meiste. Sie sind amüsiert über den fremden Klang der Sprache und die etwas veränderten Vokabeln. Aber sie bekommen dann doch einen kleinen Eindruck, wie die Menschen vor rund 450 Jahren gesprochen haben: *„Sent peter und pauwels heisschen ich, in die ere gotz lüdden ich, den boesen geist verdrieven ich, die levendigen roiffen ich, die doiden beclagen ich.“* Ob ich den Klang der Wörter beim Vorlesen richtig wiedergebe, kann ich nicht mit Sicherheit sagen. Wir nähern uns allenfalls der damaligen Sprechweise an, da wir ja nur ein schriftliches Zeugnis vorliegen haben, die Inschrift auf einer Glocke. Ein Tonband aus der Zeit gibt es nicht.

Während des Studiums der Germanistik machten wir Studenten „Feldforschung“, gingen in die Städte und Dörfer (mehr in den ländlichen Bereich), um Sprachformen herauszufinden, sofern sie in der Mundart überliefert und von den Menschen noch gesprochen wurden. Der ländliche Bereich hatte, was Dialekt betraf, mehr zu bieten als die Städte, wo die Art zu sprechen sich allmählich anglich und sich so ein neuer „umgangssprachlicher Ton“ entwickelte. Die Nachkriegszeit mit den großen Bevölkerungsverschiebungen brachte für viele mundartliche Formen das Ende, weil man nicht mehr in der angestammten, sondern in einer neuen Umgebung lebte. Eine solche Entwicklung hatte aber auch schon mit Beginn der Industrialisierung eingesetzt, als viele Menschen vom Land in die Stadt zogen, um hier Arbeit zu finden, was im Laufe der Jahre auch zur Aufgabe mundartlicher Eigenarten führte. Die Medien wie Zeitungen, Radio und vor allem das Fernsehen führten ebenfalls zu einer Sprachvereinheitlichung in Richtung „Hochsprache“. Man sollte auch nicht vergessen, dass es zeitweise sogar verpönt war, in Mundart zu sprechen. Das entsprach nicht dem erklärten Bildungsziel. Dabei hat das mundartliche Sprechen oftmals eine viel direktere und „herzlichere“ Form der Kommunikation. Der direkte Weg, mit dem anderen ins Gespräch zu kommen, ist ein erkennbar deutliches Ziel der Mundart.

Die Herausgeber des Ratinger Mundartwörterbuches hatten dies und wahrscheinlich noch manches andere im Hinterkopf, als sie sich der mühevollen Aufgabe unterzogen, ein Wörterbuch nach zwei Richtungen hin zu konzipieren. Im ersten Teil geht es um die Ratinger Mundart, die zum Hochdeutschen hin „übersetzt“ wird. Erklärende Beispiele in einer dritten Spalte erläutern den sprachlichen Zusammenhang des Wortes oder der Redensart. Im zweiten Teil ist es der umgekehrte Weg: Hochdeutsche Wörter werden in die Mundart übertragen. Was auffällt, ist die größere Anschaulichkeit der Umgangssprache, was sich an vielen Beispielen nachlesen lässt. Ein Beispiel: *verkaufen* ist umgangssprachlich *verkloppe*, *verhökere, verscherbele.* Umgekehrt: Wer kennt noch eine *Remmel*. Das ist eine dicke *Brotscheibe*. Höchst anschaulich zum Beispiel auch die *Rotzfahn* gegenüber dem vornehmen *Taschentuch.* Die Beispiele ließen sich vervielfachen.

Was soll nun der Leser mit diesem Buch? Das Naheliegende: In ihm lesen, seinen Spaß haben, vielleicht auch nachdenklich werden und – ein besonderer Wunsch der Autoren – das Sprechen in Mundart nicht zu vergessen. Dazu gehört natürlich ein wenig Übung und vor allem das Miteinander-Sprechen. Denn, wie schon angedeutet, Umgangssprache ist in der Regel nicht gedruckt, sondern wird ganz konkret in Alltagssituationen verwendet.

Die Verfasser des Buches – Wilfried Link, Willi Nüsser, Hans Nettler, Otto Samans (†), Hans Schilling und Hanni Schorn haben ab 2001 in einem Arbeitskreis zusammengesessen, um das Ratinger Mundartwörterbuch zu konzipieren und konkret zu füllen. Dabei konnten sie auf mehrere Vorarbeiten zurückgreifen. Im Verein für Heimatkunde und Heimatpflege gab es zum Beispiel seit 1946 einen Arbeitskreis „Volkssprache“. 1957 legte Rektor Otto Kellermann einen ersten Entwurf für ein Mundartwörterbuch vor. Otto Samans veröffentlichte in den 80er-Jahren die vorliegende Mundartwörtersammlung in einer Lokalzeitung. Ab 1988 entstand bei den Ratinger We-itern in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule eine Mundartwörterkartei, die später alphabetisch geordnet wurde. 1996 gründeten die Ratinger Jonges einen Mundartkreis. Nach dieser intensiven und auch langjährigen Vorarbeit kam es dann zu dem bereits erwähnten Arbeitskreis der drei Ratinger Heimatvereine, die auch die Herausgeber des Buches sind. Seit einem Jahr liegt es vor: *„Von Aadelskar bes Zoppemetz“,* im matt-roten Einband mit dem alten Ratinger Stadtsiegel aus dem 15.Jahrhundert als Blickfang.

Schlagen Sie jetzt mal die Glockeninschrift im Ratinger Mundartwörterbuch nach, dann stellen sie fest, es ist alles ganz anders. Mit Hilfe des Buches würde der Anfang der Inschrift nämlich heißen: „hellich Pitter und Päule heeße ech …“ Das kommt unter anderem daher, dass einige Kilometer weiter eben etwas anders gesprochen wurde. Der besondere Reiz von Mundart und auch das Spannende daran, sich mit ihr zu beschäftigen.

Hans Müskens

Ratinger Forum. Beiträge zur Stadt- und Regionalgeschichte Bd. 9 (2005)

Zum 9. Male legt das Ratinger Stadtarchiv, unterstützt und gefördert durch den Verein für Heimatkunde und Heimatpflege, das „Ratinger Forum“ vor – ein mit 447 Seiten sehr umfangreicher Band, der nicht nur Beiträge zur Ratinger Geschichte enthält.

Den Anfang bildet die Fortsetzung der Serie „Kunst im öffentlichen Raum“. Aufgelistet und beschrieben werden von Erika Münster-Schröer und Josef Chwieralski Mahnmale und sakrale Objekte. Leider gibt es nur ein Gesamtquellen- und –literaturverzeichnis, das zudem nicht vollständig ist. Für den Leser/die Leserin, der/die sich für ein spezielles Mahnmal interessiert, wäre es besser, wenn die Quellen und Literaturangaben unter jedem einzelnen Objekt aufgeführt wären.

Über die Schleifkotten an Anger, Schwarz- und Haarbach informiert Thomas Kreft, durch seine Dissertation „Das mittelalterliche Eisengewerbe im Herzogtum Berg und in der südlichen Grafschaft Mark“ ein ausgewiesener Experte auf diesem Gebiete. Allein sein kurzer Überblick zeigt auf, wie wichtig es wäre, eine umfassende Mühlengeschichte Ratingens aus den Quellen zu erarbeiten. Ein mühseliges, aber lohnendes Unterfangen.

Zu den Anschnitten der Ratinger Vergangenheit, die am meisten und am gründlichsten erforscht worden sind, gehört zweifelsohne die Geschichte von Cromford, der ersten Fabrik auf dem Kontinent. Dass man aber immer noch neue Erkenntnisse gewinnen kann, stellt Gerhard Bechthold unter Beweis, der in seiner vergleichenden Studie „Aspekte der Lohnarbeit von Kindern in Baumwollspinnereien im 18. und 19. Jahrhundert in England, im Herzogtum Berg und in Neuengland“ – so der Untertitel seines Aufsatzes – analysiert. Behandelt werden die Cromford Mill von Richard Arkwright in der Grafschaft Derbyshire, die von Johann Gottfried Brügelmann gegründete Spinnerei nahe Ratingen und die Slater Mill in Neuengland. Bechthold untersucht u.a. die Herkunft, das Alter, die Tätigkeiten, die Arbeitszeiten und Löhne der Fabrikkinder. Er berücksichtigt zudem die zeitgenössische Diskussion über Kinderarbeit und die staatlichen Kinderschutzmaßnahmen in den einzelnen Ländern. Als Erkenntnis seiner Studie formuliert er pointiert: „Kinderarbeit und die frühen Baumwollspinnereien sind untrennbar miteinander verwoben wie Kette und Schuss!“ Arkwright, Brügelmann und Slater waren nicht nur „Väter des Fabriksystems“, sondern zugleich auch „Pioniere der Fabrikarbeit von Kindern“. Seine zweite These – „Puritanismus und Calvinismus/Pietismus schufen mit ihrem Arbeitsethos und Kindverständnis in England, Neuengland und Berg ein konfessionelles Klima, das die Fabrikarbeit von Kindern begünstigte.“ – gibt sicherlich Anlass zur Diskussion und bedarf der weiteren Forschung zur Absicherung.

Bastian Fleermann hat Schilderungen Ratingens in den Reise- und Landesbeschreibungen des 18. und frühen 19. Jahrhunderts zusammengetragen, beginnend bei der „Topographia Dux Montani“ (1715) von Erich Philipp Ploennies und mit dem „Merkantilischen Handbuch für’s Großherzogtum Berg“ (1809) von Johann Jacob Ohms endend. Die – zumeist knappen – Beschreibungen sind nicht sehr ergiebig. Es fehlen in der Regel nicht nur die Angaben zu den demographischen Verhältnissen. Insgesamt hinterließ Ratingen bei den Autoren keinen positiven Eindruck.

Eine Miszelle von Friedrich Ahrens – dem verdienten Sammler Helmut Weidle gewidmet – beschäftigt sich mit Franz Wiesinger (1788 – 1834), Gastwirt und Postexpeditor. Die Beurkundung seiner Vereidigung als Postexpeditor vom 26. Mai 1824, die sich im Stadtarchiv befindet, ist Ausgangspunkt der kleinen Abhandlung, die zugleich einen Beitrag zur Ratinger Postgeschichte darstellt.

Der umfangreichste Aufsatz stammt aus der Feder von Hermann Tapken, den Lesern der „Quecke“ durch viele Beiträge bestens bekannt, der sich in diesem Band mit dem Ersten Weltkrieg befasst. Stets eingebettet in die allgemeine Geschichte werden zahlreiche Aspekte des Kriegsalltags in Ratingen beschrieben, sei es die Tätigkeit der Frauenvereine, sei es die Kriegsfinanzierung durch Anleihen oder Goldsammlungen. Breiten Raum nehmen die Probleme der Lebensmittelversorgung (Stichwort: Steckrübenwinter), die Auswirkungen des Krieges auf die Industrie sowie die Beschäftigung von Frauen, Ausländern und Kriegsgefangenen in den Ratinger Betrieben ein. Tapken betrachtet ferner die Haltung der Kirchen und verfolgt die politischen Auseinandersetzungen, die sich im Verlauf des Krieges immer mehr zuspitzten. So bleibt in der gründlichen Untersuchung kein wesentlicher Gesichtspunkt des Themenspektrums unbehandelt. Die Arbeit schließt nicht mit dem Kriegsende, sondern Tapken berücksichtigt auch die Nachwirkungen des Krieges, so die kontrovers geführte Diskussion um das 1926 aufgestellte Kriegerdenkmal oder das verhängnisvolle Wirken der Kriegervereine in der Weimarer Republik.

Der Erste Weltkrieg ist auch das Thema von 74 Gedichten, die Louise Baare aus unterschiedlichen Zeitungen ausgeschnitten und gesammelt hat und die mit dem Familiennachlass ins Ratinger Stadtarchiv gelangt sind. Die Gedichte, die in ihrer alten Typografie im Anhang abgebildet sind, werden von Christa Wiglow analysiert. Wenngleich sie keinen Bezug zu Ratingen aufweisen, so sind sie doch eine gute Ergänzung zu den Ausführungen von Tapken, lassen sich doch aus den Versen der zumeist unbekannten Dichter und Dichterinnen einige Erkenntnisse über die Mentalität der Kriegszeit gewinnen.

Mit Mentalitäten und Lebensstilen beschäftigt sich auch der sehr interessante Aufsatz von Nicola Antonia Peczynsky, die die Berichterstattung der „Ratinger Zeitung“ in den 1920er Jahren zu „Themen rund um Mode, Geschlechterrollen und neue Formen

der Freizeitgestaltung“ untersucht. Angesichts der nationalkonservativen Einstellung der Zeitung kann es nicht überraschen, dass in ihren Artikeln die Lebensgestaltung der „modernen Frau“ missbilligt wurde. Besonders die „Abkehr von der traditionellen Mutterrolle“ wurde scharf kritisiert, da sie als „verheerend für die gesamte Gesellschaft“ angesehen wurde. Leider kann man nicht abschätzen, inwieweit die „Moderne“ Einzug in Ratingen gehalten hat. Peczynskys Fazit fällt vage aus: „Die Analyse der Zeitungsartikel lässt dabei kaum Rückschlüsse über die Zahl der Individuen in Ratingen zu, die ihren Lebensstil an den revolutionären Ideen der 1920er-Jahre ausrichteten. Immerhin zeigten aber sowohl Anzeigenteil als auch Glossen, dass offensichtlich einige Ratingerinnen und Ratinger diesen Freiraum sehr wohl nutzten. Allerdings ist ebenso davon auszugehen, dass die überwiegend konservative Leserschaft mit der Haltung der Redaktion und ihrer veröffentlichten Meinung weitgehend übereinstimmten.“

Den Band beschließen: eine historische Erzählung von Gisela Schöttler „Die Rache des kleinen Bruders“; das Diskussionsforum mit Informationen zu den „Stolpersteinen“ des Künstlers Gunter Demnig, die an die Opfer der NS-Diktatur erinnern sollen, und mit einer Suchmeldung zu Therese Schlösser (1854 - ?), einer gebürtigen Ratingerin, die in Mönchengladbach bei der Gewerbeinspektion tätig war; Buchbesprechungen und die Fortsetzung der „Ratinger Bibliographie“, bearbeitet von Joachim Schulz-Hönerlage.

Der neunte, besonders umfangreiche Band des „Ratinger Forums“ zeichnet sich durch das hohe Niveau der Beiträge aus, die viele neue Erkenntnisse vermitteln. Er dürfte daher auch außerhalb der Ratinger Stadtmauern auf Interesse stoßen.

Dr. Klaus Wisotzky

Flughafenstreit

Die Kontroverse um den Ausbau des Düsseldorfer Flughafens von 1952 bis zum Angerland-Vergleich (1965), Marburg: Tectum Verlag 2006, 160 S.

Die Stadt Ratingen und ihre Einwohner haben in den vergangenen Jahrzehnten eine Art Hassliebe entwickelt, wenn es um den benachbarten Düsseldorfer Flughafen geht. Auf der einen Seite werden sehr wohl die wirtschaftlichen Vorteile für die Stadt gesehen und anerkannt, auf der anderen Seite sorgen die Flugzeuge aber durch Lärmemissionen für eine enorme Beeinträchtigung der Lebensqualität derjenigen Bürgerinnen und Bürger, die in der An- und Abflugschneise des Flughafens leben und arbeiten – also vor allem in den Stadtteilen Tiefenbroich, Lintorf, Breitscheid und auch noch Hösel. Deshalb werden alle Aktivitäten des Flughafens hinsichtlich eines Ausbaus und/oder der Erhöhung der Zahl der Flugbewegungen sehr aufmerksam von Ratingen aus verfolgt. Die dem Flughafen durch den so genannten Angerland-Vergleich von 1965 auferlegten Beschränkungen geben der Stadt immer noch ein gewichtiges juristisches Kontrollmittel an die Hand. Wie es zu diesem Vergleich und der damit noch immer geltenden Endausbaustufe des Flughafens gekommen ist, davon erzählt dieses Buch.

Der Konflikt um den Ausbau des Düsseldorfer Flughafens, der zwischen der Stadt Düsseldorf, dem Land Nordrhein-Westfalen und der Flughafenbetriebsgesellschaft auf der einen, den benachbarten Gemeinden und Bürgerinitiativen auf der anderen Seite ausgetragen wurde, bestand bereits seit den ersten Ausbauplänen 1952, die noch eine Anlage der Start- und Landebahnen in Nord-West/Süd-Ost-Richtung vorsahen. Von diesen waren zunächst die Gemeinden Angermund und Wittlaer, die beide zum Amt Angerland gehörten, besonders betroffen. Der Verlauf des Konfliktes wird ausgehend von den ersten bekannt gewordenen Entwürfen zum Ausbau des Flughafens und den darauf folgenden massiven Protesten bis zum Abschluss des Angerland-Vergleichs vor dem Oberverwaltungsgericht Münster nachgezeichnet und analysiert. Dabei spielt immer wieder die Frage der Einrichtung eines Landesflughafens für Nordrhein-Westfalen ein Rolle, von dem aus Interkontinentalflüge möglich sein sollten. Zwei Flughäfen standen dabei in direkter Konkurrenz zueinander: Düsseldorf und Köln-Bonn. Die Entscheidung hierüber zog sich fast über die gesamten 1950er-Jahre hin, ehe dann 1958 das Landeskabinett entschied, den Flughafen Köln-Bonn als Landesflughafen auszubauen, der gleichzeitig der Bundesregierung in Bonn dienen sollte.

Für Ratingen ist hier eine wichtige Untersuchung veröffentlicht worden. In keiner Publikation wurden bisher die ursprünglichen Ausbaupläne für den Düsseldorfer Flughafen vorgestellt und gleichzeitig der Widerstand gegen diesen Ausbau detailliert dargestellt. Das Amt Angerland erwies sich zusammen mit der neu gegründeten „Schutzgemeinschaft Angerland“ als federführend im Kampf gegen den Flughafen. Interessant ist besonders die Argumentation beider Seiten: Wiesen die Befürworter des Ausbaus immer wieder auf die ökonomische Bedeutung eines Ausbaus und die technische Notwendigkeit hin, so argumentierten die Ausbaugegner mit dem durch die Strahlflugzeuge verursachten hohen Lärmpegel. Dieses Argumentationsmuster hat sich im Grunde bis heute nicht verändert.

Wer sich für den Angerland-Vergleich und seine Vorgeschichte interessiert, der wird um diese grundlegende Veröffentlichung nicht herumkommen.

Joachim Schulz-Hönerlage

Barbara Ming (Texte) / Roswitha Riebe-Beicht (Bilder): Kaffeesätze. Mit Einleitungen von Eva Zeller und Jutta Saum, 80 Seiten, ISBN: 3932005333, Arachne-Verlag Gelsenkirchen 2006, 29 Euro

Anfang November legten Barbara Ming und Roswitha Riebe-Beicht ihr gemeinsames Werk „Kaffeesätze“ vor; das Buch ist im Arachne-Verlag erschienen. Beide Herausgeber sind durch viel Engagement und zahlreiche Veranstaltungen oder Veröffentlichungen in den vergangenen Jahren zu zentralen Persönlichkeiten der Ratinger Kunst- und Kulturszene geworden: Barbara Ming, die in diesem Jahr ihren 60. Geburtstag feierte, als Schriftstellerin und Vorsitzende des Literaturkreises ERA e.V. sowie Roswitha Riebe-Beicht (56) als freischaffende Künstlerin.

„Kaffeesätze“ nun ist das Ergebnis einer persönlichen Freundschaft, einer kreativen Zusammenarbeit sowie einer weiblichen Intuition zweier Frauen, die ihr Handwerk sensibel auszuüben verstehen: Ming steuerte ihre prägnanten und scharfsinnigen lyrischen Texte bei, Riebe-Beicht konfrontierte sie mit ihren Kaffeebildern, Zeichnungen auf und aus Kaffeeklecksen, Schattierungen vor den Umrissen des braun-schwarzen Bohnengetränks. Hier ist es eine Tiergestalt, dort ein Gesicht, welches aus dem zufällig entstandenen Kaffeefleck herauslugt und in zarten Bleistiftstrichen dem beiläufigen Löschpapierschwamm ein beseeltes Antlitz entlockt. Fast magisch wirken die feinen Konturen, die von der Künstlerin in der abstrakten Landschaft aus vergossenem Kaffee herausgestellt werden. Nicht zufällig hingegen stehen sich Texte und Bilder gegenüber, gehen einen gewagten Dialog ein, berauschen sich an sich selbst und am jeweiligen Gegenüber; Lyrik und Koffein vermischen sich zu anregender Lektürestimmung.

Waren es früher Wahrsagerinnen, die aus dem Kaffeesatz die Zukunft prophezeien konnten, so ist es heute Barbara Ming, die den Bildern ihre Gedichte zur Seite stellt und sie für sich sprechen lässt. Weder Künstlerin noch Autorin wussten bei der Entstehung ihrer Werke von dem unerwarteten Zusammenspiel beider Gattungen in diesem Buch. Doch erst der gemeinsame Abdruck garantiert, dass beide Sparten voll zur Geltung kommen. Ming hat hier eine gut gewählte Auswahl zusammengestellt. Mit ihren besten Texten hat sie nicht gegeizt: Vielleicht ist diese Sammlung die schönste ihrer Art der vergangenen Jahre, vermutlich sind es die stärksten Dichtungen, die trotz aller Kraft stets leise und unerwartet auftreten. Eindringliche Stimmen erzählen von den letzten Dingen, von ironischen Dramen, von Sinnsuche und menschlichen Zweifeln. Der vermeintliche Kaffeegeruch, der sich beim Öffnen des gelungenen Buches entfaltet, ist für diese Gedichte ein angenehmes Ambiente: Wo die lyrischen Fragen zu arg bohren, zu tief greifen, da wirkt er beruhigend und aromatisch wie am morgendlichen Frühstückstisch.

Dr. Bastian Fleermann

Der Jüdische Kulturverein Schalom e.V. im Internet

Der 2002 gegründete jüdische Kulturverein „Schalom e.V.“ ist seit August dieses Jahres im Internet vertreten. Unter der Adresse www.schalom-ratingen.de können sich Besucher über die Arbeit des Vereins informieren. Ebenfalls werden die Geschichte der Juden in Ratingen erläutert und Literatur zur jüdischen Geschichte im Rheinland vorgestellt. Interessierte können etwas über die jüdischen Feste im Jahreslauf, die der Verein in Ratingen begeht, in Erfahrung bringen. (fleer)

Richard Baumann: Ratingen im Jahreskreis. Sagen, Legenden und Volksbräuche mit Illustrationen von Heinz-Peter Baumann, Münsterschwarzach 2005, 108 Seiten

Heimat, das sind nicht nur Orte und Menschen, sondern auch Vergangenheit, Geschichten, Sagen, Legenden und Volksbräuche, bei denen Mensch und Ort eine geschlossene Einheit eingehen. Der Bonner Volkskundler Alois Döring hat in diesem Jahr seine Sammlung „Rheinische Bräuche durch das Jahr“ (Greven-Verlag) vorgelegt. Das Werk wurde von der Presse wohlwollend aufgenommen. Hierbei wurde betont, dass jeder einzelne Landstrich und jede Gemeinde des Rheinlandes einen ganz eigenen, ganz lokalen Kanon an volkstümlichen Überlieferungen besitzen. Döring rief indirekt dazu auf, die Volksbräuche und Erzählungen jeweils vor Ort zu sammeln und auszuwerten, um einer eingehenden Rezeption ortsgeschichtlicher und regionaler Traditionen Rechnung zu tragen.

Diesem Anspruch kommt das neue Buch des Ratinger Volkskundlers Richard Baumann nach, der in den 1950er-Jahren an der Universität Würzburg promoviert wurde, darauf ins Rheinland kam und viele Jahre engagierter Redaktionsleiter der „Rheinischen Post“ in Ratingen gewesen ist. Nach zahlreichen Veröffentlichungen zur lokalen Geschichte und Volkskunde legt Dr. Baumann nun eine chronologische Sammlung der Ratinger Jahresbräuche vor. Sie ist Gegenstand dieser Buchbesprechung, sie gilt als die erste Zusammenfassung dieses Genres und verdient schon von daher dankbare Anerkennung und ein zahlreiches Lesepublikum. Eine wissenschaftliche Analyse hat Baumann hiermit nicht vorgelegt, hegte jedoch auch nicht einen sol-

chen Anspruch, sondern viel eher den Wunsch, die vielen Versatzstücke Ratinger Brauchkultur systematisch zu ordnen und sie in einem unterhaltsamen Stil dem interessierten Leser zugänglich zu machen.

Dieses Projekt ist ihm auch aufgrund familiärer Unterstützung gut gelungen: Der Sohn des Autors, der Psychiater und Maltherapeut Dr. Heinz-Peter Baumann, unterstützte seinen Vater nämlich, indem er zahlreiche Illustrationen beisteuerte, wodurch der Band an Farbenpracht, optischer Abwechslung, Originalität und Kurzweil gewinnt. So gehen Texte und Bilder einen interessanten Dialog ein.

Fast unzählig sind die Legenden, Schauermärchen, Sagen und Erzählungen, die Baumann hier zusammengetragen hat. Vom Einläuten des neuen Jahres durch die „Märch“ betitelte Hauptglocke der katholischen Pfarrkirche Peter und Paul über das närrische Winterbrauchtum, Fasten- und Osterzeit, Schützen- und Kirmestage im Sommer, bis hin zum Schweineauftrieb im Herbst, dem ersten Weihnachtsbaum in Ratingen überhaupt (1871) und schließlich dem Abschied vom Jahr beim Silvesterfest werden alle wichtigen Stationen des Jahreslaufs berücksichtigt. Wer hätte beispielsweise gedacht, dass der Ratinger Martinszug im November 1894 der erste in der gesamten Region war und jeder ähnliche Umzug zu Ehren des Heiligen nach Ratinger Vorbild abgekupfert war (wenngleich auch die rheinische Martinsforschung hier wissenschaftlichen Einspruch erheben würde)? Die Eggerscheidter Kirmes wurde am Ende des 19. Jahrhunderts zur skandalumwitterten Streitsache, und Kaiser Karl der Große soll einst in Hösel eine Kapelle für den heiligen Bartholomäus gestiftet haben. Auch hier siegt der Charme der Volkserzählung letztlich über die Frage nach historischer Wahrheit. Ebenso ist von den überlieferten Brunnenkreisen die Rede, bei denen sich nachbarschaftliche Kreise einen Brunnen und damit oft auch Geselligkeit und Freude teilten, oder von den gruseligen Schauplätzen alter Schauermärchen, wie etwa dem Stinkesberg und den umliegenden Ratinger Wäldern. Auch Karneval und Sternsinger, die beide als Bestandteile vormoderner Brauch- und Volkskultur in Ratingen auf Traditionen des Spätmittelalters zurückgreifen können, finden im vorliegenden Band Berücksichtigung.

Solche und viele ähnliche Geschichten dürften auch den historisch versierten Leser überraschen und um manche Perspektive bereichern, denn gerade die Kuriositäten am Rande historischer Zusammenhänge sind es, die einer Region die nötige Kontur, einer Stadt erst das wirkliche historische Gesicht und den Menschen kollektives Gedächtnis und regionale Identität verleihen. Sorgfältig hat Baumann hier dankenswerter Weise die Rolle des Sammlers, Auswerters und Herausgebers übernommen. Dass er dabei auf Literatur- oder Quellenverweise verzichtet, tut der Funktion des Buches keinen Abbruch: Dem attraktiv und liebevoll gemachten Band ist ein breites Interesse der Leser zu wünschen. Der stetige Wandel der regionalen Brauchkultur geht indes unverzagt weiter und wird unseren Alltag und das gemeinschaftliche Zusammenleben auch in der Zukunft maßgeblich prägen.

Dr. Bastian Fleermann

Wieder hier draußen

Und wieder hier draußen ein neues Jahr.
Was werden die Tage bringen?
Wird's werden, wie es immer war,
halb scheitern, halb gelingen?
Wird's fördern das, worauf ich gebaut,
oder vollends es verderben?
Gleichviel, was es im Kessel braut,
nur wünsch ich nicht zu sterben.
Ich möchte noch wieder im Vaterland
die Gläser klingen lassen
und wieder noch des Freundes Hand
im Einverständnis fassen.
Ich möchte noch wirken und schaffen und tun
und atmen eine Weile,
denn um im Grabe auszuruhn,
hat's nimmer Not und Eile.
Ich möchte leben, bis all dies Glühn
zurücklässt einen leuchtenden Funken
und nicht vergeht wie die Flamm im Kamin,
die eben zu Asche gesunken.

Theodor Fontane

Bildnachweis

Titelbild: Udo Haafke

Beitrag: „Abschied''
Manfred Buer

Beitrag: „Die Katastrophe im Osten - 60 Jahre Vertreibung“
Putzger „Historischer Weltatlas“, „Das Dritte Reich“, Band III, Kurt Desch-Verlag 1964, „Entdecken und Verstehen“, Band III, Cornelsen-Verlag 1996, RP-Grafik in der „Rheinischen Post“ vom 15.1.2005

Beitrag: „Die Vertreibung aus unserer Heimat Schweidnitz“
Führer „Die Friedenskirche Schweidnitz“, Wahrlich Druck, Meckenheim, o.J., Führer St. Stanislaus und St. Wenzeslaus“, Swidnica 1991, Charlotte Frohnhoff, Diercke Weltatlas von 1937, „Informationen zur politischen Bildung“, Heft 259 (1998)

Beitrag: „Wir kamen alle aus einem Ort“
Martin Mende, Archiv des VLH, Diercke Atlas von 1937

Beitrag: „Ich fahre sicher nie mehr dorthin''
Diercke Atlas von 1937, Archiv des VLH

Beitrag: „Eine Flucht von Ostpreußen nach Lintorf“
Busso Prillwitz, Diercke Atlas von 1960

Beitrag: „Wir sind aus der Zips“
„Großschlagendorf. Geschichte einer deutschen Gemeinde am Fuße der Hohen Tatra“, 2001, „Staatsbürgerliche Informationen“, Heft 56/57, 1957, Elisabeth Tittel, Archiv des VLH, Manfred Buer, Diercke Atlas von 1937

Beitrag: „Kinderjahre im DP-Lager Lintorf''
Marianne Baiowa, Archiv des VLH

Beitrag: „Homo Viator oder: Im Schatten der Rotbuche“
Stich von Matthaeus Merian (1646), Hans Müskens

Beitrag: „Wo?“ (Heinrich Heine)
Anke Jensen-Giehler

Beitrag: „Lebenserinnerungen der Gebrüder Schwaab“
Klaus Sasse „Bilder aus russischer Gefangenschaft“, Waxmann 1999, Rüdiger Overmans „Soldaten hinter Stacheldraht“, Propyläen 2000, Archiv des VLH

Beitrag: „Von Afrika nach Texas“
„Das Dritte Reich“, Texte, Bilder, Dokumente, Band II, Kurt Desch-Verlag 1964, „Spiegel Special 2/2005“, „Das neue Düsseldorf“, Droste Verlag 1957

Beitrag: „Brief an meinen früheren Lehrer Friedrich Wagner“
Archiv des VLH

Beitrag: „Meine Erinnerungen an unsere Ankunft in Lintorf nach der Flucht im Jahre 1946“
Margot Boerakker, Helga Middendorf, Karin Vietz, Archiv des VLH

Beitrag: „Die große Wohnungsnot in der Nachkriegszeit“
Joachim Zeletzki, Archiv des VLH

Beitrag: „Dor Knolli-Bolli, dor Knolli-Brandy odder: De twedde Währung“
Dieter Franck „Jahre unseres Lebens 1945 - 1949“, Piper 1980, Walter Henkels „Alltag in Trizonesien“, Econ 1986, Archiv des VLH

Beitrag: „Ein Kloster mitten in der Stadt“
Hans Müskens, Archiv des VLH

Beitrag: „Ein rheinischer Modellstaat nach französischem Vorbild“
Charles Schmidt „Das Großherzogtum Berg 1806 - 1813“, Bergische Forschungen, Band 27, 1999

Beitrag: „Ratingen, Rheinisch“
Bernd Bastisch, Heinrich Liebermann, Kursbuch der Deutschen Bundesbahn 1965, Archiv des VLH

Beitrag: „Ehrung für Hanni Schorn“
Manfred Buer

Beitrag: „Aus meiner Schulzeit während des Hitler-Regimes“
Hanni Schorn

Beitrag: „Das Thuneser Haus“
Maria Molitor

Beitrag: „De aule Has“
Archiv des VLH

Beitrag: „Von Lintorfer Christen, ihren Pfarrern und Kirchen“
Archiv des VLH

Beitrag: „Abschied von Pater Chris Aarts“
Michael Lumer, Archiv des VLH

Beitrag: „Unser Kaplan Werner Koch ist 80 Jahre geworden“
Wolfgang Kannengießer, „Ortsgespräch“, Pfarrbrief für Kaiserswerth und Kalkum

Beitrag: „Einige Glaubenssätze über das Walten Gottes in der Geschichte“
Dietrich Bonhoeffer, rororo-Bildmonographien, Band 236

Beitrag: „Den Himmel auf die Erde holen“
Hans Müskens

Beitrag: „Eine Vision wird Wirklichkeit“
Ursula Leffers

Beitrag: „Sie kommen…“
„Auf Cranger Kirmes“, F. Coppenrath-Verlag 1992, „Lanz Bulldog - 1921 bis 1960“, Motorbuch-Verlag 1999, „Schausteller gestern - heute - morgen“ Schausteller-Verband Düsseldorf e.V., Stadtarchiv Ratingen - Sammlung Buschhausen, Privat

Beitrag: „Kermesjeld“
Archiv des VLH

Beitrag: „Die Anfänge der Städtepartnerschaft mit Maubeuge“
Gunnar-Volkmar Schneider-Hartmann, Hiltrud Kron, Archiv des VLH

Beitrag: „Stolpersteine zur Erinnerung an ermordete jüdische Bürger Ratingens“
Dr. Erika Münster

Beitrag: „Wie weit sind wir 2006 mit der Integration?“
Stadtarchiv Ratingen, Manfred Buer

Beitrag: „Skulptur des Dialogs“
Yildirim Denizli

Beitrag: „Die GfBH - Der Dialog bestimmt die Gangart“
Petra Dreier/Michael Hanousek

Beitrag: „Ein großartiges Beispiel bürgerschaftlichen Engagements“
Achim Blazy, Stadtarchiv Ratingen, Manfred Buer

Beitrag: „Lintorf im Wandel der Zeiten“
Archiv des VLH

Beitrag: „Friedrich Wagner: Er hatte wahrlich eine große Seele…“
Archiv des VLH

Beitrag: „Laudatio auf Dr. Richard Baumann“
Dr. Heinz-Peter Baumann

Beitrag: „Erinnerungen an das alte Lintorf“
Familie Fink

Beitrag: „50 Jahre Reitercorps Lintorf“
Achim Blazy, St-Sebastianus-Schützenbruderschaft Lintorf, Archiv des VLH

Beitrag: „30. Geburtstag der Stadtteilbibliothek Lintorf“
Manfred Buer

Beitrag: „Haus Salem in Lintorf“
Walburga Fleermann-Dörrenberg

Beitrag: „Wie ein Paradies“
Zeichnungen aus: Lange/Strauß/Dobers „Biologie“, Bände 1 und 2, Schroedel 1967, „Die Welt unserer Tiere“, HörZu-Sammelalbum 1979

Beitrag: „100 Jahre Naturschutz in Deutschland und Europa“
Dr. Erhard Tittel

Beitrag: „Der Ratinger geologische Wanderweg“
Dr. Gerhard Watzel

Beitrag: „Die ‚Golden Girls'“
Maria Molitor

Beitrag: „Lengtörper Kall“
Udo Haafke, Archiv des VLH

Beitrag: „Aus den Aufzeichnungen des Höseler Lehrers Peter Vogel“
Helmut Kuwertz

Beitrag: „Das Kämpchen in Hösel“
Edi Tinschus

Beitrag: „Motorsport in Ratingen und Umgebung“
Thomas von der Bey

Beitrag: „Hammer Juskowiak“
Familie Juskowiak, Manfred Buer

Beitrag: „Laudatio auf Eckhard Franken“
Achim Blazy

Beitrag,. „Die Ratinger Schützen trauern um ihren Ehrenvorsitzenden“
Achim Blazy

Beitrag: „Wie die ‚Quecke' entsteht“
Peter Quack, Alfred Preuß sen., Manfred Buer

Beitrag: „In eigener Sache“
Heiner Müller-Elsner („Stern“ Nr. 59, 2005), Archiv des VLH, Manfred Buer, Anke Jensen-Giehler

Beitrag: „Denkmalschutz für Haus Bethesda“
Archiv des VLH, Manfred Buer, Theodor Fliedner Stiftung

Wir haben viele Eisen im Feuer.

Das können Sie ruhig wörtlich nehmen. Denn überall dort, wo es in der Industrie heiß hergeht, finden Sie KARRENA. Weltweit gehören wir zu den führenden Unternehmen im Feuerfest- und Schornsteinbau.
Unsere Kunden erwarten ein Höchstmaß an Zuverlässigkeit, entscheidet doch die Feuerfest- und Schornsteintechnik wesentlich über das Funktionieren der Gesamtanlage.
KARRENA bietet über 80 Jahre Erfahrung in diesem hochspezialisierten Baubereich. Durch eigene Forschung und Entwicklung haben wir die Maßstäbe für den Feuerfest- und Schornsteinbau wesentlich mitgeprägt. Sorgfältige Planung und Konstruktion sind für uns ebenso selbstverständlich wie modernste Montagetechnik und konsequente Qualitätskontrolle.
So kann jeder Kunde sicher sein, mit KARRENA gleich „mehrere Eisen im Feuer" zu haben. Und so die richtige Vorsorge zu treffen für eine langlebige und damit kostengünstige Lösung seiner spezifischen Anforderung im Feuerfest- und Schornsteinbau.

KARRENA

Qualität auf höchstem Niveau.

KARRENA GmbH, Breitscheider Weg 34, D-40885 Ratingen-Lintorf, Tel.: (02102) 938-0 • Fax: (02102) 938-444
e-mail: info@karrena.de, Internet: www.karrena.com

www.sparkasse-hrv.de
Hand in Hand mit den Menschen,
Institutionen und Vereinen
in unseren Städten.
Sparkasse
Hilden • Ratingen • Velbert
Als Geldinstitut, das fest in der Heimatregion verwurzelt ist, haben wir auch eine ganz besondere Verpflichtung für soziales, kulturelles und sportliches Engagement. Ohne unsere Förderung stünden manche Initiativen und Vorhaben auf dem Spiel. Deshalb sorgen wir auch weiterhin dafür, dass in unserer Region vieles möglich ist und manches besser läuft.